Geschichte der römischen Literatur.

Zweiter Band.

C

Geschichte

der

römischen Literatur.

Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte

von

Professor Dr. Eduard Munk.

Zweite Auflage.

Bearbeitet

von

Dr. Oskar Seyffert,

Oberlehrer am Sophien-Gymnasium zu Berlin.

Zweiter Band.

Geschichte der Literatur der Römer von der Zeit des Augustus bis zum sechsten Jahrhundert nach Christus.

Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1877.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Die classische Literatur.

Zweite Abtheilung.

Die Zeit des Augustus, von 714 (40 v. Chr.) bis 768 (14 n. Chr.).

A. Poesie.

Durch den Sieg bei Actium, 723 (31), wird Octavianus unbestrittener Alleinherrscher des römischen Reiches. Der Neffe des großen Oheims wird der Caesar des Friedens, pacificator orbis terrarum. L'empire c'est la paix war auch damals die Phrase, die das der Revolutionen und der Bürgerkriege müde Volk über den Verlust der Freiheit tröstete und in Augustus den Retter des Staates erblicken ließ. Die politischen Leidenschaften hatten ausgetobt, und es trat mit der wiedergewonnenen Ruhe eine allgemeine Erschlaffung ein. Die Folge derselben war der selbstsüchtigste Materialismus, der in dem ungestörten Lebensgenusse den positiven Gewinn fand, den man aus der Erfahrung gezogen zu haben glaubte, daß in den idealen Gütern der Tugend und Freiheit das Glück nicht liege.

Bürger, o Bürger, zuerst muß Geld zu erwerben man suchen,
Tugend nach klingender Münze,

war das allgemeine Losungswort (Hor. epist. I, 1, 53). Und dieser Materialismus wurde von dem Machthaber gefördert; nur hielt er klug auf die Bewahrung des äußeren Scheines und Anstandes. Durch strenge Polizeigesetze wurden äußerlich der Demoralisation, die der Geldgeiz und die Genußsucht zur Folge hatten, Schranken gesetzt, und eine zur Schau getragene fromme Verehrung der Götter verdeckte oberflächlich den Unglauben und den religiösen Indifferentismus, der zur Zeit der bürgerlichen Unruhen allgemein geworden war. Die alte Römertugend war geschwunden und mit ihr die echte Vaterlandsliebe. Doch führte man jetzt mehr als sonst die römische Tüchtigkeit, Einfachheit und Mäßigkeit im Munde, zu der zurückzukehren man doch nicht die Neigung und die Kraft hatte. Man pries den Augustus als den Wiederhersteller des Römerthums, das doch nur durch die Anstrengung Aller wiederhergestellt werden konnte.

In dieser Welt des Scheines und der Heuchelei war nur Eines wahr und wirklich: die höhere Bildung, die gerade in der letzten Zeit der Republik zu einer Macht geworden war, die auch die Monarchie nicht ignoriren durfte. Augustus erkannte es, daß er nur dann des Reiches Herr sein könne, wenn er auch über die geistigen Bestrebungen eine Hegemonie übe, und mit kluger Berechnung machte er wie in der Politik, so auch in dem Gebiete des Geistes nicht seinen despotischen Herrscherwillen geltend, sondern schien mehr ein mildes Patronat zu üben, das die Freiheit des Einzelnen nicht beschränkte. Er hatte in seiner Jugend eifrig und mit vielem Fleiße Beredtsamkeit und andere liberale Studien getrieben und sich später in Prosa und Versen auch als Schriftsteller versucht. So schrieb er Ermahnungen zur Philosophie (hortationes ad philosophiam), eine schriftliche Erwiederung an Brutus über Cato (rescripta Bruto de Catone), Denkwürdigkeiten über sein Leben (de vita sua) in 13 Büchern, bis zum cantabrischen Kriege reichend; ferner gab es von ihm ein Gedicht Sicilien in Hexametern und ein mäßiges Bändchen Epigramme, die er meist im Bade verfaßt hatte. Auch eine Tragödie Aiax hatte er mit großem Eifer zu schreiben angefangen; als er aber mit dem tragischen Ausdruck nicht gut zurecht kommen konnte, wischte er, was er geschrieben, wieder aus, und als ihn seine Freunde fragten, was denn sein Aiax mache, erwiederte er, er habe sich in den Schwamm gestürzt. In seinen Reden befleißigte er sich der Eleganz und eines gemäßigten Tones, indem er allen unnöthigen Schwall, wie zugleich die allzu ängstliche Concinnität von Gedanken und Ausdrücken, vorzüglich aber, wie er sich selbst ausdrückte, den Modergeruch verlegener Worte (reconditorum verborum foetores) mied. Seine Hauptsorge war, seine Meinung so klar als möglich auszudrücken, so daß er selbst keinen Anstand nahm, der Deutlichkeit zu Liebe die Gebote der Grammatik und der Rhetorik zuweilen zu übertreten. Mit gleichem Ekel waren ihm affectirte, wie alterthümelnde Redner und Schriftsteller zuwider. Im täglichen Gespräche ließ er sich ziemlich gehen und brauchte gern plebejische Redensarten und Worte. Im Griechischen hatte er eine gründliche Kenntniß, wenn er es auch nicht zum Sprechen und Schreiben brachte. Bei der Lectüre von Schriftstellern in beiden Sprachen verfolgte er Nichts mit solcher Aufmerksamkeit, als die für das öffentliche, wie für das Privatwohl heilsamen Lehren und Beispiele. Hiervon machte er wörtliche Auszüge und schickte sie an die Beamten seines Hauses oder an die Leiter der Heere und Provinzen oder an die Stadtbehörden, jenachdem die einen oder die anderen der Ermahnung bedurften. Im Senate las er oft ganze Schriften selber vor und ließ sie dem Volke durch ein Edict bekannt machen, so die Rede des Q. Metellus über die Vermehrung

der Nachkommenschaft und die des Rutilius über die Beschränkung in Bauten, um die Leute zu überzeugen, daß er nicht der Erste sei, der auf Beides seine Aufmerksamkeit gerichtet habe, sondern daß es sich schon die Alten hätten angelegen sein lassen. Sein Hauptverdienst war, daß er die hervorragenden Geister seiner Zeit auf alle Weise begünstigte; er hörte ihre Vorlesungen mit Bereitwilligkeit und Ausdauer an, und zwar nicht blos Gedichte und geschichtliche Darstellungen, sondern auch Reden und Gespräche. — So schildert Sueton (Aug. 84—89) den Augustus, und wir erkennen in ihm einen Mann von gesundem Geschmacke und praktischem Verstande, der, wenn er sich auch jeder unmittelbaren Einwirkung enthielt, doch es so zu leiten verstand, daß die Literatur die Richtung nahm, die dem Geiste des veränderten Staates, wie seinem eigenen Interesse am angemessensten war. In diesem Sinne hat auch Horaz an ihn epist. II, 1 gerichtet, worin er ihn zum Schiedsrichter zwischen der alten und neuen Poesie macht.

Während Augustus selbst sich in würdevoller Ferne hielt, waren es zwei seiner Freunde, die in seinem Geiste für die Förderung der Kunst und Literatur thätig waren. M. Vipsanius Agrippa versah die Stadt und die Provinzen mit schönen und nützlichen Bauwerken und sammelte Kunstschätze, die er dem Volke zugänglich machte; C. Cilnius Maecenas schaarte die ausgezeichnetsten Schriftsteller um sich, weniger um auf ihre Productionen selbst einzuwirken, als um ihnen einen Vereinigungsort zu bieten, wo sie durch gegenseitigen Verkehr in eine innigere und fruchtbare Berührung mit einander kämen. Maecenas selbst hat sich zwar auch in verschiedenen poetischen und prosaischen Gattungen versucht; aber wir können nach dem, was die Alten von seiner geschnörkelten und schwülstigen Manier berichten, die Augustus selbst in einem uns von Macrobius (Sat. II, 4) erhaltenen Briefe in witziger Nachahmung bespöttelt, und die Tacitus im dialogus de oratoribus (23) mit dem Ausdrucke calamistri Maecenatis, die Haarkräuslertouren des Maecenas, bezeichnet, ihm unmöglich einen bedeutenden Einfluß auf die künstlerische Entwicklung der damaligen Dichter zuschreiben, müssen ihm jedoch nach dem Zeugnisse des Horaz (sat. I, 9, 50) einen richtigen Tact wohl zuerkennen, die Männer von Geist herauszufinden und durch seine gewinnende Art an sich zu ziehen, einem Jeden seinen Platz anzuweisen und ihm in der Wahl seiner Stoffe an die Hand zu gehen, wobei er des Dichters Interesse mit seinem eigenen und dem seines mächtigen Freundes gut zu verbinden verstand. — Außer Maecenas bildeten auch noch andere bedeutende Männer literarische Cirkel um sich, so M. Valerius Messalla Corvinus und vor Allen C. Asinius Pollio, der nicht nur durch eigene Productionen in allen literärischen Fächern, sondern auch durch kritische Vorlesungen und

rhetorische Uebungen einen bedeutenden Einfluß auf seine jüngeren Zeitgenossen übte. Er war es auch, der zuerst seine reiche Sammlung literärischer Schätze dem Publicum zum freien Gebrauch öffnete, und nach seinem Beispiele stiftete Augustus zwei größere öffentliche Bibliotheken, die Octaviana am Theater des Marcellus, 721 (33), und die Palatina in den Hallen des palatinischen Apollotempels, 726 (28). Pompeius Macer wurde mit der Anordnung und der Einrichtung der Bibliotheken beauftragt (Suet. Caes. 56) und zu Bibliothekaren der Octaviana C. Melissus, der Palatina C. Julius Hyginus ernannt (Suet. de gramm. 20; 21).

Es waren so alle Bedingungen gegeben zu einer glänzenden Entfaltung der Literatur, vorzugsweise der Poesie, da die politischen Verhältnisse die Beredtsamkeit und die Geschichte mehr in den Hintergrund drängten. Die Dichter, die unter dem Einflusse des Hofes standen, nach dessen Beifalle sie strebten, mußten sich ihrer hohen Gönner würdig präsentiren, denen nur, was durch eine geschmackvolle Form und einen geistreichen Inhalt sich empfahl, geboten werden durfte. Die republikanischen Dichter hatten sich mehr gehen lassen können, und in der That waren sie auch nicht gerade sehr wählerisch in Worten und Versen. Es fehlte ihnen nicht der Geist, sondern die Feile und wohl auch die Gelegenheit und die Ausdauer zu einem tieferen Eindringen in die griechischen Muster. Die neue Schule mied diese Fehler und gelangte zu einer formellen Vollkommenheit, die sie ihren Vorbildern, den griechischen Classikern, würdig zur Seite stellte und sie noch die alexandrinischen Dichter, zu deren Nachahmung die Aehnlichkeit der politischen Situation und der socialen Stellung, so wie die Richtung der Zeit sie hintrieb, an weltmännischer Gewandtheit und Feinheit des Geschmackes übertreffen ließ. Doch trat die nationale Eigenthümlichkeit, der eigentlich römische Geist, mehr in den Hintergrund; denn sie schrieben nicht als Nationaldichter für das Volk, sondern als Kunstdichter unmittelbar für die höchsten Classen des damaligen Roms, in denen eine allgemeine Bildung die streng nationale verdrängt hatte. Daher tragen auch die Dichter dieser Zeit ein mehr universelles Gepräge, das sie dem Verständnisse der Gebildeten aller Nationen und Zeiten zugänglicher macht, und darum sind sie noch mehr wie die griechischen Classiker die Lieblingsdichter und Vorbilder der modernen Völker geworden. Schon ihre Zeitgenossen haben diesen Mangel an nationalem Gepräge erkannt, und deshalb hat auch die ältere Generation aus der Zeit der Republik die früheren Dichter diesen modernen vorgezogen. Diese Vorliebe war gerechtfertigt als hervorgegangen aus Pietät und Nationalgefühl, durfte sich aber nicht so weit erstrecken, von den Dichtern der Gegenwart zu fordern, daß sie auf einem literärischen Stand-

puncte verharren sollten, der durch die größere Bildung und die veränderten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und die von ihnen bedingten Anschauungen schon überwunden war. Daher ist auch die Polemik des Horaz gegen die republikanischen Dichter und ihre Verehrer eine gerechtfertigte, wenn wir auch auf der anderen Seite zugestehen müssen, daß die formelle Correctheit und die geistreiche Darstellung der classischen Dichter den patriotischen Römer für den Mangel an dem Geiste, der ihm als der echt nationale erschien und den er in seinen alten Dichtern fand, nicht entschädigen konnte. Solche Meinung, wenn sie sie auch nicht theilten, ehrten jedoch Virgil und Horaz an Männern wie Asinius Pollio, während sie mit Recht die Dichterlinge, die sich den Vorzug vor ihnen anmaßten, weil sie, die römischen Gottschede, wie sie Voß nennt, an den veralteten Formen pedantisch klebend, sich als die alleinigen Bewahrer römischer Poesie betrachteten, mit witzigem Spott und verdienter Verachtung verfolgten, wie den Maevius, den stinkenden Dichter, wie ihn Horaz nennt (epod. X, 2), und den Bavius. — Wie das specifisch Italische und Römische auch jetzt noch einer lebendigen Fortbildung und zeitgemäßen Behandlung fähig sei, das hat Horaz auf geniale Weise in seinen Satiren und Episteln gezeigt. In ihnen ist der italische Witz und Humor, der uns zuerst in seiner rohesten Form in den Volksspielen begegnet ist, gepaart mit römischer Urbanität, nach den unvollkommenen Versuchen des Ennius und Lucilius zu einer solchen classischen Vollendung gekommen, daß der Römer mit gerechtem Stolze sagen konnte: Die Satire ist ganz unser Eigenthum!

Die damaligen Dichter fanden eine große Empfänglichkeit vor. Für die Dichtkunst war ein allgemeines Interesse vorhanden. Das Dichten war fast epidemisch geworden. Wenn der Römer sich früher nur praktischen Geschäften hingab, so, sagt Horaz (epist. II, 1, 108):

Hat jetzt ganz das bewegliche Volk die Neigung geändert:
Nur von der Schreiblust glüht es allein noch; Kinder und ernste
Väter bekränzen bei Tisch sich mit Laub, recitiren Gedichte. —
Ungelehrt und gelehrt, gleichviel, wir schreiben Gedichte!

Viel Mittelmäßiges und Schlechtes mochte zu Tage kommen, zumal da gefällige Freunde nicht eine strenge Kritik übten, sondern lobten, um wieder gelobt zu werden. Doch schadete solcher Dilettantismus jetzt weniger, da der Hof die begabtesten Männer, die es mit der Poesie ernst meinten, heranzog und ihren Leistungen Beachtung und Anerkennung zu verschaffen wußte, so daß ihnen der Sieg nicht schwer werden konnte. Schon ehe Augustus und seine Freunde solchen Einfluß üben konnten, hatte Asinius Pollio einen Kreis von Dichtern und Kunstkennern um sich gesammelt, und dieses collegium poetarum, nach dessen Muster sich später

andere bildeten, vertrat den Fortschritt und den guten Geschmack gegen die Schaar der Dichterlinge, die, wie jener Alpinus, Schwulst für Poesie hielten (Hor. sat. I, 10, 36), oder die sich in einer pedantischen Nachahmung gefielen und von denen Horaz sagt (epist. I, 19, 19):

O Nachahmer, ihr knechtisches Vieh, wie erregte mir euer
Tolles Gebahren die Galle so oft, wie so oft mir das Lachen.

Wie wir aus Horaz (sat. I, 10, 40—47) schließen dürfen, umfaßte dieser Kreis Alle, die damals durch ihr Talent hervorragten. Sie zeigten durch eigene Productionen den Weg zum Besseren, indem Jeder die Gattung der Poesie wählte, zu der er sich am meisten hingezogen fühlte: Fundanius das Lustspiel, Pollio das Trauerspiel, Varius das heroische Epos, Vergilius die bukolische und didaktische Poesie und Horatius die Satire. Zugleich verstanden sie es, in einer scharfen Kritik und witzigen Polemik die Angriffe ihrer Gegner zurückzuweisen, wie Horaz die Verächter seiner Satire geißelt (sat. I, 10, 78):

Soll mich der Wanzenstich des Pantilius kümmern? mich kränken,
Wenn mich hinter dem Rücken Demetrius stichelt? der fade
Fannius auf mich schimpft, er eines Hermogenes Tischgast.

Varius, Vergilius und Horatius schlossen sich enger an einander und wurden die hervorragendsten Mitglieder des Kreises, den Maecenas um sich bildete. Dieses Dichterkleeblatt wagte sich bei erstarkter Kraft und gereifter Erfahrung an größere Aufgaben: Varius an die Tragödie, Vergilius an das Epos und Horatius an die höhere Lyrik, und diesen Männern verdankt vorzugsweise die Zeit des Augustus den Glanz, in dem sie ähnlich wie die Zeit des Perikles strahlt.

Der große Aufschwung der lateinischen Poesie im Zeitalter des Augustus war jedoch nicht in allen Dichtgattungen ein gleichmäßiger. Denn blieb auch die dramatische Poesie nicht ganz ohne Pflege, so vermochte sie es doch nicht zu einer gedeihlichen und fortwirkenden Entwicklung zu bringen neben dem durch die Gunst des Augustus und durch das Gefallen der Menge an prunkhaften Darstellungen in dieser Zeit auf dem Theater zur Herrschaft gelangenden Pantomimus. Ganz besonders gilt dies von der Comödie. Der oben erwähnte Fundanius verdankt seine Erwähnung als Verfasser von Lustspielen in der Art der Palliata wohl nur der Freundschaft des Horaz. Des erfolglosen Versuches des gelehrten C. Melissus, die seit Afranius erloschene Togatendichtung durch Einführung einer neuen Gattung, der sogenannten trabeata, wieder zu beleben, ist schon früher gedacht worden (I, 185). Mimen schrieb Philistion, doch, wie es scheint, in griechischer Sprache. Was die tragische Dichtung betrifft, so werden, um

nur auch sonst namhafte Personen zu nennen, die Tragödien des Asinius Pollio zwar noch von Virgil (ecl. VIII, 10) und Horaz (c. II, 1, 9; sat. I, 10, 42) mit hoher Achtung erwähnt; doch scheint ihre Anerkennung mehr dem hohen Gönner als dem Dichter gegolten zu haben. Daß ihr Stil noch die alterthümliche Farbe der republikanischen Tragödie bewahrte, lehrt das Zeugniß des Tacitus (dial. de or. 21), der den Pollio einen Nachbildner des Pacuvius und Attius wegen seiner Härte und Trockenheit nennt. Weit über seine dramatischen Versuche stellt Tacitus (a. a. O. 12) die Tragödien des Varius und Ovidius, die sich sicherlich in Sprache wie Metrik von dem Einflusse der älteren Dichter ganz frei gemacht und die neue Kunstrichtung auch auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung vollständig zur Geltung gebracht haben werden. Ihre Tragödien mochten sich zu denen der republikanischen Zeit ungefähr verhalten, wie die Aeneis des Virgil zu den Annalen des Ennius.

1. L. Varius Rufus.

L. Varius Rufus scheint älter gewesen zu sein als Virgil; jedenfalls hatte er sich schon einen Namen als epischer Dichter gemacht, als dieser seine Eclogen schrieb. Er stellt ihn ecl. IX, 36 mit Cinna zusammen, indem er den Lycidas sagen läßt:

Auch mich ja schufen zum Dichter
Die Pieriden, auch ich weiß Lieder; es nennen die Hirten
Auch mich Seher, doch hüt' ich mich wohl, es ihnen zu glauben;
Denn an Varius oder an Cinna reich' ich, so scheint's mir,
Lange noch nicht: ich schnattre als Gans, sie singen als Schwäne.

Ueber sein Leben wissen wir außerordentlich wenig. Er war neben Virgil nach dem Zeugnisse des Horaz (ep. II, 1, 247) der Lieblingsdichter des Augustus, auch eng befreundet mit Maecenas, bei dem er Horaz zuerst einführte. Innige Freundschaft verband ihn mit diesem und mit Virgil, der ihm in Gemeinschaft mit Plotius Tucca die Herausgabe seiner Aeneis bei seinem Tode übertrug. Gestorben ist er um das Jahr 740 (12), da ihn Horaz a. a. O. als todt erwähnt. — Das erste von seinen uns bekannten Dichtwerken ist das dem Andenken Caesar's gewidmete epische Gedicht de morte, das er in der nächsten Zeit nach Caesar's Tode geschrieben haben muß. Einige Fragmente dieses Gedichtes sind uns bei Macrobius (Sat. VI, 1; 2) erhalten, aus denen hervorgeht, daß Virgil manche Stellen daraus in den Eclogen und dem Gedichte vom Landbaue nachgeahmt hat. Nach dem Urtheile des Horaz sat. I, 10, 43:

Ein treffliches Epos wie Keiner
Führet der feurige Varius durch

war er im Beginne dieses Zeitalters der bedeutendste epische Dichter, und so bezeichnet denn auch Horaz c. I, 6, 1 ffg. ihn, „des maeonischen Liedes Schwan“, als die geeignete Persönlichkeit, um Agrippa's Thaten zu besingen. Ferner verfaßte er einen panegyricus Augusti, aus dem Horaz zwei Verse erhalten hat (epist. I, 16, 27—28):

Ob dein Wohl mehr wünschet das Volk, ob mehr du des Volkes,
Mög' in Zweifel er lassen, der gnädig für dich und die Stadt sorgt,
Juppiter.

Den höchsten Ruhm aber erwarb er als tragischer Dichter mit seinem Thyestes, der für ein Meisterwerk galt. Quintilian (X, 1, 98) meint sogar, daß diese Tragödie den Vergleich mit jeder griechischen aushalte. Das Stück wurde bei den Festspielen aufgeführt, die zur Feier des Sieges bei Actium im Jahre 725 (29) gegeben wurden, und von Augustus mit einer Million Sestertien (gegen 180,000 Mark) honorirt. Es scheint im 8. Jahrhundert n. Chr. noch vorhanden gewesen zu sein. Erhalten hat sich nur ein einziges sicheres Bruchstück bei Quint. III, 8, 45.

2. P. Vergilius Maro.

Ueber des Dichters Leben bietet außer seinen Schriften und den Notizen anderer Schriftsteller vornehmlich die vita Vergili des Donatus, aus Sueton und anderen Biographen zusammengetragen und mit vielen Sagen und Geschichtchen verschiedener Zeiten vermehrt, ein reiches Material. P. Vergilius (Virgilius ist mittelalterliche Schreibart) Maro war unter dem Consulat des Pompeius und Crassus an den Iden des October 684 (15. October 70), zu Andes, einem Dorfe in der Nähe von Mantua, geboren. Sein Vater, Besitzer eines kleinen Gutes, ließ ihn in Cremona erziehen und schickte ihn, nachdem er 699 (55) die männliche Toga angelegt hatte, nach Mailand. Im Jahre 701 (53) kam er nach Rom und hörte daselbst den Rhetor Epidius, vornehmlich aber den Epikureer Siro, den Freund des Cicero. Daneben beschäftigte er sich mit dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, sowie auch der Medicin. Seine schwächliche Gesundheit hinderte ihn, sich dem Staats- oder Kriegsdienste zu widmen. Wieder nach seiner Heimath zurückgekehrt, fand er in der Bewirthschaftung des väterlichen Gutes und in dem Studium der griechischen Dichter eine ihm zusagende Beschäftigung. Als Dichter trat er an die Oeffentlichkeit zuerst mit seinen in den Jahren 713—5 (41—39) verfaßten bukolischen Gedichten (bucolica), zu denen ihm die erste Anregung Asinius Pollio gegeben zu haben scheint.

Im Jahre 711 (43) erhielt nämlich Asinius Pollio als Legat des Antonius die Verwaltung von Gallia transpadana. Hier scheint er im näheren Umgange mit Virgil dessen Dichtertalent erkannt zu haben, und er verwies ihn auf die bukolische Poesie nach dem Muster des Theokrit, da er gerade diese der ländlichen Beschäftigung und dem milden Charakter Virgil's besonders angemessen halten mochte. Virgil dichtete hierauf zwei Idyllen (eclog. II und III), in denen er sich noch streng an Theokrit hält und jede deutliche Beziehung auf sich selbst vermeidet. — Das erste Gedicht ist eine freie Nachbildung des 3. und 11. theokritischen Idylls; einige Verse sind fast wörtlich übersetzt. Der Hirte Corydon liebt den schönen Alexis, der ihn verschmäht. Er klagt über des Knaben Grausamkeit, preist ihm seinen Reichthum, verspricht ihm Geschenke. Alles umsonst. Zuletzt entschließt er sich, seine thörichte Liebe aufzugeben:

Corydon, Corydon, ach! welch Wahnsinn hat dich ergriffen!
Halb nur beschnitten ist dir an der laubigen Ulme der Weinstock.
Denke doch lieber zum Wenigsten dran, ein Geräth dir zu flechten,
Wie es die Wirthschaft bedarf, aus Zweigen und biegsamen Binsen!
Wird ja, wenn der dich verschmäht, schon ein andrer Alexis sich finden.

Das folgende Idyll (ecl. III) ist dem 4. und 5. Idyll des Theokrit nachgebildet. Zwei Hirten, Damoetas und Menalcas, treffen sich, necken einander und vereinigen sich endlich zu einem Wettstreit. Der Nachbar Palaemon wird zum Schiedsrichter gewählt. Der amoebaeische Wettgesang (60—107) besteht aus je zwei Versen, in denen der erste Sänger ein Thema angiebt, das der zweite aufnimmt und entweder überbietet oder durch ein Entgegengesetztes widerlegt. Damoetas ruft den Juppiter an, Menalcas den Phoebus; jener preist seine Galatea, dieser seinen Amyntas; beide ziehen sich mit der Phyllis auf; beide rühmen den Pollio und tadeln die schlechten Dichter, rufen den Hirtenknaben Warnungen zu, klagen über das schlechte Aussehen des Viehes und schließen mit Räthseln, die sie sich gegenseitig aufgeben. Palaemon erkennt beiden den Sieg zu:

Schließt nun, ihr Knaben, die Bäche; genug schon tranken die Wiesen.

Auf eine feine Weise hat Virgil in dem Lobe des Pollio, des Dichters und Dichterfreundes, im Gegensatz zu den neidischen und schmähsüchtigen Dichtern Maevius und Bavius, seinen Dank ausgedrückt für das Interesse, das der ruhmgekrönte Mann an ihm, dem unbekannten, angehenden Dichter, genommen. Die Verse lauten (84—91):

Pollio liebt, ist ländlich sie auch, doch unsere Muse:
Weidet ein Kalb, Pieriden, dem Würdiger eures Gesanges.
Pollio selbst stimmt neue Gesänge an: weidet den Farren,
Der schon stößt mit dem Horn und den Sand aufwirft mit den Füßen.
Wer dich, Pollio, liebt, komm' hin, wo dein er sich freue;
Honig ström' ihm; es trage der Brombeerstrauch ihm Amomum.
Wer nicht Bavius haßt, sei, Maevius, deinem Gesang hold;
Spannen auch mög' er die Füchs' an den Pflug und melken die Böcke.

Ebenso hält sich frei von Zeitanspielungen und ist daher vielleicht auch zu den ältesten Stücken dieser Gattung zu rechnen ecl. VII, eine Nachbildung von idyll. VI des Theokrit. Dieselbe giebt wieder einen Wechselgesang zwischen zwei Hirten in amoebaeischer Form in vierzeiligen Strophen. Der Hirt Meliboeus erzählt, wie ihn Daphnis einst aufgefordert habe, am Ufer des Mincius im Schatten einer Eiche den Wettgesang zweier Hirten aus Arkadien, Corydon und Thyrsis, anzuhören. Er wiederholt, was Jeder gesungen. Corydon wurde von Daphnis der Preis:

Und seit der Zeit nun ist Corydon Corydon für uns.

Nach ecl. II und III und wahrscheinlich noch vor der 714 (40) gedichteten neunten Ekloge ist eclog. V verfaßt. Zwei Ziegenhirten, Menalcas und Mopsus, treffen sich in einer waldigen Berggegend. Der Eine rühmt des Anderen Kunst des Gesanges; sie begeben sich in eine kühle Grotte, wo sie sich durch einen Wettgesang erproben wollen. Mopsus singt von dem Tode des Daphnis (20—44): Um Daphnis klagten die Nymphen, als die Mutter, die erbarmungswürdige Leiche des Sohnes umschlingend, die Götter und Sterne grausam nannte; um ihn trauerten die Hirten und selbst die Löwen der Wildniß. Daphnis lehrte armenische Tiger an den Wagen spannen, Daphnis auch die bacchischen Reigen führen und die biegsamen Stäbe mit weichem Blätterwerk umwinden:

Wie die Reben den Bäumen ein Schmuck, die Trauben den Reben,
Wie den Heerden der Stier, die Saaten dem fetten Gefilden:
Also warst du der einzige Schmuck den Deinen. —

Als Daphnis sein Geschick erreichte, da verließen Pales und Apollo die Fluren. Wo sonst großkörnige Gerste der Landmann den Furchen vertraute, da wächst jetzt Lolch und Windhafer, und statt Veilchen und Narcissen sprossen Disteln und Dornen. Ein Grabmal sollen dem Daphnis die Hirten an den Quellen errichten und darauf schreiben:

Daphnis, bekannt in den Wäldern, von hier bis hinauf zu den Sternen,
War ich schönem Vieh ein Hüter, doch selber noch schöner.

Menalcas lobt den Gesang; er will den Gegengesang dazu liefern und die Vergötterung des Daphnis singen; denn auch ihn liebte Daphnis. Er singt (56—80): Wie staunt der Verklärte an der Schwelle des Olympus, indem er Wolken und Sterne zu seinen Füßen erblickt! Freude herrscht ringsum und Sicherheit; Ruhe und Frieden liebt ja der gute Daphnis. Berg und Fels und Wald erheben die jubelnden Stimmen: Ein Gott, ein Gott ist er! Sei den Deinen hold und freundlich! Ihm werden Altäre errichtet und Feste und Opfer geweihet:

Stets wird Name und Ruhm und Ehre dir bleiben so lange,
Als sich der Eber des Forsts und der Fisch sich des Flusses erfreuet,
Als sich von Thymian nähret die Bien' und von Thau die Cicade.
So wie Bacchus und Ceres wird dir auch jährlich der Landmann
Weihen Gelübd'; auch du wirst ihn zur Lösung verpflichten.

Der Wettstreit ist geendet. Die Hirten beschenken einander. Menalcas reicht dem Mopsus eine Hirtenpfeife mit den Worten:

Laß die Pfeife zuerst aus zerbrechlichem Rohre dir schenken;
Sie hat: „Corydon fühlte der Leidenschaft Gluth für Alexis,"
Sie auch: „Weß ist das Vieh? Meliboeens?" mich einstens gelehret.

Mopsus giebt dem Menalcas einen Hirtenstab.

Schon im Alterthume hat man vermuthet, daß Virgil unter der Gestalt des berühmten Hirtenheros Daphnis eine Person seiner Zeit verherrlicht habe; so waren Manche der Ansicht, daß der eigentliche Gegenstand des Gedichtes der Tod und die im Jahre 712 (42) stattgefundene Apotheose Caesar's sei. In diesem Falle stände diese Ecloge mit den sogleich zu erwähnenden Ereignissen in engem Zusammenhange; denn zu der Verherrlichung Caesar's könnte Virgil, der sich selbst als Menalcas durch die Anführung der Anfangsworte seiner zweiten und dritten Ecloge zu erkennen giebt, kaum durch etwas Anderes bewogen worden sein, als durch den Wunsch, sich dadurch der Gunst Octavian's zu empfehlen, der ihn allein aus dem über ihn hereingebrochenen Unglücke erretten konnte.

Als im Jahre 713 (41) neben anderen oberitalischen Städten die Ländereien von Cremona den Veteranen von den Triumvirn überwiesen wurden, ward auch ein Theil des benachbarten mantuanischen Gebietes den Besitzern entrissen. Bei dieser Gelegenheit wurde Virgil's väterliches Gut von einem Centurionen Arrius

in Besitz genommen. Virgil begab sich nach Rom und erwirkte durch die Fürsprache einflußreicher Gönner, namentlich des Pollio und Cornelius Gallus, von Octavian die Rückgabe der Besitzung. Zum Dank schrieb Virgil eclog. I, die er, da sie das Lob des Octavianus enthält, später bei der Herausgabe der ganzen Sammlung gleichsam als Widmung an die Spitze stellte. — Der Ziegenhirt Meliboeus befindet sich auf der Flucht vor den Veteranen. Er trifft den freigelassenen Hirten Tityrus im Schatten einer Buche liegend und auf ein Lied sinnend. Er klagt, daß er die süßen Fluren seiner Heimath verlassen müsse, während Tityrus lässig im Schatten seine Amaryllis besinge. Ihm erwiedert Tityrus (6—10):

O Meliboeus, ein Gott hat solcherlei Ruh' uns gewähret;
Denn mir soll er ein Gott stets sein; ein zärtliches Lämmchen
Soll aus unseren Hürden gar oft den Altar ihm besprengen.
Er hat unseren Küh'n, wie du siehst, zu schweifen gestattet,
Er mir selbst, nach Gefallen zu spielen auf ländlichem Rohre.

Auf die Frage des Meliboeus, wer dieser Gott sei, erzählt ihm Tityrus, wie er, um sich frei zu kaufen und sein Gut vor den Veteranen zu schützen, nach Rom gewandert sei (40—45):

Was blieb übrig? Nicht konnt' ich ja sonst aus der Knechtschaft mich lösen,
Konnte ja nirgends erschaun so gegenwärtig die Götter.
Hier war's, wo ich erblickt, Meliboeus, den Jüngling, dem jährlich
An zwölf Tagen der Rauch aufsteigt von unsren Altären.
Dieser ertheilte zuerst den Bescheid mir bittendem also:
Weidet, ihr Burschen, die Rinder wie sonst, zieht Stiere zur Zucht auf!

Glücklich preiset Meliboeus den Tityrus, daß ihm gestattet sei, auf seinem Gute zu bleiben, und der dankbare Tityrus versichert denn auch (59—63):

Eher noch sollen die Luft leichtfüßige Hirsche beweiden,
Eher versiegend das Meer auf dem Trockenen lassen die Fische,
Eher verjagt aus der Heimath, die Grenzen vertauschend die Beiden,
Trinken der Parther aus Araris Fluth, der German' aus dem Tigris,
Als aus unserer Brust sein Antlitz jemals entschwindet.

Meliboeus will sich entfernen, um wie die übrigen Flüchtlinge in irgend einem entfernten Welttheile eine Stätte zu suchen; Tityrus fordert ihn auf, da der Tag sich neige, noch diese Nacht neben ihm auf grünendem Laube zu ruhen und sich an einem einfachen Mahle von Aepfeln, Kastanien und Käse zu laben.

Doch nicht lange sollten sich Virgil und seine Angehörigen

des wiedergewonnenen Besitzes ihres Gütchens zu erfreuen haben. Nach der Beendigung des perusinischen Krieges ersetzte Octavian, 714 (40), Pollio durch den ihm ergebenen Legaten Alfenus Varus und übergab ihm die Leitung der Aeckervertheilung in Oberitalien. Virgil suchte für Mantua seinen Schutz nach und versprach dafür, ihn in einem Liede zu feiern. Allein Varus konnte oder wollte den räuberischen Veteranen keinen Einhalt thun. Andes wurde wieder besetzt, und Virgil, der, sich auf die Zusicherung Octavian's berufend, sein Eigenthum nicht lassen wollte, wurde mit Lebensgefahr gewaltsam vertrieben. Er fand zunächst mit den Seinigen eine Zuflucht auf einem Gute, das seinem ehemaligen Lehrer Siro gehört hatte, und hier wahrscheinlich dichtete er eclog. IX, in der er sein Mißgeschick beklagt. — Moeris, der ehemalige Verwalter des von seinem Gute vertriebenen Menalcas, unter welchem Namen Virgil sich wieder selbst bezeichnet, bringt seinem neuen Herren Ziegen nach der Stadt und begegnet unterweges einem jungen Hirten Lycidas. Dieser fragt, wohin er gehe, und Moeris antwortet (2—6):

Lycidas, ach! wir haben erlebt, was nie wir befürchtet,
Daß ein Fremder Besitz von unserem Gütchen ergreifend
Sprach: Dies Alles ist mein! Zieht fort, ihr alten Bebauer!
Jetzo geknechtet, betrübt, weil Alles das Schicksal verkehret,
Bringen die Böckchen wir ihm, dem's nimmer zum Segen gedeihe!

Lycidas wundert sich, daß auch Menalcas' Gut, der doch, wie es hieß, durch seine Gedichte Sicherheit gefunden, eine Beute der Krieger geworden sei. — „Was vermögen im Kriege Gesänge?" sagt Moeris; „kaum sind wir, Menalcas und ich, noch mit dem Leben davongekommen." — Lycidas beklagt des Menalcas' Geschick, der so schöne Lieder wisse, wie das, was er ihm einst abgelauscht, als er zu seiner Amaryllis ging. — „Und das", fügt Moeris hinzu, „welches, wenn auch unvollendet, er dem Varus sang" (27—29):

Deinen Namen, o Varus, — nur bleib' uns Mantua übrig,
Mantua, wehe, zu nahe gelegen der armen Cremona! —
Werden noch tragen empor zu den Sternen die Schwän' im Gesange.

Lycidas, selbst ein Sänger, wenn er sich auch mit Varius und Cinna nicht messen kann, bittet um mehr Lieder des Menalcas, und Moeris stimmt das Liedchen an, wie Polyphem die Galatea zu sich einlud, und dann ein anderes, das also beginnt (46—50):

Daphnis, was schauest du noch nach dem Aufgang alter Gestirne?
Sieh, es erhob sich der Stern des dionaeischen Caesar,
Ja, ein Stern, daß die Saat durch ihn des Ertrages sich freue,

Daß sich färbe durch ihn an sonnigen Hügeln die Traube.
Propfe nur Birnen, o Daphnis; dein Obst wird pflücken der Enkel.

„So weit," sagt Moeris, „habe ich das Lied noch im Gedächtniß, das mir Alten schon untreu wird. Früher habe ich ganze Sommertage hindurch singen können." — „Deine Entschuldigung zieht nur mein Verlangen nach Liedern hin," meint Lycidas. „Siehe, die Luft ist so still, und wir haben des Weges Hälfte eben zurückgelegt; laß uns hier im Schatten lagern und singen; wir werden zur Stadt noch zeitig gelangen. Fürchtest du aber, es könnte vor Nacht noch Regen sich sammeln: gut, so laß uns gehen und singend den Weg uns verkürzen; gern will ich der Last dich entheben." — Ihm erwiedert Moeris (66—67):

Bitte nicht länger, mein Kind; laß jetzt, was drängt, uns betreiben.
Kehret der Herr erst heim, dann singen wir ziemender Lieder.

In demselben Jahre, 714 (40), erfolgte durch Vermittlung des Pollio und Maecenas der Abschluß des Vergleiches zu Brundisium, der die Einigkeit zwischen Octavian und Antonius wiederherstellte. Bei dieser Gelegenheit empfahl wohl Pollio den noch wenig bekannten Dichter dem Maecenas, und durch dessen Verwendung erhielt Virgil sein väterliches Gut zurück oder doch ein anderes als Entschädigung. Zum Danke dichtete Virgil ecl. IV für Pollio, der in demselben Jahre Consul war und dem die Geburt eines Sohnes geweissagt war. Der Dichter nimmt an, daß mit der Geburt dieses Knaben das von den sibyllinischen Büchern verkündete neue Weltjahr beginnen und die saturnische Zeit wiederkehren werde. Der eben geschlossene Vertrag gab die Hoffnung auf dauernde Ruhe nach langen Wirren. In der Einleitung fordert der Dichter die sikelischen Musen auf, einen höheren Ton anzustimmen, als in den bisherigen Hirtengesängen. Denn gekommen ist das letzte Zeitalter, von dem die kumäische Sibylle gesungen. Astraea kehret wieder und mit ihr das Reich des Saturnus. Ein neues Geschlecht steiget vom Himmel. Mit der Geburt des Kindes endet das eiserne Zeitalter und das goldene beginnt wieder; daher sei ihm Lucina hold: denn jetzt herrscht ihr Apollo. Unter Pollio's Consulat bricht die herrliche Zeit an und beginnen die Weltmonde. Unter seiner Leitung wird das Böse von der Erde schwinden. Der Knabe aber

Wird ein Leben der Götter empfahen; und schauen Heroen
Wird er mit Göttern gemischt und sie ihn wiederum schauen;
Leiten wird er die Welt mit ererbeter Tugend in Frieden.

In seiner Kindheit kündigt sich schon die goldene Zeit an. Ihm zu Ehren läßt die Erde edle Gewächse von selbst sprossen; selber begiebt sich mit vollem Euter die Ziege nach Hause; nicht fürchten

die Rinder die gewaltigen Löwen; aus des Kindes Wiege selbst wachsen ihm Blumen hervor. Schlangengewürm und giftiges Kraut stirbt hin; überall wachsen dafür Assyriens würzige Stauden. Aber vermag erst das Kind der Heroen Ruhm und des Vaters Thaten zu lesen und, was Tugend ist, zu erkennen: da wird das Feld die Aehren ungestört reifen lassen, die Dornen werden Trauben tragen, die Eichen Honig träufeln. Noch sind freilich einige, doch nur wenige Spuren der früheren Verderbtheit vorhanden; sie gebieten, noch das Meer zu befahren und die Städte zu ummauern. Zum zweiten Male wird eine Argo eine erlesene Schaar Heroen tragen und ein zweiter gewaltiger Achill nach Troja gesandt werden. Ist aber der Jüngling zum kräftigen Manne gereift, dann giebt es keine Seefahrt, keinen Handel mehr, da Jegliches jegliches Land trägt. Der Acker bedarf des Karstes, der Weinberg der Hippe nicht mehr. Vom Joche löst der Pflüger den Stier, und schön pranget in Purpur und Scharlach die Wolle auf den Schafen, so daß sie des Färbens nicht mehr bedarf. Solche Jahrhunderte heißen die Parzen abrollen die Spindeln. Und kommen wird die Zeit, da wird der theuere Sproß der Götter, des Juppiter großer Zuwachs, zu mächtigen Ehren gelangen. Der kommenden Zeit bebet die Welt vor Freude entgegen. Der Dichter aber wünschet, daß bis dahin seine Lebenszeit reiche und sein Geist genüge dem Gesange der herrlichsten Thaten. Dann wird er Orpheus und Linus und selbst auch Pan im Gesange besiegen. Mit dem Wunsche, daß das Kind nur erst geboren sein möge, schließt der Dichter:

Fange, o Knäblein, an zu erkennen am Lächeln die Mutter!
Lange Beschwerniß brachten die Monde, die zehn, ihr, der Mutter.
Fange, o Knäblein, an! Wen nicht anlachten die Eltern,
Den nicht würdigt des Tisches der Gott, noch des Lagers die Göttin.

In dieser Zeit erfüllte wohl Virgil auch das dem Varus gegebene Versprechen (ecl. IX, 26) und widmete ihm eclog. VI. Ist das Lob des Varus, wie man es deutlich merkt, ein gezwungenes, so ist die in das Gedicht geflochtene Huldigung des Cornelius Gallus, des berühmten Elegiendichters und Freundes Virgil's, eine um so aufrichtigere. Varus scheint Virgil aufgefordert zu haben, sein Versprechen durch ein episches Gedicht von den letzten Kriegen, worin Varus selbst eine Rolle gespielt hatte, zu lösen. Virgil lehnt in der Einleitung eine solche Zumuthung fein ab:

Werth hielt's unsre Thalia zuerst, syracusische Weise
Anzustimmen, und schämte sich nicht, in Wäldern zu wohnen.
Als ich Schlachten besang und Könige, zupfte das Ohr mir
Cynthius warnend und sprach: Ein Hirt muß, Tityrus, weiden
Fett sich die Schafe, doch singen nur Lieder gehaltenen Tones.

Darum will ich anjetzt — denn dir bleibt, Varus, noch Mancher,
Der gern preist dein Lob und die traurigen Kriege besinget —
Will ich ein ländliches Lied zu dem schmächtigen Rohre ersinnen.
Nicht sing' ohne Geheiß ich des Gottes. Doch lieset auch dies Lied
Einer mit Liebe und Lust, so singen, o Varus, dich unsre
Tamarisken, dich jeglicher Hain. Nicht lieber ist Phoebus
Irgend ein Blatt, als welches sich Varus' Namen voraus schrieb.

Das Lied beginnt. Zwei junge Satyrn, Chromis und Mnasylus, finden in einer Höhle Silenus schlafend, berauscht noch vom gestrigen Weine. Die Kränze sind ihm vom Haupte gefallen und der Weinkrug mit abgegriffenem Henkel hängt schwer herab. Sie binden ihn mit den Kränzen, und Aegle, die schönste der Naiaden, kommt herzu und bemalt sein Gesicht mit blutrothen Maulbeeren. Der erwachte Silen muß sich durch einen Gesang lösen, und während er singt, tanzen im Tacte die Faunen und das Wild, und es regen sich die Wipfel der starren Eichen. Er beginnt, wie in der unermeßlichen Leere aus dem Urstoffe die Welt geworden; hierauf singt er von der Entstehung der Menschen aus Pyrrha's Steinen und von der saturnischen Zeit und dem Frevel des Prometheus, von der Fahrt der Argonauten, von dem Geschicke der Pasiphae, von Atalante und den Schwestern des Phaeton:

Drauf auch singt er, wie Gallus, den Strom des Permessus umirrend,
Auf die aonischen Höhen von einer der Schwestern geführt ward,
Wie vor dem Mann sich erhob der sämmtliche Chor des Apollo,
Wie dann Linus, der Hirt voll göttlichen Sanges, geschmückt mit
Blumen und bitterem Eppich das Haar, die Worte gesprochen:
Siehe, die Musen verleihn dies Rohr — nimm's hin — zum Geschenk dir!
Einstens gehört' es dem Greis von Ascra; ließ er es tönen,
Pflegt' er herab von den Bergen die starrenden Eschen zu locken.
Sing' auf ihm die Entstehung des grynischen Waldes, damit nicht
Anderen Haines Apoll mit größerem Stolze sich rühme."

Silenus singt weiter, wie Scylla, die Tochter des Nisus, des Ulixes Gefährten verschlungen, und von des Tereus Verwandlung und Philomelens Jammer, und er schwieg erst, als Hesperus am Himmel, diesem selbst unerwünscht, aufging.

Pollio hatte von dem Dichter eine Nachbildung der *φαρμακεύτριαι* des Theokrit (idyll. II) gewünscht, und diesem Wunsche kommt Virgil eclog. VIII nach, indem er zugleich eine Nachbildung von Theokrit's drittem Idyll mit der des zweiten verbindet. Die Ecloge ist 715 (39) gedichtet, als sich Pollio, der einen Aufruhr der Parthiner in Dalmatien gestillt hatte, auf der Rückreise

nach Italien befand, um in Rom einen Triumph zu feiern. Nachdem daher der Dichter in den einleitenden Versen den Wettstreit des Damon und Alphesiboeus zu berichten versprochen hat, redet er den Pollio an (6—13):

Du, der schon mir umschifft die Felsen des großen Timavus,
Oder die Küste noch streift des illyrischen Meeres, ach wird je
Kommen der Tag, der vergönnet, von deinen Thaten zu singen?
Ach! wird je mir vergönnt, ringsum zu verkünden dem Weltkreis
Deine Gedichte, die würdig allein sophokleischer Hoheit.
Mit dir beginnt mein Sang, dir endet er. Nimm das Gedicht hin,
Das dein Wunsch anfangen mich hieß. Laß dir um die Schläfe
Zwischen dem Lorbeerkranze des Siegers sich schlingen den Epheu.

Es folgt hierauf der Wettgesang selbst. Am frühen Morgen stimmen ihn an die beiden Hirten auf der thauigen Flur. Damon beginnt. Er spielt die Rolle eines Hirten, dem seine Geliebte untreu geworden. Er hat die Nacht durchwacht, und als der Tag anbricht, an dem seine Nisa sich dem Mopsus vermählen soll, da beklagt er sein Loos, beneidet das Glück des Nebenbuhlers, erinnert sich, wie er als Knabe schon die kleine Nisa, als sie Aepfel sammelte, kennen und lieben gelernt habe, verwünscht die Grausamkeit des Amor und will, daß jetzt sich auch die Welt verkehre. Er schließt (57—59):

Alles werde nun offenes Meer! Lebt wohl, o ihr Wälder!
Häuptlings hinab von der Warte des luftigen Bergs in die Fluthen
Stürze ich mich; du nimm als des Sterbenden letztes Geschenk dies!

Alphesiboeus führt in seinem Gesange die Rolle eines thessalischen Mädchens durch, das durch verschiedene Zauberkünste, die sie mit dem Beistande ihrer Magd Amaryllis anstellt, ihren Geliebten Daphnis aus der Stadt lockt. Der Zauber hat gewirkt; das Bellen des Hundes verkündet des Geliebten Ankunft:

Schonet, er kommt aus der Stadt, o Beschwörungen, schonet des Daphnis!

Als die letzte seiner Eclogen bezeichnet der Dichter selbst eclog. X, Gallus. Während Cornelius Gallus sich auf der Flotte Octavian's befand, die die Küsten Italiens gegen S. Pompeius vertheidigte, war seine Geliebte Lycoris mit einem Anderen, der vielleicht im Heere des Agrippa diente, über die Alpen bis an den Rhein geflohen. Gallus hatte selbst ein Gedicht an die Treulose gerichtet, woraus Virgil einige Verse (46 ffg.) aufgenommen. Umsonst! Die Geliebte kehrte nicht wieder. Gallus verlangte hierauf, daß Virgil seinen Liebesschmerz schildere, und dieser thut es in ähnlicher Weise, wie Theokrit idyll. I den vor Liebe verschmachtenden Daphnis besungen hatte. Der Dichter ruft

Manier bildet allerdings die Grundlage; doch das eigentliche Wesen der Dichtung Theokrit's ist dadurch verloren gegangen, daß sich Virgil mit seinen Eclogen unmittelbar an seine vornehmen Gönner und Freunde wandte und sie zum Ausdruck seiner eigenen Wünsche und Empfindungen machte. Auch Theokrit hat theilweise in seinen bukolischen und mimischen Dichtungen Bezug auf seine Freunde oder auf hochgestellte Personen genommen; aber er weiß solche Beziehungen entweder von der Dichtung zu sondern, oder so geschickt in den Inhalt zu verweben, daß man die Absicht des Dichters nicht merkt. Bei Virgil tritt die Tendenz, durch seine Eclogen persönliche Zwecke zu erreichen, allzu sehr vor. Die bukolischen Personen sind ihm bloße Figuren, denen er seine Gefühle und Gedanken in den Mund legt. Dadurch mußte der mimische Charakter dieser Poesie als einer Copie des wirklichen Lebens der niederen Stände, namentlich der Hirten und Landleute, gänzlich verwischt werden. Die Personen, die in Virgil's Idyllen auftreten, sind nicht sicilische und arkadische Hirten, sondern hochgebildete Römer, die nur äußerlich das ländliche Costüm tragen, sich in Wäldern und auf Fluren bewegen und, indem sie die naive Sprache theokritischer Hirten copiren, häufig genug aus ihrer Rolle fallen. Doch ist es die Frage, ob die bloße Nachschilderung des Lebens von sicilischen Hirten aus vergangenen Jahrhunderten dem Geschmacke des römischen Publicums so zugesagt hätte und ob nicht gerade die in die Eclogen eingewebten persönlichen Beziehungen auf die Zeitgenossen einen besonderen Reiz ausübten. Welchen Beifall Virgil's bukolische Dichtungen fanden, erhellt daraus, daß sie sogar auf der Bühne von Sängern vorgetragen wurden (Don. vit. Verg.).

Durch seine Eclogen hatte Virgil seinen Dichterruf begründet, und er wurde von Maecenas in den Dichterkreis gezogen, der sich um ihn bewegte. Durch seine Bescheidenheit und Herzensgüte erwarb er sich die Liebe Aller, mit denen er in nähere Berührung kam. Dank der Freigebigkeit seiner Freunde, namentlich des Augustus (Hor. ep. II, 1, 246) und Maecenas (Mart. VIII, 56, 9 ffg) gestaltete sich seine äußere Lage im Laufe der Zeit so günstig, daß er ungestört seinen Studien leben konnte. Wahrscheinlich seiner schwächlichen Gesundheit wegen hielt er sich selten in Rom auf, wo er auf dem esquilinischen Hügel neben den Gärten des Maecenas ein Haus besaß, und lebte meist in Campanien, in Neapel oder auf seinem Gute bei Nola und in Sicilien. — Schon 717 (37) begann er sein L e h r g e d i c h t über d e n L a n d b a u (georgicon libri IV) und vollendete es in Neapel 724 (30). Als sich im folgenden Jahre Octavian nach seiner Rückkehr aus Asien in Atella einer Cur wegen aufhielt, ließ er sich das ganze Gedicht abwechselnd von Virgil und Maecenas vor-

lesen. Letzterem war es gewidmet, wie er denn auch den Dichter zur Abfassung desselben aufgefordert hatte (III, 41). Es ist nicht nur die vollendetste Dichtung Virgil's, sondern überhaupt das beste Lehrgedicht, das das Alterthum aufzuweisen hat. Mit Recht rühmt Bernhardy: „Die Fülle von Empirie und sittlicher Bildung macht das Gedicht zum reinsten Denkmal der Humanität selbst, und weder in Adel der Gesinnung, noch in Wohllaut der Rhythmen und des Ausdrucks kann die Kunstpoesie des Alterthums ihm ein anderes zur Seite stellen." — Wie Hesiodus, der Sänger von Askra, in seinen Werken und Tagen zuerst die Griechen die Kunst des Feldbaues gelehrt hat, so, deutet Virgil an (II, 174 ffg., III, 10), sei er der Erste, der unter den Römern diesen Stoff im Gedicht behandelt habe. Was er jedoch von Hesiod und anderen Griechen benutzt hat, ist nur Einzelnes. Die italische Localität verlangt eine andere Praxis in der Landwirthschaft wie die griechische. Nach Servius sind es meist lateinische Schriftsteller über den Landbau, wie die lateinische Uebersetzung des Carthagers Mago, Cato, Varro, und mehr wohl noch seine eigenen Erfahrungen, woran er sich gehalten hat. Die poetische Anlage und Durchführung ist durchaus sein eigenes Werk, und er versteht es, den an sich trockenen Stoff durch Schilderungen und Episoden zu beleben. Er theilt das Ganze nach den vier Hauptzweigen der italischen Landwirthschaft in vier Abschnitte, deren jedem ein Buch gewidmet ist: Ackerbau, Wein- und Obstbau, Viehzucht und Bienenzucht.

Der Anfang des ersten Buches giebt kurz den Stoff und die Eintheilung an.

Was Saatfeldern Gedeihen verleiht, bei welchem Gestirne
Umzustürzen sich ziemt, Maecenas, den Acker und Ulmen
Anzubinden den Wein, wie Rinder man pflegt und der Schafe
Wartet, wie große Erfahrung erheischen die sparsamen Bienen,
Davon will ich beginnen ein Lied.

Hierauf wendet sich der Dichter an die einzelnen ländlichen Gottheiten, dann zuletzt an alle insgesammt und an Caesar Octavianus, den künftigen Gott, um glückliches Gelingen seines Vorhabens flehend (40—42):

Gieb mir günstige Fahrt und förd're mein kühnes Beginnen;
Wandle, bejammernd mit mir den des Wegs unkundigen Landmann,
Gnädig voran und gewöhne schon jetzt an Gelübd' und Gebet dich!

Der Dichter beginnt seine Lehre mit den Vorschriften, wann und wie das Feld vor der Saat zu bestellen, durch welche Mittel das Gedeihen der Saat zu fördern, wie den schädlichen Einflüssen zu begegnen sei; denn

nicht wollte der Vater
Selber zu leicht die Bebauung und ließ sich regen die Aecker
Nur durch Kunst, durch Sorgen die Herzen der Sterblichen schärfend,
Duldete nicht, daß sein Reich in dumpfer Betäubung erstarre.
(121—124)

Die Ackergeräthe und Vorrichtungen werden beschrieben, die Zeichen des Gedeihens angegeben, die Einweichung und sorgfältige Auswahl des Samens anempfohlen. Jede Frucht hat ihre bestimmte Zeit der Saat; jede Jahreszeit und jeder Monat ihre bestimmten Geschäfte. Hält der Regen den Landmann fern vom Felde, so weiß er auch zu Hause seine Zeit wohl anzuwenden, und gewisse Geschäfte erlaubt Religion und Gesetz auch an Festtagen. Glücks- und Unglückstage sind wohl zu beachten. Manche Geschäfte werden besser des Nachts, manche des Tages verrichtet. Der Winter rufet den Landmann zur Lust und zum Genusse des Erworbenen; aber auch da giebt es Mancherlei zu thun. Im Herbste sind die Stürme, im Frühling und Sommer die Gewitter zu fürchten. Man schütze sich gegen Unheil durch fromme Verehrung der Ceres an ihrem jährlichen Feste und beachte die Wetterzeichen auf Erden und am Himmel. Oft weissagen Mond und Sonne und mancherlei irdische Erscheinungen drohendes Unheil, wie als die Götter Caesar's Tod und die Bürgerkriege kundthaten. Möge, fleht der Dichter, unter Octavian's Leitung das Unheil enden (498—514):

Heimathsgötter und Ahnen, und Romulus, Vesta, du Mutter,
Die du den tuskischen Tiber und Roms Palatium schirmest,
Diesem Jünglinge wehret es wenigstens nicht, daß er beisteht
Unsrer zerrütteten Zeit. Für der laomedontischen Troja
Meineid büßten wir längst ja genug mit unserem Blute.
Längst schon neidet dich uns der Palast des Himmels, o Caesar,
Klagt, daß du sorgst um Triumphe der Menschen, wo Recht sich und Unrecht
Haben verkehret, wo über den Erdkreis wüthen so viele
Kriege, so viele Gestalten des Gräuls, nicht würdige Ehre
Findet der Pflug, wüst lieget die Flur, da entführt die Bebauer,
Und zum starrenden Schwert umschmilzt die gebogene Sichel.
Hier erregt Germania Krieg, dort wieder der Euphrat;
Nachbarstädte zerreißen den Bund und tragen die Waffen
Gegen sich; überall rast frevelnder Mars auf dem Erdkreis:
Wie, wenn ein Viergespann aus den Schranken entstürzt ist, es ausgreift
Weiter und weiter, der Lenker umsonst anzieht die Leinen,
Fort ihn reißen die Ross' und der Wagen nicht achtet der Zügel.

Das zweite Buch handelt von der Baumzucht. Nach einem Anrufe an Bacchus spricht der Dichter von der verschiedenen Art

Und in avernische Bucht einströmt tyrrhenische Brandung?
Silberbäch' und des Erzes Metall in der Erde Geäder
Zeigt dasselbige Land, und es floß von Fülle des Goldes.
Auch ein rüstiges Männergeschlecht, wie Marser, Sabeller,
Ligurer, Mühen gewohnt, speerschwingende Volsker, erzeugt' es;
Helden wie Decius, Marius, trug's und den großen Camillus,
Scipiaden, im Kriege gestählt, dich, mächtigster Caesar,
Der du Sieger anjetzt an Asiens äußersten Küsten
Fern von den römischen Höh'n unkriegrische Indier scheuchest.
Heil dir, saturnisches Land, so groß als Mutter von Früchten,
Groß als Mutter von Männern! dir heb' ich von Werken uralter
Würde und Kunst an und wag's, zu erschließen die heiligen Quellen,
Dir tönt mein askräisches Lied durch die Städte der Römer.

Es folgen die Vorschriften, wie der Boden für die verschiedene Benutzung beschaffen sein müsse und wie seine Eigenschaften zu erkennen seien. Hierauf giebt der Dichter die Lehren von der Pflanzung und Pflege des Weinstocks, des Oelbaums, der Obstarten und der wilden Gesträuche und Bäume und schließt mit dem Lobe des Landlebens (458 flg.):

Ueberglücklich, erkennten ihr Glück sie, des Feldes Bebauer,
Denen die Erde, der Wesen gerechtestes, fern von der Zwietracht
Waffen, den leichten Bedarf aus dem Boden so willig gewähret.
Speiet ein hoher Palast auch nicht durch prangende Pforten
Mächtige Fluth von Begrüßern des Morgens aus allen Gemächern;
Gieren sie nicht nach Pfosten von schöngesprenkeltem Schildpatt,
Oder nach golddurchspieltem Gewand und korinthischem Erze;
Schminkt sich die weißliche Woll' auch nicht mit assyrischem Farbstoff,
Wird auch das lautere Oel nicht mit Zimmt zum Gebrauche gefälschet:
Ist doch sorglose Ruh und ein Trug nicht kennendes Leben,
Reich an mancherlei Gut, doch Muße auf weitem Besitzthum
Ihnen vergönnt, lebendige Seen und Grotten, auch kühle
Thäler und Rindergebrüll und erquickender Schlaf in des Baumes
Schatten; es finden sich dort Waldhöhen und Buchten des Wildes;
Dort ist arbeitsfest und karggewöhnet die Jugend,
Sind die Feste der Götter, die Greise geheiligt; zuletzt schritt
Dort hindurch der Gerechtigkeit Fuß, als sie schied von der Erde.

— — — — — — —

wie man die Schwärme zu leiten und aufzufassen, woran man das Geschlecht der Bienen erkennt, wie man das Schwärmen hindert, wie man sie in Gärten fesselt, und bei dieser Gelegenheit giebt der Dichter den Entwurf einer Gartenanlage und die Beschreibung eines Gärtchens, das ihm einst bei Tarent ein Greis aus Corycus, der es selbst angelegt, gezeigt hat (127—148):

Verlassener Flur nur
Wenige Morgen besaß er, ein Feld, unergiebig dem Pflugstier,
Nicht für Kleinvieh günstig zur Weide, noch passend für Bacchus.
Doch er dünkte sich reich wie Könige, pflanzt' er im Dornicht
Spärlich Gemüs, ringsum die blendenden Lilien, Frommkraut
Nebst kleinkörnigem Mohn, und kehrt' er nach Hause in später
Nacht, so belud er den Tisch mit ungekauften Gerichten.
Rosen brach er zuerst im Frühling und Aepfel im Herbste,
Und wenn noch durch Frost der traurige Winter die Felsen
Sprengte und noch mit Eis anhielt den Lauf der Gewässer,
Schnitt er die Blüthe sich schon der Hyacinthe, der zarten,
Höhnend des Sommers Verspäten, der Zephyre säumiges Zögern.
Mutterbienen in Fülle besaß er und mächtigen Schwarm auch
Darum zuallererst und preßte aus strotzenden Waben
Schäumenden Honig; ihm blühten aufs Ueppigste Pinie und Linde,
Und mit wieviel Obst sich der Fruchtbaum hatte in neuer
Blüthe bekleidet, er trug reif ebensoviel noch im Herbste.
Auch zu versetzen verstand er erwachsene Ulmen in Reihen,
Härtlichen Birnbaum und schon pflaumentragenden Schlehdorn
Und die Platane, wenn Schatten bereits sie Trinkern gewährte.

Hierauf schildert der Dichter die Verfassung des Bienenstockes. Er bewundert die Geselligkeit, den Fleiß, die Ordnung der Bienen, ihre Liebe zur Königin, ihre Vorsicht, und findet hierin den Beweis, daß auch in diesen Thieren eine allgemeine Vernunft walte (219—227):

Manche behaupteten schon kraft solcherlei Zeichen und Proben,
Daß inwohne den Bienen ein Theil von dem göttlichen Geiste
Und ätherischer Hauch. Denn das Göttliche gehe durch alle
Länder sowohl als Räume des Meers und die Tiefe des Himmels;
Daher schöpfen die Schafe und Rinder und Menschen und jede
Gattung des Wilds sich bei der Geburt die luftigen Seelen,
Dahin kehre und strebe zurück natürlich erlöst einst
Jedes, es gebe nicht Tod, vielmehr schwing' Alles sich lebend
Auf zu der Zahl der Gestirne und nahe der Höhe des Himmels.

Es folgen die Vorschriften für das Ausnehmen des Honigs und wie man den Krankheiten der Bienen begegne und zuletzt, wie man nach Art der Aegypter durch künstliche Erzeugung sich Bienen verschaffe. Als Erfinder dieser Kunst gilt Aristaeus, der Hirt im

Italien heim. Schon in Megara fühlte er sich unwohl. Die Seereise vermehrte das Uebelbefinden, und kurz nach seiner Landung in Italien starb er in Brundisium, am 21. Sept. 735 (19). Seine Gebeine wurden nach Neapel gebracht und an der via Puteolana bestattet. Die angeblich von ihm selbst verfaßte Grabschrift giebt Donatus (vit. Verg.):

Mantua hat mich geboren, entrafft Calabria, jetzo
Birgt mich Neapel; ich sang Triften und Felder und Krieg.[1])

Ehe Virgil Italien verließ, hatte er den ihm befreundeten Dichter Varius ersucht, im Falle seines Todes die Aeneide zu verbrennen; doch dieser hatte sich geweigert. Während seiner Krankheit verlangte er fortwährend nach seinen Papieren, um sie selbst zu verbrennen; da man sie ihm aber nicht reichte, so vermachte er seine Schriften dem Varius und Plotius Tucca unter der Bedingung, Nichts herauszugeben, was er nicht selbst veröffentlicht hätte. Augustus befahl jedoch, um ein so großes Werk nicht untergehen zu lassen, dem Varius und Tucca, der gleichfalls Dichter war, die Aeneide in der Weise zu redigiren, daß sie Ueberflüssiges beseitigten, selbst aber Nichts hinzufügten, also auch nicht einmal die von Virgil unvollständig gelassenen Verse ausfüllten, und herauszugeben.

Da also die Aeneis als ein unvollendetes Werk auf die Nachwelt gekommen ist, so darf man im Einzelnen nicht zu hart urtheilen, wenn sich „neben in der Blüthe aller poetischen Schönheit prangenden Stellen" andere finden, „die keineswegs des Namens und Geschmackes eines so feinsinnigen Dichters würdig sind" (Gell. XVII, 10), wie dies namentlich in den letzten, überhaupt sichtlich schwächeren Büchern der Fall ist. Anzuerkennen ist das Geschick, mit dem Virgil die Neigung der Römer zum historischen Epos, die von Naevius und Ennius geweckt und genährt worden war, mit dem Reize des griechischen mythischen Epos zu vereinen wußte. Sein Stoff bot ihm die Möglichkeit, die griechische Mythenwelt mit der Urgeschichte der Römer in Verbindung zu bringen, und ungezwungen ließen sich auch die Beziehungen auf das Herrscherhaus, das seine Abkunft von Julus, dem Sohne des Aeneas, ableitete, daran knüpfen. Man thut daher Unrecht, wenn man Virgil's Epos mit den Epopöen des Homer vergleicht und es entweder unter oder über diese setzt. Beide Dichter verfolgten verschiedene Wege und gelangten zu verschiedenen Zielen, wo ihrer verschiedene Kränze warteten. Homer hatte keine Nebenzwecke. Seine beiden Dichtungen sind ihrer selbst wegen da; sie dienen nur der Kunst und gehorchen nur dem Gesetze der Schönheit.

---

[1]) Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope: cecini pascua, rura, duces.

Das Epos Virgil's ist eine Huldigung, die der Dichter seinem Volke und seinem Herren dargebracht hat. Diese Rücksicht leitete ihn in der Darstellung seines Helden Aeneas, der in seiner virtus der Urtypus des Römers und in seiner pietas das Vorbild des Octavianus in seinem Verhältnisse zu Caesar sein sollte. Die Wahl des Helden gab die Fabel, die nicht eine in sich abgeschlossene Haupthandlung, um die sich die anderen gruppiren, sondern eine fortlaufende Geschichte vorführt. Homer war ein Kind der Zeit, die er schildert; Virgil mußte sich erst in eine ihm fremde Welt versetzen. Daher sind seine Personen nicht wie die Homer's Wesen von Fleisch und Blut, mit scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit, sondern mehr allgemeine Typen und Figuren, äußerlich in das Kostüm der Mythenzeit gekleidet, ihrem Wesen nach aber Römer aus der Zeit des Dichters. Virgil war ein schlichter Landmann, der, in die Umgebung der Großen gezogen, nur an den Unterhaltungen ihrer Muße Theil nahm, von Staats- und Kriegsgeschäften aber fern blieb. Daher copirt er, der sich selbst nie im Kriege bewegt hatte, Schlachten und Kämpfe von Homer, und sein Held ist es weniger durch Thaten, als durch Worte. Dagegen ist er in der Schilderung der zarteren Verhältnisse des Herzens Meister, und seine weiblichen Charaktere übertreffen an Wahrheit und Treue die männlichen. Ueber seine Meisterschaft in der Beschreibung des Landschaftlichen und der Naturerscheinungen urtheilt Alex. von Humboldt (Kosmos II, S. 19): „In Virgil's Nationalepos konnte nach der Natur dieser Dichtung die Beschreibung des Landschaftlichen nur als Beiwerk erscheinen und einen sehr kleinen Raum einnehmen. Individuelle Auffassung bestimmter Localitäten bemerkt man nicht, wohl aber in mildem Farbenton ein inniges Verständniß der Natur. Wo ist das sanfte Spiel der Meereswogen, wo die Ruhe der Nacht glücklicher beschrieben? Wie contrastiren mit diesen heiteren Bildern die kräftigen Darstellungen des einbrechenden Ungewitters im ersten Buche vom Landbau, der Meerfahrt und Landung bei den Strophaden, des Felsensturzes oder des flammensprühenden Aetna in der Aeneis." — In den Vergleichungen ist er gewählter und ausführlicher, wenn auch minder originell und treffend, als Homer. In den Reden seiner Personen ersetzt der rhetorische Glanz häufig die natürliche Sprache des Herzens. Was jedoch immer zu ihm hingezogen hat und hinziehen wird, das ist die feine, durchgebildete Sprache, der wohlklingende Vers und die edle, alles Gemeine und Abstoßende fernhaltende Gesinnung. Daß er den dem romanischen Volksstamme angemessensten Ton getroffen hat, davon ist ein Beweis, daß die späteren Epiker der romanischen Völker ganz in seine Fußtapfen getreten sind.

Die Aeneis zerfällt in die beiden Haupttheile: Aeneas'

Irrfahrten (I—VI) und Aeneas' Kämpfe in Italien (VII—XII), jener an die Odyssee, dieser an die Ilias erinnernd. In den einleitenden Versen des ersten Buches giebt der Dichter kurz den Hauptinhalt an:

Waffen besingt mein Lied und den Mann, der zuerst von der Küste
Troja's, vom Schicksal verbannt, nach Italien kam und Lavinium's
Ufern, den Mann, den viel in Ländern und Meeren umhertrieb
Göttergewalt, Dank Juno's, der grimmen, gedenkendem Grolle.
Viel auch litt er im Kampf, bis die Stadt er sich baute und seine
Götter nach Latium brachte, woher das Latinergeschlecht rührt
Und die albanischen Väter und Roma's, der ragenden, Mauern.
Nenne mir, Muse, die Gründe, ob welcher Verletzung der Gottheit
Oder worüber gekränkt den frömmsten der Männer der Götter
Königin zwang mit so vielen Geschicken zu ringen, so viele
Müh'n zu bestehn. Solch Zorn wohnt auch in der Himmlischen Herzen?

Juno, die das künftige Geschick des von ihr geliebten Carthago voraus weiß und noch immer die Verschmähung ihrer Schönheit durch Paris und die Ehren des Ganymedes nicht vergessen kann, ist die feindliche Macht, die sich der Niederlassung der Trojaner in Italien widersetzt. Auf ihre Veranlassung entsendet Aeolus die Stürme, die die von Sicilien segelnde Flotte zerstreuen und den Aeneas an die libysche Küste verschlagen, wo eben durch Dido Carthago entsteht. Venus, um das Geschick ihres Sohnes besorgt, erhält von Juppiter die Versicherung der künftigen Gründung und Größe Roms (I, 286—296):

Einst wird edelem Blut der Trojaner Caesar entsprießen,
Der sein Reich mit Oceanus grenzt und den Ruhm mit den Sternen,
Julius heißend, ein Name herrührend vom großen Julus.
Ihn wirst einst du empfahn, mit des Orients Beute beladen,
Freudig im Himmel; zu ihm wird auch mit Gelübden man rufen.
Dann wird milder das rauhe Geschlecht mit dem Enden des Krieges;
Vesta, die greisige Treue, Quirinus mit Remus, dem Bruder,
Walten des Rechtes; es schließen die grausigen Pforten des Krieges
Eisen und zwängende Klammern; darinnen auf schrecklichen Waffen
Sitzet die ruchlose Wuth, am Rücken gefesselt mit hundert
Ehernen Knoten, und knirscht mit blutigem Munde, das Scheusal.

Pfaden, da lieget das Land, wo der himmeltragende Atlas
Dreht auf der Schulter den Pol, mit den funkelnden Sternen gezieret.
Seines Erscheinens gewärtig durch Götterbescheide erzittern
Jetzo bereits das maeotische Land und die caspischen Reiche,
Wogen die Mündungen bange des siebenfältigen Nilus.
Wahrlich, nicht hat der Alcide so viel von der Erde durchwandert,
Ob er die Hindin auch schoß mit ehernem Fuß, Erymanthus'
Hainen die Ruhe gebracht, mit dem Bogen auch Lerna geschreckt hat,
Liber als Sieger auch nicht, der das Joch mit Zügeln von Weinlaub
Lenkt, wenn mit Tigern er fährt von Nysa's ragendem Gipfel.
Und wir bedenken uns noch, das Verdienst zu erweitern durch Thaten,
Oder es hindert gar Furcht, im ausonischen Lande zu siedeln?
Wer ist Jener, der fern, mit des Oelbaums Zweigen gezieret,
Heiliges trägt? Ich erkenne des römischen Königs ergrautes
Haar und Kinn, der die werdende Stadt dereinst mit Gesetzen
Gründet, zu mächtiger Herrschaft entsandt aus Cures, dem kleinen,
Und aus ärmlichem Lande. Es tritt an die Stelle von ihm dann
Tullus, welcher die Ruhe der Heimath bricht und in Waffen
Treibt die unkriegrischen Männer und schon der Triumphe entwöhnten
Schaaren. Auf ihn folgt Ancus zunächst, hoffärtigern Sinnes,
Der schon jetzo zu sehr sich gefällt in der schwankenden Volksgunst.
Willst du den Königsstamm der Tarquinier schaun und die stolze
Seele des rächenden Brutus benebst den gewonnenen Fasces?
Er zuerst wird Consulgewalt empfahn und die strengen
Beil' und als Vater die Söhne, da Krieg sie von Neuem erregen,
Fordern zur Strafe, der Arme, zum Schutze der herrlichen Freiheit.
Wie auch die That aufnehmen die Enkel, es wird doch die Liebe
Siegen zum heimischen Land und des Ruhms unermeßne Begierde.
Schau nur die Druser und Decier dort in der Fern' und Torquatus,
Streng mit dem Beil, und Camillus, den Wiedergewinner der Fahnen.
Aber die Zwei, die glänzen du siehst in ähnlichen Waffen,

an ihrem Vater Nisus und ihrer Verwandlung in den Vogel Ciris, da der Verfasser sich im Eingange über seine eigene Person in einer Weise äußert, die jede Identität mit Virgil ausschließt, und er sich überdies durch zahlreiche Entlehnungen als ein Nachahmer desselben wie auch des Catull erweist. Das Gedicht gehört ebenfalls noch der augustischen Zeit an. — Auch die dirae gehören ebenso wenig dem Virgil, wie dem Grammatiker Valerius Cato, dem man sie sonst beigelegt hat. Es sind zwei bukolische Gedichte; die eigentlichen dirae bestehen aus 103 Hexametern, in denen ein Battarus angeredet wird, heftige Verwünschungen über ein durch die Aeckervertheilung der Triumvirn 713 (41) entrissenes Landgut, mit welchem dem Verfasser zugleich seine Geliebte Lydia verloren gegangen war, und elegische Klagen um diese Lydia in 80 Hexametern.

Von unstreitig höherem poetischen Werthe sind die beiden kleinen Gedichte: moretum das Mörsergericht, und copa, das Schenkmädchen, echt italische Mimen, reizende Genrebildchen aus dem gemeinen Leben, voll Treue und Wahrheit; doch steht auch von diesen der virgilianische Ursprung nicht fest. — Das erste schildert uns den Morgen des Bauern Simylus, der in der Frühe aufsteht, tastend den Heerd aufsucht und an den glimmenden Kohlen sich seine Lampe anzündet. Mit der Hand das Licht vor der Zugluft schützend, begiebt er sich auf den Boden, nimmt ein Maß Korn und eilt hinaus zur Mühle. Er stellt die Lampe auf ein Brett an der Wand, reinigt Stein und Höhlung der Mühle und schrotet, mit beiden Händen wechselnd, das Mehl, bäurische Lieder singend zur Arbeit und dazwischen Scybale, die Magd, mit öfterem Rufe weckend. Sie kommt, eine Africanerin mit krausem Haar, wulstigen Lippen und dunkler Farbe. Er heißt sie Feuer auf dem Heerde anmachen und Wasser ansetzen, während er selbst das Mehl siebt; darauf knetet er auf geglätteter Tafel den Teig, formt ihn und trägt ihn sorgsam zum Heerde. Jetzt eilt er ins Gärtchen, das er zu bearbeiten pflegt, wenn Regentage ihn vom Felde fernhalten. Hier baut er mancherlei köstliches Gemüse, das er an Markttagen in die Stadt trägt; doch jetzt pflückt er nur Knoblauch, Eppich, Raute und Koriander, bringt es in die Küche und zerstößt Alles zusammen im Mörser, Salz zumischend und Käse. Schweiß rinnt ihm von der Stirn, während der scharfe Geruch die Nase beißt und vom Rauche die Augen thränen. Endlich gießt er noch Oel und Essig hinzu und mischt es immer und immer wieder; dann nimmt er mit zwei Fingern die Masse aus dem Mörser, formt sie zur Kugel und das Mörsergericht ist fertig. Auch Scybale hat das gare Brot vom Heerde genommen und reicht es dem Bauern zur Kost des kommenden Tages. Jetzt zieht er sich die Beinschienen an, setzt die Kappe

auf, spannt die Rinder ins Joch und lenkt sie zum Acker hinaus, mit der Pflugschaar Furchen zu ziehen.

Die Copa, im elegischen Versmaße, führt uns eine junge syrische Magd vor, die vor einem ländlichen Gasthause Castagnetten schlagend tanzt und singt. Sie fordert die Vorüberziehenden auf, in der Mittagshitze ein Wenig zu rasten. Hier giebt's Becherklang, Harfen- und Flötenmusik und Rosen und kühle, schattige Plätzchen. Aus naher Grotte schallet die Flöte des Hirten. Hier ist frischgezapfter Wein und ein murmelnder Bach. Hier sind Kränze von Rosen und Veilchen und Körbe voll Lilien. Hier sind Käse, Pflaumen wie Wachs, blutrothe Maulbeeren, Trauben, Gurken, Kastanien und Aepfel, hier Ceres, Amor und Bacchus. Hier steht auch ein Priapus, der Hüter des Häuschens. Komm, Wanderer, komm; schon schwitzt das ermüdete Lastthier. Vor Hitze zirpen unaufhörlich die Cicaden im Gehölze und verbirgt sich die Eidechse unter der Hecke. Auf! ruhe im Schatten des Weinlaubs aus; kränze mit Rosen das Haar; küsse du, Schöner, den Mund des blühenden Mägdleins. Weg mit dem sauren Gesicht! Warum willst du denn die duftigen Kränze erst deiner Asche gönnen?

Bringet uns Würfel und Wein! Ein Thor nur sorget für morgen.
Lebet, ich komme, so spricht zupfend am Ohre der Tod.

Ueber Virgil's Persönlichkeit berichtet Donat, daß er eine große Statur, dunkle Gesichtsfarbe und bäuerische Züge hatte und von schwankender Gesundheit war, da er meist am Magen und Halse und an Kopfschmerz litt; daher schrieb sich wohl auch seine außerordentliche Mäßigkeit im Essen und Trinken. In Wort und Gesinnung war er so rein, daß man ihn in Neapel allgemein Parthenius nannte. Als eine Probe seiner Rechtlichkeit wird überliefert, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, die ihm von Augustus angebotenen Güter eines Verbannten anzunehmen. Seine Bescheidenheit und Schüchternheit ging so weit, daß, wenn er sich in den Straßen Roms erkannt und mit neugierigen Blicken verfolgt sah, er in das nächste beste Haus flüchtete. Im Reden so langsam und ungewandt, daß man ihn für ungebildet halten konnte, verstand er es, sehr angenehm und mit wunderbarer Kunst in Stimme, Mienen und Geberden seine Dichtungen vorzulesen; selbst an sich leeren und nichtssagenden Versen wußte er durch seinen Vortrag einen guten Klang zu geben. Beim Dichten verfuhr er mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, weshalb auch seine Arbeiten so langsam fortschritten. Während er an den Georgica schrieb, dictirte er Morgens eine große Partie Verse, und diese arbeitete er den ganzen Tag über so um, daß sie auf eine ganz geringe Zahl zusammenschrumpften. Er selbst pflegte zu sagen,

seine Dichtungen kämen so roh und ungestalt zur Welt, wie die jungen Bären: wie diesen die Mutter durch Lecken, so gebe er den Kindern seines Geistes durch fortwährendes Bearbeiten und Feilen erst die richtige Gestalt. — Wenn Horaz sagt (sat. I, 3, 29 fgg.):

Reizbar ist er ein Wenig zu sehr und paßt für die feinen
Nasen der heutigen Welt nicht recht; man könnt' ihn verlachen,
Weil er zu bäurisch geschoren, die Toga ihm schlottert, der weite
Schuh schlecht sitzet am Fuß: doch ist er so brav, daß es keinen
Braveren Mann sonst giebt, doch Freund dir, und unter dem schlichten
Aeußeren birgt sich ein mächtiger Geist,

so soll er nach der Ueberlieferung des Alterthumes damit Virgil gezeichnet haben, dessen Charaktergüte er auch sonst rühmt (sat. I, 5, 40; 6, 54).

Virgil erfreute sich schon bei seinem Leben der Anerkennung des Volkes, wie kein anderer Dichter. „Als einst Verse Virgil's im Theater recitirt wurden, erhob sich das ganze Volk und ehrte den gerade anwesenden und zuschauenden Dichter so, als wäre er Augustus" (Tac. dial. de or. 13). Sein Ansehen erhielt sich nicht nur nach seinem Tode, sondern steigerte sich im Laufe der Zeit immer mehr. Schon bald nach seinem Ableben und bis in die spätesten Zeiten des Römerthums wurden seine Gedichte, namentlich die Aeneis als Nationalepos der Römer, beim Schulunterrichte benutzt, theils zur Lectüre, theils um poetische und rhetorische Uebungen daran zu knüpfen. Aus ihnen entnahmen vor den Werken aller anderen römischen Schriftsteller die alten Grammatiker die Belege für Sprachregeln und Figuren der Rhetorik. Frühzeitig wandten auch die Gelehrten, darunter die berühmtesten, wie ein Valerius Probus, auf ihre Erklärung in sprachlicher und sachlicher Beziehung den eingehendsten Fleiß. Auf die weitere Entwicklung der römischen Poesie hat kein anderer Dichter einen solchen Einfluß ausgeübt wie Virgil; namentlich sind die epischen und didactischen Dichter nach ihm bis in die christlichen Zeiten hinab, mehr oder weniger seine Nachahmer. Später pflegte man sogar aus Verstheilen und Versen seiner Gedichte, wie der des Homer, neue Gedichte des verschiedenartigsten Inhaltes, sogenannte centones, herzustellen. Auch im Volksmunde waren seine Gedichte weit verbreitet und wurden Verse von ihm häufig im gewöhnlichen Leben gebraucht. Ja sogar zu abergläubischen Zwecken wurden sie schon früh verwendet, indem man Loostäfelchen mit virgilischen Stellen, sogenannte sortes Vergilianae, in Tempeln und sonst zur Offenbarung der Zukunft benutzte (Spart. Hadr. 2; Capit. Alb. 5; Lampr. Alex. Sev. 4; 14 u. a.). Die Volkssage bemächtigte sich der Person des Dichters und gestaltete sie allmälig immer mehr zu einem mythischen Wesen, so daß Virgil

im Mittelalter als Zauberer und Wunderthäter galt. Selbst das Christenthum trug dazu bei, den Glauben an seine dämonische Macht im Volke lebendig zu erhalten. Man fand in seiner vierten Ecloge Weissagungen auf Christus, und seine Beschreibung der Unterwelt im sechsten Buche der Aeneis wurde der Urtypus der christlichen Vorstellungen von dem Fegefeuer und der Hölle. Daher hat ihn auch Dante in seiner commedia divina zu seinem Führer gemacht, der ihm die Hölle zeigt, aber in das Paradies ihn nicht geleiten kann:

Denn jener Herrscher, der regiert dort oben,
Läßt Keinen mich in seine Stadt geleiten,
Weil ich mich gegen sein Gesetz erhoben.
(Hölle I, 124—126.)

Virgil ist Danten der natürliche, vernünftige Geist, den das Licht des Glaubens noch nicht erleuchtet hat; ihm verdankt er daher das irdische Wissen, wie er es rühmend anerkennt:

Du bist mein Meister, Vorbild meinem Streben,
Du bist's allein, aus dem ich sie geschöpfet,
Die schöne Schreibart, die mir Ruhm gegeben.
(Hölle I, 85—87.)

Die größten römischen Kunstkenner stimmen im Lobe Virgil's überein. Horaz bezeichnet rühmend seine Eclogen und Georgica, wenn er sagt (sat. I, 10, 45):

Zartheit und Anmuth
Haben Virgil die Camenen verliehn, die des Feldes sich freuen;

Ovid prophezeit (amor. I, 15, 25):

Lesen von Tityrus wird man, von Feldern, von Kämpfen Aeneens,
Roma, so lange du bist Haupt der besiegeten Welt;

und Quintilian stellt ihn seiner Aeneis wegen dicht neben Homer (X, 1, 85): „Ich will mich," sagt er (86), „der Worte bedienen, die ich einst als junger Mann von Domitius Afer vernommen habe. Als ich ihn fragte, wer nach seiner Meinung dem Homer am nächsten käme, sagte er: Der Zweite ist Virgil, doch so, daß er dem Ersten näher steht, als dem Dritten. Und in der That, müssen wir auch Homer's göttlichem und unsterblichem Genie den Vorzug einräumen, so ist doch in Virgil mehr Sorgfalt und Fleiß schon deshalb, weil ihm die Ausarbeitung mehr Schwierigkeit machte, und was wir an Erhabenheit weniger haben, das ersetzen wir vielleicht durch Gleichmäßigkeit. Alle übrigen Dichter werden erst in weitem Abstande von Virgil folgen." Der Dichter Silius Italicus pflegte dem Bilde Virgil's, das er besaß, eine besondere Verehrung zu zollen und seinen Geburtstag feierlicher als den

eigenen zu begehen, zumal wenn er sich in Neapel aufhielt, wo er dann dessen Grabmal wie einen Tempel besuchte (Plin. ep. III, 7). — Der Kaiser Alexander Severus nannte sinnig Virgil den Plato unter den Dichtern und hatte sein Bildniß neben dem des Cicero in seinem zweiten Lararium, in welchem auch die Bildnisse des Achilles und anderer Helden standen (Lampr. Alex. Sev. 31). — Es fehlte dem Dichter jedoch auch nicht bei seinen Lebzeiten schon und nach seinem Tode an Feinden und Tadlern. Zu diesen gehörten die bekannten Dichterlinge Maevius und Bavius, an denen er sich selbst ecl. 3, 90 rächt. Manche suchten seine Dichtungen in's Lächerliche zu ziehen, wie der Verfasser der antibucolica, einer höchst albernen Parodie der ersten und dritten Ecloge, der z. B. am Eingange der ersten höhnend fragte:

Tityrus, wärmt dich der Rock, wozu die Bedeckung der Buche? [1])

und ein Anderer, der bei einer Vorlesung Virgil's aus den Georgica zu der ersten Hälfte von I, 299

Pflüg' und säe im Hemde

folgende läppische Ergänzung machte:

dann kriegst du vor Kälte das Fieber. [2])

Man warf ihm den Gebrauch von neugebildeten Wörtern vor, wogegen ihn Horaz in Schutz nimmt (ep. II, 3, 55), und von Archaismen, die sich allerdings bei ihm finden, jedoch nur mäßig und oft nicht ohne eigenthümlichen Reiz; ganze Bücher schrieb man über die von ihm in seinen Dichtungen, namentlich der Aeneis, die auch in einer eigenen, Aeneomastix betitelten Schrift angegriffen wurde, begangenen Fehler und über seine als Plagiate (furta) dargestellten Entlehnungen aus Homer und anderen griechischen und römischen Dichtern. Sogar seine Sittlichkeit suchte man zu verdächtigen. Andererseits verfaßte der schon als Commentator des Cicero erwähnte gelehrte Q. Asconius Pedianus eine eigene Schrift gegen die Verkleinerer des Virgil (contra obtrectatores Vergilii).

Erhalten haben sich zu den Gedichten des Virgil mehrere Scholiensammlungen von verschiedenem Werthe, theils verkürzte, theils durch fremde Zusätze erweiterte Auszüge aus den Commentaren der alten Gelehrten: so z. B. die dem berühmten Grammatiker Valerius Probus zugeschriebenen dürftigen Scholien zu den Bucolica und Georgica und die unter dem Namen des Servius Honoratus gehenden reichhaltigen und wichtigen Commentare zu allen drei Gedichten.

---

[1]) Tityre, si toga calda tibi est, quo tegmina fagi?

[2]) Nudus ara, sere nudus — habebis frigore febrem.

(epod. XIV, 7 u. ö.), oder Epoden, wie man sie gewöhnlich mit den Grammatikern nach den in den meisten dieser Gedichte vorkommenden und eigentlich diesen Namen führenden kürzeren Clauseln vorangehender längerer Verse nennt. Diese letztere Dichtungsart überhaupt nach Rom verpflanzt zu haben, rechnet sich Horaz als sein Verdienst an (epist. I, 19, 23):

Ich war's, der die parischen Jamben
Latium zeigte zuerst, des Archilochus Geiste und Rhythmen
Folgend.

Wenige Monate nach der Schlacht bei Philippi war der perusinische Krieg zwischen L. Antonius und Octavianus ausgebrochen, 713 (41). Um diese Zeit entstand epod. XVI, wie man vermuthet, das früheste aller horazischen Gedichte. Rom schien seinem Untergange nahe. Der junge Dichter sieht nur noch eine Rettung in der Auswanderung nach jenen glücklichen Inseln, von denen er sagt (63—66):

Juppiter sonderte jene Gestade für frommes Geschlecht ab,
Als er die goldne Zeit durch Erz verschlechterte;
Erz ließ, Eisen sodann er die Zeiten verhärten, aus denen,
Weissage ich, den Frommen günst'ge Flucht sich beut;

denn in düsterer Ahnung glaubt er Alles verloren (1—24):

Schon das zweite Geschlecht reibt auf sich im Zwiste der Bürger,
Und Roma bringt durch eigne Kraft sich selbst den Sturz.
Sie, die verderben nicht konnten die grenznachbarlichen Marser,
Noch auch des dräunden Porsena Etruskerschaar,
Capua nicht, wetteifernd in Tüchtigkeit, Spartacus' Grimm nicht
Und, treulos in Unruhen, der Allobroger,
Die blauäugige Jugend der wilden Germania nimmer
Bezwungen und der Väter Abscheu, Hannibal,
Werden wir Frevlergeschlecht fluchwürdigen Blutes verderben,
Und wieder wird einnehmen ihre Statt das Wild.
Siegreich wird der Barbar, ach! treten die Asche und stampfen,
Zu Rosse sitzend, mit dem lauten Huf die Stadt,
Und des Quirinus Gebeine, geborgen vor Winden und Sonne,
O Gräuelanblick! wird sein Uebermuth zerstreu'n.
Sucht vielleicht in Gemeinschaft ihr oder der bessere Theil nur,
Was solchen üblen Nöthen zu entgehen hilft?
Kein Rath wäre wohl besser als dieser: sowie der Phocaeer
Gemeinde einst verfluchend und verwünschend floh
Aecker und Laren der Väter und Heiligthümer zum Wohnsitz
Den Ebern und den räuberischen Wölfen ließ,
Wohin die Füße nur tragen, zu gehen, wohin durch die Wogen
Der West auch rufet oder ungestümer Süd.
Wollet ihr, oder vermag wer Bessres zu rathen? Was säumen
Wir, weil noch günstig das Geschick, zu Schiff zu gehn?

Aus derselben Zeit ist vielleicht auch epod. VII, **an die Römer**:

Wohin, wohin, Verruchte, stürmt ihr? warum greift
Die Hand zum beigesteckten Schwert?
Hat nicht genug Latiner Blut schon überströmt
Gefilde, wie Neptunens Reich?

Auch gegen Einzelne richtete der Dichter bald seine Jamben, unter dem Einflusse seiner anfänglichen verbitterten Stimmung zum Theil mit rücksichtsloser Heftigkeit. Epod. IV erklärt er einem gewissen **Vedius Rufus**:

Solch' Widerwille, als ihn Wolf und Lamm bestimmt
Das Loos, ist zwischen mir und dir.

Ursprünglich ein Freigelassener, war dieser zu Reichthümern, zur Ritterwürde und zur Stelle eines Flottenführers gegen die aus Seeräubern und Flüchtlingen gebildete Seemacht des S. Pompeius gelangt und hatte durch seinen Uebermuth und seine Habsucht den Unwillen aller Besseren und auch unseres Dichters erregt.

Was kann es nützen, ob so viele Schiffe, mit
Der Schnäbel schwerer Last bewehrt,
Man gegen Räuber und die Sclavenbande führt,
Ist dieser, dieser Kriegstribun?

— Epod. VI droht Horaz mit archilochischen Jamben die Angriffe eines bissigen Gegners abzuwehren, und epod X wünscht er dem Schiffe, das „den Stänker **Maevius** trägt", alle möglichen Stürme. — Epod. II führt er den Wucherer **Alphius** redend ein:

Beglückt der Mann, der vom geschäft'gen Leben fern,
Sowie der Vorzeit Menschenschlag,
Mit eignen Stieren ackernd baut das Vatergut,
Von aller Wucherei befreit!

Alphius schildert hierauf ganz begeistert das unschuldige Leben und die einfachen Freuden des Landmannes und — schließt der Dichter:

Wie dies geäußert Alphius, der Wucherer,
Ein Bauer schon in seinem Geist,
Da zog er Mitte Monats alle Gelder ein,
Um — sie am Ersten auszuleihn.

— Epod. XII verhöhnt er ein buhlerisches altes Weib, das ihn durch Geschenke und Briefe in ihr Netz zu locken versucht hatte, und epod. VIII geißelt er eine alte reiche und vornehme Kokette, die, die Philosophin spielend, auf deren Toilettentische die Schriften der Stoiker liegen, unseren jungen Dichter zu fesseln versucht haben mochte.

Der cynische Ton, der in diesen letzteren Gedichten herrscht, kehrt in womöglich höherem Grade sat. I, 2 wieder, welche Satire man wohl berechtigt ist, in dieselbe Zeit zu setzen. Das Haupt-

cenas scheint sat. I, 3 gedichtet zu sein, wozu die nächste Veranlassung der einige Zeit vorher erfolgte Tod des Sängers Tigellius gegeben haben mochte. Er beginnt die Satire, indem er uns ein Bild dieses antiken Virtuosen entwirft, der an Künstlercapricen und Sonderbarkeiten unseren modernen Virtuosen Nichts nachgab:

Dies ist die leidige Art von sämmtlichen Sängern, daß unter
Freunden sie nie, auch noch so gebeten, zu singen bereit sind,
Ungebeten nicht enden. Der Sarde Tigell, der bekannte,
Hatte sie auch an sich. Selbst Caesar, der zwingen ihn konnte,
Wenn er ihn bitten gewollt bei der Freundschaft mit ihm und dem Vater,
Richtete auch Nichts aus. Kam wieder die Lust ihm, so stimmt' er
An sein „Io Bacchus" vom ersten Gericht bis zum Nachtisch,
Bald im tiefesten Baß, bald wieder im höchsten Discante.
Nichts von Gleichmaß war in dem Mann: oft ging er, wie wenn schon
Hinter ihm wäre der Feind, oft wieder, als hätt' er zu tragen
Juno's Heiligthum; zweihundert Sclaven besaß er
Oft, oft wieder nur zehn; bald sprach er von Kön'gen und Fürsten
Und Großartigem blos, bald: Ein dreifüßiges Tischlein
Möcht' ich nur, lauteren Salzes 'ne Muschel, 'ne Toga, die, noch so
Grob, mir die Kälte abwehrt. Millionen konntest du schenken
Diesem so kargen, mit Wen'gem zufriedenen Manne: 'ne Woche,
Und Nichts hatt' er im Beutel. Die Nächte hindurch bis zur Frühe
Wacht' er, den Tag durch schnarcht' er. Noch nie gab's Etwas, das also
Wenig sich gleichblieb.

Haben wir nicht auch unsere Fehler? fragt der Dichter. Gewiß und vielleicht nicht geringere; nur sind wir gegen die unsrigen blind, für die fremden aber haben wir Luchsaugen. Besser wäre es, wir sähen, wie zärtliche Eltern und Verliebte, selbst in den Mängeln unserer Nächsten nur Vorzüge. Aber wir verkehren sogar ihre Tugenden in Laster.

Frei von Fehlern ist Niemand geboren; nur der ist der Beste,
Welchen die wenigsten drücken.

Gleichen wir daher unsere Fehler gegenseitig aus. Soll ich deine Auswüchse übersehen, halte mir meine Warzen zu gute; wenigstens folge nicht dem Grundsatze der Stoiker, daß alle Fehler gleich groß seien und keine Nachsicht verdienen; laß sie immerhin sich rühmen, allein die Weisen zu sein, allein Könige. Zupfen

doch solche Könige selbst die Straßenbuben beim Barte. Gern gönne ich ihnen ihr Reich;

mir werden die lieben
Freunde verzeihen den Fehl, den ich etwa aus Dummheit begangen;
Dafür werd' auch ich gern ihre Vergehungen dulden
Und so glücklicher sein als Bürger, denn du als ein König.

Die von Horaz bisher veröffentlichten Satiren hatten allgemeines Aufsehen erregt. Sie hatten ihm Gönner erworben, aber auch Gegner hervorgerufen, theils strenge Kunstrichter, die der Satire den Anspruch auf Poesie absprachen, theils ängstliche Gemüther, die in dem Satiriker den öffentlichen Ankläger fürchteten. In sat. I, 4 giebt Horaz seine Ansicht über die Bedeutung der Satire als poetischer Gattung überhaupt und schildert, wie er selbst ein Satiriker geworden und in welcher Beziehung er als solcher zu der Mitwelt stehe. Die Satire, meint er, ist aus demselben Geiste hervorgegangen, wie die alte Comödie der Griechen. Diese übte ihr Strafamt gegen Lasterhafte mit aller Freiheit, und das that auch Lucilius, sein Vorgänger, nur daß er sich in der äußeren Form seiner Dichtungen von Eupolis, Kratinus und Aristophanes unterschied. Er glich ihnen an Witz und scharfer Beobachtung; aber er schrieb zu rasch und zu viel, daher ist Manches, was man wegwünschte. Es liegt im Wesen der Satire, daß sie den Meisten mißfallen muß, weil sie sich getroffen fühlen. Deshalb habe er, Horaz, sich auch bescheiden zurückgehalten, habe seine Gedichte nicht öffentlich vorgelesen, zumal er gar nicht auf den Namen eines Dichters Anspruch mache:

Erstlich muß ich mich selbst von deren Zahl, die als Dichter
Gelten ich lass', ausschließen; denn abzurunden ein Verschen,
Darfst du genügend nicht nennen, noch wenn, gleich uns, dem Gesprächston
Einer annähernd schreibt, schon diesen als Dichter betrachten.
Nur wem Erfindungskraft, wem Begeistrung, erhabenen Ausdrucks
Gabe geworden, dem gönne die Ehre du dieser Benennung.

Die Frage, ob die Satire ein Gedicht sei, hängt davon ab, ob man auch die Comödie, die wie die Satire das wirkliche Leben copirt, für ein Gedicht gelten lassen will. Und ob die Satire mit Grund verdächtig sei, darüber entscheidet die Gesinnung und die Absicht des Satirikers bei der Rüge fremder Fehler:

Wer den Freund schmäht hinter dem Rücken;
Wer ihn vor Andrer Verleumdung nicht schützt; wer darauf nur ausgeht,
Leute zum schallenden Lachen zu bringen, als Witzling zu gelten;

Wer Ungesehnes erdenken, nicht Anvertrautes bewahren
Kann, der, der ist ein Schwarzer, vor dem nimm, Römer, in Acht dich!

Ein solcher Satiriker sei er nicht, meint Horaz. Seine Satiren seien das Ergebniß seiner praktischen Menschenstudien. Schon früh habe ihn sein Vater angehalten, auf das Treiben der Menschen zu achten, und er pflege in der Mußezeit seine Bemerkungen zu Papier zu bringen. So seien seine Satiren ein Spiegel des Lebens, wie die Comödie, und gleichsam ein praktisches Lehrbuch der Lebensweisheit, ein moralisches Exempelbuch.

Die Beschuldigung des Horaz, daß die Satiren des Lucilius mangelhaft seien, hatte alle Verehrer der älteren Poesie gegen ihn aufgebracht, und in sat. I, 10 tritt er ihnen als Anwalt der neuen Richtung, die die Poesie durch ihn, Fundanius, Asinius Pollio, Varius und Vergilius genommen, mit Entschiedenheit und einer gewissen Gereiztheit entgegen, die von der unzarten Art, womit ihn die Gegner angegriffen haben mochten, hervorgerufen zu sein scheint. Er erkennet auch hier wieder die Verdienste des Lucilius an, doch wiederholt er den früheren Tadel der Flüchtigkeit, woraus die Nachlässigkeit, die Weitschweifigkeit und der Mangel an Abwechselung des Tones zu erklären sei. Lucilius hätte sich auch in der Form, wie in dem Geiste, die alten Comiker der Griechen zum Muster nehmen sollen. Seine Mischung von Griechischem und Lateinischem, die ihm seine Verehrer so hoch anrechnen, sei ein Vergessen dessen, was man als geborner Römer der Heimath und den Eltern schuldig sei. Doch an einem Dichter Manches tadeln, heißt noch nicht ihn verwerfen. Hat doch auch Lucilius an Attius und Ennius Manches gerügt und ist ja selbst am großen Homer Einiges zu mißbilligen. Den Lucilius entschuldigt seine Zeit, die keine höheren Forderungen an den Dichter stellte. Lebte er heute, so würde auch er mehr Fleiß und eine sorgfältigere Feile anwenden.

Willst du schreiben, was werth sei wieder gelesen zu werden,
Streich' oft aus und bemühe dich nicht um des Haufens Bewund'rung;
Sei mit wenigen Lesern zufrieden; du müßtest denn thöricht
Lieber in Winkelschulen dictirt sehn deine Gedichte.
Ich nicht; denn mir genügt's, daß die Ritter mir klatschen, wie dreist jüngst
Ausgepocht, die Andern verachtend, Arbuscula sagte.

Ich, meint Horaz, schreibe nicht für den großen Haufen, sondern für die Classe hochgebildeter und geschmackvoller Männer, wie Plotius, Maecenas, Vergilius, Valgius, Pollio, Messalla. An ihrem Beifalle ist mir gelegen; was Leute wie Pantilius, Demetrius und Tigellius über mich urtheilen, das kümmert mich nicht.

Mit vieler Laune giebt Horaz sat. I, 5 ein Tagebuch seiner Reise von Rom nach Brundisium, die er im Gefolge des Maecenas gemacht hat. Die Reise fällt wahrscheinlich in das Jahr 717 (37), als Maecenas, Cocceius Nerva und Fonteius Capito sich im Auftrage des Octavian nach Brundisium begaben, um dort mit Antonius wegen der Unterstützung gegen S. Pompeius zu unterhandeln. Nach dem Scholiasten hat Horaz eine ähnliche Satire des Lucilius, in der dieser seine Reise nach Capua und von da nach der sicilischen Meerenge beschreibt, vor Augen gehabt. Es scheint, daß Horaz an einem Beispiele den Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger habe deutlich machen wollen; denn während der Reisebericht des Lucilius meist nur aus der trockenen Herzählung der Reisestationen bestand, weiß Horaz durch humoristische Schilderung seinen Gegenstand interessant zu machen. Mit vieler Laune beschreibt er die unruhige Nacht auf dem Schiffe bei Forum Appii; den officiellen Empfang zu Fundi, „wo ein Geck von Schultheiß, der vom Schreiber zum Regiment des Orts emporgestiegen, mit seinem breiten Purpurstreif und Weihrauchfaß gar viel zu lachen gab" (Wieland), das Zusammentreffen mit seinen Freunden zu Sinuessa:

Plotius, Varius nebst Vergilius kommen entgegen
Zu Sinuessa uns, Seelen, wie lautrer die Erde sie niemals
Trug und denen vor mir kein Andrer ergebener sein kann;

das lustige Schauspiel in der Villa des Cocceius, „den edlen Hahnenkampf des Pickelhärings Sarment mit Messius, dem Gücker;" den Brand in der Wirthsküche zu Benevent: „wie die Gäste und Bedienten, heißhungrig jene, diese schüchtern und verstohlen in die Schüsseln fahren, Jeder noch was zu erhaschen sucht und, um das Ihrige zum Löschen beizutragen, allesammt mit vollen Backen durcheinander rennen;" das Nachtabenteuer in dem Meierhofe bei Trivicum; endlich das Wunder zu Egnatia, das der Jude Apella glauben möge.

Das freundschaftliche Verhältniß unseres Dichters zu Maecenas hatte nicht minder den Neid Vieler erregt, wie die Auszeichnung, die seinen Gedichten zu Theil geworden. Man legte seiner Freundschaft zu Maecenas unlautere Motive unter, und er hielt es daher für angemessen, in sat. I, 6 auseinanderzusetzen, wie er, des Freigelassenen Sohn, zu der Bekanntschaft des Maecenas gekommen; wie er bei seiner vom Vater ererbten Gesinnung und bei seiner Anspruchslosigkeit in Maecenas nur den liebenswürdigen Freund, nicht den mächtigen Gönner suche, der ihm zu Ehre und Reichthum verhelfe; wie glücklich er sich in dem freien und ungezwungenen Leben fühle, das ihm gerade seine niedrige Stellung verstatte:

Dies ist das Leben
Solcher, die ledig und frei von unseligem, drückendem Ehrgeiz.
Hierbei getröste ich mich viel angenehmer zu leben,
Als wenn Ahn mir und Vater und Ohm Quaestoren gewesen.

Eine drollige Anekdote enthält sat. I, 7. Horaz scheint selbst Zeuge des Vorfalles gewesen zu sein. Als Brutus in Asien war, erschienen in Clazomenae vor ihm, dem Praetor, ein gewisser P. Rutilius mit dem Beinamen König (rex) und der Halbgrieche Persius wegen einer Streitsache, die sie mit großer Heftigkeit und Erbitterung gegen einander führten. Nach langem Hin- und Herstreiten und nachdem Rutilius Gift und Galle über den Persius ergossen hatte:

Da nun schreiet, gebeizt mit italischem Essig, der Grieche
Persius auf: Ich beschwör' bei den mächtigen Göttern dich, Brutus:
Warum erwürgest denn du, der du Kön'gen den Garaus zu machen
Pflegst, den König nicht auch? Das, glaube mir, schlägt in dein Handwerk!

Einen anderen spaßhaften Vorfall in den von Maecenas angelegten Gärten des Esquilinus schildert sat. I, 8. Der Dichter führt den aus Feigenholz geschnitzten Priapus redend ein. Dieser erzählt, wie die Zauberin Canidia mit ihrer Gehülfin Sagana ihr schreckliches Zauberwerk des Nachts unter seinen Augen getrieben. „Nur freut mich," fährt er fort, „daß sie mich nicht ungestraft zu Zeugen dieser Höllenscene machten. Sie mußten mir gar fein die Angst bezahlen, die das Geheul der Furien und ihre Gräuel mir eingejagt. Denn mir entfuhr mit einem Mal ein Seufzer, daß mein feigenhölzernes Gefäß gleich einer luftgefüllten Blase mit einem lauten Knall zerbarst. Was die erschraken! Wie sie der Stadt zurannten! Wie Canidia die Zähne, Sagana die hohe Haartour, die Kräuter und die Zauberbinden um die Arme im Laufe fallen ließ! Ihr hättet euch bei diesem Schauspiel krank gelacht" (Wieland).

Als Gegenstück führt uns epod. V dieselbe Canidia in ihrer ganzen Scheußlichkeit vor. Sie hat einen Knaben seinen Eltern entführt, um ihn zu Tode zu quälen und seine Leber und sein ausgedorrtes Mark zu ihrem Zauber zu benutzen. Vergebens fleht das arme Kind um Schonung. Sie beginnt mit ihren Genossinnen ihr Werk, wodurch sie einen reichen Alten in ihr Netz zu locken gedenkt. Der Knabe, dieses hörend, fleht nicht mehr; er stößt thyestische Verwünschungen aus; sein Fluch soll sie verfolgen, auch todt noch wird er sie in ihrem Schlafe schrecken:

Euch wird das Volk die Gassen lang, von da und dort,
Verruchte Vetteln, steinigen,

Verstreun dann Wölfe euer unverscharrt Gebein
Und Vögel von dem Esquilin,
Und meinen Eltern, die, ach! überleben mich,
Wird dieses Schauspiel nicht entgehn.

— Epod. XVII ist ein Zwiegespräch zwischen Horatius und Canidia. Jener bittet die Zauberin um Schonung; doch diese droht mit noch schrecklicherem Zauber:

Du hättst verrathen und verhöhnet ungerächt
Cotytto's Fest, des freien Amor Heiligthum?
Als Hoherpriester esquilin'scher Zauberei
Straflos mit meinem Namen angefüllt die Stadt?

Canidia oder, wie sie nach dem Scholiasten eigentlich hieß, Gratidia, eine Salbenhändlerin aus Neapel, war gewiß eine damals in Rom sehr bekannte Persönlichkeit. In ihrer Jugend „von Schiffern und von Krämern viel geliebt" (epod. XVII, 20), suchte sie im Alter sich durch Zaubermittel Verehrer zu verschaffen.

Des Dichters Vertrautheit mit Maecenas lockte Manchen zu dem Versuche, sich durch ihn bei dem mächtigen Günstlinge des Octavian empfehlen und einführen zu lassen. Mit unübertrefflicher Laune schildert uns Horaz sat. I, 9 das Begegniß mit einem solchen Zudringlichen, von dem ihn nur, wie er sagt, Apollo retten konnte, und giebt bei dieser Gelegenheit eine Schilderung von dem edlen und ungezwungenen Tone, der in dem häuslichen Kreise des Maecenas herrschte:

Wie steht Maecenas mit dir? hebt
Wieder er an. Ein Mann für Wen'ge, gesunden Verstandes;
Niemand wußte gescheidter das Glück zu benutzen. Du hättest
Einen gewaltigen Helfer, der's Secundiren verstände,
Wolltest du meine Person empfehlen. Mich hole der Henker,
Wenn du nicht Alle sofort ausstächst. — Wir leben auf solchem
Fuß dort nicht, wie du glaubst; kein Haus ist reiner als dieses,
Fremder den Uebeln der Art. Nichts schadet's mir, sag' ich, daß reicher
Dieser und Jener als ich und gelehrter ist; Jeder hat seinen
Eigenen Platz. — Großartig! Beinah unglaublich! — Und doch ist's
Wahr! — Du entzündst mir nur mehr noch die Lust, in die nächste Berührung
Mit ihm zu kommen. — Du brauchst nur zu wollen. Bei deinem Talent mußt
Du ihn erobern; er ist auch der Mann, der gewinnen sich läßt; drum
Macht er so schwer auch die erste Annäherung. — Weiß mir zu helfen.

Mit Trinkgeldern bestech' ich die Dienerschaft; weist man mich heut' ab,
Steh' ich zurück nicht gleich; auf Zeit und Gelegenheit paff' ich,
Mach' auf der Straße mich an ihn, geleit' ihn; es gab ja das Leben
Nichts ohn' eifriges Mühen den Sterblichen.

Wahrscheinlich auf den Wunsch des Maecenas hat Horaz die bisher einzeln veröffentlichten Satiren gesammelt herausgegeben und sie dem Maecenas gewidmet, wie man vermuthet, im Jahre 719 (35). Er fügte den schon bekannten noch sat. I, 1 hinzu, in der er sich direct an Maecenas wendet und die er daher gleichsam als Zueignungsschrift an die Spitze der Sammlung gestellt hat. Sie ist eine Art Betrachtung oder Discurs über die Inconsequenzen im gewöhnlichen Treiben der Menschen und bietet in ihrem lockeren Zusammenhange ein naturgetreues Bild einer vom Augenblicke eingegebenen Herzensergießung an den vertrauten Freund, der, wie er, den Lebenszweck nicht in ein ewiges Ringen und Streben nach dem Besitz der äußeren Güter, sondern in einen behaglichen Genuß der Lebensfreuden setzte. — Wie kommt es, fragt der Dichter, daß Jeder, mit dem ihm vom Geschick oder der eigenen Wahl zuertheilten Berufe nicht zufrieden, immer den Anderen beneidet?

Glücklich ihr Krämer! so spricht von den Jahren beschweret der Kriegsmann,
Welchen die Fülle der Mühsal die Knochen schon mürbe gemacht hat.
Wieder der Kaufmann sagt, wenn der Süd ihm das Schifflein umherwirft:
Lieber Soldat doch sein. Was weiter? Man schlägt sich; ein rascher
Tod kommt oder ein fröhlicher Sieg im Laufe 'nes Stündchens.
Klopft um den Hahnschrei schon an die Thür ein Rathes Bedürft'ger,
Lobt der in Recht und Gesetzen erfahrene Mann sich den Landwirth.
Dieser hingegen, vom Lande zur Stadt durch die Bürgen gezogen,
Preist die Bewohner der Stadt allein als glückliche Leute!
Wenn nun ein Gott käme und sagte:
Will euch thun, was ihr wünscht: du sollst, der du eben Soldat warst,
Kaufmann sein, du, eben Jurist, ein Bauer! Vertauschet
Euere Rollen und geht ihr hier, ihr dorthin. Geschwind denn!
Was steht ihr? — sie schlügen es aus, und könnten doch glücklich
Werden. Warum soll Juppiter da nicht ihnen die beiden

Backen mit Recht aufblasen im Zorn und erklären, er werde
Nie inskünftige mehr so willig den Wünschen das Ohr leihn?

Und fragt man diese Leute, warum sie sich abmühen: so sagen sie, sie wollen wie die Ameise für die Zukunft schaffen. Die Ameise jedoch ist klug genug, im Winter das Gesammelte zu genießen; sie aber rasten Sommer und Winter nicht; denn immer ist Einer, der reicher ist, als sie; darum wird ein todter Schatz in die Erde vergraben, den zu berühren man sich hütet. — Aber, meinen sie, es ist so süß, von dem Vollen zu nehmen! — Als wenn den Durst zu löschen die kleine Quelle nicht genügte, sondern man vom Strome schöpfen müßte, der leicht uns mit fortreißt.

Wer so viel nur begehrt, als er braucht, der schöpfet sich weder
Wasser getrübet vom Schlamm, noch verliert er das Leben im Strome.
Aber ein gut Theil Menschen, getäuscht von falscher Begierde,
Sagt: Nie hat man genug, da soviel man nur gilt, als man Geld hat.

Was ist mit Solchen anzufangen? Laß sie bei ihrer jämmerlichen Gesinnung und kümmere dich nicht um sie, da sie es ja selbst nicht besser wollen, wie jener Geizhals in Athen, der sich über das Gerede der Leute in folgender Weise hinweg zu setzen pflegte:

Das Volk zischt aus mich; ich selber hingegen
Klatsche mir Bravo zu Haus, wenn im Kasten die Füchs' ich betrachte.

Die Fabel vom Tantalus gilt von dir, der du beim Ueberflusse darbend in Angst und ungeliebt dein Leben verbringst, wenn es nicht etwa dir wie dem Ummidius ergeht, dem seine ehemalige Sclavin als eine zweite Klytaemnestra mit einer Zimmeraxt den Kopf entzwei hieb. — Wohlan, fragst du, was soll ich thun? ein Verschwender wie Maenius und Nomentanus werden? — Keineswegs!

Giebt's doch in Allem ein mittleres Maß, kurz, giebt's doch gewisse
Grenzen, darüber nicht mehr wie darunter das Rechte bestehn kann.

Schauen wir nicht immer vorwärts auf die, welche mehr haben, sondern auch oft rückwärts auf den Haufen der Aermeren. Das thun freilich die Meisten nicht, sondern wie die Wettrenner will Jeder seinen Vordermann überholen, die Zurückbleibenden verachtend:

Daher kommt es, daß selten wir Einen zu finden vermögen,
Der glückselig gelebt zu haben geständ' und am Ende
Wie ein gesättigter Gast aus dem Leben befriedigt abschiede.

Als ein Seitenstück zu dieser Satire kann sat. II. 2 gelten. Der Dichter läßt den Ofellus, einen wackeren Landmann, die Mäßig-

keit und Einfachheit des Lebens preisen. Wie es üppiger Genüsse nicht bedürfe, um glücklich zu leben, davon ist eben Ofellus ein Beispiel. Als Horaz noch ein Knabe war, hat er ihn schon gekannt. Damals lebte Ofellus noch auf seinem eigenen Gute, und jetzt, da er es in den Bürgerkriegen verloren hat und für Tagelohn sein früheres Eigenthum bebauen muß, ist er nicht minder zufrieden:

Nicht leicht kam, so erzählt' er, an einem gewöhnlichen Tage
Etwas zu Tisch als Kohl und ein Stück von geräuchertem Schinken.
Und wenn ein Gastfreund nur nach längerer Zeit bei mir vorsprach
Oder bei ruhender Arbeit im Regen ein Nachbar als lieber
Tischgast, ließen wir uns zwar Fische, geholt aus der Stadt, nicht
Schmecken, doch aber ein Hühnchen und Böckchen; es zierten den Nachtisch
Nüsse, getrocknete Trauben darauf und gespaltene Feigen.
Dann ein Spielchen, wobei das Versehen das Trinken bestimmte;
Das Gebet zu der Ceres, in ragenden Halmen zu sprießen,
Glättete auch beim Weine den Ernst der gerunzelten Stirne.
Möge das Schicksal wüthen und neue Verwirrung erregen:
Was kann's hier noch nehmen? Wie viel bin wen'ger genährt ich,
Kinder, und ihr, seit hierher der neue Besitzer gekommen?

Was wir unser nennen, ist doch nur geborgt; geht es nicht durch schlechte Wirthschaft oder durch schlechte Menschen verloren, so raubt es uns doch sicher der Tod.

Darum denn tapfer gelebet
Und mit tapferem Herzen dem widrigen Schicksal begegnet!

Schon Ennius und Varro hatten über die Erfordernisse eines comfortablen Mahles geschrieben. Horaz hat dieses Thema sat. II, 4 mit komischem Ernste behandelt. Er trifft einen bekannten Gourmand, dem er, aus welchem Grunde ist nicht sicher, den Namen Catius giebt. Der Dichter will mit ihm ein Gespräch anknüpfen. Catius entschuldigt sich mit einem dringenden Geschäfte: er habe, ehe er es vergesse, die eben vernommenen Lehren einer neuen Weisheit, der die des Pythagoras, Sokrates und des gelehrten Plato weichen müsse, aufzuzeichnen. Auf vieles Bitten findet er sich bereit, die Lehren mitzutheilen; den Namen des Meisters aber müsse er verschweigen. Er giebt hierauf die vollständige Theorie dessen, was zu einem anständigen Mahle gehört, in systematischer Ordnung von den Eiern an bis zum Nachtische, rühmt sich beiläufig als den Erfinder einiger neuen Einrichtungen der Tafel und schließt mit einigen allgemeinen wichtigen Bemerkungen, die noch heute ihre Geltung haben:

Gar sehr Ekel erregt es dem Magen, berührte der Bursche,
Während Genaschtes er leckte, mit fettigen Händen den Becher,

Oder wenn widriger Schmutz anklebt ehrwürdigem Mischkrug.
Wie so wenige Kosten erfordern doch einfache Besen,
Quehlen und Sägemehl! Und fehlt's dran, groß ist die Schande,
Daß du mit schmutzigem Besen abfegen das farbige Steinwerk,
Tyrische Decken umgeben mit ungewaschnen Behängen
Wirklich kannst und vergessen, je weniger Mühe und Aufwand
Solcherlei macht, daß es desto gerechteren Tadel verdient, als
Was sich die Tafeln der Reichen allein zu gönnen vermögen!

Ein Gegenstück giebt sat. II, 8, die Beschreibung, die Fundanius dem Horaz von dem Gastmahle macht, das ein gewisser Nasidienus dem Maecenas zu Ehren veranstaltet hatte. Nasidienus, wahrscheinlich ein reicher Emporkömmling, hatte sich die hohe Gunst ausgebeten, den Maecenas und einige seiner Freunde bei sich bewirthen zu dürfen. Es ist Alles in reichem Maße vorhanden; aber man merkt es, daß der Wirth sich nie in gewählten Kreisen bewegt hat. „Klägliches Vornehmthun!“ (divitias miseras) bezeichnet Horaz treffend die Sucht des Mannes, dem aller feiner Tact und alle Urbanität abgeht. Er weiß seine Gäste von nichts Besserem zu unterhalten, als wie jedes Gericht heißt und woher es kommt. Zum Unglück stürzt mitten im Speisen der Baldachin ein und richtet eine allgemeine Verwirrung an. Der Wirth ist untröstlich. Die Gäste reden ihm gut zu. Nasidienus sucht den Fehler wieder gut zu machen: er läßt neue Speisen auftragen und fährt fort, von jedem Gerichte die Natur- und Kunstgeschichte zu geben. Den Gästen ist längst aller Appetit vergangen.

Horaz war von Maecenas mit einem kleinen Landgute im Sabinischen beschenkt worden, um 721 (33). Er hatte es sich dort gemüthlich eingerichtet, hatte seine kleine Sammlung von Lieblingsschriftstellern, wie Plato, Menander, Eupolis und Archilochus, dahin bringen lassen, hatte gehofft, dort viel studiren und schreiben zu können; aber der angenehme Aufenthalt verlockte auch ihn zu einem dolce far niente. Er fühlte sich nahe daran, Geschmack an dem Leben vornehmer Herren zu finden und es den reichen Gutsbesitzern nachzuthun. In sat. II, 3 macht er sich selbst mit feiner Ironie zum Gegenstande der Satire. Damasippus macht unserem Dichter am Saturnusfeste ungebeten auf seiner Villa einen Besuch. Der gute Mann hatte, was er in seinem Handel mit Antiquitäten und Landgütern erworben, durchgebracht und war, wie er sich ins Wasser stürzen wollte, von dem weisen Stertinius zurückgehalten und zum Stoiker mit langem Barte umgeschaffen worden. Jetzt erklärt er alle Menschen für Narren und nimmt nur sich und seinen Lehrer Stertinius aus. Seine Behauptung belegt er mit einer Menge von Beweisen und Beispielen. — „Ich gestehe,“ sagt Horaz, „daß auch ich ein Thor bin; nur sage mir, an welcher Geisteskrankheit ich wohl leide?“ — „Erstens: du

baust und willst es großen Herren gleichthun. Was Maecenas thut, schickt sich das auch für dich? Nimm dich in Acht, daß dir's nicht gehe, wie dem Frosch in der Fabel, der sich aufblähte, bis er platzte. Zweitens: du machst Verse, das heißt, du gießest Oel ins Feuer. Hat ein Vernünftiger je gedichtet, so bist auch du vernünftig. Drittens: deine tolle Hitze." — „Genug." — „Viertens: dein Aufwand, der deine Mittel übersteigt." — „Herr Damasipp greif' Er an Seine Nase sich!" — „Fünftens: die vielen Liebschaften." —

O du größerer Narr, o schone doch endlich des kleinren!

Nicht lange darauf ist sat. II, 6 geschrieben. Horaz fühlt sich ganz glücklich in dem Besitze seines Landgütchens:

Das war immer mein Wunsch: ein Gütchen von mäßiger Größe,
Wo ein Garten und dicht am Hause ein lebender Quell sei,
Ueberdies noch ein Wenig Gehölz. Es gewährten die Götter
Mehr und Besseres noch. Mir genug. Nichts weiter erfleh' ich,
Maia's Sohn, als daß du auch dauernd erhältst das Geschenk mir!

Wenn er nur nicht so oft nach der Stadt müßte! Hier giebt es schon vom frühen Morgen an verdrießliche Geschäfte; dann das unangenehme Gedränge, wenn ihn sein dankbares Herz nach dem Esquilin zu seinem Maecenas treibt, bei dem allein ihm wohl ist; die vielen gerichtlichen Termine und amtlichen Conferenzen; und endlich, was das Lästigste ist, die Schaar von Supplicanten, die sich an ihn um Fürsprache bei Maecenas wenden, und von Neugierigen, die von ihm Staatsgeheimnisse erfahren möchten:

Wohl das siebente Jahr, doch näher dem achten, entfloh schon,
Seit Maecenas begann, mich zur Zahl der Seinen zu rechnen,
Insofern er auf Reisen mich mit in den Wagen zu nehmen
Und zu vertraun mir geruhte gewöhnliche Dinge von der Art:
„Was ist die Uhr?" — „Ist der Thraker Gallina dem Syrus gewachsen?" —
„Wer sich genug nicht verwahrt, den beißt schon am Morgen die Kälte" —
Und was ohne Gefahr man ritzigen Ohren vertrauet.
Alle die Zeit ward mehr zum Gegenstande der Mißgunst
Täglich und stündlich mein Ich. Hat's mit die Spiele gesehen,
Mit im Campus gespielt — „Das Glückskind!" rufen dann Alle.
Läuft von dem Markt durch die Straßen der Stadt ein schaurig Gerücht um,
Fraget mich jeder Begegnende gleich: „O Lieber, du mußt das
Wissen, da du mit den Göttern ja stehest in näh'rer Berührung.
Hörtest du was von den Dakern?" — „Ich gar Nichts." — „Wie du doch immer
Bist und bleibest ein Schalk!" — „Nein, strafen mich sämmtliche Götter,

Wenn ich was weiß!“ — „Sag', wird die versprochenen Aecker den Kriegern
In Sicilien oder Italien Caesar ertheilen?“ —
Schwöre ich, Nichts zu wissen, so staunen sie an mich als einen
Menschen, man denke, von einz'gem und unergründlichem Schweigen.
Dabei wird mir Geplagtem verdorben der Tag und ich wünsche:
O wann werde ich, Flur, dich schaun? Wann wird es vergönnt sein,
Bald aus den Schriften der Alten und bald aus Schlummer und müß'gen
Stunden ein süßes Vergessen des Sorgenlebens zu schöpfen!

Nur dort fühlt er sich heimisch, wenn er beim einfachen Mahle mit seinen Leuten und Nachbarn nicht von fremden Angelegenheiten, von Schauspielern und Tänzern, sondern davon spricht, was Jeden angeht: ob Reichthum oder Tugend glücklich mache; ob Vortheil oder Rechtlichkeit das Band der Freundschaft knüpfe; was das Wesen und der Zweck des Guten sei. Nachbar Cervius giebt dazu gelegentlich ein passendes Geschichtchen; so z. B. erzählt er, wenn Jemand des Arellius Reichthum preist, ohne zu wissen, wie viel Kummer er ihm macht, die bekannte Fabel, wie die Feldmaus bei der Stadtmaus zu Gaste war und wie sie, mitten bei dem leckersten Mahle vom Knarren der Thür und von Hundegebell erschreckt, zitternd auseinander stoben, worauf die Feldmaus sagte:

Für ein Leben wie dieses
Dank' ich gar schön. Fahr' wohl! Mein Wald und das Loch, das mir Schutz beut
Vor Nachstellungen, wird auch bei ärmlicher Wicke mich trösten.

Aehnlich, wie in sat. II, 3, macht sich Horaz auch sat. II, 7 selbst zum Gegenstande der Satire. Sein Sclave Davus benutzt die Freiheit, die ihm das Saturnusfest giebt, und hält seinem Herren eine Strafpredigt. Du wirfst Anderen, sagt er, ihre Inconsequenzen vor und bist doch selbst der inconsequenteste Mensch. Du lobst das Glück und die Tugend der Alten und würdest dich doch, wenn ein Gott dies Glück dir gewährte, schönstens dafür bedanken. Ferner:

Bist du in Rom, so willst du aufs Land; auf dem Lande erhebst du,
Leichter Patron, zu den Sternen die Stadt. Bist nirgends zu Tisch du
Grade geladen, dann lobst du den Kohl, in Ruhe genossen,
Gleich als gingst du gefesselt wohin sonst, nennst du dich glücklich
Also, freust dich, daß nirgends du brauchest zu zechen! Entbietet
Dich Maecenas indeß, wenn die Lichter zuerst man gezündet,

Spät als Gast noch zu sich: Bringt Keiner das Oel mir in Eile?
Hört wohl Einer? so polterst mit lautem Geschrei du und läufst fort.
Mulvius trollt sich hinweg und die andern Schmarotzer, dir wünschend,
Was sich aussprechen nicht läßt. „Nun ja, kann Jener wohl sagen,
Leicht, ich gestehe es, leitet der Bauch mich, es hebt sich mir Nichtsnutz,
Faulpelz, willst du, auch Schlemmer, beim Bratendufte die Nase;
Doch da dasselbe du bist, was ich, und vielleicht auch noch schlimmer:
Solltest du mich anfahren als Besserer gar und in schöne
Worte das Laster verhüllen?"

Ich bin, fährt Davus fort, dein Knecht; du aber bist deiner Lüste Knecht und wirst wie eine Gliederpuppe von fremder Hand hin- und hergezogen. Während ich mein Schätzchen mit leichter Mühe gewinne, kosten dir deine Liebschaften viel Geld und bringen dir manche Gefahr. Wenn du vor einem Gemälde des Pausias wie versteinert stehst, was bist du besser, als wenn ich gemalte Mordgeschichten in einer Bude mir anschaue? Davus, heißt es dann, ist ein Schlingel und vertändelt seine Zeit, indeß man dich noch als feinen Kunstkenner bewundert. Ein Taugenichts bin ich, wenn mich ein frischer, noch warmer Pfannenkuchen reizt, und mein Rücken muß meine Lüsternheit büßen; als wenn deine Tugend und dein Geist sich nicht von lockeren Schmäusen in Versuchung bringen ließen und du ungestrafter bliebest, wenn du bei theueren Mahlen schwelgest. Nein, verdorbener Magen, ungesunder Körper, unsichere Füße sind deine Strafen. Der Bursche, der des Nachts eine Traube stiehlt, bekommt Schläge; und des Sclaven Herr, der seinem Gaumen zu Liebe ein Grundstück nach dem anderen losschlägt, handelt der nicht noch viel knechtischer?

Nimm noch hinzu, daß du auch kein
Stündchen mit dir dich beschäftigen kannst, noch die Muße gehörig
Nutzen und selbst vor dir fliehst wie ein flüchtiger Sclave, mit Wein bald,
Bald mit Schlaf es versuchend, die Sorge zu täuschen: vergebens;
Denn nachdränget und folget die schwarze Begleitrin dem Flüchtling. —
Wo einen Stein her? — Wozu braucht's den? — Wo Pfeile her? — Rasend
Muß der Kerl sein oder er dichtet. — Wenn du dich nicht eiligst
Fortscheerst, kommst du als neunter zur Feldarbeit aufs Sabinum.

Die Erbschleicherei war in Rom zu einem förmlichen Gewerbe geworden: sat. II, 5 ist gegen sie gerichtet. Der Dichter hat die Form der Travestie gewählt, anknüpfend an Homer's Odyssee XI, 100 flg. Der Seher Tiresias hat in der Unterwelt dem Ulixes verkündet, was ihm noch bevorstehe. Ulixes verlangt, er solle ihm noch ein Mittel an die Hand geben, wie er sein zerrüttetes Vermögen wieder herstelle,

zumal ja ohne Vermögen
Adel sowohl, wie Tugend noch weniger gilt als ein Strohwisch.

Willst du, antwortet ihm Tiresias, auf die kürzeste Art reich werden, so suche durch Geschenke einen reichen, kinderlosen Greis zu angeln. Sei er ein noch so großer Schurke, schlag' es ihm nicht ab, wenn er es verlangt, dich öffentlich an seiner Seite sehen zu lassen. Wenn er, nachdem er angebissen, doch wieder entschlüpft, gieb nicht gleich die Hoffnung auf. Einen Anderen fängst du vielleicht durch deinen richterlichen Beistand, wenn du mit allem Eifer seinen mißlichen Proceß glücklich zu Ende führest. Um die Sache nicht gar zu auffallend zu machen, wende deine Dienste zuweilen einem Manne zu, der einen Sohn von etwas schwächlicher Gesundheit hat. Im schlimmsten Falle kannst du ja als zweiter Erbe eintreten. Giebt dir Einer sein Testament zu lesen, so weigere dich und schieb es von dir, doch nicht ohne einen Blick hineingeworfen zu haben, ob es nicht etwa heißt, wie im Testamente des Coranus: Dem Nasica und den Seinigen vermache ich als Legat das Jammern und das Klagen. Steht dein Alter unter dem Pantoffel einer schlauen Wirthschafterin oder eines alten Dieners, so halt' es ja mit ihnen; lobe sie, damit sie dich hinter dem Rücken wieder loben. Das Wichtigste bleibt jedoch immer, die Hauptperson zu gewinnen. Schreibt er schlechte Verse, so rühme sie. Ist er ein Damenfreund, so führe ihm deine Penelope zu. Sie hat den Freiern widerstanden, weil sie junge Leute waren, die nicht viel zu spendiren hatten. Hat sie aber einmal von dem Profitchen des Alten gekostet und mit dir getheilt, dann wird sie schwerer wie ein Hund vom fetten Leder abzuhalten sein. Ueberhaupt:

Geh' pfiffig zu Werke:
Laß es an Mühe nicht fehlen; doch thu' auch des Guten zu viel nicht.
Einen, der mürrisch und grämlich, den ärgert ein Schwätzer nur mehr noch;
Aber auch schweigsam darfst du nicht sein. Sei Davus im Lustspiel,
Stehe mit hängendem Kopfe, wie ganz durchdrungen von Ehrfurcht,
Zeige dich dienstbeflissen: erinnre ihn, wenn sich der Wind hebt,

Sorgsam das theuere Haupt zu verhüllen; mit stämmenden Schultern
Zieh' ihn aus dem Gedränge, und plaudert er, spitz' ihm die Ohren.
Hört er sich über Gebühr gern loben, so setze ihm arg zu,
Bis er „Genug schon!" schreit, die Hände zum Himmel erhoben,
Blase mit schwülstigen Reden den immer anwachsenden Schlauch auf.
Wenn er dich endlich von langer Bemühung und Knechtschaft befreit hat
Und du gewiß bist, daß wachend du hörtest: Es soll von dem vierten
Theil sein Erbe Ulixes: — „So ist mein trautester Dama
Jetzt nicht mehr; wo find' ich so braven, so biederen Freund noch!"
Laß so gelegentlich fallen, wo möglich mit einigen Thränen;
Förderlich ist's, zu verbergen die Freude verrathende Miene.
Falls anheim dir gestellt ist das Grabmal, bau' es nicht knickrig;
Als großartig muß das Begräbniß die Nachbarschaft loben.
Ist Miterbe vielleicht ein ältlicher Mann, der bedenklich
Hustet, so sage ihm, kaufe ein Grundstück oder ein Haus er
Gerne von deinem Antheile, du ließest's mit Freuden zum Scheinkauf.
Doch mich ziehet gebietrisch Proserpina. Lebe in Wohlsein.

Gleichsam als Prolog zu der zweiten Sammlung der Satiren, deren Herausgabe man etwa in das Jahr 724 (30) setzt, verfaßte Horaz die erste Satire zur Vertheidigung seiner Dichtungen, namentlich gegen den Vorwurf der Schmähsucht und zur Besprechung der Gründe, die ihn zu der Beschäftigung mit dieser Gattung bewogen und davon zurückgehalten hätten, sich auf einem minder gefährlichen und dabei lohnenderen Felde zu versuchen. — Horaz hat sich zu dem berühmten Rechtsgelehrten C. Trebatius Testa begeben, um seinen weisen Rath einzuholen. „Manchen," sagt er, „scheine ich zu scharf in meinen Satiren und über das Gesetz hinauszugehen; Andere halten meine Dichtungen für saft- und kraftlos: solche Verse könne man Tausende in einem Tage machen. Rathe mir: was soll ich thun?" — „Dich ruhig halten!" — „Ich will verdammt sein, wenn das nicht das Beste ist; aber ich kann nicht schlafen." —

„Dreimal
Sollen den Tiber durchschwimmen gesalbt die, denen ein tiefer
Schlaf noth thut, und zu Nacht mit Wein anfeuchten den Körper!
Oder, wofern so sehr dich die Schreibsucht treibet, so wag's und
Singe die Thaten des Caesar, des unüberwindlichen; reichen
Lohn wird bringen die Müh." — „Gern möchte ich, bester Papa; doch

Fehlet die Kraft. Nicht Jeder vermag speerstarrende Heere,
Noch am gebrochnen Geschoß hinsterbende Galler zu schildern,
Oder die Wunden des Parthers, der niedersinket vom Pferde!" —
„Doch als gerecht und tüchtig ihn schildern, das konntest du, wie den
Scipiosprossen der weise Lucil." — „Nicht soll's an mir fehlen,
Bietet Gelegenheit selbst sich. Es werden zu günstiger Zeit nur
Finden ein achtsames Ohr bei Caesar die Worte des Flaccus.
Streichelt man ihn ungeschickt, schlägt aus er, ringsum sich deckend."

„Immer besser, als wenn du Pantolabus, den Schmarotzer, und Nomentanus, den Schlemmer, geißelst und dir den Haß der Leute zuziehst, die fürchten, sie könnten auch einmal an die Reihe kommen." — „Was soll ich thun? Es liegt einmal in meiner Natur. Wer mich nicht reizt, den greife ich auch nicht an; doch wer mit mir anfängt, der soll es bereuen:

Um es zu lang nicht zu machen: ob meiner ein ruhiges Alter
Wartet, ob schon mich der Tod umgiebt mit schwarzem Gefieder,
Reich, arm, sei es zu Rom, sei's — will's das Geschick — als Verbannter,
Wie sich auch färbe mein Leben: ich schreibe!" —

„So fürchte ich, mein Kind, du treibst es nicht lange. Bald wird dich einer deiner mächtigen Freunde durch Kälte tödten." — „Wie? War doch auch Lucilius Satiriker und hat sich immer der Gunst des Scipio und Laelius zu erfreuen gehabt, und stehe ich ihm auch an Geist und Range nach, so wird doch der Neid selbst es gestehen müssen, daß ich mit Großen gelebt habe. Hast du dagegen was einzuwenden? — „Nichts Erhebliches; nur will ich dich warnend erinnern:

Wenn wer schlimme Gedichte auf Einen verfasset, so tritt Recht
Ein und Gericht." — „Ganz wohl: wenn schlimme; wie aber, wenn gute
Einer verfaßt und ein Richter wie Caesar selbst ihn gelobt hat?
Wenn, wer selber unsträflich, den Tadelswürdigen anbellt?" —
„Dann cassiren wir lachend die Acten und lassen dich laufen."

Die Satiren sind offenbar diejenigen Dichtungen, in denen sich der horazische Geist in seiner ganzen Frische zeigt. In ihnen ist die heitere und oft, besonders in den älteren Satiren, kecke und muthwillige Laune des Jünglings gepaart mit der reifen Verstandesschärfe des Mannes. Dadurch, daß die Zeitumstände den Dichter gezwungen haben, die Satire aus dem Gebiete des politischen Lebens in das des geselligen zu übertragen, hat sie an allgemeinem und nachhaltigem Interesse gewonnen und die lucilische Satire, in der die nationale Rücksicht die allgemein menschliche überwog, verdrängt. So stellte sich zwischen der lucilischen und

horazischen Satire ungefähr dasselbe Verhältniß her, wie zwischen der alten und neuen griechischen Comödie. Die Satire des Varro war eine ähnliche Uebergangsstufe, wie die sogenannte mittlere Comödie der Griechen.

Neben der Bearbeitung der Satire geht die Abfassung der Epoden her. Wenn die frühesten Epoden (VII, XVI) noch einen politischen Charakter tragen, indem sie den Unwillen des Dichters über die Wirren der Bürgerkriege ausdrücken, so sind die zunächst folgenden persönliche Angriffe gegen Einzelne, die den Zorn oder den Spott des Dichters erregt haben (II, IV, V, VI, VIII, X, XII, XVII). Je mehr aber Horaz sich selbst in den feinen Ton der höheren Gesellschaft, in der er Aufnahme gefunden hatte, einlebte, desto mehr verlor auch diese Gattung die gehässige Bitterkeit und den ungebundenen, oft cynischen Ton, bis sie zuletzt mehr einen lyrischen Charakter annahm, bald sich der Elegie nähernd, wie epod. XI an Pettius, worin der Dichter über die Sprödigkeit des von ihm geliebten Lyciscus klagt; epod. XV, in der Horaz die treulose Neaera an ihre Schwüre mahnt und seinem glücklichen Nebenbuhler ein gleiches Schicksal, wie es ihn betroffen, voraussagt; epod. XIV, an Maecenas, bei dem er sich wegen der Verzögerung der versprochenen Sammlung der Epoden mit der Liebe zur flatterhaften Phryne, die ihn ganz in Anspruch nehme, entschuldigt; — bald Lust und Fröhlichkeit athmend, wie epod. XIII, die Aufforderung an Freunde, einen düsteren Wintertag sich durch Wein und Gesang zu erheitern, eingedenk der Mahnung des Centauren Chiron an den nach Troja ziehenden Achilles:

Mache ein jegliches Uebel gelinder durch Wein und Gesang dort,
Die süßen Trostzusprecher trüb blickenden Kummers und Grams.

Epod. III ist die scherzhafte Erwiederung auf eine Neckerei, die sich Maecenas gegen Horaz erlaubt hatte, indem er ihm ein mit Knoblauch, der dem Dichter widerstand, stark gewürztes Gericht vorgesetzt: „Ein Gift für Vatermörder ist der Knoblauch, noch wirksamer als Schierling. Nur Schnitter können solches Zeug verdauen; ich fühl's im Magen noch, als hätte Canidia mir die Kost bereitet. Knoblauch war es, womit Medea ihren Jason gesalbt, ehe er die Stier' ins unbekannte Joch gespannt; Knoblauch, womit sie das Gewand bestrich, das ihrer Nebenbuhlerin den Tod gebracht. Nicht solchen Hauch entsendet auf das dürstende Apulien der Sirius; nicht also brannte Deianira's Liebesgabe auf den Schultern ihres Hercules. Wenn, spaßender Maecenas, je du wieder nach dergleichen lüstern bist, so wünsche ich, daß die Hand vorhaltend dir den Kuß dein Mädchen weigere."

Die beiden noch übrigen Epoden sind kurz vor und nach der

Schlacht bei Actium, 723 (31), geschrieben. In epod. I drückt Horaz den Wunsch aus, den Maecenas, der zu Schiffe den gegen Antonius ziehenden Octavianus begleiten sollte, nicht verlassen und alle Gefahren mit ihm theilen zu dürfen:

Als dein Begleiter werd' ich minder sein in Furcht,
  Die ja Getrennte mehr beherrscht.

Horaz hat diese Epode, weil sie seine treue, uneigennützige Freundschaft zu Maecenas kund giebt, an die Spitze seiner gesammelten Epoden, gleichsam als Widmung an Maecenas, gestellt. — Unmittelbar nach der ersten Nachricht von dem Siege des Octavianus über Antonius ist epod. IX gedichtet. Der Dichter will mit Maecenas beim Klang der Becher und der Lieder das glückliche Ereigniß feiern:

Ein Römer, wehe! — streiten werdet's, Enkel, ihr, —
  Trägt einem Weibe unterthan
Schanzpfahl und Waffen, kann als Krieger fügen sich
  Gar runzligen Verschnittenen,
Und mitten unter Kriegsstandarten schaut — o Schmach! —
  Der Sonnengott ein Mückenzelt.
Drob murrend wandten zweimaltausend Gallier
  Die Rosse, Caesar jauchzend, um,
Und Feindesschiffe bergen sich im Hafen, schnell
  Das Hintertheil linksum gedreht.

Caesar bereitet jetzt seinen Triumph vor, während der fliehende Antonius den Purpurmantel mit dem Trauerkleide tauscht:

Bring' her uns, Bursche, Becher von noch größ'rem Maß
  Und Chier oder Lesbier!
Noch besser, schenke du uns ein den Caecuber,
  Daß er des Ekels Fluß uns dämmt:
Die Sorg' und Furcht um Caesar's Sache lösen wir
  Mit süßem Sorgenbrecher gern.

Die Erscheinung der Gesammtausgabe der Epoden setzt man kurz nach 724 (30).

Horaz wandte sich jetzt ganz der Lyrik zu. Ihn hat weniger ein inneres Bedürfniß zur Gefühlspoesie getrieben — denn dazu war er zu sehr praktischer Verstandesmensch —, als der aus sorgfältigen Studien der Griechen hervorgehende Drang, mit ihnen in einer Gattung zu wetteifern, die bisher von den Römern gar nicht oder nur unvollkommen angebaut worden war. Horaz war weniger Dichter, als feiner Kunstkenner und praktischer Aesthetiker, der den Spuren der Griechen nachzugehen wußte, ohne auf der einen Seite in sclavische Nachahmung, auf der anderen in einen schülerhaften Dilettantismus zu verfallen. Was bisher, wie er so oft selbst rügt, den Römern gefehlt hat, das war der Fleiß und die Sorgfalt in der Behandlung der Sprache und des Versmaßes.

Es ist daher die Meisterschaft der sprachlichen und metrischen Form, nach der er vor Allem strebte, und worin auch sein unbestrittenes Verdienst besteht. Kein Dichter hat so saubere und correcte Arbeit geliefert, als er. — Er hat von den Griechen die Kunst entlehnt, ohne dafür die Natur des Römers hinzugeben. Sein Ausdruck trägt das echt lateinische Gepräge, dem die hin und wieder vorkommenden Gräcismen keinen Eintrag thun, da ihn bei der Anwendung derselben ein feiner Tact für das Schickliche und Erlaubte leitete. Beim Gebrauch der lyrischen Versmaße hat er sich strengere Fesseln angelegt, als selbst die Griechen, im richtigen Gefühle dessen, was das römische Ohr verlangte. Bei der Wahl der Stoffe wußte er klug seine Kräfte zu berechnen und sich darnach zu beschränken. Er begann mit leichten Liedern der Liebe und Freundschaft, wobei er sich noch eng an seine Vorbilder Alcaeus, Sappho und Anakreon anschließen konnte, und daß er es gethan, davon finden sich Spuren in einzelnen Versen, die er fast wörtlich aus ihnen übersetzt hat. Die Liebe schildert er von ihrer sinnlichen Seite in ihren verschiedenen Erscheinungen und Wandlungen, wie er sie in den mannigfaltigsten Verhältnissen zu seinen vielen Geliebten angeblich selbst erfahren hat. Man hat deshalb Horaz den Vorwurf des Leichtsinnes und der Flatterhaftigkeit gemacht, indem man alle die vielen Namen von Geliebten, die er in seinen Gedichten feiert, für wirkliche Personen gehalten hat, indeß die meisten nur poetische Fictionen sind. Von dem Vorwurf der Liederlichkeit hat schon Lessing unseren Dichter gerettet. Horaz konnte dasselbe von sich sagen, was auch Catull zu seiner Rechtfertigung äußert (XVI, 5): die Gedichte brauchen nicht keusch zu sein, wenn es nur der Dichter ist. Daß ihn auch Augustus so beurtheilt hat, geht aus dem derben Scherzworte (purissimus penis) hervor, dessen er sich nach Sueton (vit. Hor.) gegen ihn bediente. Horaz, der sich selber scherzend „ein Schweinchen der Heerd' Epikurens" nennt (epist. I, 4, 16), hat nie seine Natur verleugnet, aus der seine Lebensphilosophie hervorgegangen ist, die ihm den heiteren Genuß dessen, was sich ihm bot, empfahl, jedoch mit der aristippischen Beschränkung (epist. I, 1, 19):

Mir die Dinge, nicht mich den Dingen zu fügen versuch' ich;

und mit dem stoischen Princip (epist. I, 6, 1):

Nichts anstaunen ist fast das alleinige, einzige Mittel,
Welches, Numicius, Glück zu verleihen vermag und zu wahren.

Die Odendichtung, die dem Horaz ursprünglich nur eine praktische Uebung sein mochte, dann aber der Ausdruck der verschiedenen Gefühle wurde, die die Stimmung und das Leben in ihm hervorriefen, diente ihm endlich auch zum Organ, seinen hohen Gönnern den von ihnen geforderten Dank durch ihre Verherrlichung abzustatten. Daß er in den Oden an dieselben einen

panegyristischen Ton anstimmte, das forderte sowohl die Etiquette, als auch die Huld und Gnade, womit sie ihn vorzugsweise beschenkten. Horaz verdient deshalb den Vorwurf der Kriecherei, den man ihm gemacht hat, nicht. Man hat mit Unrecht die Huldigungen des feinen Weltmannes für berechnete Schmeicheleien gehalten. Wie sehr Horaz seine Unabhängigkeit liebte und wahrte, ersehen wir daraus, daß er den lockenden Antrag des Augustus, in seine Dienste als Geheimschreiber zu treten und in seiner nächsten Umgebung zu leben, ausschlug. Sueton hat uns den Brief erhalten, den Augustus deshalb an Maecenas schrieb: „Früher genügte ich der Correspondenz mit meinen Freunden. Jetzt, da ich so sehr beschäftigt und auch leidend bin, möchte ich dir gern unseren Horaz entführen. Er soll also von dem Schmarotzertische bei dir an meinen königlichen Tisch kommen und mir bei der Führung meiner Correspondenz behülflich sein.“ Wiewohl Horaz nicht darauf einging, so zürnte ihm Augustus doch nicht, ja hörte nicht auf, ihm seine Freundschaft anzutragen. In einem Briefe an Horaz schrieb er: „Nimm dir einiges Recht bei mir heraus, als wärest du mein Hausfreund; denn daran wirst du recht und nicht thöricht handeln, weil ich ja einen solchen Umgang mit dir gewünscht habe, wenn es anders deine Gesundheit verstattete,“ und in einem anderen: „Wie ich dich in Andenken behalte, das kannst du auch aus dem Munde unseres Septimius hören; denn in seiner Gegenwart geschah deiner von mir Erwähnung. Wenn du Stolzer auch unsere Freundschaft verschmäht hast, so wollen wir deshalb keine Revanche nehmen“ (Suet. vit. Hor.).

Die Abfassung der ersten drei Bücher der Oden, die Horaz wahrscheinlich zusammen veröffentlicht hat, fällt zwischen 724—734 (30—20). — „Das erste Buch kündigt häufig in Plan und Ausführung den unsicheren Nachahmer an, der von der Form seiner Vorbilder abhängt und die Odendichtung der Griechen in jeder Spielart, übertragend und zum Oefteren ausmalend, zu verpflanzen sucht“ (Bernhardy). — An der Spitze steht das Widmungsgedicht an Maecenas, den aus altem Königsgeschlechte Entstammten, des Dichters Schutz und süßen Schmuck. Dem Einen gefällt dies, dem Anderen jenes:

Mich reiht Epheu, der Lohn kundiger Dichterstirn,
Ein den Himmlischen, mich sondert der kühle Hain
Und mit Satyrn gemischt schwebender Nymphen Chor
Ab vom Volke, so nur weigert die Flöte mir
Nicht Euterpe, so nur lesbisches Saitenspiel
Nicht zu stimmen versagt mir Polyhymnia.
Nimmst du auf in den Kreis lyrischer Dichter mich:
Hebt empor sich mein Haupt hoch bis zum Sternenzelt.

Od. II. An Octavian. Schreckliche Naturereignisse und die Gräuel der Bürgerkriege haben in dem Dichter die Ueberzeugung erweckt, daß nur ein Gott die Welt retten und sühnen könne. Welchen Gott, fragt er, soll das Volk anrufen, des Reiches Sturz abzuwehren? Wem wird Juppiter die Sühnung auftragen? Dir, Apollo? oder dir, Venus? oder dir, Stammvater Mars? Bist du, Mercur, zum Friedebringer ersehen und weilst du bereits in der Gestalt des Octavian auf Erden:

Spät zum Himmel kehre zurück und weile
Lange gnädig unter Quirinus' Volke,
Laß zu schnell entführen dich nicht die Lüfte,
Zürnend ob unsrer
Fehler! Hier laß große Triumphe vielmehr,
Hier dir lieb sein, Vater und Fürst zu heißen,
Duld' als Führer nicht, daß die Meder straflos,
Caesar, sich tummeln.

Od. III. Segenswünsche an das Schiff, das den Freund des Dichters, Virgil, „sein halbes Ich", nach Athen trug; anknüpfend daran Betrachtungen über die Kühnheit des ersten Schiffers und das verwegene Streben des Menschen überhaupt, die ihm von der Natur gezogenen Schranken zu überspringen:

Nichts ragt Sterblichen allzu steil:
Selbst zum Himmel empor klimmen wir thöricht, nicht
Läßt's zu unsere Missethat,
Daß den zürnenden Strahl Juppiter niederlegt.

Od. IV. Aufforderung an Sestius, sich durch das Erwachen des Frühlings zum Lebensgenusse bestimmen zu lassen. — Od. V. Der Dichter hat der flatterhaften Pyrrha entsagt, die ihren jetzigen Geliebten nicht minder täuschen wird, als ihn. — Od. VI. Horaz entschuldigt sich bei Agrippa, daß er seine und Caesar's Thaten nicht preise, da er zur Behandlung von erhabenen Stoffen nicht befähigt sei:

Schmause singen wir nur, singen nur Kämpfe, wo
Mägdlein zücken im Zorn gegen die Jünglinge
Ihre Nägel, ob frei, oder in Lieb' entbrannt,
Leicht nur tändelnd nach unsrer Art.

Od. VII. Mahnung an L. Munatius Plancus, er möge weise seine Trauer und des Lebens Mühen beim Becher zu vergessen suchen, wie es einst auch Teucer that, der, als er seinen Vater und Salamis floh, seine traurigen Gefährten anredete:

Tapfere Männer, noch Schlimmeres habt ihr
Oftmals mit mir gelitten; verscheuchet die Sorgen mit Wein jetzt!
Morgen aufs Neu' in die mächtigen Wogen!

Od. VIII. Vorwürfe an Lydia, daß sie den jungen Sybaris durch ihre Liebe zu Grunde richte. — Od. IX. Aufforderung an

Thaliarchus, sich die trüben Tage des Winters durch Wein, Tanz und Liebe zu erheitern:

Was morgen sein wird, meide zu fragen; nimm,
Jedweden Tag, den dir das Geschick vergönnt,
Hin als Gewinn; verschmäh', ein Jüngling,
Weder den Tanz, noch die süße Liebe.

Od. X. Hymnus an Mercurius, den Erfinder der Leier. — Od. XI. Warnung an Leuconoe, nicht um ihre und seine Zukunft zu sorgen; sie solle lieber die Gegenwart genießen. — Od. XII. An Augustus, um 730 (24) gedichtet. Welchen Mann, welchen Heros, welchen Gott preist die tönende Leier der Klio? Als Ersten Juppiter und nach ihm Pallas, Bacchus, Diana und Apollo; den Alciden dann und der Leda Söhne; Romulus und Numa, den stolzen Tarquinius und des Cato rühmliches Sterben, Regulus, die Scauren, Paulus und Fabricius, Curius und Camillus, des Marcellerhauses wachsenden Ruhm und Caesar Octavianus selbst:

Du, der Menschheit Vater und Hort, Saturnens
Sproß, vertraut hat dir das Geschick des großen
Caesar Obhut: sei der Gebieter erster,
Caesar der zweite!

Od. XIII. Klage des Dichters an Lydia, die den schönen Telephus ihm vorzieht. — Od. XIV. Mahnung an das gefährdete Staatsschiff: es möge ruhig im Hafen bleiben und sich nicht wieder, da es fast ein Wrack sei, dem stürmischen Meere anvertrauen. — Od. XV. Die Weissagung des Nereus von Troja's Sturz. — Od. XVI. Abbitte an die Geliebte, die der Dichter durch beißende Jamben verletzt hat. — Od. XVII. Einladung an Tyndaris, ihn in seinem Sabinum zu besuchen. — Od. XVIII. An Quintilius Varus. Lob des Weines, der freilich neben seinen Tugenden, wenn unmäßig genossen, auch seine Gefahren hat. — Od. XIX. Venus hat aufs Neue in dem Dichter die Liebe zur Glycera entzündet; er will die Göttin durch ein Opfer besänftigen. — Od. XX. Einladung an Maecenas, seinen Landwein zu kosten, den er gefüllt, als das ganze Theater durch lauten Zuruf den Maecenas feierte. — Od. XXI. Chorgesang von Mädchen und Knaben zum Lobe Dianens und Apollo's:

Er wird Thränen des Kriegs, Jammer der Hungersnoth,
Pest vom fürstlichen Haupt Caesar's und seinem Volk
Auf die Perser und Briten
Wenden, rühret ihn euer Flehn.

Od. XXII. An Aristius Fuscus. Die Macht der Herzensreinheit, die in Gefahren Schutz verleiht und selbst in der schrecklichsten Umgebung frohen Muth erhält:

Wer unsträflich lebet und rein von Frevel,
Der bedarf nicht maurischer Speer' und Bogen,
Noch des Köchers, strotzend von giftgetränkten
Pfeilen, o Fuscus:
Mag er auch durch glühende Syrten, durch den
Unwirthbaren Kaukasus wandern wollen,
Oder wo Hydaspes, der sagenhafte,
Netzet die Fluren.
Denn es floh ein Wolf im Sabinerwalde,
Als ich meine Lalage sang und, alle
Sorgen abgestreift, in die Weite schweifte,
Mich Unbewehrten,
Solch ein Unthier, wie es die kriegerische
Daunias nicht zieht in den weiten Forsten,
Noch das Land des Juba erzeugt, der Löwen
Lechzende Mutter.
Setz mich in die trägen Gefilde, da kein
Baum in Sommerluft sich belebt, den Erdstrich,
Darauf Nebel immer und trüber Himmel
Lastend sich lagern;
Setz mich, wo zu nahe des Sonnenwagens
Bahn ist, wo zur Wohnung das Land versagt ist:
Lieben werd' ich Lalage's süßes Lächeln,
Süßes Geplauder!

Od. XXIII. An die schüchterne Chloe, die vor dem Liebenden flieht. — Od. XXIV. Trost an den über den Tod des Quintilius Varus betrübten Vergilius. Gerecht ist der Schmerz, doch kann er Nichts ändern; Unabänderliches erträgt sich am Besten in Geduld:

Hart ist's. Aber es macht leichter Geduldsamkeit,
Was zu ändern versaget ist.

Od. XXV. An die alternde Lydia, die ihre Liebhaber verlassen. — Od. XXVI. Bitte an die Muse, ihm ein Lied für seinen Freund Lamia zu gewähren. — Od. XXVII. Scene während eines Trinkgelages. Der Dichter fordert zur Ruhe auf. Den Becher mit herbem Falerner will er nur unter der Bedingung leeren, daß der Bruder der Megilla ihm seine jetzige Liebe vertraue. Dieser thut es.

Ach, armes Kind!
Mit welchem Strudel der Charybdis
Ringest du, besserer Liebe würdig!

Od. XXVIII. Der Schatten eines Schiffbrüchigen, dessen Gebeine am matinischen Gestade, nicht fern von Archytas' Grabe, unbestattet liegen, erscheint einem vorüberfahrenden Schiffer und bittet um Bestattung: „Der Tod verschont nicht Weise wie Archytas,

nicht Götterlieblinge wie Tantalus, Tithonus, Minos und Euphorbos-Pythagoras:

Alle erwartet dieselbe
Nacht und zu wandeln ist einmal der Todpfad.

Drum übe die heilige Pflicht an dem Todten; dann werden dir Juppiter und Neptun reichlichen Segen gewähren; wenn nicht: so will ich einen Fluch auf dich hinabflehen, den kein Opfer sühnen soll:

Eilest du gleich, nicht lange verzögert's dich: streuest du dreimal
Staub auf mich, kannst weiter du fahren.

Od. XXIX. An den jungen Iccius, der seine philosophischen Studien aufgegeben hatte, um den Feldzug nach Arabien unter Aelius Gallus, 730 (24), in Hoffnung auf reichen Gewinn mitzumachen. — Od. XXX. Bitte an Venus, mit ihrem Gefolge bei seiner geliebten Glycera einzukehren. — Od. XXXI. Gebet an Apollo, bei der Einweihung seines 726 (28) von Octavian auf dem Palatin gestifteten Tempels. Nicht Geld und Gut soll der Gott dem Dichter gewähren:

Gieb, Sohn Latona's, daß ich gesund und frisch
An Geist genieße, bitt' ich, was mir bescheert,
Und nicht ein Alter lebe sonder
Ehre und ohne das Spiel der Laute.

Od. XXXII. An des Dichters Laute:

Singen soll ich. Hab' ich, im Schatten feiernd,
Je mit dir getändelt, so stimm' ein römisch
Lied nun an, das lebe für dieses Jahr und
Fernerhin, Laute!
Du, die Lesbos' Bürger zuerst geschlagen,
Der, ein tapfrer Krieger, doch unter Waffen,
Oder wenn am triefenden Strand das lecke
Schiff er befestigt,
Liber sang, die Musen und Venus nebst dem
Knaben, der ihr nie von der Seite weichet,
Lycus auch, den schönen mit schwarzem Aug' und
Schwarzem Gelocke.
Phoebus' Schmuck, o Laute, beim Mahl des hohen
Juppiter willkommen, der Mühen süßes
Labsal, hold zeig' immer dich, wenn zu dir ich
Rufe mit Andacht.

Od. XXXIII. An Albius Tibullus. Er möge sich über die Untreue seiner Glycera trösten. — Od. XXXIV. Ein Donnerschlag aus heiterem Himmel hat den Dichter, den kargen und nachlässigen Verehrer der Götter, an ihre furchtbare Macht gemahnt. — Od. XXXV. An die Fortuna von Antium, um 727 (27) gedichtet. Fortuna, die mächtige Beherrscherin der

Menschen, die sie bald erhöht, bald erniedrigt, sie, die alle Welt anfleht und fürchtet, möge den Caesar erhalten, der nach Britanniens fernen Gestaden ziehen will und den Orient bekämpfen läßt, und die in Bürgerkämpfen stumpf gewordenen Schwerter möge sie zum Kampfe gegen Araber und Massageten umschmieden. — Od. XXXVI. Der Dichter will seines Freundes Plotius Numida Rückkehr aus Spanien durch ein fröhliches Gelage feiern. — Od. XXXVII. Aufforderung an die Freunde zur fröhlichen Feier der glücklichen Nachricht von dem Tode der Kleopatra, 724 (30). — Od. XXXVIII. An seinen jungen Schenken:

Perserpracht, Knab', hasse ich; mir mißfallen
Mit dem Bast der Linde geflocht'ne Kränze;
Laß es, nachzusuchen, wo eine späte
Rose noch weile.
Künstle Nichts mir mühsam hinzu zur schlichten
Myrthe; wohl steht Myrthe wie dir, dem Schenken,
So auch mir, wenn unter der Reben dichtem
Dache ich trinke.

Das zweite Buch zeigt von dem Fortschritt des Dichters. „Es leuchtet aus demselben ein Grad der Selbständigkeit und Reife hervor, die lyrischen Objecte beschränken sich auf ein enges und eigenthümliches Gebiet, Gedanken und Vortrag treten in das rechte Gleichgewicht" (Bernhardy). — Das Buch beginnt mit einer Ode an Asinius Pollio, gleichberühmt als Tragödiendichter, Anwalt und Feldherr und jetzt gerade beschäftigt mit der schwierigen und mißlichen Aufgabe, eine Geschichte der Bürgerkriege zu schreiben, von der sich der Dichter die größten Erwartungen macht. — Od. II. An Sallustius Crispus. Lob der weisen Benutzung des Reichthums. — Od. III. An Q. Dellius.

Gleichmuth zu wahren denke in schwerer Zeit,
Doch auch von übermüthiger Freude Rausch
In guter frei das Herz zu halten,
Dellius, der du dereinstens doch stirbst,
Ob du in Trübsinn lebtest zu jeder Frist,
Ob auf entlegner Aue gelagert du
An Festestagen dich mit einer
Besseren Sorte Falerner labtest.

Darum genieße die Gegenwart, so lange du darfst, zumal du deinen ganzen Besitz zurücklassen mußt, wenn dich das uns Allen früher oder später sichere Todesloos trifft. — Od. IV. An Xanthias. Er möge sich der Liebe zu einer Sclavin nicht schämen. — Od. V. Rath an einen Freund, Geduld zu haben mit der noch zu jungen und daher an Liebe nicht denkenden Lalage; nur eine kurze Weile, und sie werde seine Liebe selbst suchen. — Od. VI. An Septimius. Horaz wünscht mit seinem geliebten

Freunde in Tiburs oder Tarents reizender Umgegend leben und dort von ihm betrauert sterben zu können. — Od. VII. An den Jugendfreund und Kriegsgefährten Pompeius Varus. Einladung des Dichters, bei ihm sich von seinen langen Kriegsbeschwerden auszuruhen und der Leiden beim Becher zu vergessen. — Od. VIII. An Barine. Je mehr sie ihre Liebesschwüre bricht, desto schöner und verführerischer wird sie. — Od. IX. An den Dichter Valgius. Er möge den Tod seines geliebten Mystes nicht ewig betrauern; gemeinschaftlich wollen sie die Siege Caesar's besingen. — Od. X. An Licinius Murena. Lob der goldenen Mittelstraße:

Besser wirst du leben, Licin, so du nicht
Stets hindrängst zur Höhe des Meeres, noch aus
Furcht vor Sturm vorsichtig zu hart am falschen
Ufer hinstreifest.
Wer erkiest die goldene Mittelstraße,
Bleibt behutsam ferne dem Schmutze morscher
Hütten, bleibt bescheiden Palästen fern, dem
Ziele des Neides.
Oefter wird vom Sturme gepeitscht der Fichte
Riesenwuchs, in schwererem Falle stürzen
Nieder hohe Thürme, es trifft die höchsten
Berge der Blitzstrahl.
Hoffnung hegt in bösen, in guten Tagen
Fürchtet Schicksalswechsel ein wohlberathnes
Herz. Zurückführt Juppiter und verscheucht auch
Wieder die garst'gen
Winter. Nicht wird's künftig auch also sein, geht's
Heute schlecht. Es weckt mit der Leier manches
Mal Apoll die schweigende Mus' und spannt nicht
Immer den Bogen.
In der Noth Bedrängniß erweise muthvoll
Dich und standhaft; weislich hinwieder wirst du,
Wehet allzu günstig der Wind, einziehn die
Schwellenden Segel.

Od. XI. An Quintius Hirpinus. Aufforderung zum weisen Lebensgenusse. — Od. XII. An Maecenas. Er möge den Dichter nicht auffordern, epische Stoffe des Mythus und der vaterländischen Geschichte zu behandeln; die Thaten des Caesar würde Maecenas besser selbst in ungebundener Rede schildern; er wolle dafür in gebundener Maecenas' Licymnia preisen. — Od. XIII. Ein umstürzender Baum, dessen Pflanzer und Pfleger ein arger Frevler gewesen sein müsse, hätte den Dichter auf seinem Sabinum beinahe erschlagen, wie ja oft den Menschen Todesgefahr von der Seite überrasche, von der er es sich nicht vermuthet. Wie wenig

fehlte, so hätte er die Unterwelt und Sappho und Alcaeus dort gesehen, wie sie auch noch unter den Schatten die Macht ihres Gesanges erweisen. — Od. XIV. An Postumus. Klagen über die Flüchtigkeit der Zeit und Aufforderung zum weisen Genusse des Lebens. — Od. XV. An die Römer. Sie führen Prachtgebäude auf, legen Teiche wie die Seen an und wandeln Weinberge und Oelpflanzungen in Lust- und Blumengärten um. Das war nicht der Wille des Romulus und des bärtigen Cato, noch die Sitte der Vorfahren, die an ihren Privathäusern keine Säulengänge hatten, zufrieden waren, wenn sie sich zur Erholung auf einfachen Rasen strecken konnten, und nur die öffentlichen Gebäude und Tempel mit dem damals noch nicht alltäglichen Marmor schmückten. — Od. XVI. An Pompeius Grosphus. Ruhe erfleht der vom Sturme umhergetriebene Schiffer, Ruhe der Krieger, Ruhe, die für Purpur, Gold und Edelsteine nicht feil ist:

Nimmer bannen Schätze ja, noch des Consuls
Lictor weg die Qualen des Seelenaufruhrs,
Noch die Sorgen, welche das Tafelwerk der
Decken umflattern.

Glücklich lebt mit Wenigem, wem das Salzfaß
Seiner Ahnen blinket auf schlichtem Tische,
Wen nicht Furcht, noch schmutzige Gier des sanften
Schlummers beraubet.

Was erjaget man bei des Lebens Kürze
Kühn so viel? tauscht Länder, von fremder Sonne
Glühend? Welcher Flüchtling der Heimath ist auch
Selbst sich entflohen?

Erzbeschlagne Schiffe ersteigt die schnöde
Sorge auch, läßt nicht von der Reiter Schaaren,
Schneller denn ein Hirsch und der Regenwolken
Treibende Ostwind.

Froh des Jetzt muß hassen das Herz die Sorge
Um das weiter Liegende, mit gelass'nem
Lächeln Herbes mildern. In Allem ist kein
Wesen ja glücklich:

Schneller Tod entraffte Achill im Ruhme,
Langes Alter ließ den Tithonus schwinden,
Und es beut vielleicht noch die Zeit auch mir, was
Dir sie versagte.

Dich umbrülln sicilischer Färsen hundert
Heerden, Viergespanne von Stuten wiehern
Dir entgegen, Wolle, die zwiefach netzte
Afrika's Purpur,

Kleidet dich: mir gab ein geringes Gut, von
Griech'scher Muse einen nur schwachen Hauch die
Parce, die nicht trügt, und die Kunst, des Pöbels
Neid zu verachten.

Od. XVII. An den kranken Maecenas:

Was machst du durch dein Klagen mir Todespein?
Nicht so geliebt's den Göttern noch mir, daß du,
Maecenas, früher sterbest, hohe
Zierde und Stütze du meines Daseins.

Od. XVIII. Der Dichter, mit seinem bescheidenen Loose zufrieden, beneidet nicht die Reichen und Mächtigen; Alle erwartet ja derselbe Tod. — Od. XIX. Hymnus an Bacchus. — Od. XX. Schlußgedicht an Maecenas. Der Dichter denkt sich in einen Schwan verwandelt:

Bald werd' als Schwan ich, sichrer denn Icarus,
Mit Sang den Strand des seufzenden Bosporus,
Der Gaetuler Sandbänke und der
Hyperboreer Gefilde schauen.
Mich wird der Daker kennen, der heimlich scheut
Die Marserschaar, der Kolcher, die äußersten
Gelonen, mich Iberer kundig
Und wer den Rhodanus trinkt vernehmen.
Dem leeren Grabe bleibe das Todtenlied
Fern, all das garst'ge Klagen und Wehgeschrei;
Spar' allen Zuruf, unterlaß die
Nutzlosen Ehren der Leichenstätte.

Das dritte Buch ist die gediegene Frucht des Mannesalters. „Der Dichter ist im vollkommensten Besitze der Kunst, die kein römischer Lyriker überbieten konnte; sittlicher Ernst wechselt mit erotischem Scherz, und die mannigfaltige Darstellung führt in den Geist des geselligen Lebens ein“ (Bernhardy).

Die sechs ersten Oden haben alle einen ethischen Charakter und den Zweck, gegenüber der bestehenden Entartung das heranwachsende Geschlecht zur Uebung der alten Tugenden, denen Rom seine Größe verdankt, zu ermahnen. Die Anfangsstrophen der Ode I können gewissermaßen als eine allgemeine Einleitung derselben betrachtet werden:

Unheil'gen Pöbel hasse und halt' ich fern.
Andächtig schweiget! Lieder, wie nie zuvor
Vernommen, stimme ich, der Musen
Priester, den Jünglingen an und Jungfrau'n.
Den eignen Heerden herrschen mit Schrecken ob
Die Kön'ge, Kön'gen selber der Himmelsgott,
Der hehre Sieger der Giganten,
Welcher das All mit der Brau' erschüttert.

Der Reiche, Mächtige, Hochberühmte gilt Nichts vor ihm. Alle stehen unter demselben Gesetze der Nothwendigkeit. Wem über verruchtem Nacken ein Schwert hängt, dem wird selbst ein Sicilermahl nicht munden, den wird nicht der Vögel Gesang, noch der Cither Spiel in Schlaf wiegen, indeß der sanfte Schlummer die ländlichen Hütten nicht verschmäht. Wer was genug ist nur begehret, den kümmert nicht des Meeres Sturm, nicht Hagelschlag und Mißwachs. Bauest du dich auch, des Festlands überdrüssig, auf dem Meere an: Furcht und Drohen verfolgen auch dahin den Gebieter; die schwarze Sorge weicht nicht aus dem erzbeschlagenen Schiffe und sitzet hinter dem Reiter. Wenn also Pracht und Sinnenlust den Schmerz nicht lindern:

Was soll um mein Sabinerthal ich
Schätze eintauschen zu größrer Plage?

Od. II. Aufforderung an die Jugend, sich in Entbehrungen zu üben und zu kriegerischer Tüchtigkeit heranzubilden:

Süß ist's und rühmlich, sterben für's Vaterland!
Nacheilt der Tod auch flüchtigem Mann und schont
Der Kniegelenke kampfesscheuer
Jugend und furchtsamer Rücken nimmer.
Die Tugend kennt die Schmach der Abweisung nicht
Und strahlt in unbefleckteter Ehren Glanz,
Nicht nimmt und legt sie ab die Beile
Nach dem Belieben der Pöbellaune.
Die Tugend wagt, den Himmel erschließend, wer
Unwerth des Tods, den Gang auf versagter Bahn,
Hält stolz dem Pöbelschwarm und dunst'gem
Boden sich ferne auf flücht'ger Schwinge.
Auch sichrer Lohn wird treuer Verschwiegenheit.
Nicht soll, wer Ceres' heilige Heimlichkeit
Verrathen, weilen unter gleichem
Dach, noch gebrechlichen Nachen lösen
Mit mir: es hat mißachtet Diespiter
Oft zugesellt Unreinem Unschuldigen;
Nur selten ließ vom vorgeeilten
Frevler die Strafe mit lahmem Fuße.

Od. III.

Den Mann, der fest an rechtem Entschlusse hält,
Rückt nicht Verkehrtes heischender Bürger Wuth
Vom stäten Sinne, nicht der Blick des
Dräu'nden Tyrannen, noch der Südwind,
Der ruhelosen Hadria wilder Herr,
Noch Juppiter's, des blitzenden, starke Hand;
Stürzt selbst zerborsten ein das Weltall,
Treffen die Trümmer ihn unerschüttert.

Dies ist die Tugend, durch die sich den Himmel erworben haben Pollux, Hercules, Augustus, Bacchus und Romulus, dieser der Nachkomme Troja's, das sich durch den Mangel derselben den Haß der Götter in dem Maße zugezogen hat, daß es dem Untergange verfallen ist und niemals wieder aufgebaut werden darf. — Od. IV. Der Dichter ruft Kalliope vom Himmel, ein längeres Lied anzustimmen. Die Musen haben ihn schon als Kind geliebt; sie schützten später ihn bei Philippi und vor dem stürzenden Baum und in den brandenden Wogen von Palinurus. So lange sie mit ihm sind, fürchtet er die Schrecken ferner Länder und wilder Barbaren nicht. Auch den erhabenen Caesar erheitern sie, wenn er sich nach ausgefochtenem Streite Ruhe gönnen will. Sie spenden Rath voll milder Weisheit und freuen sich, nimmt man ihn an. Denn wir wissen, wie Juppiter, der allein mit gerechtem Scepter Götter und Menschen leitet, die rohen Gewalten bekämpft und die übermüthigen Frevler bestraft hat:

Kraft sonder Weisheit stürzet durch eigne Wucht;
Kraft, welche Maß hält, heben die Götter selbst
Zur Größe; doch sie hassen Kräfte,
Die nur auf jeglichen Frevel sinnen.

Od. V. Bisher haben wir geglaubt, vom Himmel aus herrsche Juppiter; bald wird Augustus für den sichtbaren Gott auf Erden gehalten werden, wenn er die Britannen und die Perser besiegt und damit die befleckte Ehre Roms wieder herstellt. Denn die von den Parthern gefangenen Römer haben schimpflich der Heimath vergessen, sich mit den Töchtern der Barbaren vermählt und sogar im Dienste ihrer Schwäher die Waffen getragen. Diese Entartung hat Regulus verhüten wollen, als er sich dem Antrage Carthago's, die Gefangenen loszukaufen, widersetzte. Ein Krieger," sagte er, „mit Golde losgekauft, wird nicht muthvoller wiederkehren; ihr füget Verlust nur zu der Schmach. Die frühere Farbe zeigt gefärbte Wolle nicht mehr, und die sich einmal feig ergeben, werden losgekauft ebensowenig tapfer sein, als eine Hindin, die gefangen aus dem Garne sich gerettet, sich zum Kampfe stellt." Als solches Regulus gesprochen:

Da, wies er, heißt's, der züchtigen Gattin Kuß,
Die kleinen Kinder, gleich als ein Ehrloser,
Von sich zurück und finster ließ er
Ruhen den männlichen Blick am Boden,

Bis er bestärkt mit Rath, wie er nimmer sonst
Ertheilet ward, die schwankenden Väter und,
Ein herrlicher Verbannter, unter
Trauernden Freunden von dannen eilte.

Wohl wußt' er, was barbarischer Foltrer ihm
Bereite; dennoch drängt' er sich anders nicht
Durch's Volk, das sein Rückkehren hemmte,
Und die Verwandten, die ihn aufhielten,

Als wenn er die langwierigen Händel der
Clienten nach geschlichtetem Streit verließ',
Um nach Venafrum's Flur zu eilen
Oder Tarent, der Lakoner Pflanzstadt.

Od. VI. An die Römer:

Du büßest schuldlos, Römer, der Ahnen Fehl,
Bis die geweihten Stätten du hergestellt
Und die verfall'nden Tempel sammt den
Bildern der Götter, den rauchgeschwärzten.

Du herrschst, da du den Göttern dich beugst: darin
Sieh allen Anfang, auch den Erfolg darin.
Mißachtet sandten vieles Leid die
Götter Hesperien schon zur Trauer.

Zweimal unterlagen die Römer den Parthern, und Rom bedrohte der Daker mit seinen Bogenschützen und der Aegypter mit seiner Flotte. Kein Wunder! denn das lasterhafte Geschlecht hat die Heiligkeit des Hauses und der Ehe verletzt. Die Jungfrau übt sich in unehrbaren Künsten und denkt an unzüchtige Liebeshändel. Als Gattin bricht sie dem Gatten die Treue, und oft auch verkauft sie sich mit ihres Mannes Wissen dem reichen Krämer oder Schiffer. Von solchen Eltern stammte nicht die Jugend, die den Hannibal und Antiochus schlug; es waren kräftige Landleute aus dem Sabinerlande, in strenger Zucht und Arbeit aufgewachsen:

Was schmälert nicht die Zeit, die verderbende!
Selbst schlechter denn die Ahnen, gebaren uns
Die Eltern schlimmer; uns entsprießt dann
Wieder ein lasterbefleckt'rer Nachwuchs.

Od. VII. An Asterie. Ihr Geliebter Gyges wird bald heimkehren; seiner Asterie treu, hat er den Lockungen der Chloe widerstanden; möge nur ebenso Asterie vor ihrem schönen Nachbar Enipeus auf der Hut sein. — Od. VIII. An Maecenas. Einladung des Dichters, die Kalenden des Mars als den Jahrestag, wo ihn der stürzende Baum fast erschlug, mit ihm beim Weine froh zu feiern. — Od. IX. Wechselgesang zwischen Horaz und Lydia. Liebeszwist und Aussöhnung:

Horaz. Als ich noch dir am Herzen lag
Und dir werther den Arm keiner der Jünglinge
Um den schimmernden Nacken schlang:
Stand ich höher an Glück selbst als der Perserschach.

Lydia. Als du glühtest für Andre nicht
Mehr und Lydia nicht hinter die Chloe trat,
Die gefeierte Lydia:
Stand ich höher als Roms Ilia selbst an Ruhm.
Horaz. Mir ist Chloe, die Thrakin, jetzt
Herrin, süßen Gesangs kundig und Saitenspiels.
Nimmer scheu' ich den Tod für sie,
Schont das Schicksal das Herz, bleibt sie am Leben nur.
Lydia. Mich entflammet mit Wechselgluth
Jetzt des Ornytus aus Thurii Calais.
Zweimal duld' ich den Tod für ihn,
Schont das Schicksal das Kind, bleibt es am Leben nur.
Horaz. Wie? wenn kehret die alte Lieb'
Und mit ehernem Joch neu die Getrennten eint?
Wenn ich Chloen, die blonde, lass',
Offen Lydien steht, die ich verschmäht, die Thür?
Lydia. Zwar ist schöner er denn ein Stern,
Und du leichter als Kork, heft'ger im Zorne als
Selbst des Hadria wilde Fluth:
Gern doch lebt' ich mit dir, stürbe mit Lust mit dir.

Od. X. An Lyce. Eine Art von Ständchen an der Thür der harten Geliebten. — Od. XI. An Mercur. Bitte an den Gott, durch seine sanftesten Töne die spröde Lyde zur Liebe zu bewegen. — Od. XII. Neobule, die den schönen Hebrus liebt, klagt, daß ein strenger Oheim ihr Lust und Liebe wehre. — Od. XIII. An die Quelle Bandusia. Der Dichter verheißt der Quellnymphe am folgenden Tage ein Opfer und durch sein Lied Berühmtheit. — Od. XIV. Die glückliche Heimkehr des Augustus aus Cantabrien soll von den Seinigen festlich begangen werden, und auch der Dichter will sie froh feiern; um 730 (24) gedichtet. — Od. XV. An Chloris, des armen Ibycus alternde, aber noch immer verbuhlte Gattin. — Od. XVI. An Maecenas. Der Dichter kennt die Macht des Goldes, aber auch die Sorge, die in dessen Gefolge ist. Daher hat er nie nach Schätzen gestrebt:

Um so mehr sich versagt Einer, je mehr ihm wird
Von den Göttern zu Theil.

Sein kleines Sabinergut schützt ihn vor Mangel; wohl weiß er, daß, wenn er mehr von Maecenas verlangte, er es ihm nicht weigern würde; aber besser ist, sich bescheiden zu beschränken; denn:

Vieles Begehrenden
Mangelt Vieles. Beglückt ist, wem mit karger Hand,
Was genüget, ein Gott verliehn.

Od. XVII. An Lamia, den Sprößling uralter, berühmter Ahnen. Die Wetterzeichen verkünden für morgen einen Regentag, an dem er seinen Leuten Ruhe gönnen und sich beim Schmaus und Wein

gütlich thun möge. — Od. XVIII. An Faunus. Der Dichter bittet den Gott, auf seinen Fluren einzukehren; dafür werde er ihm ein Opfer weihen bei der fröhlichen Feier der Faunalien. — Od. XIX. Aufforderung an einen Freund, ihm seine gelehrten Auseinandersetzungen über längst vergangene Zeiten zu ersparen und lieber ein heiteres Gelage veranstalten zu helfen; darauf Schilderung des Gelages selbst. — Od. XX. An Pyrrhus, dem ein Mädchen den Besitz des jungen Nearchus streitig macht. Während beide um den Knaben streiten, steht dieser gleichgültig da, schön wie Nireus oder Ganymedes, von duftenden Locken umwallt, sich Luft zufächelnd. — Od. XXI. An eine Amphora, die in dem Geburtsjahre des Dichters mit Wein gefüllt ist und in Gemeinschaft mit Messalla Corvinus geleert werden soll. — Od. XXII. Weihegedicht an Diana, die Berg und Hain schützende Jungfrau. — Od. XXIII. An Phidyle, die keusche und fromme Bäuerin, deren unblutige Gaben den Laren mehr gefallen, als die feistesten Opfer, von Priestern dargebracht. — Od. XXIV. Ernste Mahnung an die Römer, von Habgier und Genußsucht zu lassen. — Od. XXV. An Bacchus, von dem begeistert der Dichter Caesar's Thaten singen will. — Od. XXVI. An Venus. Der Dichter will jetzt der Liebe entsagen und seine siegreichen Liebeswaffen der Göttin weihen, wenn sie nur erst noch einmal die stolze Chloe mit hochgeschwungener Geißel gezüchtigt hat. — Od. XXVII. An Galatea. Abmahnung an das Mädchen, die Reise, die sie vorhabe, anzutreten; das Beispiel der Europa möge sie warnen. — Od. XXVIII. An Lyde. Aufforderung, das Neptunusfest mit dem Dichter zu feiern. — Od. XXIX. An Maecenas. Einladung zu einem einfachen Mahle, wo er der Sorgen um den Staat vergessen möge.

Seines Geschickes Herr
Und froh ist, wer tagtäglich sich sagen darf:
Ich hab' gelebt; ob morgen schwarze
Wolken am Himmel, ob reine Sonne
Herauf der Vater führet, er wird doch nicht
Ungültig, was vorüber ist, machen, noch
Rückgängig das und ungeschehn, was
Einmal die fliehende Stund' entführt hat.

Od. XXX. An Melpomene. Schlußgedicht:

Dauerhafter als Erz, höher als königlich
Pyramidengebäu steht mein Gedächtnißmal,
Das nicht rasender Nord, fressender Regen nicht
Zu zertrümmern vermag, noch die unzählige
Reihenfolge der Jahr' oder der Zeiten Flucht.
Sterben werd' ich nicht ganz, nein, es entgeht dem Grab
Mein ein wesentlich Theil. Immerdar wachs' ich frisch

Im Nachruhme, so lang' noch mit der schweigenden
Jungfrau auf's Capitol steiget der Pontifex.
Rühmen wird man, wo wild Aufidus rauscht und wo,
Arm an Wasser, geherrscht Daunus ob ländlichen
Völkern, habe ich, aus niederem Stand erhöht,
Das aeolische Lied übergeführt zuerst
In italischen Sang. Eigne den Stolz dir an,
Den Verdienst dir erwarb, und, o Melpomene,
Huldreich winde um's Haar delphischen Lorbeer mir.

Auf Verlangen des Augustus dichtete Horaz den **Saecular-gesang** (carmen saeculare) an Apollo und Diana zu der alle 110 Jahre wiederkehrenden Jubelfeier, die 737 (17) nach der in den sibyllinischen Büchern vorgeschriebenen Weise begangen wurde (Zosim. II, 5). — Das Gedicht beginnt mit dem Anruf an die beiden Gottheiten:

Phoebus und Diana, der Wälder Herrin,
Glanz und Schmuck des Himmels ihr, stets zu ehren
Und geehrt, gewähret uns, was zu heil'ger
Stunde wir bitten,

Wo noch sibyllinischen Spruchs Geheiß den
Göttern, so erkoren die sieben Hügel,
Auserles'ne Mädchen und keusche Knaben
Singen ein Loblied.

Segner Sol, der Tag du auf lichtem Wagen
Bringst und birgst, ein Anderer und der Gleiche
Stets erstehest, könntest du Größres nirgends
Schauen als Roma!

Du, Diana, schenke Gedeihen der Frucht des Leibes, daß nach je eilfmal zehn Jahren immer das Fest sich erneue. Ihr, Parcen, füget zur glücklichen Vergangenheit eine glückliche Zukunft. Tellus, reich an Früchten und Heerden, schmücke Ceres mit dem Aehren-kranze; Juppiter sende in Luft und Regen Gedeihen. Huldreich birg du, Apollo, deinen Bogen, und wenn es dein und deiner Schwester Werk ist, daß Rom geworden, so verleihet der Jugend reine Sitten, dem friedlichen Alter Ruhe, dem Römervolke Macht und Dauer und jegliche Ehre. Schon fühlen die Feinde den mächtigen Arm des Augustus,

Treue schon und Frieden und Ehr' und alte
Scham und Tugend, lange verachtet, wagen
Sich zurück, und segnende Füll' erscheint mit
Strotzendem Horne.

Und so mögen Phoebus und Diana Roms und der Latiner Glück bis zum nächsten Lustrum mehren und auf immer bessere Zeiten verlängern.

Daß dies Jovis Wille und aller Götter,
Nehm' ich heim als frohe und sichre Hoffnung,
Ich der Chor, gelehret zu singen Phoebus'
Lob und Dianens.

Nach Sueton hat Augustus Horaz veranlaßt, die Siege des Tiberius und Drusus, seiner Stiefsöhne, zu feiern, 739 (15). Das hat ihn bewogen, den drei Büchern der Oden noch ein viertes hinzuzufügen, worin er die letzten Producte seiner lyrischen Muse vereinigt hat. „Des Ruhmes gewiß und müde ist er jetzt auf den Rückzug bedacht; neben glänzender Rhetorik dringt ein gehaltener, selbstbewußter Ton durch; die Stimmung erkaltet zusehends, die Reize der Sinnenwelt machen einem entsagenden Dichterleben Raum" (Bernhardy). — Man setzt die Veröffentlichung dieses vierten Buches in das Jahr 741 (13).

Od. I. An Venus. Der Dichter klagt, daß nach langer Ruhe ihm die Göttin neue Kämpfe in der Liebe zu dem schönen Ligurinus errege; im Hause des Maximus Paullus werde sie willkommner sein. — Od. II. An Julus Antonius, den Sohn des Triumvir, der, selbst Dichter, Horaz aufgefordert zu haben scheint, den über die Sygambrer siegreichen Caesar in pindarischer Weise zu verherrlichen. Der Dichter lehnt die Zumuthung ab. Wer Pindar strebt nachzuahmen, der wagt sich wie Daedalus' Sohn mit wächsernen Flügeln aufzuschwingen, um dann desto tiefer zu sinken; ich, sagt er,

Nach der matiner Biene
Weise und Brauche,
Die den süßen Quendel nur mühevoll schlürft,
Bilde ich, der klein nur, zurecht im dichten
Hain und an den Ufern des feuchten Tibur
Mühsame Lieder.

Besser werde Antonius einen so hohen Stoff, wie Caesar's Siege, bei dessen Heimkehr und Triumphe singen können, während er selbst nur in die allgemeine Freude einstimmen wolle. — Od. III. An Melpomene. Wen die Muse einmal bei seiner Geburt angelächelt hat, der wird nicht durch Wettkämpfe und durch Kriegsthaten berühmt werden, sondern durch seine Dichtungen. Auch unseren Dichter begeistert das reizende Tibur zu aeolischen Liedern; ihn reiht schon die römische Jugend unter den Chor der Dichter; schon weniger nagt der Zahn des Neides an ihm:

Ganz verdank' ich es deiner Huld,
Daß begegnend man mich zeigt mit dem Finger als
Meister römischen Saitenspiels:
Daß ich athm' und gefall', wenn ich gefalle, dir.

Od. IV. An Claudius Drusus Nero, nach seinem Siege über die Vindelicier, 739 (15). Wie einen Adler oder Löwen sahen

die Vindelicier am Fuße der rhätischen Alpen den Drusus im Kampfe. Sie erfuhren, was Geist und Einsicht, recht gepflegt, vermögen; was des Augustus väterliche Leitung an den jungen Neronen gethan. Denn

Entstammen Starke Starken und Edlen nur,

so fördert und stählt doch Erziehung und rechte Pflege die angeborene Kraft. Der Fluß Metaurus und Hasdrubal sind Zeugen, wie viel Rom den Neronen verdankt. Seitdem Claudius Nero den Hasdrubal geschlagen, lächelte der Sieg den Römern wieder, und Hannibal selbst gestand:

Es sank, es sank
Mit Hasdrubal's Ermordung alle
Hoffnung und unseres Namens Glücksstern.

Auch jetzt ist Nichts, was nicht der Claudier Arm vollführte; denn sie schützt Juppiter, und aus allen Schwierigkeiten des Krieges hilft ihnen ihre Klugheit und ihr Eifer. — Od. V. An Augustus; zu Anfange des Jahres 741 (13) gedichtet. Rom sehnt sich nach der Rückkehr des Augustus, wie eine Mutter nach ihrem fernen Sohne. — Od. VI. Gebet an Apollo, seinen Saeculargesang in seinen Schutz zu nehmen; eine Art *προοίμιον* zu dem Saeculargesange. — Od. VII. An Torquatus. Der Frühling kommt wieder. Der Wechsel der Jahreszeiten möge den Freund an die Flüchtigkeit der Zeit erinnern und zum Genusse des Gegenwärtigen auffordern. — Od. VIII. An Censorinus. Dem Freunde kann der Dichter keine Kostbarkeiten schenken; was er geben kann, ist ein Gedicht:

Mit dem Himmel beglückt Musengesang.

Od. IX. An Lollius. Der Dichter weiß es, daß seine Gesänge fortleben werden. Nur die Helden, die von Dichtern gepriesen werden, bleiben im Andenken der Menschen:

Begrabner Trägheit stehet nur wenig fern
Verhehlte Tugend.

Der Dichter kennt des Lollius Verdienste; darum will er sie im Liede preisen, daß sie nicht neidische Vergessenheit tilge. — Od. X. An Ligurinus. Der spröde Knabe möge bedenken, daß seine Jugendschönheit auch vergehen wird; dann werde er zu spät seine jetzige Härte bereuen. — Od. XI. An Phyllis. Einladung, mit dem Dichter den Geburtstag des Maecenas zu feiern. — Od. XII. An einen Vergilius, angeblich den Leibarzt des Tiberius und Drusus. Aufforderung des Dichters an den Freund, ihn, da der Frühling gekommen, auf dem Lande zu besuchen. Wein aus Cales soll ihm in reicher Fülle vorgesetzt werden; dafür möge er seine Narde im kleinen Onyxgefäß mitbringen:

Laß jetzt allen Verzug und des Gewinnes Sucht,
Misch', so lange es geht, denkend des düstren Grabs,

Kurze Thorheit dem Ernst weiser Gedanken bei:
Süß ist thörichtes Thun zur Zeit.

Od. XIII. An Lyce, die ehemalige Geliebte des Dichters, deren Schönheit jetzt verblüht ist und die ihren früheren Stolz, von den Jünglingen verschmäht und verspottet, büßet. — Od. XIV. An Augustus. Preis seines Waffenglückes, anknüpfend an die im Jahre 739 (15) von seinen Stiefsöhnen Tiberius und Drusus über die Alpenvölker erfochtenen Siege. — Od. XV. An Augustus. Schlußgedicht:

Ich wollte Schlachten singen und Städtesieg
Zur Leier; da schalt Phoebus mich, nicht die Fahrt
Durch das Tyrrhener Meer mit kleinen
Segeln zu wagen. Es schenkte deine

Zeit, Caesar, wieder reichliche Frucht der Flur,
Die Fahnen gab sie unserem Juppiter
Zurück, die sie der Parther stolzen
Pfosten entrissen, von Fehden frei schloß

Quirinens Janustempel sie, legte Recht
Und Ordnung überschreitender Frechheit an
Die Zügel, tilgte Laster, führte
Wieder die Tugenden ein der Vorzeit,

Durch die Latiner Name und Italer
Kraft wuchs, des Reiches Ruhm sich und Majestät
Ausbreitete bis hin zum Aufgang
Von der hesperischen Rast der Sonne.

So lang der Welt Hort Caesar ist, störet nicht
Der Bürger Wahnsinn oder Gewalt die Ruh',
Nicht Zorn, der Schwerter schmiedet und die
Städte verfeindet zu ihrem Unheil.

Nicht wird, wer aus dem tiefen Danubius
Trinkt, julisch Machtwort brechen, die Geten nicht,
Nicht Serer, noch treulose Perser,
Nicht die am Tanaisstrom Gebornen.

Wir aber werden unter des fröhlichen
Weingottes Gaben Wochen- und Feiertag
Mit Weib und Kind nach frommer Sitt' erst
Unser Gebet an die Götter richten,

Hierauf der Führer Tugend, erprobt im Kampf,
Nach Väterbrauch zum lydischen Flötenton
Und Troja singen und Anchises
Nebst dem Entspross'nen der holden Venus.

Horaz hatte in richtiger Selbstschätzung erkannt, daß seine Hauptstärke nicht in der originellen poetischen Schöpfung liege,

sondern in der correcten und geschmackvollen Nachbildung fremder Muster, und er fühlte, daß er zu dem bisher Geleisteten nicht noch Neues und Besseres hinzuzufügen vermöge. Daher entsagte er in den letzten Jahren seines Lebens der lyrischen Poesie immer mehr, und nur auf den besonderen Wunsch des Augustus hatte er das vierte Buch der Oden den früheren hinzugefügt. Seine Neigung wandte sich wieder jener halb prosaischen, halb poetischen, echt römischen socialen Dichtungsart zu, zu welcher er recht eigentlich geschaffen war. Theils äußere Gründe, theils aber auch das vorgerücktere Alter, in dem er sich immer mehr von der Außenwelt löste und in sich selbst zurückzog, mochten ihm abrathen, in der früheren Weise wieder Satiren zu dichten. Den Verkehr mit gebildeten und geistreichen Freunden, den sein Aufenthalt auf dem Lande oft unterbrach, ersetzte er sich durch schriftliche Aufzeichnung seiner Ansichten über Leben, Philosophie und Literatur, wobei er sich immer eine bestimmte Persönlichkeit aus dem Kreise seiner Freunde dachte, gegen die er, was ihm auf dem Herzen lag, aussprach, und so entstanden seine Briefe oder Episteln. Schon Lucilius hatte sich zuweilen der Briefform bedient, und auch er hatte die Lebensphilosophie und die Literatur in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Es läßt sich jedoch wohl annehmen, daß, wie in der eigentlichen Satire, so auch in dieser Nebengattung der Epistel Horaz seinen Vorgänger nicht nur im gründlichen Wissen, sondern auch an Feinheit des Geschmackes und Tones übertroffen habe. Nur einige kleinere Episteln sind eigentliche Briefe, da sie sich auf die speciellen Verhältnisse der Freunde beziehen; die längeren sind mehr Discurse in nicht streng wissenschaftlicher Form, sondern mit der Freiheit und in dem lockeren Zusammenhange einer mündlichen Gedankenmittheilung. „Der Dichter entwickelt in diesen Briefen mit reifem Ueberblick und in völliger Abklärung der Leidenschaften, wenn auch nicht ohne Verstimmung und schneidenden Witz, die Resignation des Weisen. Sie verrathen überall die feine Bildung des Weltmannes, der die Verhältnisse beherrscht; zugleich enthalten sie einen Schatz von Erfahrungen und geistreichen Ansichten, der sie zum Lehrbuch des klugen Realismus macht; der Vortrag erinnert in seiner natürlichen Gracie an die gute Conversation; die Sprache ist würdig und gemessen, der Versbau zwar aufgelockert und leicht gegliedert, aber streng und wohlberechnet" (Bernhardy).

Die gesammten Briefe hat der Dichter auf zwei Bücher vertheilt. Das erste Buch enthält 20 Briefe, die bis 734 (20) geschrieben sind.

Epist. I, 13, an Vinius Asella, ist ein Scherz, den sich Horaz bei Gelegenheit, als er dem Augustus Gedichte, wie man vermuthet, die drei ersten Bücher seiner Oden, überschickte, erlaubt

hat. Die Epistel enthält die Verhaltungsvorschriften für den Ueberbringer, einen ehrlichen Bauern vom Gute des Dichters.

Wie ich so oft und lange belehret dich habe beim Abschied,
Gieb die versiegelte Rolle, mein Vinius, nur dem August ab,
Wenn er gesund ist und heiter gelaunt und sie endlich sich fordert;
Daß du aus Eifer für mich nicht fehlst und ein allzubeflißner
Diener durch Ungestüm in Mißgunst bringest die Büchlein.
Drückt vielleicht zu schwer die Bürde dich meines Geschreibsels,
Wirf sie lieber hinweg, als daß du am Orte der Sendung
Störrisch mit Sack und Pack anrennst und den Namen des Vaters
Asina machst zum Gelächter und dich zum Gerede der Leute.
Brauche die Kräfte nur über die Hügel und Flüss' und Moräste.
Hast dein Ziel du erreicht und bist du zur Stelle gekommen,
Halte in solcherlei Lage die Last, daß du etwa das Bündel
Schriften so unter dem Arm nicht trägst, wie der Bauer ein Milchlamm,
Oder wie Pyrrhia trunken den Knäuel gestohlene Wolle,
Oder wie Hut und Sohlen der Mann aus dem Volke als Tischgast.
Jedem erzähl' nicht, du hättst dich in Schweiß mit Gedichten getragen,
Welche das Ohr und das Auge des Caesar zu fesseln vermöchten;
Mag man mit dringender Bitte dich angehn, schiebe dich vorwärts!
Geh, leb' wohl! Nicht strauchle, noch mach' mir zu Schanden den Auftrag!

Eine ähnliche fingirte Zuschrift ist epist. I, 14, an den Vogt seines Gutes, der sich nach der Stadt, wie der Dichter auf das Land zurücksehnt. Bei dem Dichter ist der Grund der Sehnsucht aber wirkliche und beharrliche Vorliebe für die Einfachheit und Stille des Landlebens, bei dem Vogte nur Unbeständigkeit und Unzufriedenheit:

Aus Faulheit wünscht Sattel der Ochs, wünscht Gaul sich am Pfluge;
Trieben nur, mein' ich, mit Lust sie beide die Kunst, die sie kennen.

Die Lust am Landleben drückt der Dichter, der Freund des Dorfes, auch in epist. I, 10, an Aristius Fuscus, den Freund der Stadt, aus, mit dem er hierin allein verschiedener Neigung ist, im Uebrigen aber wie ein Zwillingsbruder übereinstimmt:

Sollen ein Leben, so wie der Natur es gemäß ist, wir führen,
Und ist zur Gründung des Hauses zuerst zu beschaffen der Bauplatz:

Kenneſt du einen geeignetern Ort, als die glücklichen Fluren?
Giebt's eine Stätte, wo lauer die Winter? wo holderer Lufthauch
Mildert des Hundsterns Wuth und den Lauf des Löwen, sobald erſt
Einmal der raſende ward von der ſtechenden Sonne getroffen?
Giebt's eine Stätte, wo minder den Schlaf ſtört neidiſche Sorge?
Duftet und ſchimmert die Au wohl ſchlechter als libyſcher Eſtrich?
Strebt wohl reineres Waſſer das Blei in den Straßen zu ſprengen,
Als das, welches mit Murmeln im fallenden Bache dahin hüpft?
Zieht man ja doch Buſchwerk gern zwiſchen geſprenkelten Säulen,
Lobt man ja doch ſich ein Haus, das weit in die Felder hinausſchaut.
Treib die Natur mit der Forke hinaus, ſtets kehret ſie wieder
Und durchbricht unvermerkt ſiegreich den thörichten Ekel.

Epist. I, 11. An Bullatius, der in Reiſen nach fernen Ländern Zerſtreuung und Entledigung ſeiner Sorgen ſuchte:

Jede geſegnete Stunde, die dir nur die Gottheit beſcheeret,
Nimm mit dankbarer Hand und verſchieb den Genuß nicht auf Jahre,
Daß, wo du immer auch weilteſt, in Freuden gelebet zu haben
Sagen du darfſt. Denn wenn uns Vernunft und Klugheit die Sorgen,
Nicht ein Ort, der beherrſchet das weithin gebreitete Meer, nimmt:
Wechſelt den Himmelſtrich, das Gemüth nicht, wer über's Meer flieht.
Emſiger Müßiggang plagt uns; auf Schiffen und Wagen
Jagen dem Lebensglücke wir nach. Was du jageſt, es findet
Hier ſich im elendſten Neſt, wenn das Herz nur ſich weiß zu beſcheiden.

Epist. I, 4. An den Dichter Albius Tibullus.

Albius, meiner Satiren gewiſſenhafteſter Richter,
Womit denk' ich mir jetzt dich in Pedum's Fluren beſchäftigt?
Dichtend, was hinter ſich läßt des parmenſiſchen Caſſius Werkchen?
Oder in Schweigen verſenkt einher in erfriſchenden Wäldern
Schlendernd und Allem nachſinnend, was würdig des Weiſen und Guten?
Schlug dir doch immer ein Herz in der Bruſt, und haben die Götter
Schönheit, die Götter dir Reichthum verliehn und die Kunſt des Genießens.

Was kann Größeres wünschen die Amme dem Zögling, dem lieben,
Als daß weis' er zu sein und, was er empfindet, zu äußern
Weiß und Gunst ihm und Ruhm und Gesundheit in Fülle zu Theil wird
Und anständiges Brot bei nimmer versiegendem Beutel?
Mitten in Hoffnung und Sorge, inmitten von Furcht und von Unmuth
Stelle dir vor, daß jeglicher Tag als letzter dir anbrach:
Dann überraschet dich freudig die Stunde, auf die du nicht hoffest.
Willst du dich mal auslachen, besuche nur mich, der von Fett ich
Glänze und wohl bin bei Leibe, ein Schweinchen der Heerd' Epikurens.

Septimius, ein Freund des Dichters (carm. II, 6), wünschte in den Kreis des Tiberius aufgenommen zu werden und hatte daher Horaz um ein Empfehlungsschreiben ersucht. In epist. I, 9, an Claudius Tiberius Nero, kommt Horaz der Forderung mit diplomatischer Feinheit nach:

Wirklich der Einzige ist Septimius, der es erkennt, wie
Hoch du mich, Claudius, hältst; denn wenn er mich bittet und dränget,
Denke dir, daß ich es wage und dir ihn rühm' und empfehl' als
Würdig des Sinns und des Hauses des Edles nur wählenden Nero,
Wenn er vermeinet, ich habe des näheren Freundes Befugniß:
Sieht und kennet er besser, wie viel ich vermag, als ich selber.
Viel zwar hab' ich gesagt zur Entschuldigung, los ihn zu werden;
Aber ich fürchte, er glaubt, daß ich kleiner gestellt mich nur habe,
Um die mir eigene Macht zu verhehlen, bedacht auf mich selbst blos.
Und so verstand ich mich denn zu dem Vorrecht städtischer Stirnen,
Scheuend des größ'ren Vergehns Vorwurf. Hältst du's nun für löblich,
Wenn um die Wünsche des Freunds man die Schüchternheit setzet bei Seite:
Nimm ihn in deine Umgebung und halt' ihn für wacker und tüchtig.

Epist. I, 3. An Julius Florus. Als Tiberius im Jahre 734 (20) von Augustus mit einem Heere nach Armenien geschickt war, befand sich in seinem Gefolge Julius Florus, von dem es in unserer Epistel heißt:

Kein kleines Talent ist's,
Welches du hast, und es liegt nicht brach noch in schnöder Verwildrung:
Sei's, daß die Zunge du schärfst in Processen, daß bürgerlich Recht du
Auszulegen dich mühst, daß du dichtest gefällige Liedchen,
Wirst du den Epheupreis als erster der Sieger erhalten.
Könntest du dich nur entwöhnen der Eisumschläge der Sorgen,
Würdest du gehen, wohin dich führte die himmlische Weisheit.

Horaz fragt ihn, was Tiberius, was ihre gemeinschaftlichen Freunde, was er selber mache und ob seine Versöhnung mit Munatius von Bestand sei. Beider sei es nicht würdig, den Bruderbund zu brechen, und mit gleicher Sehnsucht erwarte er die Heimkehr Beider.

Epist. I, 8. An Celsus Albinovanus, der sich ebenfalls in dem Gefolge des Tiberius als dessen Secretär befand. Horaz theilt ihm sein Befinden mit und erkundigt sich nach dem des Freundes, sowie nach seiner Stellung dem Tiberius und seinen Genossen gegenüber. Für den Fall, daß es ihm wohl ergehe, giebt er ihm zum Schlusse die Lehre:

Wie du, Celsus, das Glück, so werden auch wir dich ertragen.

Epist. I, 5. An Torquatus. Einladung an den Freund, bei ihm den Geburtstag des Augustus froh zu feiern:

Wozu frommt mir denn Hab' und Gut, darf ich's nicht genießen?
Wer da knausert aus Sorg' um den Erben und allzu solid ist,
Ist von dem Thoren nicht weit. Mit Zechen und Streuen von Blumen
Will ich den Anfang machen und halten mich lassen für toll gar.
Was nicht bringet zu Wege ein Rausch! Er erschließet Verborg'nes,
Hoffnungen leiht er Bestimmtheit, er treibet zum Kampfe den Feigling,
Nimmt von bekümmertem Herzen die Last, zulehrt er noch Künste.
Wen nicht haben zum Redner gemacht die begeisternden Becher?
Wen nicht fessellos inmitten beengeter Armuth?

Epist. I, 12. An Iccius, den Verwalter der sicilischen Güter des Agrippa, dem Horaz seinen Freund Pompeius Grosphus empfiehlt. Er verweist bei dieser Gelegenheit dem Iccius seine Klagen, daß er es bei seinem Amte zu Nichts bringe. Da er, was er brauche, von den Erträgen der Güter nehmen könne, so habe er eigenen Besitz nicht nöthig:

Weg mit den Klagen!
Arm ist Keiner ja, dem zusteht von Besitzthum der Nießbrauch.

Epist. I, 15. An Numonius Vala. Horaz erkundigt sich bei dem Freunde, wie der Aufenthalt in Velia oder Salernum sei, da er nach seiner Badecur in Baiae in einem milderen Klima den Winter über sich zu pflegen vorgenommen habe:

Um fett wie ein Phaeake von dort heimkehren zu können.

Er gleiche, sagt er mit Selbstironie, dem Verschwender Maenius:

Ja, so Einer bin ich. Denn das Sich're und Wenige lob' ich,
Geht's knapp her, bei gewöhnlicher Kost so ziemlich geduldig;
Wird zu Theil mir jedoch was Bess'res und Fetteres, sag' ich
Wieder: Ihr lebet allein als die Weisen und Glücklichen, deren
Gelder man wohlangelegt in glänzenden Villen erblicket!

Epist. I, 17. An Scaeva, einen jüngeren Freund, über den Umgang mit Vornehmeren. Horaz räth: Wer Ruhe und Gemächlichkeit liebt, mag lieber den Umgang mit den Großen meiden:

Nicht ja den Reichen allein sind Freuden beschieden, und nicht hat
Uebel gelebt, von dessen Geburt und Tod nicht die Welt weiß.

Willst du aber mit den Großen leben, so sei ein Weltmann wie Aristipp, der sich in jede Lage zu schicken und seine Unabhängigkeit zu bewahren wußte, nicht wie der Cyniker Diogenes, der für ein Stück Brot des Pöbels Narren spielte:

Thaten verrichten, den Bürgern gefangene Feinde vorzeigen,
Das bringt nahe dem Throne des Juppiter, führet zum Himmel.
Fürstlichen Männern gefallen, ist auch das schlechteste Lob nicht.
Nicht wird's jeglichem Manne so gut, nach Korinth zu gelangen.
Heim blieb, wer des Versuchs Mißlingen befürchtete. Gut so!
Doch wer zum Ziele gekommen, hat der nicht männlich gehandelt?
Nirgends oder nur hier ist das, was wir suchen. Es scheut sich
Der vor der Last als zu groß für die Schwäche des Muthes und Körpers,
Auf nimmt der sie und trägt sie. Ein nichtiger Name ist Tugend,
Oder der wagende Mann strebt Lohn und Ehre mit Recht nach.

Wer vor seinem gnädigen Gönner von seiner Armuth schweigt, trägt mehr davon, als der mit Ungestüm Fordernde. Einen großen Unterschied macht es, ob du verschämt annimmst oder hastig zugreifst. Wer da jammert: er habe eine unverheirathete Schwester ohne Mitgift, eine arme Mutter, ein Gut, das Nichts einbringt, der schreit nach Brot, und wie ein krächzender Rabe lockt er einen zweiten an, der mit ihm die Beute theilen will. Macht dein Gönner eine Reise und nimmt dich mit, so klage nicht über schlechte Wege, über Kälte und Regen, jammere nicht, daß dein Koffer erbrochen, daß dein Reisegeld dir gestohlen sei. Das sind bekannte Kniffe der Buhlerin, die oft weint, man habe ihr die Kette oder sonst Etwas gestohlen, bis man ihr auch dann nicht glaubt, wenn sie wirklich einen Verlust erlitten hat. Wie es auch jenem Strolche

erging, der oft die Nachbarschaft mit falschem Beinbruch gefoppt hatte und, als er endlich wirklich das Bein brach und die Leute zu Hülfe rief, die Antwort erhielt: „Das mache einem Fremden weis!"

Aehnlichen Inhaltes ist epist. I, 18, an Lollius, ein kleines praktisches Handbuch der Kunst mit den Großen zu leben, wie Wieland sagt. Im Umgang mit den Großen, räth Horaz, sei ebenso frei von niedriger Schmeichelei, wie von bäurischer Grobheit, die oft für Freiheit gelten will:

Tugend ist Mitte von Fehlern, die sich von beiden entfernt hält.

Einem reichen Freunde gegenüber darfst du dir keine moralischen Blößen geben; ist er auch selbst damit, vielleicht noch mehr wie du, behaftet, so ziehst du dir entweder seine Abneigung zu, oder er hält sich für befugt, dich zurecht zu weisen. Forsche nicht nach des Gönners Geheimnissen, noch plaudere sie aus. Ordne deine Neigungen den seinigen unter. Seine Bitten seien dir Befehle, und zeige, wenn sie dir auch lästig sind, dennoch eine heitere Stirn. Sei vorsichtig in deinen Reden über Andere. Hüte dich vor neugierigen Fragern; denn sie schwatzen, was du ihnen anvertraut, weiter. Fange in dem Hause deines Gönners keine Liebeleien an. Sei vorsichtig mit Empfehlungen; siehst du, daß du einen Unwürdigen empfohlen hast, so entziehe ihm deinen Schutz, damit du ihn dem unschuldig Verleumdeten zu Theil werden lassen kannst:

Denn dein Haus ist bedroht, wenn die Wand des Nachbaren brennet,
Und durch Lässigkeit greift ein Brand stets mächtiger um sich.

Gar nicht so angenehm ist es, wie der Unerfahrene meint, die erworbene Gunst eines Mächtigen zu pflegen. Leicht schlägt der günstige Wind um. Daher schicke dich klug in seine Launen. Willst du aber mir folgen, so forsche in Schriften und bei Weisen, wie du dir sonst ein ruhiges Leben verschaffest, wie du dich dir selbst zum Freunde machest und ob nicht vielleicht ein zurückgezogenes Leben der Ehre und dem Reichthume vorzuziehen sei.

Wenn mir Erfrischung der kühlen Digentia Bächlein gewähret,
Draus Mandela sich tränkt, das von Kälte durchschauerte Dörfchen:
Was meinst du, daß ich denke? was glaubst du, Freund, daß ich wünsche?
Daß mir die jetzige Habe, auch weniger, bleib', ich mir selbst nur
Lebe die übrige Zeit, wenn die Götter ein Uebriges gönnen,
Bücher und Fruchtvorrath für das Jahr mir in reichlicher Fülle
Werd', ich in schwankender Hoffnung unsicherer Zukunft nicht schwebe.

Doch was Juppiter schenkt und nimmt, zu erbitten genügt schon:
Schenke er Leben und Gut; denn Gemüthsruh' schaffe ich selbst mir!

An denselben Lollius ist auch epist. I, 2 gerichtet. Die Lectüre des Homer, die Horaz in Praeneste beschäftigte, bietet ihm Gelegenheit, seinem jungen Freunde einige weise Lehren, die er aus dem Dichter gezogen, zu geben; denn Homer ist es,

Welcher, was schön ist, was häßlich, was nützlich, was schädlich, zu sagen
Klarer und besser versteht, als Krantor oder Chrysippus.

Warnende Beispiele von den schlimmen Folgen unbezähmter Leidenschaften Einzelner auch für weitere Kreise sind Paris, Agamemnon und Achilles:

Was der Könige Thorheit verschuldet, das büßen die Völker.

Ulixes giebt uns das Musterbild der Geduld und der Enthaltsamkeit, wie es in der heutigen Welt nicht mehr zu finden ist:

Wir sind Nullen und nur auf der Welt, zu verzehren die Feldfrucht;

ganz wie die Freier der Penelope und die Phaekaen, die sonst Nichts thun, als des glatten Felles pflegen, in den Tag hinein schlafen und beim Klang der Cither jeden ernsten Gedanken verscheuchen. Willst du ihnen nicht gleichen, so fange ohne Säumen an, dich in den Grundsätzen wahrer Weisheit und Tugend zu befestigen:

Halb hat gewonnen, wer frisch nur begann! Wag's, weise zu sein, nur!
Munter ans Werk! Wer die Zeit, wie's recht ist zu leben, hinausschiebt,
Harrt wie der Bauer, bis erst ablaufe der Fluß; doch es strömet
Dieser und wird fortströmen in Ewigkeit eilenden Laufes.

Epist. I, 6. An Numicius. Welcher Grundsatz soll uns im Leben leiten? Das einzige und wahre Lebensprincip ist: Nichts anzustaunen, gleichgültig zu sein bei Anderer Macht und Reichthum, der Sinnenlust zu entsagen, da in ihr das wahre Glück nicht liegt. Ist dir aber Tugend ein leeres Wort: nun dann strebe mit allem Eifer, dich reich zu machen durch Handel oder eine gute Heirath; oder bewirb dich um hohe Aemter und Würden; oder jage den Genüssen der Tafel nach; oder:

Wenn, wie Mimnermus vermeinet, es ohne der Liebe Getändel
Keine Annehmlichkeit giebt, so leb' in der Liebe Getändel.
Leb' und gehabe dich wohl, und kennst du was Bess'res als dieses,
Theil's aufrichtig uns mit; sonst brauche mit mir du das Meine.

Epist. I, 16. An Quintius. Der Freund hatte sich wohl bei Horaz erkundigt, was ihm sein Landgut einbringe. Statt

diese Frage zu beantworten, giebt ihm der Dichter eine kleine Beschreibung des Gutes selbst, um damit anzudeuten, wie viel mehr Werth er in seiner Genügsamkeit auf die Naturschönheit, als auf den Ertrag desselben lege:

Ketten von Bergen, getrennt durch ein schattiges Thal nur, von dessen
Seiten die rechte jedoch die kommende Sonne beleuchtet,
Während die linke sie scheidend mit flüchtigem Wagen umdunstet.
Loben dir würdest die Milde der Luft du. Und tragen nun gar erst
Rothe Cornellen und Schlehen ergiebig die Hecken, erfreuen
Reichlich die Eichen mit Frucht das Vieh und den Herren mit Schatten!
Näher gerückt sei Tarent und prange im Laube, vermeinst du.
Auch eine Quelle, geeignet dem Bache den Namen zu geben,
Wie nicht Thracien kühler und reiner der Hebrus umschlängelt,
Fließt hier, nützlich bei Leiden des Kopfes und nützlich dem Magen.
Dieser verborgene Winkel, so lieb mir und, glaubst du es jetzo,
Auch so reizend, erhält mich gesund dir zur Zeit des Septembers.

Wie glücklich ich mich also in diesem Besitze fühle, siehst du; wie steht es nun mit dir? Dich preist ganz Rom als einen der Glücklichsten, wiewohl ich fürchte, daß du hierin Anderen mehr als dir selber glaubst. Wahrhaft glücklich ist nur der Weise und Gute, nicht der, den die Welt so nennt, sondern der, wie Bacchus in den Bacchantinnen, sagen kann:

„Pentheus,
Herrscher von Theben, was kannst du Unwürd'ges zu dulden und tragen
Mich wohl zwingen?“ — „Ich nehme dein Gut dir!“ — „Geld doch und Vieh nur,
Betten und Silbergeräth; das magst du mir nehmen.“ — „Ich halte
Dich in Fesseln an Händen und Füßen in schrecklichem Kerker!“ —
„Selber erlöst mich der Gott, sobald ich es will!“ — Wie ich glaube,
Meint er: „Ich sterbe.“ Der Tod ist die äußerste Grenze der Dinge.

An Maecenas sind drei Episteln gerichtet. Epist. I, 19 wendet sich an den gelehrten Maecenas, den echten Kunstkenner, dem Horaz klagt, wie die Schaar der Nachahmer an dem großen Dichter nicht den Geist abmerkt, sondern, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Weil Homer den Wein preist und Ennius nur angetrunken ans Dichten ging, trinken auch sie von früh bis spät ihren schlechten Wein:

Wär' ich
Blassen Gesichts zufällig, sie tränken nur Kümmel, der bleich macht.
O Nachahmer, ihr knechtisches Vieh, wie erregte mir euer
Tolles Gebahren die Galle so oft, wie so oft mir das Lachen!

Ich habe mir, fährt er fort, meine Selbständigkeit erhalten, auch wo ich Nachahmer war; daher habe ich auch die Genugthuung, daß mich edle Männer lesen und immer wieder zur Hand nehmen. Manche meiner Widersacher sind in ihren vier Wänden auch Liebhaber meiner Dichtungen und tadeln sie öffentlich nur, weil

Ich zu erjagen nicht suche des Pöbels, des windigen, Beifall
Durch Aufwand mit Bewirthung und Schenken getragener Kleider,
Nicht es für würdig, als Hörer und Rächer gefeierter Dichter,
Halte, daß ich bei den Zünften und Stühlen der Kritiker werbe.

Wirft man mir auch meine Ausschließlichkeit und meine hohe Meinung von mir vor, so ertrage ich es geduldig; denn mit solchen Leuten zu streiten ist gefährlich.

In dem zweiten Briefe an Maecenas, den Freund, epist. I, 7, erscheint, wie Wieland sagt, die edelste Freimüthigkeit von der gefälligsten Laune, wie von der leichten Hand einer Gracie, in die feinste Höflichkeit gekleidet. — Maecenas, dem der Umgang mit dem geistreichen Dichter fast unentbehrlich geworden war, hatte diesem das Versprechen abgenommen, daß er nur fünf Tage auf dem Lande bleiben werde. Horaz hatte einen ganzen Monat auf sich vergebens warten lassen, worüber, wie es scheint, ihm Maecenas seine Empfindlichkeit auf eine etwas schroffe Weise zu erkennen gegeben hat. Der Dichter deutet dem mächtigen Freunde hierauf auf eine feine Weise an, daß er dessen Gunst nicht mit seiner Freiheit erkaufen wolle. Er entschuldigt seine Abwesenheit, daß er sich in der ungesunden Herbstzeit in Rom der Gefahr eines Fiebers nicht habe aussetzen wollen. Er werde, schreibt er, auch erst im nächsten Frühjahre wieder nach Rom kommen. „Denn," sagt er, „du hast mich so nicht reich gemacht, wie ein kalabrischer Bauer seinen Gast von seinen Birnen zu essen nöthigt: ‚Lang' Er zu, Herr Nachbar!' — ‚Ich habe satt!' — ‚So steck' Er immer ein, so viel Er will.' — ‚Ich danke schönstens!' — ‚I! so nehm' Er doch! Er kann's ja seinen Kleinen zum Gruß nach Hause bringen.' — ‚Sehr verbunden! Es soll so sein, als ob ich schwer beladen davon gegangen wäre.' — ‚Wie's beliebt! Uns spart Er Nichts! es bleibt nur für die Schweine.' — So giebt die plumpe, unverständige Gutmüthigkeit mit vollen Händen weg, was keinen Werth in ihren Augen hat, und dies ist eine Saat, die immer Undankbare getragen hat und ewig tragen wird. Wer weis' und gut zugleich ist, steht Jedem, der es würdig ist, bereit. Würdig will auch ich des Beifalls eines Freundes, der

so viel um mich verdient hat, immer mich erhalten. Doch sollt' ich niemals mich entfernen dürfen, so müßtest du die Jugendstärke auch, den leichten Witz, die frohe Laune mir wiedergeben können" (Wieland).

War zufällig gekrochen ein mageres Mäuschen in einen
Kasten mit Korn durch niedrigen Spalt und suchte gesättigt
Wieder hinaus zu gelangen, umsonst bei der Vollheit des Leibes.
Willst du entrinnen von dort, sprach zu ihm ein Wiesel von ferne,
Kommst du nur mager zurück durch das Loch, wo du mager hineinkrochst.
Hat dies Gleichniß auf mich Anwendung, verzicht' ich auf Alles. —
Kleinem ist Kleines gemäß. So sagt mir Roma, die Großstadt,
Nicht zu, sondern Tarent, das friedliche, Tibur, das öde.

Ich denke immer, wie es jenem Volteius Mena, einem armen, ehrlichen Manne, der als Ausrufer zwar sein spärliches, doch hinlängliches Auskommen hatte, erging. Ihn hatte fast wider seinen Willen der reiche und angesehene Philippus zu seinem Clienten und täglichen Gaste gemacht und später ihm zu einem Landgütchen verholfen. Anfangs fühlte sich der gute Mena als Landbesitzer ganz froh und glücklich; wie aber Mißernten und Viehseuchen kamen, da ließ er den Kopf hängen, und einmal mitten in der Nacht setzte er sich auf's Pferd, ritt geraden Weges zu Philippus und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig sei, ihn doch in seinen vorigen Stand zurückzusetzen.

Wer mal erkannt, wie sehr das Verlassene sei dem Begehrten
Vorzuziehen, der kehre bei Zeiten zurück zum Verlaßnen.
Daß sich nach eigenem Maß und Fuß mißt Jeder, gehört sich.

Der dritte Brief an Maecenas ist epist. I, 1, zugleich die Widmung des ersten Buches der Episteln.

Du, den meine Camene zuerst sang, singen zuletzt wird, du forderst, sagt Horaz, immer mich von Neuem zum Dichten auf. Doch bin ich nicht mehr jung genug zum Spiel der Dichtkunst; das Alter hat mich ernsterem Nachdenken zugeführt. Was wahr und schön ist, such' ich zu erforschen, nicht als Jünger einer bestimmten Philosophenschule, sondern ich folge dem, was gerade für mich paßt. Kann ich hierin auch nicht das Höchste erreichen, so suche ich wenigstens so viel als möglich mich von Fehlern zu befreien:

Erste Bedingung der Tugend ist, Laster zu fliehn, und der Weisheit,
Frei von Thorheit zu sein.

Warum sich Sorgen und Beschwerden machen, um Habsucht und Ehrgeiz zu befriedigen, und nicht lieber der Tugend nachgehen,

die darüber erhaben macht? Zieht man doch sonst unbedenklich dem Werthloseren das Werthvollere vor, zumal wenn man es mit geringerer Anstrengung erlangen kann; denn

Minderen Werth hat Silber als Gold und Gold als die Tugend.

Freilich in Rom singt Alt und Jung:

Bürger, o Bürger, zuerst müßt Geld zu erwerben ihr suchen,
Tugend nach klingender Münze. —
Hast du auch Sitte und Geist, bist redebegabt du und rechtlich,
Fehlen zum Ritterbesitz dir aber nur einige Tausend:
Bist du ein Lump! Und doch hört Kinder im Spiele man sagen:
König ist, wer's recht macht. Das, das sei die eherne Mauer,
Nichts sich bewußt, ob keiner Verschuldung erblassen zu müssen.

Wollte mich das römische Volk fragen, warum ich mir nicht wie seine Säulengänge, so auch seine Grundsätze zu Nutze mache, dasselbe begehrend und meidend, liebend und hassend, so würde ich antworten, wie einst der Fuchs dem kranken Löwen:

Weil mich die Spuren erschrecken,
Welche ja alle auf dich nur weisen und keine herauswärts.

Ueberdies ist das Volk ein vielköpfiges Unthier; welchen Weg soll ich da einschlagen? wem folgen? Soll ich mich als Staatspächter oder durch Erbschleicherei oder heimlichen Wucher bereichern? Das sind verschiedene Wege des Glückes, die Verschiedene einschlagen. Aber auch der Einzelne bleibt sich in seinen Ansichten und Neigungen nicht gleich, und wie des Reichen, so wechseln auch des Armen Launen. Auch du, Maecenas,

Trete ich vor dich, das Haar ungleich vom Scheerer verschnitten,
Lachest du; wenn ich ein schäbiges Wamms mal unter der neuen
Tunica trage und wenn ungleich mir die Toga und schief sitzt,
Lachest du. Wenn mir jedoch mein Sinn mit sich selber im Kampf liegt,
Was er ersehnte, verschmäht, aufsucht, was gestern er aufgab,
Unstät schwankt, uneins in der sämmtlichen Ordnung des Lebens,
Einreißt, wieder erbaut, Viereckiges ändert in Rundes:
Meinst du, ich treibe nur ganz alltägliche Narrheit und lachst nicht,
Glaubst nicht, daß ich des Arztes, noch eines vom Praetor bestellten
Vormunds brauche, zumal du Schutzherr über mein Sein bist
Und dich ereiferst ob eines unrichtig geschnittenen Nagels
Deines dir innig ergebnen, nach dir sich richtenden Freundes.
Summa. Es stehet der Weise nur Juppiter nach, da er reich ist,
Frei und geehrt, schön auch und endlich der Könige König,
Und vor Allen gesund — es müßt' ihn der Schnupfen denn plagen.

Epist. I, 20. Der Dichter an sein Buch, der Epilog zu dem ersten Buche der Episteln.

Hin zum Vertumnus und Janus, o Buch, so scheint es mir, schielst du;
Möchtest gewiß feilstehn, polirt von der Sosier Bimsstein,
Hassest die Schlösser und Siegel, erwünschet dem Schüchternen, seufzest,
Daß man nur Wen'gen dich zeigt, und lobest die Oeffentlichkeit dir,
Nicht so erzogen. So laufe denn dahin, wo's dich hinab sehnt.
Einmal hinaus, kannst nimmer zurück du; du sagst noch: Was hab' ich
Armer gethan und gewollt! kränkt Einer dich, und in die Enge
Mußt du dich fügen, du weißt's, so der Freund dein satt ist und müde.
Macht mich deines Vergehens Verdruß nicht zum falschen Propheten,
Wirst du, bis dich die Jugend verläßt, in Rom nur beliebt sein;
Färbst du gar erst dich mit Schmutz, von den Händen des Pöbels begriffen,
Wirst du verstummt ein Fraß von unästhetischen Motten,
Fliehest nach Utica, wirst nach Ilerda gebunden gesendet.
Dann wird lachen der Warner, auf den du nicht hörtest, wie Jener,
Der in den Abgrund zornig den störrischen Esel hinabstieß:
Denn wer müht sich zu retten den, der's nicht wünschet? Es steht auch
Dies dir bevor, daß Kinder du lehrst in den äußersten Vierteln
Die Elemente und so dich das stammelnde Alter beschleichet.
Führet einmal dir zu mehr Hörer die Milde der Sonne,
Melde: entsprossen von einem entlassenen Sclaven, an Gut arm,
Habe ich dennoch die Schwingen gespannt weit über das Nest hin
(So daß, was der Geburt du mir nimmst, dem Verdienste du zulegst),
Habe den Ersten der Stadt in Krieg und Frieden gefallen,
Sei von Gestalt klein, zeitig ergraut, und liebe die Sonne,
Schnell zum Zorne bereit, sei leicht ich wieder versöhnlich.
Wenn sich Einer vielleicht nach meinem Alter erkundigt,
Wisse er: viermal eilf December erfüllt' ich im Jahre,
Da zum Genossen im Amte den Lepidus Lollius hatte.

Das zweite Buch der Episteln, das in den letzten Lebensjahren des Dichters verfaßt ist, besteht aus drei längeren Briefen, die in einem gewissen Zusammenhange unter einander stehen. Der erste beleuchtet die älteren römischen Dichter in Vergleichung mit den griechischen und den römischen Dichtern der Gegenwart; in

dem zweiten schildert Horaz seinen eigenen Entwicklungsgang und wie ihm die Verkehrtheiten der meisten Dichter seiner Zeit das Dichten verleidet haben; der dritte endlich ertheilt Winke und Rathschläge, welche Wege die Poesie einzuschlagen habe, um die früheren Fehler zu vermeiden und eine würdige Nebenbuhlerin der griechischen zu werden.

Ueber die Veranlassung der ersten an Augustus gerichteten Epistel berichtet Sueton (vita Hor.), Augustus habe sich bei Horaz darüber, daß er ihm in seinen früheren Episteln keine Erwähnung gegönnt habe, folgender Maßen beschwert: „Wisse, daß ich dir recht böse bin, weil du nicht in den meisten derartigen Schriften an mich vorzugsweise das Wort richtest; glaubst du etwa, es könne dir bei der Nachwelt Schande bringen, wenn es scheint, als wärest du unser Freund?" und ihm so diese Epistel abgepreßt. Mit kluger Berechnung wählte unser Dichter ein unverfängliches Thema, das ihm Gelegenheit gab, sich im vollen Glanze seines Witzes, seines feinen Geschmackes und seiner echten Urbanität zu zeigen, und das zugleich dem Augustus schmeichelte, indem Horaz ihn zum Schiedsrichter zwischen der alten und neuen Poesie machte und so als den gebildeten Kunstkenner, der trotz seiner vielen Geschäfte doch für die Dichtkunst sich lebhaft interessire, darstellte. Man setzt die Abfassung des Briefes in das Jahr 744 (10). — Der Dichter beginnt mit dem Lobe des Augustus:

Da du allein die Last so vieler und großer Geschäfte
Trägst, Italien schützest mit Waffen, mit Sitten es schmückest
Und durch Gesetze es besserst, so sündigte ich am Gemeinwohl,
Wollt' ich durch langes Gespräch die Zeit, o Caesar, dir rauben.
Als sich Romulus, Liber, der Vater, und Castor und Pollux,
Die man nach mächtigen Thaten versetzt in die Tempel der Götter,
Noch annahmen des Menschengeschlechts und der Länder und rauhe
Kriege beschwichtigten, Aecker vertheilten und Städte erbauten,
Haben sie dennoch geklagt, daß ihren Verdiensten entspräche
Nicht der erwartete Dank. Der die schreckliche Hyder vertilgte
Und die bekannten Unthiere bezwang in verhängeter Mühsal,
Mußte erfahren, daß erst mit dem Tode bewältigt der Neid wird.
Nämlich wer Vorzüge, die unter ihm stehen, hinabdrückt,
Deß Glanz ärgert; doch wird man lieben ihn, wenn er gestorben.
Zeitige Ehren erweisen wir dir schon, während du noch lebst,
Bauen Altäre, zu schwören bei deinem geheiligten Namen,
Daß nichts Aehnliches sonst sein wird noch gewesen, bekennend.

Darin, fährt Horaz fort, stimmen Alle überein, dich, Augustus, allen früheren Helden der Griechen und Römer vorzuziehen, indeß sie sonst das Neue verachten und das Alte anstaunen, besonders in der Dichtkunst. Weil die ältesten Werke der Griechen die besten sind, sollen es auch unsere alten Schriften sein. Nicht das Alter jedoch giebt den Dichtern den Werth; sonst würden ja nicht unsere alten Dichtungen an so vielen Mängeln leiden.

Aergerlich ist's mir, daß Etwas man tadelt, nicht weil es verfaßt scheint
Ohne Geschick und ohne Geschmack, nein, weil es noch neu ist,
Nicht Nachsicht, nein, Ehre und Preis für das Alte beansprucht.

Nicht so war es bei den Griechen, denen bei ihrer angeborenen Begabung und Neigung jede neue Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst willkommen war. Die Neigung der Römer war lange Zeit nur auf das Praktische gerichtet; sie mußten erst für die Dichtkunst empfänglich gemacht werden, und sie sind es denn auch so geworden, daß heute Alles dichtet:

Ungelehrt und gelehrt, gleichviel, wir schreiben Gedichte!

Man möge uns diese Leidenschaft nachsehen; denn auch die Dichtkunst hat ihren Nutzen:

Zartem und stammelndem Munde des Knaben verleihet der Dichter
Form und wendet sein Ohr schon jetzt von unsauberen Reden.
Bald auch bildet er ihm das Herz durch freundliche Lehren,
Widerspänstigen Sinn, Neid, Zornmuth lenkend zum Bessern,
Meldet von edelen Thaten, belehret durch rühmliche Muster
Werdende Zeiten und tröstet den Dürftigen, wie den Betrübten.
Woher lernten Gebete die ledigen Mädchen mit keuschen
Knaben gesellt, wenn die Muse den Dichter nicht hätte gegeben?
Hülfe begehret der Chor und fühlet die Nähe der Gottheit,
Schmeichelnd erfleht er das himmlische Naß mit gelehreter Bitte,
Krankheit wendet er ab und dräu'nde Gefahren verscheucht er,
Frieden erwirket er sich und ein Jahr mit Früchten gesegnet.
Himmlische sühnt ein Lied, ein Lied auch die unteren Mächte.

Die Anfänge der römischen Poesie bestanden darin, daß das Landvolk bei Erntefesten in rohen Versen spottete und scherzte. Darauf beschränkte sich die poetische Thätigkeit, bis das unterworfene Griechenland sich den Sieger unterwarf und seine Künste in das bäuerische Latium einführte. Die Ruhe, die nach den punischen Kriegen eintrat, ließ Gefallen an Schauspielen finden, und so entstand die römische Bühne. Doch ist das römische Drama zu einer Vollkommenheit nicht gelangt, weil die Dichter die Mühe der Feile scheuten und es dem Publicum an dem rechten Sinne fehlt. Daher bedürfen sowohl die Dichter von Dramen, wie auch von solchen Poesien, die nur für den Leser geschrieben werden,

deines Schutzes, o Augustus, gar sehr; sie müssen aber freilich auch nicht durch Eitelkeit, Ungeschicklichkeit und unbillige Forderungen sich deiner Gunst unwürdig machen. Dein Urtheil hast du besser wie Alexander der Große, der einen Choerilus begünstigte, dadurch bewährt, daß du einen Varius und Vergilius ehrtest. Die Dichter sind es ja, die nicht die äußeren Züge großer Männer, wie die Bildhauer, verewigen, sondern ihren Charakter und ihre Gesinnung. Auch ich würde, statt mich in so niederen Dichtungen zu versuchen, lieber dein Lob und deine Thaten preisen, wenn die Kraft dem Wunsche gleichkäme. Möchte ich doch selbst mich nicht in schlechten Versen gepriesen hören, um nicht einst mit dem Verfasser als Maculatur in die Läden der Krämer wandern zu müssen.

Der zweite Brief ist an Julius Florus, „den treuen Freund des wackeren und berühmten Tiberius Nero," an den auch epist. I, 3 geschrieben war, gerichtet. Florus selbst war Dichter und hatte sich bei Horaz beklagt, daß er ihm so wenig schreibe und keine lyrischen Gedichte mehr schicke. Habe ich dir dergleichen versprochen? fragt Horaz. Habe ich dir nicht vielmehr bei deiner Abreise gleich gesagt, daß ich träge bin? Zum Dichter hat mich nur die Noth in meiner Jugend gemacht, wie jenen Soldaten im Heere des Lucullus der leere Beutel zum Helden. Jetzt habe ich, was ich brauche, und verschlafe lieber meine Zeit, als daß ich Verse mache. Auch bin ich schon zu alt zum Spiel der Dichtkunst, und wenn ich auch dichten wollte, wem soll ich's recht thun? Der Eine verlangt Lieder, der Andere Jamben, ein Dritter Satiren. Nicht günstig ferner ist der Aufenthalt in Rom dem Dichter: die vielen Geschäfte und der Lärm der Stadt lassen ihn leicht den schmalen Pfad der Poesie verfehlen. Was mir aber besonders das Dichten verleidet, das sind die Coterien:

Lebte in Rom ein Rhetor, 'nes Anwalts Bruder; nur lauter
Lobeserhebungen hört' im Gespräche der Eine vom Andern:
Der war Jenem ein Gracchus und Jener ein Mucius Diesem.
Plagt wohl weniger solch Wahnsinn sanglustige Dichter?

Macht mich Einer, der Elegien dichtet, zum Alcaeus, muß ich ihn wenigstens zum Callimachus, wenn nicht gar zum Mimnermus machen. Von den schweren Anforderungen, die ein gewissenhafter und nach möglichster Vollkommenheit strebender Dichter an sich stellt, haben solche Leute keinen Begriff, und es ist die Frage, ob sie einer Aufklärung darüber nicht die süße Selbsttäuschung über den Werth ihrer Dichtungen vorziehen würden; wie jener Mann in Argos, der im leeren Theater die vortrefflichsten Tragöden zu hören glaubte, von diesem Wahnsinn geheilt bedauerte, daß man ihn nicht in seinem süßen Wahne gelassen habe. Darum ist es besser, den Jüngeren das für sie passende Spiel der Poesie zu

überlassen und, anstatt die Harmonie im Versbau, lieber die Harmonie des Lebens zu suchen. Um diese zu gewinnen, ist es vor Allem nöthig, sich von Habsucht frei zu halten; doch auch aller übrigen Leidenschaften muß man ledig zu werden suchen; denn:

Ziehst du nur einen heraus von mehreren Dornen, was hilft's dir?
Wenn du richtig zu leben nicht weißt, mach' Platz den Erfahrnen;
Hast du sattsam gespielt und sattsam geschmaust und getrunken,
Scheide, es ist an der Zeit, daß nicht, weil mehr du als billig
Trankst, dich verlach' und vertreibe die Jugend, die schicklicher schwärmet.

Der dritte Brief, an die Pisonen, oder, wie ihn schon Quintilian (VIII, 3, 60) nennt, de arte poetica, ist nicht, wie man früher glaubte, eine Poetik in Versen, sondern eine ungezwungene Besprechung gewisser Puncte, die bei der dichterischen Production besonders zu beachten sind. Wenn sich auch Horaz unmittelbar an L. Piso, der nach dem Scholiasten selbst Dichter und Gönner der Kunst war, und seine jungen Söhne lehrend wendet, so hatte er doch gewiß das gesammte römische Publicum vor Augen, dem er seine ästhetischen Grundsätze nicht in einer trockenen systematischen Weise, sondern in einer lebendigen, wie vom Augenblicke eingegebenen Darstellung mittheilen wollte. Er schenkt vor allen Dichtungsarten dem Drama eine besondere Berücksichtigung, offenbar weil gerade im dramatischen Fache die neuesten Leistungen noch nicht einen so entschiedenen Sieg über die der archaistischen Dichter davongetragen hatten, daß sie die alten Stücke gänzlich von der Bühne zu verdrängen vermochten.

An die Spitze stellt Horaz den Grundsatz:

Mindestens sei ein jegliches Werk einfach und ein Ganzes! —
Wählt, Schriftsteller, nur das zum Stoff, was eueren Kräften
Angemessen, und lange versuchet, was tragen die Schultern
Können und was sie versagen; denn wer den Kräften gemäß wählt,
Weder der Ausdruck wird dem fehlen, noch deutliche Ordnung.

Bei der Wahl der passenden Worte leitet am besten ein richtiges Sprachgefühl, das theils aus sich selbst, theils aus dem Sprachschatze früherer Schriftsteller schöpft. In der metrischen Form der verschiedenen Dichtungsarten sind die Griechen alleinige Muster. Jede Dichtungsart hat ihren eigenen Stil; doch muß auch in demselben Werke der Ton oft wechseln:

Jedes behaupte für sich den Platz, der nach Fug ihm bestimmt ist.
Manchmal hebet indeß die Comödie höher die Stimme,
Und mit vollerem Mund zankt aus sich der zornige Chremes;
In der Tragödie auch klagt meist in gewöhnlicher Sprache

Telephus und Peleus, indem sie beide bei Seite
Werfen als Bettler und Flüchtling den Schwulst langathmiger Worte,
Wenn sie des Schauenden Herz durch Jammer zu rühren bemüht sind.
Nicht reicht's aus, daß schön ein Gedicht sei; fesseln auch muß es,
Muß, wohin es nur will, das Gemüth des Hörenden führen.

Die Dichtung beobachte ferner die charakteristische Treue in der Darstellung der Personen verschiedenen Geschlechtes, Standes und Volkes. — Ein Stoff, der Gemeingut ist, wird durch originelle Auffassung specielles Eigenthum des Dichters. Nur stecke er sich nicht ein zu enges Ziel, verspreche aber auch nicht mehr, als er zu leisten im Stande ist, wie jener cyclische Dichter, der sein Gedicht anfing:

Priam's Geschick will singen ich nebst der gefeierten Fehde.
Kann, wer so großmäulig verspricht, dem Würdiges bieten?
Berge kreisen; es kommt zum Gelächter die winzige Maus raus.
Wie weit richtiger er, der nichts unpassend beginnet:
Nenne mir Muse den Mann, der nach der Erobrung von Troja's
Mauern die Sitten und Städte so vielerlei Menschen gesehn hat.
Licht nach Rauch, nicht Rauch nach leuchtendem Glanze zu geben,
Denkt er, um nacheinander erscheinen zu lassen der Wunder
Pracht, Antiphates, Scylla, Charybdis nebst dem Cyclopen.
Weder vom Untergang Meleager's beginnt er die Heimkehr
Des Diomed, noch den troischen Krieg von dem doppelten Eie.
Immer zum Ausgang eilt er, und mitten hinein in die Sachen
Zieht er den Hörer, als wär' es Bekanntes; woran er verzweifelt,
Daß die Behandlung ihm Glanz zu verleihen vermöge, das läßt er;
Weiß zu lügen so schön, so Dichtung mit Wahrheit zu mengen,
Daß zum Anfang paßt die Mitte, das Ende zur Mitte.

Was speciell die dramatische Dichtung angeht, so muß ein Dramendichter, der das Interesse des Publicums bis zu Ende rege halten will, die Personen nach ihren Lebensaltern richtig zu zeichnen verstehen. Die Handlungen werden entweder erzählt, oder dargestellt. Lebhafteren Eindruck macht, was das Auge sieht, als was das Ohr hört. Doch werden manche Handlungen, die entweder das Gefühl empören, oder unglaublich erscheinen, besser als hinter der Scene geschehen erzählt. Ein Drama bleibe nicht hinter dem üblichen Maße von fünf Acten zurück, noch überschreite es dasselbe; es finde ohne Noth seine Lösung nicht durch einen deus ex machina; nie mögen mehr als drei Personen zugleich redend auftreten. Der Chor stehe nicht außer der Handlung und singe

auch in den Zwischenacten Nichts, was nicht auf die Handlung Bezug hat. — Hinsichtlich des mit der Tragödie verbundenen Satyrdramas, so muß sich dasselbe in seinem Tone in der Mitte zwischen Tragödie und Comödie halten. — Der Vers des dramatischen Dialogs ist bei den Römern wie bei den Griechen der jambische Trimeter; nur haben ihn die alten römischen Dichter mit allzu großer Freiheit behandelt, wie sie denn überhaupt, wenn sie auch den Griechen mit Berücksichtigung ihrer eigenen Nationalität rühmlich nacheiferten, es an sorgfältiger Feile fehlen ließen.

Um ein guter Dichter zu sein, dazu reicht nicht, wie die Dichterlinge annehmen, das Dichtergenie aus. Das Haupterforderniß des wahren Dichters ist allseitige geistige Durchbildung, wie sie besonders philosophische Studien gewähren. Ein weiteres Erforderniß ist ein idealer Sinn, wie ihn die Griechen von jeher besaßen, während es bei den Römern daran fehlt in Folge der überwiegend auf das Materielle gerichteten Erziehung der Jugend. Ferner muß der Dichter immer im Auge behalten, was dem Zwecke der Poesie angemessen ist. Derselbe ist ein doppelter:

Nützen entweder nur wollen die Dichter, oder ergötzen,
Oder vereint das singen, was freut und was nützet dem Leben. —
Sämmtliche Stimmen gewann, wer Nützliches mischte mit Süßem
Dadurch, daß er zugleich den Leser ergötzt' und belehrte.

Ueber einzelne Schwächen darf man wohl unter Umständen gelinder urtheilen:

Ueberwiegt im Gedichte das Glänzende, werd' ich an wen'gen
Flecken nicht Anstoß nehmen, die theils Sorglosigkeit hinwarf,
Theils zu wenig vermied die natürliche menschliche Schwäche.

Fehler freilich, die zur Gewohnheit geworden sind, verdienen unnachsichtliche Rüge. In Allem kann man die Mittelmäßigkeit gelten lassen, nur nicht in Gedichten. Ein Gedicht, das nicht gut ist, ist schlecht. Daher lege, was du schreibst, den bewährtesten Kunstrichtern vor. Bis zum neunten Jahre laß es im Pulte liegen; was noch nicht herausgegeben ist, läßt sich noch streichen; das entsendete Wort kehrt nimmer zurück mehr. Mit um so ernsterer Gewissenhaftigkeit muß, wer sich zur Poesie berufen fühlt, zu Werke gehen, da sie eine hohe und heilige Kunst ist:

Wälderbewohnende Menschen entwöhnte von Mord und von roher
Lebensart Orpheus, der Geweihte, der Bote der Götter,
Deshalb hieß es, er zähme die Tiger und grimmigen Löwen.
Auch von Amphion hieß es, dem Gründer von Theben, er führe
Felsen vermöge der Laute Getön und schmeichelnder Bitte
Dorthin, wo er nur wolle. Das hieß vor Zeiten ja Weisheit,
Oeffentlich Gut von dem eignen, vom Menschlichen Göttliches scheiden,
Zügeln von schweifender Lust, Eheleuten Rechte bestimmen,

Städte begründen und bau'n, auf Holz eingraben Gesetze.
So ward Ehre und Namen als gotterfüllten den Dichtern,
Wie den Gesängen. Nach diesen entflammte Homer, der Erhabne,
Und Tyrtaeus in Versen die Herzen der Männer zu tapfren
Kriegen; es wurden in Liedern Orakel ertheilet, des Lebens
Richtige Wege gezeigt, in pierischen Weisen der Kön'ge
Gunst zu erwerben gesucht, und erfunden wurde das Schauspiel
Für langwährende Mühen als Schluß. So schäme dich ja nicht
Etwa der Muse, die kundig der Laut', und des Sängers Apollo!

Noch einmal die wichtige Frage, ob Anlage oder Studium den Dichter macht.

Ob ein löblich Gedicht der Natur Werk oder der Kunst sei,
Hat man gefragt. Nicht seh' ich, was Fleiß kann ohne ergieb'ge
Ader, noch rohes Genie; so fordern sie eines des andern
Hülfe und einen sich beide zum innigen Bunde in Freundschaft.

Die Meinung, daß nichts als natürliche Anlage zum Dichten gehöre, ist Schuld, daß es so viele Dichterlinge giebt, die in ihrem Wahne von Schmeichlern noch bestärkt werden, wenn sie das Unglück haben, an Renten reicher zu sein als an Witz. Die Könige sollen diejenigen, denen sie ihre Freundschaft schenken wollen, durch volle Humpen prüfen; um einen Freund im Fuchsbalg auszuforschen, mach du nur Verse. Der ist dein echter Freund, der sie tadelt und nicht etwa so spricht: Was soll ich einem Bekannten wegen solcher Kleinigkeiten Verdruß erregen? Diese Kleinigkeiten haben gar ernste Folgen, indem sie den Dichter beim Publicum lächerlich machen. Auch ist das Lob der Schmeichler im Stande, den Eigendünkel des Dichters bis zur Narrheit zu steigern, und furchtbar ist ein Poet, dem die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen zur fixen Idee geworden ist.

Aehnlich dem Bären,
Wenn er das sperrende Gatter des Käfigs zu brechen vermochte,
Jagt in die Flucht vorlesend der Schreckliche Kenner wie Laien.
Wen er aber erfaßt, den hält und liest er zu Tode,
Gleich dem Egel, der eher nicht losläßt, bis er von Blut strotzt.

Horaz starb am 27. November 746 (8) im fast vollendeten 57. Lebensjahre. Er wurde auf dem Esquilin neben dem nicht lange vorher gestorbenen Maecenas bestattet, der noch in seinem Testamente Augustus gebeten hatte, des Horaz wie seiner selbst zu gedenken. Seine Prophezeiung: non omnis moriar (carm. III, 30, 6) ist in Erfüllung gegangen. Er ist von keinem späteren römischen Dichter erreicht, viel weniger übertroffen worden. Quintilian sagt von seinen Satiren in Vergleichung mit denen des Lucilius (X, 1, 94): „Horaz ist weit geleckter (multo tersior) und reiner und, wenn mich nicht meine Vorliebe für ihn irre führt, geradezu vortrefflich". Hinsichtlich seiner lyrischen Gedichte urtheilt er (96):

„Von allen Lyrikern verdient Horaz fast allein gelesen zu werden; denn er wird zuweilen erhaben und ist voll Anmuth und Grazie und außerordentlich glücklich in der Kühnheit mannigfacher Redefiguren und Ausdrücke." — Wie gleichfalls Horaz vorausgesagt hatte (epist. I, 20, 17), so wurden auch seine Gedichte, wie die des Virgil, bald als Schulbuch benutzt (Juven. VII, 226). Auch die Gelehrten wandten ihrer Erklärung frühzeitig ihre Thätigkeit zu, so Valerius Probus, Terentius Scaurus, Helenius Acro, Pomponius Porphyrio. Erhalten hat sich der Commentar des Porphyrio; die unter dem Namen des Acro gehenden Scholien stammen aus späterer Zeit.

4. Elegiker.

Cornelius Gallus. Albius Tibullus. Sextus Propertius.

Nach den schwachen Versuchen früherer Dichter brachten die römische Elegie zur classischen Vollendung Gallus, Tibullus, Propertius und Ovidius.

C. Cornelius Gallus aus Forum Julii in Gallien, um 685 (69) geboren, niedrigen Herkommens, ward von Octavian der wichtigen Dienste wegen, die er ihm in Aegypten gegen Antonius geleistet hatte, 724 (30) zum ersten Präfecten der Provinz Aegypten ernannt; seine Härte und Anmaßung ließen ihn jedoch die Zuneigung seines hohen Gönners verscherzen, und um der Verantwortung wegen der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu entgehen, tödtete er sich selbst, 728 (26) (Suet. Aug. 66). Gallus gehörte zu den ältesten Freunden Virgil's, der ihn eclog. VI, 64 ffg. gepriesen und ihm eclog. X gewidmet hat. Er schrieb 4 Bücher Elegien an Lycoris, seine Geliebte, in denen er sich den dunklen und gelehrten Ton des Euphorion von Chalcis zum Muster genommen haben soll (Prob. Verg. ecl. 10, 50); denn erhalten hat sich von seinen Dichtungen so gut wie Nichts, während die für ihn zur Benutzung beim Dichten von Parthenius von Nicaea verfaßte Sammlung erotischer Mythen, ἐρωτικὰ παθήματα, auf uns gekommen ist. Seine Nachfolger Ovid (am. I, 15, 29; rem. am. 765) und Properz (III, 32, 91) erwähnen ihn mit Achtung, wogegen Quintilian (X, 1, 93) ihn in Vergleich mit Tibull und Properz hart nennt, vielleicht wegen seiner Dunkelheit.

War dieser, wie es scheint, nur Kunstdichter, der in dem Wetteifer mit griechischen Vorbildern seine Meisterschaft zeigen wollte, so ist dem Tibullus die Elegie der natürliche Ausdruck seiner innersten Empfindungen. Treffend sagt von ihm Alexander von Humboldt (Kosmos II, S. 20): „Unter den Dichtern des augustischen Zeitalters gehört er zu den wenigen, die, der alexandrinischen Gelehrsamkeit glücklicher Weise fremd, der Einsamkeit

und dem Landleben ergeben, gefühlvoll und darum einfach, aus eigner Quelle schöpften."

Albius Tibullus war um 700 (54) geboren. Er gehörte einer vermögenden Ritterfamilie an, die jedoch während der Bürgerkriege einen Theil ihrer Güter einbüßte (el. I, 1, 19. 21. 41). Doch befand er sich nach der an ihn gerichteten Epistel seines Freundes Horaz I, 4 immer noch in behaglichen Verhältnissen. Wie Horaz, der ihm außer der erwähnten Epistel noch eine Ode (I, 33) gewidmet hat, mit Maecenas, so stand er mit Messalla Corvinus in freundschaftlichem Verkehr. Zu Augustus scheint er keine Beziehungen gehabt zu haben, da sich dessen Name nicht einmal in seinen Gedichten findet. Im Jahre 723 (31) begleitete er seinen Gönner nach Aquitanien in den Krieg (I, 7, 9), wohl mehr diesem zu Gefallen, als aus eigener Neigung. Denn wie friedliebend und abhold er dem Kriege war, spricht er in eleg. I, 10 aus, einem seiner frühesten Gedichte:

Wer war's, welcher zuerst die schrecklichen Schwerter erfunden?
Wie war grausam er doch; wahrlich wie Eisen so hart!
Da ist der Mord, da Krieg dem Geschlechte der Menschen geboren;
Da that kürzerer Pfad auf sich zum grausigen Tod.
Oder ist schuldlos der Arme und wandten zum eigenen Unheil
Wir nur, was er verliehn gegen die Wuth des Gewilds?
Das ist der Fluch des Goldes, des reichen! Denn Kriege ja gab's nicht,
Als vor des Speisenden Mahl büchener Becher noch stand;
Burgen nicht gab es, nicht Wall, und unter den scheckigen Schafen
Suchte der Führer der Heerd' ohne Besorgniß den Schlaf.
Da wär' wonnig mein Leben, nicht wüßt' ich von traurigen Waffen,
Hätte das Schlachthorn nie zitternden Herzens gehört!
Jetzt muß fort ich zum Krieg, und es trägt vielleicht das Geschoß schon
Irgend ein Feind, das bestimmt, mir zu durchbohren die Brust.
Rettet, ihr Laren der Väter! Ihr habt ja auch, als ich vor euren
Füßen als Kind hin und her lief, mir Gedeihen verliehn.
Schämet euch nicht, daß gezimmert ihr seid vor Zeiten aus Stammholz;
Habet des Ahnherrn Sitz also bereits ja bewohnt.
Damals wahrte man besser die Treu', als im dürftigen Tempel
Stand noch ein hölzerner Gott, ärmlich mit Opfern bedient.
War er versöhnt doch schon, wenn Trauben man ihm nur gespendet
Oder um's heilige Haar Kränze von Aehren gelegt.

War ein Gelübde erfüllt, trug Fladen der Vater, dahinter
Folgend das Töchterlein klein lautere Waben dem Gott.
Wehret nur, Laren, mir ab die eh'rnen Geschoss', und ein Ferkel
Wird aus gefülletem Stall ländliches Opfer euch dann:
Folgen in reinem Gewand und die Körbe mit Myrten bekränzet
Werde ich tragen, bekränzt selber mit Myrten das Haupt.
So mög' euch ich gefallen: ein Andrer sei tapfer in Waffen,
Streck', ein Günstling des Mars, nieder die Führer des Feinds,
Daß beim Becher mir könne die Heldenthaten ein Krieger
Schildern und auf den Tisch malen das Lager mit Wein.
Welch Wahnsinn, durch Fehde den Tod herrufen, den düstren!
Drohet und kommt er ja doch heimlich mit lautlosem Schritt.
Nicht giebt's Saaten da unten, noch prangende Reben; der grimme
Cerberus haust und des Styx scheußlicher Ferge nur dort.
Längs umdunkelter Seen irrt dort mit zerrissenen Wangen
Und mit versengetem Haar bleiches Gewimmel umher.
Wie viel mehr ist zu preisen der Mann, den in niedriger Hütte,
Da er sich Kinder gewann, langsames Alter beschleicht!
Selbst treibt vor sich die Schafe er her und die Lämmer das Söhnchen;
Für den Ermüdeten wärmt Wasser zum Bade die Frau.
Also werd' es auch mir, und dürfe das Haar mir ergrauen
Und ich erzählen als Greis Thaten vergangener Zeit.
Indeß pflege der Fluren der Friede. Der heitere Friede
Spannt' ins gekrümmete Joch Rinder zum Pflügen zuerst.
Friede gewähret Gedeihen der Rebe und sammelt der Traube
Saft, daß väterlich Faß schenket den Wein für den Sohn.
Karst und Pflugschaar gelten im Frieden; des grausamen Kriegers
Traurige Waffen indeß decket im Winkel der Rost.
Und aus heiligem Hain fährt, nicht ganz nüchtern, der Landmann
Gattin und Kinder mit sich selber im Wagen nach Haus.
Freilich entbrennen die Kriege der Venus dann, und das Weib klagt
Ueber geraufetes Haar, über zerbrochene Thür,
Weint, daß die Wangen, die zarten, ein Wenig gestoßen; der Sieger
Weint auch selbst, daß sich stark zeigte die rasende Hand.
Amor aber, der Schalk, leiht schmähende Worte dem Hader,
Sitzt mit gelassener Ruh' zwischen dem zürnenden Paar.
Stein und Stahl ist Jeder, der ach! sein Mädchen zu schlagen
Wagt: vom Himmel herab stürzet die Götter der Mann.
Sei es genug, das zarte Gewand von den Gliedern zu reißen,
Sei es genug, wenn des Haars zierlichen Schmuck man zerstört.
Sei es genug, zum Weinen zu bringen. O viermal ist selig,
Um den Thränen vergießt, zürnt er, ein liebliches Kind.

Doch wer wüthend die Hände gebraucht, der müsse den Schanzpfahl
Tragen und Schild, stets sei Venus, der milden, er fern.
Komm doch, nährender Friede, zu uns und halte die Aehre,
Ueberquelle von Obst vorne das weiße Gewand.

In die Heimath zurückgekehrt, lernte Tibull seine Delia, wie er sie in seinen Elegien nennt, die aber eigentlich Plania hieß (Appul. apol. 10), kennen und lieben. Diese Liebe fesselte ihn so, daß er eine neue Aufforderung des Messalla, ihn auf seinem Zuge nach Asien zu begleiten, 724 (30), anfangs ablehnte:

Dir, Messalla, geziemt's, zu kriegen zu Wasser und Lande,
Daß dir trage zur Schau feindliche Waffen das Haus.
Doch mich halten gefesselt zurück die Bande der schönen
Maid, vor der grausamen Thür sitz' als ihr Pförtner ich da.
Ruhm nicht lass' ich mich kümmern, o Delia; kann ich mit dir nur
Leben, so lasse ich gern träge mich nennen und feig.
Könnt' ich dich noch anschaun, wenn einst mir die Stunde des Todes
Kommet, und sterbend dich noch halten mit sinkender Hand!
Weinen um mich wirst, Delia, du, wenn zum Brand' auf der Bahr' ich
Liege, und Küsse mir weihn, schmerzlichen Thränen gemischt.
Weinen ja wirst du; ist doch nicht die Brust dir umpanzert mit hartem
Eisen und starrt doch nicht Stein dir im Herzen so zart.
Nicht wird Jungfrau können, noch Jüngling von solcher Bestattung
Trockenen Auges den Schritt lenken nach Haus zurück.
Doch du kränke im Tode mich nicht, nein, schone des losen
Haares, o Delia, nein, schone der Wangen so zart!
Laß einander uns lieben indeß, weil's noch das Geschick gönnt;
Bald wird kommen der Tod, hüllend in Nacht sich das Haupt;
Bald wird Alter heran sich schleichen, das träge, und Liebe
Nicht, noch kosendes Wort ziemen bei greisigem Haupt.
Jetzt noch müssen wir dienen der heiteren Venus, so lang' nicht
Thüren zu stürmen beschämt, Händel der Liebe erfreun.
Hier bin trefflicher Führer und Krieger ich. Fahnen, Trompeten,
Bleibt fern! Bringt dem Mann Wunden, der lüstern darnach;
Bringt ihm auch Schätze! Geschützt durch den Segen der Ernte vor Sorge,
Achte der Reichen ich nicht, achte des Hungers ich nicht!
(eleg. I, 1, 53—78.)

Als er sich hinterher doch noch entschloß, dem Rufe Messalla's zu folgen, erkrankte er unterwegs und war genöthigt, in Corcyra zu bleiben. Hier dichtete er eleg. I, 3.

Ohne mich werdet ihr ziehn durch aegaeische Fluthen, Messalla,
O wenn mein doch gedenk, du und die Freunde mit dir!
rank bannt mich Phaeakien fest auf fremdem Gestade.
Fern halt, düsterer Tod, bitt' ich, die gierige Hand,
Fern halt, düstrer, sie bitt' ich: nicht habe ich hier ja die Mutter,
Die das verbrannte Gebein sammle ins Trauergewand;
Nicht die Schwester, die spende der Asche assyrische Salben
Und mit gelösetem Haar weine am Grabe um mich;
Und auch Delia nirgends, die, eh sie mich fort von der Stadt ließ,
Sämmtliche Götter zuvor hatte, so heißt es, befragt.

Wie glücklich lebten die Menschen zu Saturnus' Zeiten, als es noch keine Meerfahrten und keine Kriege gab! Juppiters Herrschaft brachte alle diese Uebel.

Schone mich, Vater; nicht schreckt Meineid, kein gegen die heil'gen
Götter gesprochenes Wort frevelnden Sinns mich mit Furcht.
Habe ich aber erfüllt schon jetzt die beschiedenen Jahre,
Gieb, daß auf meinem Gebein stehe ein Stein mit dem Spruch:
Allhier ruhet Tibullus, entrafft von dem grausamen Tode,
Während Messalla er folgt' über das Land und das Meer.

Venus selbst, der er immer gedient, wird ihn nach Elysium geleiten, während der Tartarus die Stätte derer ist, die an der Liebe gefrevelt.

Drum bleib' keusch mir, ich bitte, und möge zur Seite die Alte
Sitzen als heiliger Zucht sorgliche Hüt'rin dir stets.
Märchen erzähle sie dir und ziehe dabei von dem vollen
Rocken beim Lampenschein lang hin die Fäden sich aus;
Aber die Mägde umher, an beschwerliche Arbeit gefesselt,
Lassen allmälig, von Schlaf trunken, entfallen das Werk.
Plötzlich komme ich dann, vorher von Keinem gemeldet,
Nein, ich erscheine dir, als sei ich vom Himmel gesandt.
Dann, o Delia, komm, wie du bist, in Verwirrung das lange
Haar und entblößet den Fuß, komm mir entgegengeeilt!
Führe Aurora herauf, das bitte ich, freundlich mit ihren
Rosigen Rossen uns dies leuchtende Tagesgestirn!

Wieder hergestellt, kehrte Tibull nach Rom zurück. Hier mußte er die traurige Erfahrung machen, daß Delia ihm untreu geworden war und einem reichen Bewerber Gehör geschenkt hatte. Der arme Dichter klagt eleg. I, 5 sein Lied. Noch immer habe er sie zu lieben nicht aufgehört; sie möge ihm verzeihen, was er im ersten Schmerz ihr Rauhes gesagt; sie möge sich ihrer früheren Liebe erinnern und der zärtlichen Sorge, mit der er sie in schwerer Krankheit gepflegt:

Hab' ich doch Alles gethan! Jetzt freut sich ein Andrer der Liebe.
Was ich erflehet, das kommt jenem Beglückten zu gut.

Aber ich Thor, ich malte mir aus ein glückliches Leben,
Wenn du genesen; jedoch war mir entgegen ein Gott!
Landbau treib' ich, und drischt mir die Tenne die Ernte bei heißer
Sonne, so steht als der Frucht Hüterin Delia dort,
Oder sie wachet mir über die Trauben in strotzenden Kübeln,
Ueber den schäumenden Most, preßt ihn der hurtige Fuß,
Und sie gewöhnt sich zu zählen das Vieh, sie gewöhnet des Knechtes
Schwatzendes Kind, daß es spielt in der Gebieterin Schoß.
Trauben versteht sie zum Dank für die Reben zu bringen dem Landbau
Schützenden Gott, für die Saat Aehren, ein Mahl für das Vieh.
Alle regiere sie, Alles besorge sie: hab' ich im ganzen
Hause zu sagen auch Nichts, soll es erwünscht mir nur sein.
Mein Messalla besuchet uns hier: von erlesenen Bäumen
Soll ihm Delia dann streifen das süßeste Obst,
Soll sorgfältig ihn pflegen, verehrend die Größe des Mannes,
Selbst ihm bereiten und selbst bringen als Dien'rin das Mahl.

Ach, das ist jetzt Alles dahin! Vergeblich habe er in Wein und in Anderer Liebe seinen Schmerz zu betäuben versucht. Fluch der bösen Kupplerin, die ihm seine Delia abwendig gemacht! Möge die Geliebte zu ihrem Besten sich ihren schlimmen Einflüsterungen bald entziehen!

Du, ihr Begünstigter jetzt, du fürchte ein Schicksal wie meines:
Auf schnell rollendem Rad dreht sich das treulose Glück.

Noch zwei Elegien, I, 2 und I, 6, berühren das Verhältniß mit Delia. — Drei andere Gedichte des ersten Buches, 4, 9, 8, beziehen sich auf den schönen Knaben Marathus, den der Dichter in früheren Jahren geliebt hatte. — Im Jahre 727 (27) kehrte Messalla aus dem Orient zurück und feierte einen Triumph über die Aquitanier. Tibull weihte ihm an seinem Geburtstage eleg. I, 7, ein Gedicht, das des Gönners Kriegsthaten verherrlicht und sein Verdienst, das er sich durch Straßenbauten nach Tusculum und Alba erworben hatte, preist und ihm eine noch vieljährige Feier des Tages in immer ungetrübterem Glücke wünscht.

Nachdem Tibull's Verhältniß zu Delia aufgelöst war, gab er sich der Liebe zu einer gewissen Nemesis hin, in der man die Glycera wiedererkennen will, von der es bei Horaz heißt (carm. I, 33, 1—4):

Zieh dir, Albius, nicht Glycera's Grausamkeit
Allzu sehr zu Gemüth; klagende Elegien
Sing nicht ewig darum, daß sie die Treue brach
Und ein Jüng'rer dich überstrahlt.

Das Verhältniß, das der Dichter eleg. II, 3, 4, 6 berührt, war kein glückliches. Das Mädchen verleidete dem Liebenden seine zärtliche Neigung durch Leichtfertigkeit und Habsucht.

Nemesis sing' ich beständig, sie, ohne die nimmer ein Vers mir
Worte zu finden vermag oder das richtige Maß.
(II, 5, 111.)

Bei der Gebieterin suche mit Versen ich freundlichen Einlaß;
Bleiben sie ohne Erfolg, weichet, ihr Musen, mir fern!
Wehe, ich muß durch Mord und Verbrechen Geschenke mir schaffen,
Daß ich zum Jammer nicht stehn darf vor verschlossenem Haus.
Oder ich raube den Schmuck, der da hänget in heiligen Tempeln;
Doch vor Anderen muß, Venus, ich freveln an dir.
Sie, sie räth zu frevelem Thun und giebt mir die gier'ge
Herrin; so soll sie denn auch fühlen die raubende Hand.
(II, 4, 19—26.)

Wie oft schwor ich, zur Schwelle zurück nie wieder zu kehren!
Schwor ich tapfer, von selbst kehret der Fuß doch zurück.
Längst schon endete Tod die Leiden; doch fristet das Leben
Gläubige Hoffnung, verheißt besseres Morgen ja stets.
(II, 6, 13—14; 19—20.)

Tibull starb 735 (19) oder zu Anfange des Jahres 736 (18), ungefähr gleichzeitig mit Vergilius, wie ein Epigramm des Domitius Marsus berichtet:

Auch dich sandte, Tibull, Virgil zum Gefährten, der harte
Tod in der Blüthe der Kraft hin zur elysischen Flur.

Die Sammlung von vier Büchern Elegien, die wir unter Tibull's Namen besitzen, enthält in ihrer zweiten Hälfte eine Reihe von Gedichten, die nicht von Tibull selbst herrühren, wohl aber in dem Kreise des Messalla entstanden sind. Wahrscheinlich fanden sie sich neben den echten Werken des Dichters in dessen oder Messalla's Nachlasse vor und wurden so mit jenen zusammen herausgegeben. Selbst veröffentlicht hat Tibull vermuthlich nur das erste Buch. — Das zweite Buch enthält außer den schon genannten Elegien (3, 4, 6), die sich auf die Liebe des Dichters zur Nemesis beziehen, ein beschreibendes Gedicht, die Feldweihe (1), einen Geburtstagswunsch an einen Freund Cornutus (2) und ein gelegentlich der Ernennung von Messalinus, Messalla's Sohne, zum XVvir sacr. an Phoebus gerichtetes Gebet, worein die Weissagung der Sibylle an Aeneas über die künftige Größe Roms verflochten ist (5). Die Elegien dieses Buches stehen zum Theil an poetischem Gehalt und an Sorgfalt in der Ausführung denen des ersten Buches merklich nach. Vielleicht wurde der Dichter an der letzten Feile durch den Tod verhindert. — Das ganze dritte Buch rührt nicht von Tibull her, sondern von einem wenig talent-

vollen Nachahmer desselben, der sich selbst den vielleicht nur angenommenen Namen Lygdamus beilegt (III, 2, 29) und nach seiner eigenen Angabe 711 (43) geboren war (III, 5, 17). Von den 6 Elegien des Buches haben 1—4 und 6 die unglückliche Liebe des Lygdamus zu der Neaera zum Gegenstande, 5 ist ein Brief des sich sterbenskrank fühlenden, noch jugendlichen Dichters an seine Freunde. — Nichttibullische Gedichte mit tibullischen gemischt enthält das vierte Buch. Gleich das erste, ein 211 Hexameter langes Lobgedicht auf Messalla, im Consulatsjahre desselben, 723 (31), verfaßt (v. 121 ffg.) von einem durch die Aeckervertheilungen verarmten (v. 183 ffg.) jungen Manne, ist so schülerhaft und geschmacklos, daß man es, und wie es scheint mit Recht, nicht einmal für eine Erstlingsarbeit des Tibull gelten lassen will. Die Gedichte 8—12, kurze Briefchen, sind von einem Mädchen Sulpicia verfaßt, der Tochter eines Servius Sulpicius (10, 4), wahrscheinlich des Sohnes des berühmten Rechtsgelehrten Ser. Sulpicius Rufus, die in vielleicht verwandtschaftlicher Beziehung zu Messalla stand (8, 5), und gerichtet an einen Jüngling Cerinthus, ihren Liebhaber, vermuthlich den II, 2, 9 und II, 3, 1 erwähnten Freund Tibull's Cornutus. Dieses nämliche Verhältniß zwischen der Dichterin Sulpicia und Cerinthus behandeln die zarten und lieblichen Gedichte 2—7, die ebenso wenig dem Tibull abzusprechen ein Recht ist, als die beiden letzten Gedichte des Buches, 13 ein Treugelöbniß des Dichters an die Geliebte und 14 eine kurze Klage über gebrochene Treue. Außerdem legt die Tradition Tibull auch carm. LXXXI und LXXXII der Priapea bei.

Tibull ist schon von den Alten als der erste Meister der Elegie gefeiert worden. Ovid betrauert seinen Tod in einer eigenen Elegie (amor. III, 9) und sagt, daß man die Lieder des kunstreichen (cultus) Tibull lesen werde, so lange es Liebe gebe (ib. I, 15, 27). Quintilian (X, 1, 93) erkennt ihm vor allen anderen Elegikern Sauberkeit und Eleganz zu. — „Kein Römer hat mit gleicher Wärme die Empfindungen eines reinen Herzens ausgesprochen, mit größerer Gemüthlichkeit und Milde die Seligkeit eines Stilllebens in ländlicher Natur, eines vor Krieg und städtischem Zwange gesicherten Genusses, in bescheidenem Haushalt, in der Umgebung eines mitfühlenden Mädchens und weniger Freunde, gepriesen, ohne doch zu malen und durch rhetorische Züge zu verschönern. Er empfindet mit der Einfalt und Religiosität eines Landmannes die Süßigkeiten der Natur; tändelt nicht mit erotischen Dingen; seine Gefühle sind kräftig, frisch und voll des Glückes und Leides. Die tibullische Muse athmet den stillen Frieden eines fast kindlichen Gemüthes und verfolgt keine großen Pläne mit ängstlicher Berechnung" (Bernhardy). — Tibull's

Sprache ist einfach und natürlich, leicht dahin fließend, ohne rhetorischen Schmuck und künstlichen Satzbau. Seine Verse sind correct und wohlklingend.

Wie Tibull, so war auch mit Horaz befreundet (c. II, 9; sat. I, 10, 90) und gleichfalls elegischer Dichter der gelehrte C. Valgius Rufus, Consul 742 (12), von dem auch noch Epigramme erwähnt werden.

Sextus Propertius wurde zwischen 705 (49) und 710 (44) in Umbrien, wahrscheinlich in Asisium, dem heutigen Assisi, geboren (eleg. I, 22, 9; [V], 1, 125), wo das propertische Geschlecht heimisch war. Sein Vater war frühzeitig gestorben, und bei der Aeckervertheilung des Octavianus, 713 (41), verlor er den größten Theil seines väterlichen Erbes (IV [V] 1, 127—130). Doch besaß er noch Vermögen genug, um in Rom, wohin er schon frühzeitig gekommen war und wo er auf dem Esquilin wohnte (III [IV], 23, 24), ein sorgloses, ausschließlich dem Genusse und der Dichtkunst gewidmetes Leben zu führen. Zu dichten fing er sehr früh an (IV [V], 1, 131 ff.). Den Mittelpunct seiner Dichtung bildet sein Verhältniß zur Cynthia, wie er sie in seinen Elegien nennt, die aber eigentlich Hostia hieß (Appul. apol. 10). Er bezeichnet sie als seine erste wahre Liebe, eleg. I, 1:

Cynthia war's, die zuerst mich Armen gefangen mit ihren
  Aeuglein, mich, den zuvor keinerlei Liebe berührt.
Da macht' Amor zunicht mir den Ruhm des beharrlichen Stolzes,
  Setzte den Fuß mir aufs Haupt, drückt' es so lange hinab,
Bis er mich hassen gelehrt, der Frevler, die Tugend der Mädchen,
  Bis er mich leben gelehrt ohne verständigen Rath.
Schon ein völliges Jahr, und es läßt nicht nach mir der Wahnsinn,
  Und doch muß ich dabei fühlen der Himmlischen Haß.
Zwar Milanion brach der harten Jasiostochter
  Grausamkeit, Tullus, indem keinerlei Mühen er floh.
Denn bald irrt' er umher sinnlos in parthenischen Höhlen,
  Und er wollte nur sehn zottiges, wildes Gethier;
Schwer auch ward er getroffen vom Schlag der hylaeischen Keule
  Und auf arkadischem Fels stöhnte verwundet er laut.
Also glückte es ihm, zu bezähmen das hurtige Mädchen;
  Bitte und edele That wirkt in der Liebe so viel!
Mir zu Gefallen auf Ränke zu denken ist Amor zu träge;
  Nicht den gewohneten Pfad weiß er zu wandeln, wie sonst.
Doch ihr, die ihr den Mond durch Zauber herunterzuziehn wißt
  Und auf magischem Heerd sühnend zu opfern versteht,
Auf an's Werk und wandelt den Sinn um meiner Gebietrin,
  Daß von Liebe ihr mehr bleiche die Wange als mir.

Daß der Cytaeerin Lieder die Macht euch geben, zu lenken
Sterne und Flüsse, das will glauben ich auch ja alsdann.
Oder, ihr Freunde, die ihr zu spät den Gefallenen warnet,
Suchet nach Mitteln, die mir heilen das siechende Herz.
Standhaft will ich ja dulden das Eisen und grausiges Feuer,
Steht mir zu sprechen nur frei, was mir gebietet der Zorn.
Führet mich, führet mich fort durch die fernesten Völker und Meere,
Wo kein einziges Weib kenne den Weg, den ich nahm.
Doch ihr bleibet zurück, die der Gott hat willig erhöret,
Und stets sei euch vergönnt sicher zu lieben und gleich.
Bittere Nächte bereitet zur Qual mir unsere Venus,
Und nicht läßt jemals rastend die Liebe von mir.
Flieht solch Uebel, ich warn' euch. Es fessele Jeglichen seine
Neigung, und wechs'le er nicht Liebe, an die er gewöhnt.
Wer ein lässiges Ohr zuwendet den Warnungen, ach, wie
Wird er mit Schmerzen dereinst denken noch unseres Worts!

Den Dichter zog zunächst die äußere Schönheit seiner Cynthia an, die er eleg. II, 2 folgendermaßen beschreibt:

Frei war ich und gedacht' auch frei von der Liebe zu leben;
Doch trotz Friedensvertrag hast du mich, Amor, getäuscht.
Warum weilt auch auf Erden so herrliches Menschengebilde?
Die du verstohlen geliebt, Juppiter, acht' ich für Nichts.
Gold ist das Haar und schlank ihr die Hand und ihr Körper von hohem
Wuchs, und sie schreitet des Zeus würdig als Schwester einher,
Oder wie wenn zu Altären Munychia's Pallas hinwandelt,
Sie, der das Schlangengelock Gorgo's bedecket die Brust.
So schön war die Heroin Ischomache auch, des Lapithen
Kind, als sie herrlicher Raub dünkte Centauren beim Wein,
So schön, sagt man, auch Brimo, als in boebeischen Wogen
Mit jungfräulichem Leib sie an Mercur sich geschmiegt.
Räumt ihr den Vorrang ein, ihr Göttinnen selbst, die auf Ida's
Gipfel der Hirt des Gewands einst sich entkleiden gesehn.
O daß nie doch rührte an solchem Gebilde das Alter,
Ob sie die Seherin auch Cumae's an Jahren erreicht!

Aber nicht auf die körperlichen Reize allein gründete sich die Neigung des Dichters, sondern mehr noch auf die geistigen Vorzüge des fein gebildeten Mädchens; eleg. II, 13 (III, 4):

Susa besitzet zur Wehr nicht achaemenischer Pfeile
So viel, als mir ins Herz Amor Geschosse geschnellt.
Er war's, der mir verbot, zu verachten die zierlichen Musen,
Und den askraeischen Hain mir zu bewohnen befahl;

Zwar nicht sollten dem Liede pierische Eichen mir folgen,
Noch aus ismarischem Thal führen ich können das Wild:
Cynthia vielmehr sollt' ich bezaubern mit meinen Gedichten;
Dann auch würd' ich an Kunst weiter als Linus berühmt.
Nicht bin ich ein Bewunderer nur von äußerer Schönheit,
Noch wenn irgend ein Weib edeler Ahnen sich rühmt;
Mir wär's Lust, wenn ich läse im Schoß des gebildeten Mädchens
Und, was ich schrieb, zusagt' ihrem geläuterten Ohr.
Wird dies Glück mir zu Theil, dann fahre dahin mir des Volkes
Wüstes Geschwätz; mich macht sicher der Liebsten Geschmack.
Wendet ein freundliches Ohr vielleicht gar zu sie dem Frieden,
Juppiter's Feindschaft selbst hab' ich zu tragen die Kraft.

Seine innige Liebe zur Cynthia drückt er an zahlreichen Stellen aus, so eleg. I, 11, 21—26:

Größere Obhut könnt' ich nicht schenken der theueren Mutter;
Ohne dich läge mir selbst Nichts an dem eigenen Sein.
Du bist Haus mir allein, du allein mir, Cynthia, Eltern,
Du das Alles, was mir Freude zu schaffen vermag.
Komm' ich mit heiterem oder betrübtem Gesicht zu den Freunden,
Wie auch gestimmt: Daran, sag' ich, ist Cynthia schuld;

und eleg. I, 12, 19—20:

Nicht ist's möglich mir, And're zu lieben, von dieser zu lassen:
Cynthia liebt' ich zuerst, Cynthia lieb' ich zuletzt!

Seine Liebe aber wurde nicht in gleichem Maße erwiedert; vielmehr gab Cynthia ihrem schon an sich reizbaren Liebhaber nur allzu sehr Veranlassung zur Eifersucht. Eleg. II klagt er, daß sie so vielen Verehrern Zutritt gewähre:

Oftmals dichtest du dir gar an noch falsche Verwandte,
Und nie fehlen, die dir bringen berechtigt den Kuß.
Pein schon macht mir ein Bild, ein Name von jüngeren Männern,
Pein mir ein lallendes Kind, das in der Wiege noch liegt;
Pein macht mir's, wenn die Mutter dir reichliche Küsse gegeben,
Pein, wenn die Schwester mit dir oder die Freundin sich ruht;
Pein macht Alles mir: Furcht (o verzeih ihr) erfüllt mich; vor Argwohn
Wähne ich Armer, ein Mann stecke im Frauengewand (7—14).

Auch mit Härte sah sich der Dichter behandelt. So zog ihm ein Vergehen eine einjährige Verbannung von der Geliebten zu; eleg. III, 16 (IV, 15), 9—10:

Einmal hatt' ich gefehlt, und ein Jahr lang ward ich verstoßen.
Niemals hat sie für mich eine nachsichtige Hand.

Fünf Jahre dauerte das Verhältniß, bis eine unwürdige Behandlung, die der Dichter von dem Mädchen erfuhr, die Trennung herbeiführte, um das Jahr 731 (23); eleg. III (IV), 25:

Preis ward ich dem Gelächter beim Mahl vor den Gästen gegeben;
Jeglicher durfte an mir lassen der Zunge den Lauf.
Fünf Jahr' hab' ich vermocht, dir treulich zu dienen; du wirst noch
Kauend am Nagel gar oft trauern um unsere Treu'.
Nicht mehr rühren mich Thränen, die List, die sonst mich gefangen;
Hast du Arges im Sinn, Cynthia, weinest du stets.
Wein' ich auch scheidend, so wird doch dämpfen die Thränen das Unrecht;
Du bist's, die uns nicht läßt wandeln als einiges Paar.
Lebe, o Schwelle, nun wohl, die du weinest ob unseren Worten,
Und du, Thür, die die Hand, aber nicht zürnend, erbrach.
Doch schwer laste auf dir, hehlst gleich du die Jahre, das Alter,
Und dein schönes Gesicht runzle zum Kummer für dich.
Raufe zum liebsten dir dann mit der Wurzel das grauende Haar aus,
Während der Spiegel, o weh, werfe die Runzeln dir vor.
Leide du selbst zur Vergeltung Verstoßung und stolze Verschmähung
Und als Alte beklag' Alles das, was du gethan.
Solche Verwünschungen hat prophetisch mein Blatt dir gesungen.
Lerne befürchten, daß dir enden die Schönheit auch wird!

Ganz vergessen konnte Propertius seine Cynthia nicht, und als sie starb, da weihte er ihrem Andenken eine Elegie, IV (V), 7, worin er schildert, wie sie ihm im Traume erschienen, sein Vergehen vorgeworfen und geschworen habe, daß sie ihn immer treu geliebt; wie sie deshalb auch in Elysium weile mit allen denen, die ihren Geliebten nie die Treue gebrochen. Sie verzeihe ihm seine Trennung, empfehle ihm ihre Amme und wünsche, daß er die Lieder, die er an sie gedichtet, verbrenne und nur die kurze Inschrift auf ihr Grab setze:

Cynthia ruht, die goldene, hier in tiburtischer Erde.
So wuchs, Anio, zu deinem Gestade ein Ruhm. (85—86)

Sie scheidet mit den Worten:

Mögen dich Andre besitzen anjetzt; bald hab' ich allein dich.
Bei mir bleibst du; vereint schmiegt mein Gebein sich an deins. (93—94)

Propertius, der selbst vielfach das Gefühl eines frühen Todes ausspricht, hat, wie es scheint, seine Geliebte nicht lange überlebt. Er starb wahrscheinlich um 739 (15); wenigstens weist in seinen Gedichten keine Spur über das Jahr 738 (16) hinaus. — Seine Elegien sind uns in 4 Büchern überliefert, während es nach der Absicht des Dichters 5 sein müßten; denn da er selbst II, 13, 25

nach der überlieferten Anordnung von 3 Büchern spricht, die er verfaßt habe, so geht daraus hervor, daß dieses Gedicht selbst dem dritten Buche angehört haben muß und sonach Buch II und III in eines verbunden sind. Den Anfang des dritten Buches bildete gewiß das unvollständige Gedicht II, 10, das nur ein Widmungsgedicht an Augustus gewesen sein kann. Der Grund dieser Verwirrung ist wahrscheinlich derselbe wie anderer Unzuträglichkeiten in den letzten 3 resp. 4 Büchern, daß dieselben nämlich nach dem Tode des Properz von Freunden unsorgfältig herausgegeben worden sind. Denn sicher ist nur die Veröffentlichung des ersten Buches von Seiten des Dichters, etwa 727 (27). Der Inhalt der ersten 3 (4) Bücher ist bis auf eine kleine Zahl von Gedichten, wie II, 10 (III, 1) an Augustus, III (IV), 18 auf den Tod des Marcellus, 22 an einen Freund Tullus, erotisch und schildert das Liebesverhältniß des Dichters nach allen Seiten. Von den Gedichten des letzten Buches haben ebenfalls erotischen Inhalt 5, 7, 8 (noch auf Cynthia bezüglich) und 3 (Brief der liebenden Arethusa an ihren in den Partherkrieg gezogenen Gemahl Lycotas); ein wesentlich anderer ist der Charakter der übrigen Elegien: 11 ist die Rede des Schattens der Cornelia an ihren Gemahl Paullus und ihre Kinder; die anderen sind eine Ausführung der in der ersten ausgesprochenen Absicht des Dichters, daß fortan seine ganze dichterische Fähigkeit dem Vaterlande dienen solle (59—60), und behandeln Stoffe der römischen Sage und Geschichte (2 Vertumnus; 4 Tarpeia; 9 Gründung des Herculesaltares; 10 Einrichtung des Dienstes des Juppiter feretrius und die dreimalige Gewinnung der spolia opima; 6 Schlacht bei Actium, 738 (16) gedichtet zu den quinquennales), etwa in der Weise, wie es später von Ovid in seinen Fasten geschehen ist. Der unvollendete Zustand des Buches zeigt, daß der Dichter darüber gestorben ist.

Propertius gehörte dem Dichterkreise an, der sich um Maecenas gebildet hatte. Ihm ist eleg. III (IV), 9 gewidmet. Maecenas hatte ihn zur Ausarbeitung eines größeren epischen Gedichtes aufgefordert. Der Dichter erwiedert (3—4):

Wozu sendest du mich auf der Dichtung unendliches Meer aus?
Mächtige Segel erträgt nimmer mein schwächlicher Kahn.

Eines schicke sich nicht für Alle; die Gaben seien verschieden vertheilt. Um so weniger fühle er sich geneigt, über die Grenzen seiner Begabung hinauszugehen, als ihm Maecenas selbst, der aus etruskischem Königsblute Entsprossene, ein ganz anderes Vorbild gebe, er, der eine glänzende Rolle zu spielen berufen sei und sich doch bescheiden zurückhalte. Trotzdem sei ihm hoher Ruhm gewiß:

Eng wird sich dein Ruhm anschließen dem Ruhme des Caesar:
Wahrhafte Treue, sie wird sein die Trophäe Maecen's.
(33—34)

Ihm selbst sei es genug, wenn er auch nur als elegischer Dichter etwas leiste:

Beifall neben den Liedern Callimachus' finden, in deinen
Weisen, du Dichter von Kos, singen, genüget mir schon.
(43—44)

Doch, wenn Maecenas ihm Führer sein wolle, möchte er es wohl wagen, selbst Juppiter's Siege über die Giganten zu singen oder die Thaten der Römer von der Gründung der Stadt an bis zum Sturze des Antonius. Gleichsam als Proben und Versuche in der Behandlung solcher epischen Stoffe sind die obenerwähnten Gedichte des letzten Buches zu betrachten. — Befreundet war Properz unter den Dichtern seiner Zeit mit Virgil (II, 34 [III, 32], 61 ffg.) und Ovid (trist. IV, 10, 45).

Propertius ist der Dichter der leidenschaftlichen Liebe, die er mit aller Gluth eines Südländers schildert, doch ohne an dem Frivolen und Grobsinnlichen, wie Ovid, seine Freude zu finden. Er besitzt eine ungemeine Empfänglichkeit und „gleicht einem feuchten Thone, der jeden Abdruck leicht aufnimmt und treu bewahrt" (Herzberg). Dabei aber weiß er seine Leidenschaft zu beherrschen und über sich selbst zu reflectiren, oft nicht ohne Anflug von Selbstironie und Laune. Er ist nie ein populärer Dichter gewesen. Schon im Alterthume schadete seiner Verbreitung sein allzu gründliches Studium der alexandrinischen Elegiker, namentlich des Callimachus und Philetas von Kos, die er selbst als seine Muster bezeichnet (III [IV], 1, 1). Der häufige Gebrauch von oft entlegenen Mythen, die er bald in flüchtiger Andeutung, bald in weiter Ausführung in seine Darstellung verwebt, giebt seinen Dichtungen einen Anstrich von studirter Gelehrsamkeit, die den gewöhnlichen Leser abstößt und in der That das Feuer der Empfindung dämpft. Seine Sprache, die sich dem Griechischen zu sehr anzuschmiegen sucht, wird oft hart, abgerissen, schwerfällig und unverständlich. Nur wo er seine Vorbilder vergißt und sich ganz seinen Gefühlen hingiebt, oder wo er in einfacher Darstellung einen historischen Stoff vorführt, wie in seinen epischen Entwürfen, übt er seine volle Wirkung aus. Seine Verse sind kräftig und schwungvoll; doch fehlt seinen Pentametern oft der milde Schluß, wie er sich bei Tibull und Ovid findet.

5. Publius Ovidius Naso.

Die Dichtungen Ovid's sind die Früchte der monarchischen Richtung und Bildung. Ovid steht nicht blos zu den republikanischen, sondern auch zu den älteren monarchischen Dichtern im Gegensatze. Er schreibt nicht wie jene für das Volk, noch wie diese für den engen Kreis hochgebildeter Großen und Gönner,

sondern er ist der Dichter der feinen Gesellschaft in Rom, der eleganten Welt der jungen, in der Monarchie erwachsenen Generation, die in der Poesie einen Zeitvertreib suchte, eine interessante Unterhaltung zur Erholung nach aufregenden Genüssen, die zugleich zu neuen Genüssen anregen sollte. Sein Publicum sucht er sich nicht in den Studierzimmern ernster Männer, sondern in den Salons der feinen Welt, in den Boudoirs junger Damen; darum bittet er auch Phoebus, Bacchus und die neun Musen, daß seine Schriften eine Lieblingslectüre junger Mädchen werden mögen (ars am. III, 329—348). Er sehnt sich nicht nach dem alten Rom mit seiner Tugend, seiner Einfachheit und seinen Helden, sondern ihm gefällt das jetzige Rom mit seinem Reichthum, seiner feinen Sitte und allgemeinen Bildung (ars am. III, 113 flg.):

Kunstlose Einfachheit herrschte vordem; die goldne ist Roma
Und der gebändigten Welt Schätze besitzet sie jetzt. —
And'ren gefalle das Alte; ich wünsche mir Glück, daß zur Welt ich
Jetzt kam: meiner Natur paßt nur die heutige Zeit.
Nicht weil jetzt das geschmeidige Gold man entziehet der Erde,
Perlen uns kommen, die man las an entlegenem Strand;
Nicht weil Berge an Höhe sich mindern vom Brechen des Marmors,
Noch weil Dämme zurück bannen die bläuliche Fluth:
Nein, weil herrschet die Bildung und nicht bis zu unseren Jahren,
Von Urvätern vererbt, bäurisches Wesen sich hielt.

Aus dieser seiner Stellung und seiner Anschauung sind seine Vorzüge, wie seine Fehler herzuleiten.

P. Ovidius Naso war zu Sulmo im Lande der Paeligner am 20. März 711 (43) geboren. Hierüber wie über die wichtigsten Umstände seines Lebens unterrichtet er uns selbst, besonders in seiner Autobiographie trist. IV, 10. Sein Vater war ein begüterter Mann aus altem Rittergeschlechte. Früh schon brachte er seine beiden Söhne nach Rom zu ihrer höheren Ausbildung. Während der um ein Jahr ältere Bruder unseres Dichters, der schon im 20. Lebensjahre starb, Neigung zur rednerischen Laufbahn zeigte, äußerte sich bei ihm schon zeitig die Neigung zum Dichten (trist. IV, 10, 19—26):

Schon als Knabe entzückte der Himmlischen heiliges Reich mich,
Lockte, zu üben ihr Werk, heimlich die Muse mich an.
Oftmals sagte der Vater: Was treibst du so nutzlose Künste?
Selbst ein Homerus ließ keinerlei Schätze zurück.
Eindruck machte sein Wort. Ganz ließ ich den Helicon liegen,
Worte, vom Versmaß frei, müht' ich zu schreiben mich ab.

Unwillkürlich gedieh ein Gedicht zu passendem Rhythmus;
Was zu sagen ich auch wünschte, das wurde zum Vers.

Er besuchte die Rednerschulen der beiden damals berühmtesten Lehrer der Rhetorik, M. Porcius Latro und Arellius Fuscus. Hier hat ihn noch der Rhetor Seneca declamiren gehört, und dieser bemerkt ausdrücklich, daß seine Reden damals schon Nichts als aufgelöste Gedichte gewesen seien. Viele Sentenzen des Latro brachte er in Verse. Ihm behagten die Suasorien mehr als die Controversen, wenn sie nicht gerade ethischen Inhaltes waren, weil ihm jede Beweisführung lästig war (Sen. contr. II, 10). Diese rhetorischen Uebungen sind von bedeutendem Einflusse auf die Entwicklung unseres Dichters gewesen. Hier übte er in den Declamationen seinen Witz und erwarb sich die Fertigkeit, durch geistreiche Wendungen und überraschende Antithesen das Interesse der Zuhörer zu erregen. Seine Gedichte tragen ganz das Gepräge der damals herrschenden Rhetorik. Als Jüngling machte er zur Vervollständigung seiner Bildung eine Reise nach Athen und Kleinasien und hielt sich auf dem Rückwege längere Zeit mit dem Epiker Macer in Sicilien auf (trist. I, 2, 77; Pont. II, 10, 21). Auf den Wunsch seines Vaters trat er in den Staatsdienst und übernahm einige untergeordnete Aemter, die ihm den Weg zu höheren Ehrenstellen bahnen sollten. Zuerst wurde er einer der triumviri capitales (trist. IV, 10, 33), die als Verwaltungsbehörde die Aufsicht über die Gefängnisse und über die Vollziehung der Strafen an den Verbrechern hatten, dann decemvir stlitibus judicandis (fast. IV, 384). Um diese Zeit gab ihm sein Vater eine Frau (trist. IV, 10, 69):

Fast noch Knabe bekam ich zur Frau ein Mädchen, das weder
Würdig, noch tauglich; vermählt war sie nicht lange mit mir.

Eine zweite Ehe war nicht glücklicher (ib. 71—72). Später heirathete er eine dritte Frau, aus edlem Geschlechte (Pont. III, 1, 75), eine Wittwe, die mit Atia, der Tante des Augustus, und deren Tochter Marcia, der Gattin des Fabius Maximus, eines Vertrauten des Kaisers, von Jugend auf in enger Beziehung stand (Pont. I, 2, 138 ff.; III, 1, 78). Er hing ihr bis zu seinem Tode mit inniger Liebe an, und sie selbst scheint auf ihn einen wohlthätigen Einfluß geübt zu haben, indem er von der Zeit an der frivolen Manier in seinen Dichtungen entsagte. Mit gleicher Zärtlichkeit liebte er seine Tochter Perilla, auf welche die dichterische Begabung des Vaters übergegangen war. Durch seine Gattin kam er in nähere Berührung mit dem Hofe und den angesehensten Männern. Von den öffentlichen Geschäften zog er sich bald gänzlich zurück, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils weil die staatsmännische Thätigkeit nicht nach seinem von jeher zur Bequemlichkeit neigenden Sinne war (trist. IV, 10, 36—40), und

lebte von nun an nur der Dichtkunst und dem Umgange mit den berühmtesten Dichtern seiner Zeit:

Lieb' und Verehrung weiht' ich den damals lebenden Dichtern;
So viel Dichter es gab, jeder erschien mir ein Gott.
(ib. 41–42)

Er selbst nennt den Kreis der Dichter, in welchem er sich bewegte (ib. IV, 10, 43 flg.). Der bedeutend ältere Macer las ihm seine Lehrgedichte vor; mit Propertius verband ihn eine engere Freundschaft, in noch höherem Grade mit Ponticus, einem Epiker, und dem Jambendichter Bassus. Den Virgil hat er nur vom Sehen gekannt; den Horaz hörte er seine lyrischen Gedichte vorlesen; die Freundschaft mit Tibull hinderte der frühzeitige Tod des Letzteren. In der Reihe der Elegiker führt er sich als den vierten an, indem ihm Gallus, Tibullus und Propertius vorangegangen waren. — Schon früh las er öffentlich seine Gedichte vor (trist. IV, 10, 57):

Als ich zuerst vorlas die Gedichte des Jünglings dem Volke,
Hatte ich ein — zweimal erst mir geschoren den Bart.

Außer unvollkommenen Jugendversuchen, die er selbst verbrannt zu haben bekennt (trist. IV, 10, 61), sind seine frühesten Dichtungen die für uns verlorene Tragödie Medea und die noch erhaltenen Heroiden und amores. — Seine Medea fand auch noch später Anerkennung. Tacitus (dial. de orat. 12) stellt sie dem Thyestes des Varius als gleichberühmt zur Seite, und Quintilian (X, 1, 98) urtheilt über sie: „Die Medea des Ovidius scheint mir zu beweisen, wie viel jener Mann hätte leisten können, wenn er sein Genie mehr beherrschen, als ihm nachgeben gewollt hätte."

Die Heroiden oder, wie sie Ovid selber nennt (ars am. III, 345), Episteln sind fingirte Zuschriften von Heroinen an ihre Männer oder Geliebten: Monologe in Briefform, worin mythische weibliche Personen ihrem von der Sage überlieferten Charakter gemäß sich in gewissen tragischen Situationen äußern. Es war damals eine beliebte rhetorische Uebung, in sogenannten suasoriae die Rolle einer bestimmten mythischen oder historischen Person in einer gegebenen Situation declamatorisch durchzuführen. Die Heroiden des Ovid sind solche suasoriae poetisch behandelt. Er eignet sich selbst die Erfindung dieser neuen rhetorisch-poetischen Gattung zu (ars am. III, 346), in der es weniger darauf ankam das Herz zu rühren, als mit allen möglichen moralischen und juristischen Gründen die Stimmung der fingirten Person zu rechtfertigen. Wenn aber auch in den Heroiden das Rhetorische vorherrschend ist, so fehlt es doch nicht an einzelnen ergreifenden und poetisch schönen Stellen. — Die 21 Heroiden, die wir noch besitzen, sind eine Sammlung, worin Gedichte Ovid's mit ähnlichen späterer Nachahmer vereinigt sind. Ovid selbst zählt amor. II,

18, 21—26 neun Heroiden auf, die er geschrieben habe. Penelope an Ulixes (1), Phyllis an Demophoon (2), Oenone an Paris (5), Canace an Macareus (11), Hypsipyle an Jason (6), Ariadne an Theseus (10), Phaedra an Hippolytus (4), Dido an Aeneas (7) und Sappho an Phaon (15). Ob die letztere, wie wir sie jetzt haben, von Ovid sei, wird aus äußeren und inneren Gründen mit Recht bezweifelt. Dasselbe gilt zum Mindesten auch von den 6 letzten Stücken, die schon dadurch mit dem Plane der übrigen Sammlung nicht im Einklange stehen, daß sie einen Briefwechsel zwischen Heroen und ihren Geliebten (16 Paris, 17 Helena; 18 Leander, 19 Hero; 20 Acontius, 21 Cydippe) bilden. — Antwortschreiben auf die ovidischen Episteln dichtete Sabinus, ein Freund des Dichters (am. II, 18, 27 flg.).

Eine Sammlung von 49 Elegien, nach dem voranstehenden Epigramm ursprünglich in fünf Büchern, dann in drei zusammengezogen (amorum libri III), sind größtentheils Schilderungen erotischer Situationen, die Ovid meist zu seiner Geliebten, einer gewissen Corinna — ein, wie er selbst sagt (trist. IV, 10, 60), fingirter Name — in Beziehung bringt. Es kam dem Dichter nicht wie Tibull und Properz darauf an, ein wirkliches Liebesverhältniß in seiner Entstehung, seinem Fortgange und seiner Auflösung treu vorzuführen, sondern piquante Scenen und Situationen auszuwählen oder zu erfinden, die er mit üppiger Phantasie und in unverhüllter Nacktheit, in einer lebendigen, oft witzigen Darstellung und in den fließendsten Versen ausmalt, mehr um die Sinnlichkeit zu reizen, als um das Herz zu rühren. Er selbst schildert sich als eine sinnliche Natur, die jedem Eindrucke sich leicht hingiebt (trist. IV, 10, 65):

Weich und leicht den Geschossen Cupido's erliegend, so war mein
Herz, und es brauchte nur ganz wenig, so war es gerührt.

Nicht erotischen Inhaltes sind: eleg. II, 6, auf den Tod eines Papageis, dem ähnlichen Gedichte Catull's über den Tod eines Sperlings an Einfachheit und Anmuth weit nachstehend; eleg. III, 13, Beschreibung des Junofestes in Falerii, eine schwache Nachahmung der tibullischen Feldweihe (II, 1); eleg. III, 9, auf den Tod des Tibull, und endlich eleg. I, 15: der Dichter an seine Neider, worin Ovid mit starkem Selbstbewußtsein über seine bisherigen Leistungen sich also äußert:

Zehrender Neid, was wirfst du mir vor mein müßiges Leben?
Nennst mein Dichten das Werk eines verdorbnen Genies?
Daß ich nach Sitte der Väter dem staubigen Lohne des Kriegsdiensts
Nicht nachgehe, so lang' dauert das Alter der Kraft?

Nicht wortreiche Gesetze erlerne, dem Markte, der Undank
Nur kennt, noch nicht Preis meine Beredtsamkeit gab?
Sterbliches Werk ist, was du verlangst; ich verlange mir ew'gen
Ruhm, daß immer man mich singe in jeglichem Land.
So lang' Tenedos steht und der Ida, die reißenden Wellen
Simois wälzet in's Meer, lebet Maeoniens Sproß;
Auch der Askraeer, er lebt, so lange die Traube der Most schwellt
Und von der Sichel gemäht stürzet der Ceres Geschenk.
Battos' Sohn wird singen man stets in jeglichem Erdtheil;
Wenn an Begeistrung auch nicht, ist er doch mächtig an Kunst.
Nicht wird bringen die Zeit dem Kothurne des Sophokles Abbruch.
Ewig wie Sonn' und Mond wird auch Aratus bestehn;
Bleiben Menander, so lange ein schelmischer Diener, ein harter
Vater, ein kupplerisch Weib, schmeichelnde Buhlerin lebt.
Ennius, fehlt ihm auch Kunst, und Attius, kühn in dem Ausdruck,
Haben sich Namen gemacht, welchen die Zeit nicht zerstört.
Varro, das erste der Schiffe, das goldene Vließ, so des Aeson
Fürstlicher Sohn sich geholt, kennte ein Alter sie nicht?
Dann erst wird des erhabnen Lucretius Dichtung vergehen,
Wann derselbige Tag bringt auch das Ende der Welt.
Lesen von Tityrus wird man, von Feldern, von Kämpfen Aeneens,
Roma, so lange du bist Haupt der besiegeten Welt.
So lang Fackel und Bogen Cupido bleiben als Waffen,
Lernt, kunstvoller Tibull, deine Gedichte man stets.
Gallus wird von dem Westen und Gallus vom Osten gekannt sein
Und mit Gallus zugleich seine Lycoris gekannt.
Also, während die Kiesel und selbst des geduldigen Pfluges
Eisen das Alter zerstört, kennen Gedichte nicht Tod.
Könige müssen das Feld mit ihren Triumphen den Liedern
Räumen und Tagus, des Gold führenden, reiches Gestad.
Schlechtes bewund're das Volk; mir möge der blonde Apollo
Becher kredenzen, gefüllt mit dem kastalischen Naß,
Und um das Haar ich die Myrthe, die kältescheuende, tragen,
Und mich der Liebende oft lesen, dem schwer ist das Herz.
Nur an den Lebenden zehret der Neid und ruht nach dem Tode;
Dann bleibt Jedem sein Ruhm seinem Verdienste gemäß.
Also werd' auch ich, wenn der Leichenbrand mich verzehrt hat,
Leben und wird von mir bleiben ein wesentlich Theil.

Hatte Ovid in seinen amores die Liebe in einzelnen Gemälden gleichsam in praxi vorgeführt, so weihete er eine Reihe von Dichtungen der Theorie der Liebe. Ein am Schlusse verstümmelt auf uns gekommenes Werkchen in 50 Distichen, die medicamina faciei, von den Verschönerungsmitteln des Gesichtes, sollte eine Zusammenstellung alles dessen geben, was die Toilette einer Dame, die der Natur durch die Kunst zu Hülfe kommen will, enthalten müsse. Hierauf folgte, um das Jahr 752 (2), das Lehrgedicht: die Kunst zu lieben, in 3 Büchern (artis amandi oder artis amatoriae libri III), offenbar das originellste und vollkommenste Werk unseres Dichters. Den Inhalt der beiden ersten für die Männer bestimmten Bücher giebt Ovid selbst kurz in folgenden Distichen an (ars am. I, 35):

Erstens bemühe dich, eine zu finden, die lieben du möchtest,
Der du zum Kampf, der dir neu, ziehest als Krieger zuerst;
Demnächst gilt's, zu erbitten das Mägdlein, das dir gefallen (B. I),
Drittens, der Liebe zu leihn Dauer für längere Zeit (B. II).

Das dritte Buch giebt dieselbe Anleitung für Mädchen. — Als ein Anhang ist das Buch über die Mittel gegen die Liebe, remedia amoris, zu betrachten, das nicht gegen die Liebe überhaupt, sondern gegen eine solche gerichtet ist, die als schweres Joch auf dem Liebenden lastet. „Beide Lehrgedichte zeigen eine gleich sichere Hand, dieselbe Klarheit der Anlage, die feinste Correctheit und Grazie des Stils; noch mehr glänzen sie durch die fast spielende Herrschaft über das Object, durch ausgezeichneten Scharfsinn und liebenswürdige Laune. Wort und Gedanken athmen das allseitige Verständniß eines gesellschaftlichen Lebens, aus dem bereits die Sittenstrenge gewichen war, und er hat sich nicht gescheut, die geheimsten Winkel und Nachtstücke desselben vor die Oeffentlichkeit zu ziehen" (Bernhardy).

Unmittelbar nach Veröffentlichung dieser Dichtungen, worin sich der jugendliche Geist des Dichters in seiner ganzen Frische und seinem ungezügelten Uebermuthe zeigt, schritt er zur Ausarbeitung eines größeren epischen Werkes, durch das er seinen Dichterruhm fest begründen wollte. Die 15 Bücher Verwandlungen (metamorphoseon libri XV) hatte er fast vollendet, doch dem Werke noch nicht die letzte Feile gegeben, als ihn im Jahre 762 (9 n. Chr.) die Ungnade des Kaisers traf, der ihn auf Lebenszeit nach Tomi am schwarzen Meere verwies. Was den Kaiser zu dem harten Verfahren bewogen habe, darüber spricht sich der Dichter an mehreren Stellen nur dunkel aus. Eine gewisse Schuld gesteht er selber ein (trist. II, 122; 133). Anderswo (trist. III, 6, 11 ffg.) deutet er an, die Ursache seiner Verbannung sei ein Geheimniß gewesen, in das er wider seinen Willen gezogen worden sei, und trist. III, 5, 49 (vgl. II, 103) sagt er:

Weil mein Blick unbewußt ein Verbrechen gesehen, so büß' ich,
Und daß ich Augen besaß, darin besteht mein Vergehn.

An einer anderen Stelle (trist. II, 207) bezeichnet er ein Gedicht, womit er nach anderen ausdrücklichen Angaben, z. B. epist. ex Pont. II, 9, 67—74, die ars amandi meint, und einen Irrthum als die Veranlassungen seines Unglückes, und noch mehrfach betheuert Ovid, daß seinerseits nicht ein Verbrechen, sondern nur ein Irrthum vorgelegen habe (trist. I, 3, 37; IV, 10, 90). Daß der Vorfall Augustus unmittelbar berührte, geht aus Aeußerungen wie trist. II, 209 hervor:

Bin nicht wichtig genug, daß ich Wunden aufreißen dir dürfte,
Caesar; mehr als zuviel, daß du dich einmal betrübt.

Man hat die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt. Am wahrscheinlichsten ist, daß ein Zufall den Dichter ohne seine Absicht zum Zeugen eines Vergehens der jüngeren Julia, der leichtsinnigen Enkelin des Kaisers, machte, von dem er den Augustus rechtzeitig zu unterrichten unterließ, und daß der unsittliche Inhalt seiner ars amandi, die dem Machthaber bei seinen Bemühungen um die Hebung der Sittlichkeit allerdings höchst anstößig sein mußte, die aber doch schon vor Jahren veröffentlicht war, nur als Vorwand herbeigezogen wurde, um den eigentlichen Grund der Verweisung vor der Menge zu verhüllen. — Nicht ohne Rührung lesen wir trist. I, 3 die Schilderung der Trennung des Dichters von seiner zärtlichen Gattin:

Liebend umschlang die Gattin mich Weinenden, heftiger weinend;
Rastlos floß ihr der Strom schuldlose Wangen hinab.
Fern ab weilte von uns an der libyschen Küste die Tochter,
Konnte erhalten so nicht Kunde von meinem Geschick. —
(17—20)
Dreimal stand an der Schwell' ich, und dreimal rief sie zurück mich;
Selber auch zögerte mir, folgsam dem Herzen, der Fuß.
Leb' wohl! sagte ich oft, um wieder doch viel noch zu sagen,
Und ihr den Abschiedskuß gab ich, als ginge ich, oft;
Oftmals trug ich dasselbe ihr auf und merkte es selbst nicht,
Während das Auge zurück schaut' auf das theuere Lieb. —
(55—60)
Als ich nun schied, da sagte die Gattin, sich mir an die Schultern
Klammernd, mit Thränen gemischt folgendes traurige Wort:
Nicht kannst los du dich reißen. Wir reisen vereint, ja vereinet;
Folgen dir will ich, verbannt sein des Verbanneten Weib.
Auch für mich ist der Weg, ist Raum noch am äußersten Erdrand,
Klein ist die Last, die mit mir wächst für das flüchtige Schiff.

Dich heißt scheiden vom Lande der Väter das Zürnen des Caesar,
Mich die Liebe; es ist Caesar die Liebe für mich.
Solches begehrte sie, wie sie es vorher hatte begehret,
Und mit Mühe nur gab nach sie der Nützlichkeit Zwang.
Da nun geh' ich — es war mir, als trüg' man mich lebend zu Grabe —,
Schmutzig das Kleid und das Haar hängend ins strupp'ge Gesicht.
Ihr nahm Schmerz die Besinnung, erzählt man mir, Nacht vor den Augen
Ward es ihr, halbtodt sank mitten im Hause sie hin.
Als sie wieder empor sich gerichtet, vom Boden die kalten
Glieder erhoben, das Haar schmählich vom Staube entstellt,
Habe sie bald sich, bald die verlass'nen Penaten beklaget,
Ihres entrissenen Manns Namen gerufen auch oft,
Und nicht minder geseufzt, als wenn sie errichtet den Holzstoß
Säh' und die Leiche des Kinds oder die meine darauf,
Und sich zu sterben gewünscht, durch Tod das Gefühl zu verlieren,
Doch im Gedanken an mich wieder es nicht sich gewünscht.
(79—100)

Nach einer gefahrvollen Seereise kam der unglückliche Dichter im Winter 763/4 (10/11 n. Chr.) an seinem traurigen Verbannungsorte an, wo er, fern von seinen Freunden und seiner Familie, den einzigen Trost in der Dichtkunst fand. Wie er selber berichtet (trist. I, 7, 13 ffg.), hatte er bei seiner Verweisung nach Tomi die Handschrift seiner noch unvollendeten Metamorphosen verbrannt; doch erhielt sich das Werk durch einige vorher genommene Abschriften, freilich ohne die letzte Feile von der Hand des Dichters erhalten zu haben (ib. 23 ffg.; II, 555). Die Metamorphosen sind unstreitig das anziehendste Lesebuch des ganzen Alterthums, der erste Roman in poetischem Gewande, der fruchtbare Keim, aus dem sich die ganze überreiche Unterhaltungsliteratur der folgenden Zeiten entwickelt hat. Das Werk enthält in 15 Büchern eine Sammlung von über zweihundert Mythen und Sagen, die von Verwandlungen handeln, vom Ursprung der Welt an bis zum Tode Caesar's, kunstvoll unter einander verknüpft, so daß der Faden der Erzählung nie abbricht, voll Mannigfaltigkeit und Abwechslung, indem uns bald eine rührende und ergreifende Scene, bald eine üppige Liebesgeschichte, bald ein gemüthliches Stillleben, bald ein phantastisches Märchen, bald eine humoristische Erzählung vorgeführt wird in der lebendigsten Darstellung, im leichtesten Flusse der Rede und in den wohlklingendsten Versen. Die Mythen sind größtentheils dem griechischen Sagenkreise entnommen; nur

die letzten Bücher enthalten auch italische Sagen. Ovid hat jene aus den Schriften griechischer Mythographen, wie aus Nicander's *ἑτεροιούμενα*, aus Parthenius' *μεταμορφώσεις* u. A., zum Theil auch aus den Tragikern, besonders Euripides geschöpft; doch haben ihm seine Quellen Nichts gegeben, als den bloßen Inhalt der Fabeln, an den er sich aber auch nicht mit aller Strenge hält. Die Ausführung ist durchaus sein eigenes Werk. Er versteht die Kunst, die entlegene Mythenwelt der Anschauung seiner Leser nahe zu bringen und ihrem Verständnisse anzupassen, indem er den Fabeln die von Zeit und Ort bedingte Farbe abstreift und an ihnen das rein Menschliche zur Geltung bringt. Sein Wissen theilt er ohne gelehrten Prunk mit; selbst philosophische Dogmen weiß er auf die populärste Weise vorzutragen. Deshalb sind auch die Metamorphosen ein Gemeingut der civilisirten Welt geworden, und aus ihnen haben Dichter und Künstler aller Jahrhunderte wie aus einem unversiegbaren Brunnen geschöpft. Sie sind das Vorbild, wonach Ariost seinen rasenden Roland gedichtet hat.

In den ersten einleitenden Versen giebt Ovid den Inhalt des Ganzen kurz an:

Wie sich in neue Gestalten die Körper verwandelt, zu singen
Treibt mich der Geist. Ihr Götter, die ihr auch jene verwandelt,
Schenkt dem Beginnen Gedeihn, und in fortlaufendem Faden
Spinnet das Lied von der Welt Ursprung bis auf unsere Tage.

Er beginnt mit der Schilderung des Chaos, der Trennung der Elemente, der Entstehung der Erde und ihrer Geschöpfe, unter denen der Mensch als Herr der Erde zuletzt wird. Die vier Zeitalter werden beschrieben. Die himmelstürmenden Giganten werden von den Göttern besiegt. Aus ihrem Blute entsteht ein frevelndes Geschlecht, das durch eine Wasserfluth vertilgt wird. Nur Deukalion und Pyrrha retten sich und schaffen aus Steinen neue Menschen. In dem Verkehre, in welchen die Götter mit den Nachkommen dieser Menschen treten, liegen die Veranlassungen zu den verschiedenen Verwandlungen, die die Götter theils selbst annehmen, theils über die Menschen verhängen, um bald Frevler damit zu bestrafen, bald Fromme zu belohnen. Die Fabeln sind bald mehr, bald minder ausgeführt. Zu den mit besonderer Meisterschaft behandelten gehören: Apollo und Daphne (I, 452—567), Phaeton (II, 1—332), Echo und Narcissus (III, 339–510), Pyramus und Thisbe (IV, 55—166), Niobe (VI, 146—312), Jason und Medea (VII, 1—424), Daedalus und Icarus (VIII, 152—235), Philemon und Baucis (VIII, 611—724), Pygmalion (X, 243—297), Midas (XI, 90—193), Hecuba (XII, 399–575), Picus (XIV, 320–396), Numa und Egeria (XV, 1—546). Die Sagen folgen in einer

ungefähren chronologischen Reihe, in der sich folgende Hauptepochen unterscheiden lassen: die Zeit des Inachus (I—II), des Cadmus (III—IV), der Argonauten (V—VII) und des Hercules (VIII—XI), des trojanischen Krieges (XII—XIII) und der Aeneaden (XIV—XV). Mit der Vergötterung des Aeneaden Caesar und der Verherrlichung des Augustus schließt das Ganze. Schreckenszeichen verkünden den nahen Tod Caesar's. Die untröstliche Venus fleht die Götter an, das Geschick von ihrem Enkel abzuwenden. Juppiter verkündet ihr den unabänderlichen Rathschluß des Schicksals: Caesar muß sterben; aber sein Sohn wird ihn rächen und dem Reiche nach ruhmvollen Kriegen den dauernden Frieden schenken, Gesetz und Sitte wieder herstellen und selber in später Zeit in den Himmel gelangen:

Du indessen entnimm dem gemordeten Körper die Seele,
Mache zum Stern sie, daß stets der vergötterte Julius unser
Capitol und das Forum erschaue vom Tempel der Höhe.
Kaum hat dies er gesagt, so stand schon Venus, die holde,
Mitten im Saal des Senats, für Keinen zu sehen, und ihres
Caesar Seele entnahm sie den Gliedern und ließ sie in Luft sich
Nicht auflösen und trug sie noch frisch zu den himmlischen Sternen.
Wie sie sie trug, da fühlt sie, daß leuchtend und glühend sie werde,
Und sie entläßt sie dem Busen. Die schwinget sich über den Mond auf,
Glänzend als Stern, der hinter sich zieht auf geräumigem Pfade
Flammenden Schweif. Und schaut er des Sohns Großthaten, erkennt er
An sie als über den seinen und sieht sich mit Freuden besieget.
Will auch der Sohn nicht dem Wirken des Vaters das seine bevorzugt
Sehn, zieht dennoch ihn vor die freie und keinen Befehlen
Fügsame Stimme des Volkes und trotzet ihm hierin allein nur.
So tritt Atreus zurück vor dem Ruhm Agamemnon's, des großen,
So ist Theseus größer als Aegeus, Achilles als Peleus,
So, um schließlich zu brauchen ein Beiden entsprechendes Beispiel,
Ist auch Saturnus geringer als Juppiter. Juppiter lenkt die
Himmlischen Höhn und das Reich des dreigestaltigen Weltalls;
Unter August ist die Erde. Ein Vater und Lenker ist jeder.
Götter, ich bitt' euch, Aeneas' Begleiter, vor denen gewichen
Feuer und Schwert, und ihr Götter der Heimath, Quirinus, der Vater
Roms, und Gradivus, der Vater des unbesiegten Quirinus,

Und du unter des Caesar Penaten verehrete Vesta,
Phoebus, heimisch im Hause du nebst der caesarischen Vesta,
Juppiter, der du thronst auf tarpejischen Höhen erhaben,
Und die sonst für den Dichter zu rufen geziemend und fromm ist:
Spät erst komme der Tag und erst nach unserem Leben,
Wo Augustus die Welt, die er lenket, verläßt und zum Himmel
Steigt und auch abwesend den Bittenden gnädig sich zeiget.
(840—870)

Der Dichter schließt mit seiner eigenen Apotheose:

So denn hab' ich ein Werk vollendet, das tilgen der Zorn nicht
Juppiter's kann, noch Feuer und Schwert, noch zehrendes Alter.
Möge, sobald er es will, der Tag, der über den Leib hier
Recht nur hat, mir begrenzen das Maß unsicheren Lebens:
Doch mein besseres Theil wird über den hohen Gestirnen
Ewiglich schweben und nicht wird je mein Name verschwinden.
Und so weit nach Besiegung der Welt sich die römische Macht dehnt,
Wird mich der Volksmund lesen, und haben nur Wahrheit der Dichter
Ahnungen, werde ich leben durch alle Geschlechter im Nachruhm.

Wie die Metamorphosen, so hat Ovid auch die fasti, den Festkalender, noch in Rom begonnen, aber nicht zu Ende geführt. Es lag in seinem Plane, jedem Monate ein Buch zu widmen, und nach dem eigenen Zeugnisse des Dichters (trist. II, 549—552) hatte er auch wirklich 12 Bücher geschrieben, als das Unglück seine Thätigkeit unterbrach. Wahrscheinlich waren aber nur die 6 ersten Bücher vollständig durchgeführt und machte die Verweisung nach Tomi die Vollendung der übrigen unmöglich, da ihm an dem Verbannungsorte die nöthigen Hülfsmittel fehlten. So sind nur die ersten 6 Bücher erhalten (fastorum libri VI). Ursprünglich war das Werk Augustus gewidmet (trist. II, 551); nach dem Tode desselben aber fing es Ovid an umzuarbeiten, um es dem Germanicus zu widmen. Doch gedieh die Umarbeitung nicht über das erste Buch hinaus, wahrscheinlich weil der Dichter darüber starb. Nach dem Vorgange des Callimachus in seinen *αἴτια*, einem Werke, das ihm überhaupt zum Vorbilde diente, hat sich Ovid des elegischen Maßes bedient, zumal es ihm am geläufigsten war, obwohl er selber gesteht (fast. II, 125), daß das heroische Maß für den meist epischen Stoff angemessener gewesen wäre. Es werden die einzelnen Tage jedes Monates durchgenommen, die wichtigsten Himmelserscheinungen an denselben vermerkt, die Feste angegeben, ihre Feier beschrieben und die Sagen erzählt, worauf sie sich gründen. Ovid hat hierbei vor Allem die Schriften des

Varro benutzt. Uns sind die fasti eine reiche Quelle für die religiösen Alterthümer der Römer und für die Kenntniß der italischen Sagen, wiewohl in der Wiedergebung derselben der Dichter sich manche Freiheit erlaubt haben mag.

Aus der Verbannung wandte sich Ovid in Elegien mit Klagen und Bitten an die Seinigen und an den Kaiser. Sie bilden gesammelt die 5 Bücher Trauerlieder (tristium libri V). Ihre Abfassung fällt von 762—766 (9—13 n. Chr.). Das erste Buch, außer dem einleitenden Gedichte noch 10 Elegien enthaltend, das noch auf dem Wege nach dem schwarzen Meere gedichtet und vor der Ankunft in Tomi nach Rom geschickt ist (I, 11), schildert die Trennung und die gefahrvolle Reise. Das zweite Buch, nur aus einer Elegie bestehend, ist an Augustus gerichtet, dem der Dichter seine Unschuld oder wenigstens die Absichtslosigkeit seiner Schuld versichert. Zugleich bereut er seine früheren leichtfertigen Dichtungen; doch habe er durch seine Tragödien, Fasten und Metamorphosen, worin er Caesar und Augustus verherrlicht, gezeigt, daß er auch Ernsteres dichten könne. Er bittet schließlich nicht um Erlaß, sondern um Milderung der Strafe:

Nein, nicht will ich zurück nach Ausonien — außer wenn lange
Strafzeit dir vielleicht einstens gerühret das Herz —:
Um ein Exil nur, das sichrer ein Wenig und ruhiger, fleh' ich,
Auf daß ihrem Vergehn stelle die Strafe sich gleich.

In den übrigen Büchern richtet Ovid die Elegien theils an Frau und Kind, theils an seine Freunde, die er jedoch aus Furcht, ihnen bei dem noch frischen Zorne des Augustus zu schaden, nicht mit Namen nennt. Seiner Frau sind 7 Elegien gewidmet. In der ersten, trist. I, 6, dankt er ihr für ihre Treue und Zärtlichkeit; er vergleicht sie mit Andromache, Laodomia und Penelope:

Du warst gleichsam die Stütze, die aufrecht mich in dem Sturz hielt:
Was ich noch bin, das dank' Alles ich dir nur allein.
(5—6)
Ach, daß klein nur die Kraft, die meine Gedichte besitzen,
Und zu schwach mein Mund für die Verdienste von dir!
(29—30)
Doch so gering auch an Kraft sein mag mein rühmendes Zeugniß:
Leben durch meinen Gesang wirst du für ewige Zeit.
(35—36)

III, 3 klagt er ihr, daß er krank sei und ihrer treuen Pflege entbehre. Er bittet sie, wenn er sterbe, seine Asche nach der Heimath zu bringen und auf sein Grabmal die Inschrift zu setzen:

Hier liegt Naso, der Dichter, der Sänger der zärtlichen Liebe,
Der durch eignes Genie sich ins Verderben gestürzt.
Doch der vorüber du gehst, wenn je du geliebet, so sei's nicht
Lästig zu sagen dir: Sanft ruhe des Naso Gebein!
(73—76)

IV, 3 drückt er ihr seine Treue und Liebe aus; V, 2 meldet er seine Wiedergenesung:

Doch noch kranket das Herz, nicht hat's mit der Zeit sich gekräftigt,
Und des Gemüths Zustand bleibet, wie früher er war (7—8):

sie solle Augustus um seine Versetzung nach einem weniger schrecklichen Verbannungsorte bitten, eine Bitte, die er auch in einem angehängten Gedichte an den Kaiser ausspricht. V, 5 ist zum Geburtstage seiner Frau geschrieben, dem einzigen Festtage, den es noch für ihn gebe: zwar habe sie dieser Tag zu einem Leben voll Schmerz und Trauer geboren; doch gerade sein Unglück habe ihr die Gelegenheit gegeben, ihre Liebe und Tugend im hellsten Lichte zu zeigen. V, 11 ist eine Erwiederung auf die Klage seiner Frau, daß sie Jemand schmähend die Gattin eines Verbannten genannt habe: er sei nicht verbannt, nur verwiesen, da ihm ja sein Gut und seine Bürgerehre geblieben sei. V, 14 endlich tröstet er sie mit dem ewigen Ruhme, der ihr durch seine Gedichte werde zu Theil werden:

Läßt des Gemahls Unglück auch mitleidswerth dich erscheinen,
Findest du Manche, die doch wünschen, sie wären, was du,
Manche, die dich deshalb, weil unsere Leidensgefährtin
Du bist, nennen beglückt und dich beneiden darum.
Hätt' ich dir Schätze geschenkt, nicht hätte ich mehr dir gegeben.
Nimmt doch der Reiche sich Nichts mit zu den Schatten hinab.
Ewigen Namens Genuß hab' ich dir geschenket, und damit
Hast du das größte Geschenk, das ich zu geben vermocht.
(7—14)

III, 7 ermahnt er seine Tochter Perilla, die selbst Dichterin war, sich durch sein Unglück nicht entmuthigen zu lassen, sondern den Musen treu zu bleiben:

Dein anmuthig Gesicht wird Länge der Jahre entstellen,
Auf der gealterten Stirn greisige Runzel dir stehn;
Hand an deine Gestalt wird schädigend legen das Alter,
Welches geschlichen heran kommt mit geräuschlosem Schritt.
Spricht dann Einer: Auch die war schön einst, wird es dich schmerzen,
Und wirst klagen, daß dich also der Spiegel belügt.

Mäßig nur ist dein Vermögen, wiewohl du ein großes verdientest;
Aber gesetzt auch, du seist selbst den Begütertsten gleich:
Giebt und nimmt denn das Glück nicht Jeglichem, wie es gelaunt ist?
Wer ein Croesus noch jüngst war, ist ein Irus im Nu.
Wozu Einzelnes nennen? Vergänglich ist alles Besitzthum
Außer den Gütern allein unseres Herzens und Geists.
Sieh mich: zwar muß Heimath und euch und das Haus ich entbehren,
Und ist Alles geraubt, was man mir nehmen gekonnt;
Doch mein eigener Geist beut dar mir Genuß und Gesellschaft:
Nicht hat über ihn Macht Caesar zu haben vermocht.
Mag, wer da will, mit grausamem Schwert dies Leben mir enden:
Bin ich auch todt, wird doch leben der Name mir fort.
Lesen mich wird man, so lange das martische Rom von den sieben
Hügeln als Siegerin schaut auf die bezwungene Welt.
Du auch, der von der Kunst ein größerer Segen erwachse,
Strebe, dem einstigen Tod, wie du nur kannst, zu entgehn.

Auf die tristia folgen die 4 **Bücher Briefe aus dem Pontus** (epistolarum ex Ponto libri IV), verfaßt zwischen 766—769 (13—16 n. Chr.), Zuschriften an Freunde, die er jetzt schon namhaft zu machen wagt, und an die Gattin (I, 4; III, 1). Fast in allen diesen Briefen werden die Klagen über die Verbannung und über das traurige Leben unter Barbaren bis zum Ueberdrusse wiederholt. Die gedrückte Stimmung des Dichters zeigt sich in dem matteren Ausdrucke und der minderen Sorgfalt, die der Form geschenkt ist. Er selbst verhehlt es sich nicht, daß sein Geist gebrochen und ihm die Lust am Dichten verleidet sei. Er schreibt an seinen Freund Maximus (I, 5, 11—18):

Nicht mehr mag ich den Geist anspannen zu solcherlei Sorgen;
Ruf' ich die Muse, sie scheut Wilden wie Geten zu nahn.
Dennoch müh' ich mich ab, wie du selbst siehst, Verse zu schmieden;
Aber der Vers wird nicht weicher als unser Geschick.
Les' ich mir durch das Geschriebne, so schäm' ich mich: seh' ich des Streichens
Auch nach meinem Gefühl Würd'ges ja doch nur zu viel.
Dennoch besser' ich Nichts; die Mühe ist größer als Schreiben;
Nicht zu ertragen vermag Schweres das kranke Gemüth.

Aus der ersten Zeit der Verbannung stammt das Schmähgedicht **Ibis**, in elegischem Maße, die Nachahmung eines ähnlichen des Callimachus, der unter dem Namen Ibis den Apollonius von

Rhodus angegriffen hat. Ovid richtet seine Schmähungen und Verwünschungen gegen einen nicht namhaft gemachten treulosen Freund, der ihn in Rom noch mehr zu verlästern suchte und seine Gattin zur Untreue zu verleiten und sein Vermögen sich anzueignen trachtete. Ovid hat, wie er selber bemerkt (Ib. 55 ffg.), sich ganz die dunkle und gelehrte Manier seines Vorbildes angeeignet, die von seiner sonstigen Art zu dichten so sehr abweicht:

Hüllen, wie er, will ich das Gedicht in dunkle Geschichten,
Bin ich auch solcher Manier sonst nicht zu folgen gewohnt.
(57—58)

Wie viel nächtliches Dunkel anhaften den Versen von mir wird,
So sei düster auch dir völlig des Lebens Verlauf. (63—64)

Schließlich ist uns von Ovid noch erhalten das Fragment eines Lehrgedichts über die Fische des schwarzen Meeres, unter dem Titel halieutica, das er in der letzten Zeit seines Lebens angefangen hatte (Plin. n. h. XXXII, 54), und ein Gedicht in der Sammlung der Priapea (3).

Von anderen Gedichten, die Ovid geschrieben, die aber verloren gegangen sind, erwähnt er: ein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung seines Freundes Fabius Maximus (Pont. I, 2, 133); ein Trauergedicht auf den Tod des Messalla Corvinus (Pont. I, 7, 29); ein Gedicht auf den Triumph des Tiberius 765 (12 n. Chr.) (Pont. I, 4, 3 ffg.) und auf den Tod des Augustus (Pont. IV, 6, 17). Ein Lobgedicht auf den verstorbenen Augustus und die kaiserliche Familie hat er, wie er selbst erwähnt (Pont. IV, 13, 19 ffg.), in getischer Sprache geschrieben und den Geten vorgelesen, die voll Verwunderung ihre Köpfe und ihre Köcher schüttelten und ein Beifallsmurmeln hören ließen:

Drauf sprach Einer: Dich müßte, da so du schreibest von Caesar,
Rufen des Caesar Befehl aus der Verbannung zurück.

Schon war es den unaufhörlichen Bitten und Klagen des Ovid gelungen, das Herz des Augustus zu erweichen, als dieser starb und seine letzte Hoffnung auf Zurückberufung mit ins Grab nahm (Pont. IV, 6, 15). Denn seine Bemühungen um Begnadigung bei Tiberius blieben erfolglos. So mußte denn Ovid sein Leben in der Verbannung beschließen, 770 (17 n. Chr.), und wurde in der Nähe von Tomi begraben (Hieron.). — Er ist offenbar die merkwürdigste Erscheinung seiner Zeit. Seinem Geiste nach ist er der erste moderne Dichter. Er ist aus den Ideen und Anschauungen des Alterthums herausgetreten und, in der monarchischen Zeit erwachsen und gebildet, hat er mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen. Er bewegt sich in einer Gesellschaft, die für das politische Leben, wie für die antike Gesinnung völlig abgestorben war und die daraus entstandene Leere des Gemüthes und Geistes durch üppigen Sinnen=

genuß und durch geistreiche und witzige Unterhaltung zu füllen suchte. Die Poesie war dieser Generation nur noch ein unterhaltendes Spiel, ein Mittel gegen die Langeweile; sie war nicht mehr, wie noch bei Virgil, der Ausdruck des Nationalbewußtseins, oder, wie bei Horaz, der praktischen Lebensweisheit, sondern ein Luxusbedürfniß, ein angenehmer Zeitvertreib. Der Zeitgeist verlangte im Leben, wie in der Literatur, das, was der Franzose mit esprit bezeichnet, jene witzige und geistreiche, aber flache Art, womit die Verhältnisse des Lebens erfaßt und behandelt werden. Ovid, ein Kind seiner Zeit, erkannte aber das Bedürfniß derselben, und er war unter allen seinen Zeitgenossen der Befähigtste, es zu befriedigen. Er selbst macht keine höheren Ansprüche an sich, als man überhaupt damals an den Dichter machte. Er erkannte seine Vorzüge, wie seine Fehler; er wußte, daß ihm an Lebendigkeit der Phantasie, an Witz und an geistreicher Auffassung der Außenwelt Keiner gleich komme; er gab sich seinem angeborenen Hange zum Dichten mit aller Ungebundenheit hin und ließ sich weder durch die Mahnung Anderer beschränken, noch durch seine eigene Einsicht, daß die üppigen Auswüchse seines schaffenden Dichtergenius des kritischen Messers bedürften. Wie sehr er sich in den Ausschreitungen seines Geistes gefiel — „allzu sehr in sein Talent verliebt" (nimium amator ingenii sui) nennt ihn daher Quintilian (X, 1, 88) — und daß „es einem so geistreichen Manne nicht an der Fähigkeit, sondern nur an der Neigung fehlte, die Ungebundenheit seiner Dichtungen zu zügeln", zeigt folgende Erzählung des Rhetor Seneca (controv. II, 10): Auf die Bitte von Freunden, drei erst zu bezeichnende Verse aus seinen Gedichten zu tilgen, stellt Ovid die Gegenforderung, drei Verse als unantastbar ausnehmen zu dürfen; als die Verse beiderseits aufgeschrieben sind, ergiebt sich, daß der Dichter gerade die gewahrt wissen will, deren Beseitigung die Gegenpartei gewünscht hatte. Bezeichnend ist auch die Antwort, die er nach demselben Gewährsmann (a. a. O.) auf Ausstellungen an seinen Gedichten zu geben pflegte: „ein Gesicht sei nur um so schöner, das ein Leberfleckchen habe." Sehr richtig sagt von ihm auch Scaurus bei dem nämlichen Seneca (contr. IX, 28): „Ovid versteht nicht, wenn er einmal im Zuge ist, zur rechten Zeit aufzuhören" (Ovidius nescit quod bene cessit relinquere). Das Dichten war ihm selber ein Genuß, den er sich nicht durch Bessern und Feilen zu einer beschwerlichen Arbeit umwandeln und verleiden wollte. Daher machen auch seine Dichtungen den Eindruck geistreicher Improvisationen, die, für den Augenblick berechnet, keinen Anspruch auf nachhaltige Wirkung haben. Eine tüchtige Gesinnung, eine Begeisterung für höhere Ideen, eine edle Charakterfestigkeit, die Glück und Unglück mit gleicher Mäßigung trägt, ein tiefes Wissen spricht sich in ihnen nicht aus; leichter

Fluß der Rede, überraschende Wendungen, witzige Antithesen, treffende Sentenzen, rege Phantasie, Wohlklang der Sprache und des Verses sind ihre Vorzüge. Sie sind das beste Zeugniß davon, was die Monarchie aus den Römern gemacht hat. Den Augustus selbst scheint das Resultat überrascht zu haben; er konnte aber nur den Dichter, nicht den Geist bannen.

Sind auch Ovid's Schriften nicht wie die des Virgil und Horaz von den römischen Grammatikern zum Gegenstande gelehrter Studien gemacht worden, so war er doch ein beliebter und viel gelesener Dichter. Daß er ein großes Ansehen in den Rhetorenschulen der nächsten Zeit genoß, zeigen mannigfache Spuren. Neben Virgil hat er, namentlich in der Metrik, den größten Einfluß auf die Dichter der Folgezeit ausgeübt. Manche schlossen sich an seine Manier so eng an, daß ihre Dichtungen auf seinen Namen übergingen; so außer einer Reihe von Heroiden, wie schon erwähnt, die nux betitelte Elegie, die bald nach seiner Zeit entstanden zu sein scheint. Auch Erzeugnisse des Mittelalters, das ihn fleißig las, sind ihm zugeschrieben worden.

6. Andere Dichter der augustischen Zeit.

Gratius. Manilius. Priapea.

Eine ganze Liste von gleichzeitigen epischen, lyrischen und dramatischen Dichtern giebt Ovid Pont. IV, 16. Wir führen von denselben nur die erwähnenswerthesten an, Marsus, Rabirius, Macer, Pedo und Severus.

Von dem Leben des Domitius Marsus wissen wir nur, daß er wahrscheinlich wie Horaz ein Schüler des Orbilius war (Suet. gramm. 9), dem Kreise des Maecenas angehörte (Mart. VII, 29, 7; VIII, 56, 21) und Tibull und Virgil überlebte, deren Tod er in einem erhaltenen Epigramm besang. Außer einer epischen Dichtung Amazonis (Mart. IV, 29, 8), erotischen Elegien (ib. VII, 29, 7) u. a. verfaßte er besonders Epigramme, die er unter dem Titel cicuta gesammelt zu haben scheint (Philarg. Verg. ecl. 3, 90). Als epigrammatischen Dichter bezeichnet ihn Martial neben Catull und Pedo als seinen Vorgänger (praef. I; V, 5, 6). — Rabirius, den Ovid den hochtönenden (magni oris; Pont. IV, 16, 5) nennt und Velleius (II, 36) neben Virgil als hervorragenden Dichter der Zeit anführt, wogegen ihn Quintilian mit Pedo blos „als lesenswerth, wenn man gerade Zeit habe" (non indigni cognitione, si vacet, X, 1, 90) bezeichnet, schrieb ein episches Gedicht, in dem er nach einer Notiz des Seneca (de benef. VI, 3) den Antonius schilderte, wie er nichts Anderes übrig sieht als den Tod, das also den Krieg zwischen diesem und Octavian behandelte. Man hält ihn daher nicht unwahrscheinlich für den Verfasser eines

in einer herculanischen Rolle gefundenen, die Schlacht bei Actium und den Tod der Kleopatra schildernden Bruchstückes eines epischen Gedichtes. — Die drei letzten der oben genannten Dichter standen zu Ovid in einem näheren Verhältnisse, da er an sie Gedichte gerichtet hat, an Marsus am. II, 18 und Pont. II, 10, an Pedo ex Pont. IV, 10, an Severus ex Pont. I, 8 und IV, 2. Von diesen dichtete Macer eine Ergänzung der Ilias, indem er die Ereignisse vor dem Zorne des Achilles (Ov. am. II, 18, 1) und nach dem Tode des Hector bis zur Zerstörung Troja's (Ov. Pont. II, 10, 13) behandelte, weshalb ihn Ovid Pont. IV, 16, 6 Iliacus nennt. — Albinovanus Pedo war nicht nur, wie erwähnt, als epigrammatischer Dichter thätig, sondern auch als epischer. Außer einer Theseis (Ov. Pont. IV, 10, 71) schrieb er ein Epos nationalen Inhaltes, von dem sich bei Senec. suas. I, 15 ein schönes, die Fahrt des Drusus Germanicus aus der Ems in den Ocean schilderndes Bruchstück von 23 Hexametern erhalten hat. Ovid nennt ihn den Sternenglänzenden (sidereus; ex Pont. IV, 16, 6), während Quintilian ihn ebenso wie den Rabirius beurtheilt. — Cornelius Severus behandelte in seinen res romanae, von denen das bei Quint. X, 1, 89 erwähnte bellum siculum ein Bestandtheil gewesen zu sein scheint, ebenfalls einen Stoff der nächsten Vergangenheit. Zur Bestätigung, daß „keiner von so vielen beredten Männern den Tod des Cicero besser beklagt habe", führt Seneca suas. VI, 26 ein Fragment von 25 Hexametern daraus an. Ovid nennt das Werk ein königliches Gedicht (regale carmen; ex Pont. IV, 16, 9), und Quintilian sagt (a. a. O.), wenn er auch ein besserer Verskünstler als Dichter sei, so würde er dennoch, hätte er das bellum siculum nach der Weise des ersten Buches durchgeführt, mit Recht den zweiten Platz unter den römischen Epikern beanspruchen können.

Unter den neben Virgil und Ovid zu erwähnenden didaktischen Dichtern der augustischen Zeit gehört noch der älteren Generation Aemilius Macer an, aus Verona, 739 (15) in Asien gestorben (Hieron.), ein Freund des Virgil (Serv. Verg. ecl. V) und auch mit dem jungen Ovid bekannt. Der Letztere sagt (trist. IV, 10, 43):

Oft las Macer, der Alte, mir vor sein Werk von den Vögeln,
Welches Gewürm Tod bringt, welcherlei Pflanze das Heil.

Die von Ovid bezeichneten Werke sind die ornithogonia, über die Zucht des Geflügels, und die theriaca, über Mittel gegen Schlangenbiß; vielleicht verfaßte er auch ein botanisches Werk, de herbis. Nach Quintilian (X, 1, 56) war er ein glücklicher Nachahmer des Nicander und (87) in seiner Art ein eleganter Dichter, wenn er sich auch in einer niederen Sphäre bewegte. Plinius hat ihn häufig benutzt.

Ovid erwähnt ex Pont. IV, 16, 34 noch einen Dichter Gratius als Verfasser eines Lehrgedichtes über die Jagd. Ein großes Bruchstück von etwa 535 Hexametern hat sich von diesen cynegetica des Gratius Faliscus erhalten, wie man ihn zu nennen pflegt, weil er v. 70 die Falisker als seine Landsleute zu bezeichnen scheint. Das Gedicht zeugt von eigener praktischer Erfahrung, aber von wenig poetischem Geiste.

Aus den letzten Jahren des Augustus stammt ein unvollendetes Lehrgedicht über die Astronomie und Astrologie in 5 Büchern (astronomicon libri V), das unter dem Namen des M. Manilius geht. Ueber die Person des Verfassers ist Nichts überliefert; daß er kein geborener Römer, sondern ein Provinziale aus Afrika oder Asien gewesen sei, hat man aus gewissen Eigenthümlichkeiten der Sprache vermuthen wollen. Ob das Werk, dem nach seiner Anlage mindestens noch ein sechstes Buch fehlt, von ihm selbst unvollendet gelassen oder im Laufe der Zeit verstümmelt worden ist, wissen wir auch nicht. Das erste Buch ist nach I, 898 einige Zeit nach der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde, 762 (9), verfaßt, und auch das vierte noch vor Augustus' Tode, vgl. IV, 935, das fünfte vielleicht schon unter der Regierung des Tiberius. In den beiden ersten Büchern behandelt der Verfasser, der sich vielfach rühmt, unter den römischen Dichtern zuerst diesen Stoff bearbeitet zu haben, Astronomisches als Grundlage der Astrologie, in den folgenden die Lehre von dem Einflusse der Constellation auf die menschlichen Geschicke. Durch den Ernst, mit dem der Dichter seiner Aufgabe gegenübersteht, und die Energie, mit der er den spröden Stoff zu behandeln weiß, an Lucrez erinnernd, theilt er mit diesem auch die Ungleichheit der Darstellung und Sprache, die oft nüchtern und schwerfällig sind, oft aber auch sich zu kühnem und erhabenem Ausdrucke emporschwingen, dann jedoch nicht selten an allzu üppiger Rhetorik und überladenem poetischen Prunke leiden, wie namentlich in der Episode von Perseus und Andromeda (V, 540–616). In der Prosodie und Metrik zeigt die Dichtung die strengste Correctheit.

Von Dichtern der augustischen Zeit rührt schließlich auch die unter dem Namen Priapea vereinigte Sammlung in den Maßen und der Weise des Catull gehaltener, lasciver Gedichte her, 85 an Zahl, einschließlich des von dem Sammler vorangeschickten Einleitungsgedichtes. Von dreien derselben kennen wir, wie erwähnt, Tibull (81, 83) und Ovid (3) als Verfasser; daß auch die übrigen von gebildeten Dichtern herrühren, beweist die kunstmäßige Form und kann nicht Wunder nehmen, da nach Plinius ep. V, 3 selbst Männer wie Messalla und Pollio sich mit derartigen Dichtungen befaßten.

B. Prosa.

1. Geschichte.

Asinius Pollio. T. Labienus. T. Livius. Trogus Pompeius.

Auf dem Gebiete der Prosa leistete die augustische Zeit das Bedeutendste in der Geschichtschreibung. Anfangs bewog das Interesse an der nächsten Vergangenheit eine Reihe von Männern, dieselbe in Biographien und Denkwürdigkeiten zu behandeln. So beschrieb das Leben des Cato von Utica Munatius Rufus (Plut. Cat. min. 37), das des Cicero in mindestens 4 Büchern sein Freigelassener Tullius Tiro (Ascon. in Mil. 14, 38), das des Brutus sein Stiefsohn L. Calpurnius Bibulus (Plut. Brut. 13; 23) und Volumnius (ib. 48; 51), den Feldzug des Antonius gegen die Parther der aus Horaz (c. II, 3) bekannte Dellius. Ihre Erlebnisse zeichneten auf Messalla Corvinus (Plut. Brut. 40 u. a.), Vipsanius Agrippa (Philarg. Verg. georg. II, 162 und, wie schon erwähnt, Augustus selbst (Suet. Aug. 85). In seinem Nachlasse fand man auch ein Verzeichniß aller seiner Verfügungen und Handlungen (index rerum a se gestarum), das seinem Testamente zufolge in Erz eingegraben und vor seinem Mausoleum aufgestellt werden sollte (Suet. ib. 101). Von einer am Augustustempel der galatischen Stadt Ancyra mit griechischer Uebersetzung angebrachten Abschrift dieses index ist der größte Theil erhalten (monumentum Ancyranum).

Die ganze Geschichte der Bürgerkriege hatte Asinius Pollio zu schreiben angefangen und bereits einige Abschnitte derselben herausgegeben, als er es für rathsam hielt, trotz der Aufforderung des Horaz (carm. II, 1), die Fortsetzung zurückzuhalten. Wie es scheint, sind erst nach seinem Tode die historiarum libri XVII vollständig veröffentlicht worden. Sie begannen mit dem ersten Triumvirat (Hor. ib.) und schlossen wahrscheinlich mit der Schlacht bei Philippi. Daß Pollio darin das Andenken der Mörder Caesar's, des Brutus und Cassius, verherrlicht hat, erwähnt Tacitus (annal. IV, 34), und Sueton (Caes. 30) führt daraus einen Ausspruch Caesar's nach der Schlacht bei Pharsalus an, als er auf dem Schlachtfelde die getödteten und besiegten Feinde überblickte: „Das haben sie selbst gewollt! Ich, Gaius Caesar, wäre trotz meiner großen Thaten verurtheilt worden, wenn ich nicht bei dem Heere Hülfe gesucht hätte!" Aus Pollio's Historien ist auch das Urtheil über Cicero, das wir oben (I, 343) mitgetheilt haben. Da der Rhetor Seneca (suas. VI, 25) diese Stelle als die beredteste in dem ganzen Werke bezeichnet, so scheint Pollio den ihm beim Beginne seines Unternehmens von dem Grammatiker Ateius gegebenen Rath, sich nur der bekannten, alltäglichen und eigentlichen Aus-

drucksweise zu bedienen (Suet. gramm. 10), befolgt und alles rhetorische Gepränge vermieden zu haben.

Ein Werk über die Zeitgeschichte verfaßte der Redner T. Labienus, ein überaus leidenschaftlicher Mann, der, wie der Rhetor Seneca (contr. praef. X) sagt, die Erbitterung des Pompejaners trotz der langen Friedenszeit noch nicht abgelegt hatte und, weil er mit einem alles Maß überschreitenden Freimuthe bei jeder Gelegenheit die Classen der Gesellschaft, wie einzelne Personen förmlich zerfleischte, die Wuth (rabies) genannt wurde. In ähnlichem Tone wie seine Reden muß auch seine Geschichte gehalten gewesen sein. Denn bei einer Vorlesung derselben, der auch Seneca beiwohnte, rollte er einen großen Theil des Buches zusammen, indem er sagte: „Was ich jetzt übergehe, wird man erst nach meinem Tode zu lesen bekommen." „Wie groß," fügt Seneca hinzu, „muß die darin herrschende Freimüthigkeit gewesen sein, vor der sich sogar ein Labienus fürchtete?" Seine zahlreichen Feinde wußten es schließlich durchzusetzen, daß seine Schriften nach einem Senatsbeschluß öffentlich verbrannt wurden, das erste Beispiel eines über Bücher ausgesprochenen Todesurtheils. Labienus gab aus Gram darüber sich selbst den Tod. „Es war," sagt Seneca, „etwas Neues und Ungewöhnliches, an wissenschaftlichen Werken die Todesstrafe zu vollziehen. Cassius Severus soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Jetzt muß man auch mich lebendig verbrennen, der ich die Schriften des Labienus auswendig weiß." Erst Caligula erlaubte die Werke des Labienus wieder (Suet. Cal. 16).

Die ganze römische Geschichte von ihrem Anbeginn bis weit in die augustische Zeit hinein faßte Livius zusammen, der größte Prosaist dieser Epoche.

T. Livius ist nach Hieron. 695 (59) zu Patavium (Padua) aus einer, wie es scheint, angesehenen und begüterten Familie geboren. Die Grundlagen seiner späteren Gelehrsamkeit verdankte er jedenfalls einer sehr sorgfältigen Erziehung, die besonders auf eine rhetorisch-philosophische Ausbildung gerichtet war. In Rom muß er schon einige Zeit vor der Schlacht bei Actium, 723 (31), gewesen sein. Hier scheint er bald mit Augustus nähere Berührung gefunden zu haben (IV, 20). Diese Freundschaft hinderte ihn jedoch nicht, als Historiker sein selbständiges Urtheil auszusprechen. Der Geschichtschreiber Cremutius Cordus, der unter Tiberius angeklagt worden war, daß er Cassius, den Mörder Caesar's, den letzten Römer genannt habe, berief sich in seiner Vertheidigungsrede auf Livius. „T. Livius," sagte er, „vor Allen ausgezeichnet durch seine beredte Sprache und Wahrheitsliebe, hat den Cn. Pompeius so hoch gepriesen, daß ihn Augustus einen Pompejaner nannte, ohne daß dies jedoch ihrem freundschaftlichen Ver-

hältnisse Eintrag that" (Tac. annal. IV, 34). Dem jungen Claudius, dem nachmaligen Kaiser, flößte Livius Interesse für historische Studien ein und munterte ihn zu eigenen schriftlichen Versuchen auf (Suet. Claud. 41). Oeffentliche Aemter scheint er nicht bekleidet zu haben. An die Abfassung seines großen Geschichtswerkes, das er ab urbe condita libri betitelt zu haben scheint, begab er sich zwischen dem Jahre 727 (27), wo Octavian den ihm von Livius schon im ersten Buche beigelegten Titel Augustus erhielt, und 729 (25), da er die in diesem Jahre erfolgte vierte Schließung des Janustempels I, 19 noch nicht kennt. Seinen Abschluß kann es erst kurz vor dem Tode des Livius erhalten haben, da er nach einer Notiz der periocha von Buch 121 dieses und wahrscheinlich auch die folgenden Bücher nach dem Ableben des Augustus veröffentlicht hat. — Gestorben ist Livius nach Hieron. in seiner Vaterstadt Patavium hochbejahrt 770 (17 n. Chr.).

Das Geschichtswerk des Livius ist ein Denkmal, wie kein Anderer es seinem Volke gesetzt hat. Mit würdigen und einfachen Worten spricht er sich selbst in der Vorrede über Inhalt, Form und Zweck seines großen Unternehmens aus: „Ob ich etwas der Mühe Lohnendes unternehme, wenn ich die Geschichte des römischen Volkes vom Ursprunge der Stadt an beschreibe, weiß ich weder selbst hinlänglich, noch, wenn ich es wüßte, würde ich es auszusprechen wagen, da ich ja sehe, daß es etwas Altes und Gewöhnliches ist, indem immer neue Schriftsteller in der Meinung sind, sie würden entweder in den Thatsachen etwas Genaueres vorbringen, oder durch kunstvolle Schreibart das rohe Alterthum übertreffen. Wie dem auch sei, es wird mich dennoch freuen, selbst auch an meinem Theile Etwas zur Verewigung der Thaten des ersten Volkes auf Erden beigetragen zu haben, und sollte auch bei einer solchen Menge von Schriftstellern mein Ruhm im Dunkeln bleiben, würde ich mich mit der Berühmtheit und Größe derer, die meinen Namen in Schatten stellen, zu trösten wissen. Ueberdies erfordert der Gegenstand einerseits eine Riesenarbeit, da er ja auf mehr als 700 Jahre zurückgeht und da er, von einem geringen Anfange ausgegangen, so angewachsen ist, daß er schon an seiner eigenen Größe leidet. Andrerseits zweifle ich nicht, daß den meisten Lesern die ersten Anfänge und was ihnen zunächst folgt, weniger Vergnügen gewähren werden, indem sie zu den Ereignissen der Neuzeit, in welcher die Kräfte des schon längst übermächtigen Volkes sich selbst aufreiben, eilen werden. Ich hingegen werde auch darin einen Lohn meiner Arbeit suchen, daß ich meinen Blick von den Uebeln, die unsere Zeit so viele Jahre hindurch gesehen hat, wenigstens so lange abwenden darf, als ich mich mit ganzer Seele in jene alte Zeit versetze, frei von aller

Besorgniß, die des Schreibenden Geist, wenn auch nicht der Wahrheit untreu, doch befangen machen könnte. Was aus der Zeit, ehe die Gründung der Stadt geschehen ist, oder vielmehr geschehen sollte, in einer mehr poetischen Fabeln, als unverfälschten Zeugnissen der Begebenheiten gemäßen Gestalt überliefert wird, bin ich weder Willens zu bestätigen, noch zu widerlegen. Gewährt man doch dem Alterthum die Freiheit, durch Mischung des Menschlichen mit dem Göttlichen den Anfängen der Staaten eine höhere Weihe zu geben. Und wenn es einem Volke gestattet sein darf, seinen Ursprung zu heiligen und auf Götter als seine Gründer zurückzuführen, so besitzt das römische Volk einen solchen Kriegsruhm, daß, wenn es gerade den Mars als seinen und seines Stifters Vater rühmt, dies sich die Völker der Welt ebenso willig wie seine Herrschaft gefallen lassen. Doch von welchem Gesichtspuncte aus man dies und Aehnliches auch betrachten und beurtheilen wird, so werde ich darauf kein besonderes Gewicht legen. Nur darauf möge mir Jeder mit aller ihm möglichen Schärfe seine Aufmerksamkeit richten, wie das Leben, wie die Sitten beschaffen gewesen, durch welche Männer und durch welche Mittel in Krieg und Frieden die Herrschaft erworben und vergrößert worden ist. Dann möge man das mit dem allmäligen Verfallen der Zucht sich einstellende anfängliche Nachgeben der Sitten verfolgen, dann, wie sie mehr und mehr sanken, hierauf in jähen Sturz zu gerathen anfingen, bis man zu unseren Zeiten gelangt ist, wo wir weder unsere Laster, noch die Mittel dagegen mehr ertragen können. Das ist gerade bei der Kenntniß der Geschichte das Heilsame und Fruchtbringende, daß du Muster jedes Beispieles auf einem im hellsten Lichte stehenden Denkmale anschauest. Davon kannst du dir für dich und deinen Staat entnehmen, was du nachahmest, davon, was du als schändlich in seinem Beginn und schändlich in seinem Ausgange meidest. Uebrigens täuscht mich entweder die Vorliebe für die übernommene Aufgabe, oder es hat nie einen Staat gegeben, der größer, heiliger und an guten Beispielen reicher gewesen wäre, noch eine Bürgerschaft, wo so spät erst Habsucht und Verschwendung eingezogen wären, wo die Armuth und die Genügsamkeit so sehr und so lange in Achtung gestanden hätten; ja, je geringer der Besitz war, desto geringer war auch die Begierde nach demselben. Vor Kurzem erst hat der Reichthum die Habsucht und die reiche Fülle der Genüsse den Hang, durch Schwelgerei und Ausschweifungen sich und Alles zu Grunde zu richten, eingeführt. Doch mögen Klagen, die selbst dann, wenn sie vielleicht auch nothwendig sind, nicht angenehm sein werden, wenigstens vom Anfange eines so großen Unternehmens fern bleiben; vielmehr würden wir, wenn es so auch bei uns, wie bei den Dichtern Sitte wäre, lieber mit guten Vorbedeutungen, Wünschen und Gebeten an die

Götter und Göttinnen anfangen, daß sie dem Beginne eines solchen Werkes einen glücklichen Fortgang schenken mögen."

Das 142 Bücher umfassende Werk führte die Geschichte des römischen Volkes in einfacher chronologischer Ordnung von der Gründung der Stadt bis zum Tode des Drusus, 745 (9); wenigstens ist dies das letzte erweisliche Ereigniß, das Livius erzählt hat. Daß Livius sein Werk nur gerade bis zu diesem Zeitpunkte, der keinen rechten Abschnitt macht, und nicht vielmehr bis zum Tode des Augustus habe führen wollen, ist schwerlich anzunehmen; wahrscheinlich hat ihn an der gewiß beabsichtigten Weiterführung nur sein eigener Tod verhindert. Jedenfalls hat Livius selbst passende Abschnitte je nach ihrer Vollendung veröffentlicht, und zwar einzelne vielleicht unter besonderem Titel, wie für die Bücher CIX—CXVI der Titel belli civilis libri VIII bezeugt ist. Außer den Einleitungen einzelner Abschnitte (VI, XXI, XXXI), die ein Bekanntsein der vorhergehenden Bücher voraussetzen, giebt es noch andere Zeugnisse, daß die Zeitgenossen von einzelnen Theilen des Werkes Kenntniß hatten. Besonders spricht dafür der Ruhm, den Livius schon bei Lebzeiten genoß. Er selbst konnte in der Vorrede eines verlorenen Buches sagen: Ruhm habe er schon genug erworben und hätte er seine Thätigkeit einstellen können, wenn sich nicht sein unruhiger Geist an der Arbeit weidete (Plin. n. h. praef. 16). Bekannt ist ja die Erzählung des jüngeren Plinius (epist. II, 3), daß ein Mann aus Cadix, angezogen von dem Namen und Ruhme des Livius, blos deshalb nach Rom gekommen sei, um ihn zu sehen, und dann sofort wieder abgereist sei. — Die Eintheilung des Werkes in Dekaden rührt nicht von Livius her, sondern ist ziemlich späten Ursprungs; wenigstens wird sie uns erst gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. bezeugt und ist wahrscheinlich zur bequemeren Handhabung des Werkes eingeführt. Wir besitzen nur noch die erste Dekade, Buch I—X, die bis zum Jahre 461 (293) geht, die dritte, vierte und die Hälfte der fünften Dekade, Buch XXI—XLV, die Zeit von 536—587 (218—167) umfassend, von dem Uebrigen außer unbedeutenden Resten ein größeres Stück aus dem XCI. Buche und ein Fragment über Cicero's Flucht und Tod aus dem CXX. Buche bei dem Rhetor Seneca (suas. VII). Außerdem haben sich von einem unbekannten Verfasser Inhaltsangaben (periochae) sämmtlicher Bücher mit Ausnahme von Buch CXXXVI und CXXXVII erhalten und der im Anfange verstümmelte Auszug der Prodigien vom Jahre 505 (249) an von einem gewissen Julius Obsequenz (Julii Obsequentis ab anno urbis conditae DV prodigiorum liber).

Die Bedeutung des Livius beruht mehr auf der Größe seines patriotischen Unternehmens und seiner Darstellung, als auf der Gründlichkeit seiner historischen Forschung, wie denn auch Quin-

tilian in dieser Beziehung Sallust über ihn stellt (II, 5, 19). Er ist jedenfalls mit mehr Begeisterung an sein Werk gegangen, als mit klarer Einsicht in die Schwierigkeiten desselben und genügender Vorbereitung. Selbständige Studien hat er nicht gemacht, theils weil ihm der tiefere historische Sinn fehlte, um mit Hülfe der nachweislich noch vorhandenen Urkunden die gangbare Ueberlieferung der römischen Geschichte zu prüfen und zu berichtigen, theils weil der große Umfang des Unternehmens eine gründliche Untersuchung des Einzelnen nicht zuließ. Er hat sich begnügt, aus den schon vorhandenen Darstellungen der römischen Geschichte, soweit sie ihm augenblicklich bekannt und zugänglich waren, den Stoff für seine Darstellung zu entnehmen. Für die ältere Zeit sind ihm die Annalisten, deren er eine ganze Reihe nennt, ausschließliche Quelle. Bei ihrer Benutzung verfuhr er mit einer gewissen Behutsamkeit; doch fehlte es ihm im Allgemeinen an einem festen kritischen Princip. Er schrieb, wie Niebuhr sagt (R. G. I, 4), nicht zweifelnd und nicht überzeugt. Cato hat er erst von der vierten Dekade an benutzt, wo derselbe thätig auftritt. Vom zweiten, vielleicht auch schon vom ersten punischen Kriege an hat er neben den römischen Quellen in ausgedehntester Weise den Polybius verwerthet. Seine historische Treue hat schon Tacitus anerkannt (annal. IV, 34). Wo er gegen sie fehlt, geschieht es unabsichtlich entweder aus Unkenntniß, oder aus Schuld der von ihm benutzten Quellen. Für einzelne Persönlichkeiten zeigte er bald eine gewisse Vorliebe, wie für Pompeius, bald eine gewisse Kälte, wie für den älteren Scipio. Seiner politischen Gesinnung nach neigt er sich mehr der Aristokratenpartei zu. Als Mann, den die Schule, nicht das Leben gebildet hat, besitzt er von den Staats- und Kriegsverhältnissen nur eine beschränkte Anschauung; daher fehlt es ihm auch an einer gründlichen Einsicht in das Wesen der älteren römischen Staatsverfassung, und in der Schilderung von Feldzügen und Schlachten offenbart er nur allzu sehr seine militärische Unerfahrenheit. Bei einem so umfangreichen Werke, das nicht aus einem Gusse entstehen konnte, kann man dem Verfasser einzelne Widersprüche, Wiederholungen und Irrthümer wohl zu gute halten. Mit kluger Berechnung hat er einzelne Partien mehr hervorgehoben, andere flüchtiger behandelt. Ueber die ältere Geschichte geht er rascher hinweg; nur die Samniterkriege sind ausführlicher geschildert; vor Allem aber hat er die Geschichte des zweiten punischen Krieges mit wahrer patriotischer Begeisterung und mit allem Glanze der Rede beschrieben.

Sein Hauptzweck war, die Geschichte seines Volkes, von dessen Größe und Würde er durchdrungen war, auf eine großartige und würdige Weise dem römischen Publicum vorzuführen, um das erschlaffte Nationalgefühl wieder zu stärken und seine sittlich und

politisch gesunkenen Zeitgenossen an den Großthaten ihrer Vorfahren wieder zu erheben. Es war deshalb seine Hauptaufgabe, den Leser durch eine lebendige Darstellung der Thatsachen anzuziehen, durch den Glanz der Rede zu fesseln und durch die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung zu gewinnen. Wenn Livius die Tugend und Einfachheit der Vorfahren preist und über den Verfall der Sitten in der Gegenwart klagt, so läßt sich nicht verkennen, daß seine Worte aus dem Herzen kommen. Für alles Große an den Menschen hat er ein lebhaftes Gefühl; mit Recht bezeichnet ihn der Rhetor Seneca (suas. VI, 21) als den aufrichtigsten Bewunderer aller großen Geister. Er prunkt nicht wie Sallust mit declamatorischen, von den Griechen entlehnten Phrasen und Sentenzen. Livius meint es ehrlich: es ist ihm um die Sache, nicht um seine Person zu thun; er schreibt nicht wie Sallust, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen oder aus Privatzwecken; ihm liegt die Ehre des römischen Volkes am Herzen, und er will das Volk verherrlichen, nicht eine Partei auf Unkosten der anderen erheben. Sein Patriotismus läßt ihn freilich nicht ganz unparteiisch erscheinen. Er ist für sein Volk eingenommen; er hebt seine Vorzüge hervor und stellt seine Mängel in Schatten; er beurtheilt die Carthager als die Erbfeinde Roms allzu ungünstig und schließt vor den Großthaten anderer Völker gern sein Auge. Wer wollte ihm aber daraus einen Vorwurf machen, zumal seine Vaterlandsliebe nie so weit geht, daß er Thatsachen absichtlich fälschte und entstellte? Ihn ehrt endlich sein religiöser Sinn, seine Achtung vor dem Glauben der Väter, die so weit geht, daß er meint, selbst den Superstitionen desselben Rücksicht schenken und von allen Wundern und Zeichen sorgfältig Bericht erstatten zu müssen. Er selbst hat sich darüber ausgesprochen (XLIII, 13): „Es ist mir nicht unbekannt, daß aus derselben Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, wonach man jetzt allgemein glaubt, daß die Götter Nichts durch Zeichen verkünden, man auch keine Wunder mehr zur Anzeige bringt und in den Annalen vermerkt. Indeß kommt unwillkürlich, wenn ich von alten Geschichten schreibe, ein Geist des Alterthums über mich, und eine gewisse religiöse Scheu hält mich ab, das, was jenen früheren verständigen Männern die öffentliche Beachtung zu verdienen schien, der Aufnahme in meine Annalen für unwürdig zu halten."

Müssen wir unseren Historiker als Menschen achten, so verdient er nicht weniger als Künstler unsere Bewunderung. „Kein alter Prosaiker behauptet sich bei solchem Umfange auf gleicher Höhe des reinen Geschmackes und der edelsten Beredtsamkeit" (Bernhardy). Er trifft fast überall den richtigen Ton. Jene alten Geschichten der römischen Urzeit durchweht ein poetischer Hauch; die Erzählung nähert sich der naiven Sprache der Chro-

niken; in den Verträgen, Gebeten und Weissagungen hören wir die ehrwürdige Sprache des Alterthums. In die Erzählung sind Schilderungen und Reden verflochten, so daß eine beständige Abwechselung die ermüdende Einförmigkeit fernhält. Er versteht die Kunst, die Personen in einzelnen Zügen, in ausführlichen Charakteristiken und durch ihre Reden in ihrer Eigenthümlichkeit zu schildern und die Ereignisse in fast dramatischer Weise vorzuführen. Wir verweisen Beispiels halber auf die Charakteristik des Hannibal (XXI, 4) und des älteren Cato (XXXIX, 40), auf die Rede des Camillus gegen die Auswanderung nach Veii (V, 51—54), die Reden des Hannibal und Scipio vor der Schlacht bei Zama (XXX, 30—31), die Reden des Cato und L. Valerius für und gegen die lex Oppia (XXXIV, 2—7). Selten erlaubt sich der Geschichtschreiber den Faden der Erzählung durch Betrachtungen zu unterbrechen. Ein längerer Excurs, die Untersuchung, ob Alexander der Große, wenn er Rom angegriffen hätte, die Römer wie die Perser besiegt haben würde (IX, 17—19), war wahrscheinlich durch den Griechen Timagenes, einen Römerfeind, hervorgerufen. — Die Sprache zeichnet eine gewisse behagliche Breite und ein milder Fluß aus, Eigenschaften, welche Quintilian (X, 1, 32) passend mit dem Ausdrucke lactea ubertas bezeichnet. „Nicht das kleinste Verdienst," sagt Bernhardy, „liegt in der Sprache des Livius. Wiewohl sie nur geringen Einfluß auf die nachfolgende Literatur geäußert hat, so sind doch Phraseologie, Sprachschatz und Satzbau, worin sich Livius als denkender und schöpferischer Kopf bewies, ein wesentlicher Fortschritt. Ohne die Vielseitigkeit und Phantasie, wodurch Cicero's Diction glänzt, besitzt er Wohlklang, Correctheit und eine nie versiegende Fülle, die leicht und gewandt in der Mitte steht zwischen rhetorischer Manier und poetischer Farbe. Seine Composition ist kunstvoll, aber ungleich und oft verwickelt oder hart, mannigfaltig in der Erzählung, vielgegliedert und durch den mächtigen Ausbau der Perioden ausgezeichnet in den häufigen Reden. Sein Vortrag erscheint gehobener, aber nicht so durchsichtig als der Stil der früheren Historiker, mit Cicero verglichen gemäßigt, aber weniger durchgefeilt."

Livius hat schon unter den Zeitgenossen und in der nächstfolgenden Zeit neben vielen Bewunderern auch manche Tadler gefunden. Asinius Pollio warf ihm nach Quintilian (I, 5, 56; VIII, 1) eine gewisse Patavinität vor. Nach dem Zusammenhange der Stellen bei Quintilian kann sich dieser Vorwurf nur auf die sprachliche Ausdrucksweise des Livius bezogen haben und, da diese durchaus nicht dialektisch gefärbt ist, kaum anders gedeutet werden, als daß das feine Ohr des geborenen Römers den correcten sermo urbanus vermißte. In wie weit ein solcher Tadel gerechtfertigt

ist, können wir nach fast 2000 Jahren um so weniger beurtheilen, als Cicero bekanntlich den Unterschied zwischen dem sermo urbanus und peregrinus als einen nicht definirbaren, sondern für den Römer nur fühlbaren bezeichnete (Brut. 46), abgesehen davon, daß Pollio eine Neigung zu schroffer Beurtheilung hatte. Gar nicht kann ins Gewicht fallen das Urtheil des Kaisers Caligula, der Livius wegen seiner Redseligkeit und geringen Sorgfalt tadelte und seine Schriften und Bildsäulen wie die des Virgil beinahe aus allen Bibliotheken entfernt hätte (Suet. Cal. 34). Unter den Bewunderern des Livius steht Quintilian oben an. Wie Sallust der römische Thucydides, so ist er ihm der römische Herodot; er rühmt treffend seine bewundernswürdige Anmuth und lautere Treuherzigkeit in der Erzählung, besonders aber die über alles Lob erhabene Beredtsamkeit, die sich in seinen Reden äußere: Alles, was er sage, sei den Sachen und Personen angemessen; kein anderer Historiker habe die Gemüthsstimmungen, namentlich die sanfteren, besser zu schildern verstanden (X, 1, 101). Wegen seiner klaren und durchsichtigen Darstellung hält er ihn unter den besten Schriftstellern für besonders geeignet zum Jugendunterrichte (II, 5, 19). Der Philosoph Seneca stellt ihn neben Cicero und Asinius Pollio wegen seiner Beredtsamkeit (ep. 100; vgl. de ira I, 20, 6; ep. 46), und Tacitus nennt ihn unter den alten Geschichtschreibern den beredtesten (Agric. 10; vgl. ann. IV, 34). In der ganzen folgenden Zeit bis zum Untergange der römischen Literatur hat das Werk das größte Ansehen genossen und ist die Hauptfundgrube für die Kunde der alten Zeit gewesen.

Außer dem Geschichtswerke schrieb Livius noch dialogi de philosophia, die, wie Seneca sagt (epist. 100), ebensowohl zur Philosophie, wie zur Geschichte gezählt werden können, und eine epistola ad filium, worin er seinem Sohne die Lectüre des Demosthenes und Cicero empfahl (Quint. X, 1, 39).

Einen anderen Zweck als Livius verfolgte der zweite große Historiker der augustischen Zeit, Trogus Pompeius, der Verfasser der ersten römischen Universalgeschichte. Ihm war es lediglich um die Förderung und Verbreitung historischer Kenntniß zu thun, indem er eine Uebersicht der Geschichte derjenigen Völker und Reiche gab, die zu seiner Zeit theils schon dem römischen Reiche einverleibt waren, theils noch mit den Römern im Kampfe standen. — Ueber die Lebensverhältnisse des Trogus wissen wir Nichts. Er selbst berichtete am Ende des 43. Buches seiner Geschichte, daß seine Familie von den Vocontiern, einer gallischen Völkerschaft im narbonensischen Gallien, stamme; sein Großvater Trogus Pompeius erhielt im Kriege gegen Sertorius von Cn. Pompeius das römische Bürgerrecht, sein väterlicher Oheim war Reiteranführer unter demselben Pompeius im mithridatischen Kriege,

und sein Vater diente unter Caesar und besorgte zugleich die Geschäfte eines Geheimschreibers, Gesandten und Siegelbewahrers (Just. XLIII, 5). Sein umfangreiches Geschichtswerk: historiarum Philippicarum libri XLIV, umfaßte die Geschichte aller damals bekannten Völker bis auf seine Zeit. Das späteste von ihm erwähnte Ereigniß ist die Rückgabe der von den Parthern eroberten Feldzeichen, 734 (20) (Justin. XLII, 5). Wie Theopomp in seinen *Φιλιππικά*, auf die schon der Titel des Werkes hinweist, um Philipp von Macedonien die ganze Geschichte Griechenlands in der philippischen Zeit, so gruppirte Trogus um die Geschichte des macedonischen Weltreiches die der verschiedenen Völker und Länder. In die geschichtliche Darstellung verflocht er zugleich interessante geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Schilderungen. Denn auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war er heimisch und schriftstellerisch thätig; sein Werk über die Thiere (de animalibus) von mindestens 10 Büchern führt Plinius öfters an, der ihn zu den gewissenhaftesten Gewährsmännern rechnet (n. h. XI, 52). Die historiae begannen mit einer gedrängten Uebersicht der Geschichte der assyrischen und persischen Monarchie, woran sich die Geschichte der Griechen bis zum Tode des Epaminondas knüpfte, B. I—VI; hierauf folgte die Geschichte Philipp's von Macedonien und die gleichzeitige der Perser, B. VII—X; die Geschichte Alexander's des Großen, B. XI—XII; die Zeit der Diadochen bis zu Pyrrhus' Uebergang nach Italien, B. XIII—XVII; Krieg des Pyrrhus von Epirus in Italien und Sicilien, woran sich die Geschichte von Carthago und Sicilien bis zum Ausbruche des ersten punischen Krieges schloß, B. XVIII—XXIII; Geschichte von Macedonien, Aegypten und Syrien bis zur Zeit, in welcher sie dem römischen Reiche einverleibt wurden, B. XXIV—XL; Geschichte der Parther bis zur Niederlage des Antonius, B. XLI—XLII; Urgeschichte Roms bis Tarquinius Priscus, Geschichte Liguriens und Massiliens, B. XLIII; Geschichte Spaniens bis zur völligen Unterwerfung desselben durch Augustus, B. XLIV. Das Ganze war eine äußerst geschickte Zusammenstellung des gewaltigen Stoffes, den Trogus bei den griechischen Historikern vorfand, namentlich bei Ktesias, Theopompus, den Geschichtschreibern Alexander's und den späteren griechischen Historikern. — Da ihn Justin (praef.) einen Mann von der alten Wohlredenheit (priscae eloquentiae) nennt, darf man annehmen, daß das Werk in classischer Sprache geschrieben war. Wenn Trogus es an Sallust und Livius tadelte, daß sie durch Einflechtung directer Reden die Grenze der Geschichte überschritten hätten, und selbst nur Reden in indirecter Form mittheilte (Justin. XXXVIII, 3), so scheint daraus hervorzugehen, daß er rhetorische Ausschmückung verschmähte, wie es auch ein Zeugniß für seine Gewissenhaftigkeit ist.

Den Untergang des großen Geschichtswerkes verschuldete wahrscheinlich der aus demselben gemachte Auszug eines gewissen Justinus (Trogi Pompei historiarum Philippicarum epitoma), dessen Zeitalter unbekannt ist; der Erste, der ihn nennt, ist Hieronymus im 4. Jahrhundert n. Chr. In der Vorrede bewundert Justinus die herculische Kühnheit des Trogus, womit er gleichsam die Erde durchwandernd die Thaten aller Jahrhunderte, Könige, Nationen und Völker beschrieben habe. Er selbst habe daraus alles der Kenntniß Würdige ausgezogen und so mit Weglassung dessen, was weder anziehend, noch lehrreich sei, eine kurze Blumenlese hergestellt, für die des Griechischen Kundigen als Hülfsmittel zur Erinnerung, für die Unkundigen zur Unterweisung. Er hat das Geographische meist weggelassen und die Erzählung nur auf das Hauptsächlichste beschränkt. Die meist correcte und einfache Sprache ist wohl das Verdienst des Trogus. Dieser Auszug wurde im Mittelalter viel gelesen, und beruht das Wissen desselben von asiatischer und griechischer Geschichte auf ihm. — Außer dem Auszuge des Justinus sind noch die sogenannten prologi oder Inhaltsangaben der einzelnen Bücher des Trogus vorhanden.

Neben Livius beschäftigten sich noch andere Schriftsteller dieser Zeit mit der älteren römischen Geschichte. So schrieb L. Arruntius, ein Mann von alter Biederkeit, Consul 732 (22), historiae belli Punici in einem die alterthümelnde Manier des Sallust noch übertreibenden Stile (Sen. ep. 114). — Ein Werk von mehr als 20 Büchern unter dem Titel annales nebst epitomae desselben verfaßte der sorgfältige Forscher Fenestella, der nach Hieron. 772 (19 n. Chr.) 70 Jahr alt starb; ob aus diesem oder aus besonderen Schriften die zahlreichen staatsrechtlichen, sittengeschichtlichen und literaturgeschichtlichen Angaben stammen, die von anderen Schriftstellern auf ihn zurückgeführt werden, ist ungewiß. — Zweifeln unterliegt es, ob in augustischer Zeit oder vielmehr unter den Antoninen Granius Licinianus sein annalistisches Werk verfaßte, von dem nicht unerhebliche Bruchstücke aus den die Jahre 591—676 (163—78) umfassenden Büchern XXVIII—XXXVI in neuerer Zeit gefunden worden sind. Jedenfalls schrieb er nach den Historien des Sallust, gegen den er polemisirt; wenn unter Augustus, so liegt es nahe, ihn mit dem Granius Flaccus zu identificiren, von dem außer anderen antiquarischen Schriften ein liber de indigitamentis ad Caesarem erwähnt wird: dann aber muß angenommen werden, daß die erhaltenen Bruchstücke von einem in der Zeit der Antonine, auf die mancherlei Spuren hinweisen, so die Erwähnung des von Hadrian vollendeten Olympieion zu Athen, interpolirten und vielleicht auch excerpirten Texte stammen. Die Bruchstücke zeigen, daß das Werk mehr auf Sammlung als auf Durcharbeitung eines umfänglichen Stoffes

gerichtet war und Unwesentliches wie Wesentliches mit gleicher Ausführlichkeit behandelte.

Eine für die ältere römische Geschichte sehr werthvolle inschriftliche Urkunde aus dieser Zeit besitzen wir schließlich noch in den nach ihrem jetzigen Aufbewahrungsorte sogenannten fasti Capitolini, einem in den letzten Jahren der Republik begonnenen und unter Augustus fortgeführten Verzeichnisse der höchsten Magistratspersonen vom Anfange der Republik bis zum Jahre 766 (13 n. Chr.) und der Triumphe von Romulus bis zum Jahre 735 (19).

In der Zeit der Monarchie bildete sich ein förmlich organisirtes Zeitungswesen aus. Schon Caesar hatte in seinem ersten Consulat, 695 (59), die Führung und Veröffentlichung eines doppelten officiellen Journals, der diurna acta senatus et populi verordnet (Suet. Caes. 20). Die Aufzeichnung der Senatsverhandlungen erhielt sich die ganze Kaiserzeit hindurch; die Veröffentlichung der Protokolle untersagte schon Augustus (Suet. Aug. 36). Sie wurden im Staatsarchiv und in besonderen Abtheilungen der Bibliotheken aufbewahrt und konnten an letzterem Orte nur mit Genehmigung des Stadtpräfecten eingesehen werden. — Die acta (diurna) populi (Romani), auch acta publica, urbana, rerum urbanarum, urbis, diurna populi (Romani) oder einfach acta oder diurna genannt, waren eine officielle römische Tageschronik und enthielten neben amtlichen Mittheilungen über Vorgänge in der kaiserlichen Familie Staats- und Stadtangelegenheiten, obrigkeitliche Verordnungen, Verhandlungen und Beschlüsse des Senats, Vorfälle aller Art, die man zur öffentlichen Kenntniß bringen wollte, auch der Redaction eingesandte Familiennachrichten. Sie wurden auf einer geweißten Tafel (in albo) öffentlich ausgestellt, und konnte dann Jeder Kenntniß und Abschrift davon nehmen; die Abschriften wurden von Privatleuten vervielfältigt und verbreitet. Nach Ablauf einiger Zeit kam das Original in das Staatsarchiv und konnte dort mit obrigkeitlicher Erlaubniß eingesehen und für schriftstellerische Zwecke benutzt werden. Eine Anschauung von diesen acta giebt die karikirte Nachahmung bei Petron. 53, wo sich der reiche Trimalchio von seinem actuarius eine Zusammenstellung des auf seinen Gütern Vorgefallenen vorlesen läßt.

2. Beredtsamkeit.

Die Beredtsamkeit verlor zur Zeit der Monarchie die Bedeutung, die sie während der Republik gehabt hatte. Sie flüchtete immer mehr aus dem Leben in die Schule. Unter den Rednern, deren Bildung und theilweise Thätigkeit noch in die Zeit der Republik fällt, nehmen Pollio und Messalla den ersten Rang ein.

C. Asinius Pollio, durch sein Wissen und Wirken und durch die Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, war 679 (75) geboren, trat zuerst, 700 (54), mit einer wiewohl erfolglosen Anklage gegen C. Cato auf (Tac. dial. de orat. 34), schloß sich in den Bürgerkriegen dem Caesar an, kämpfte unter Curio in Afrika gegen Juba von Numidien und nahm an der Schlacht bei Pharsalus, sowie an den späteren Kämpfen Caesar's in Afrika und Spanien Theil. Darauf zum Praetor ernannt, führte er den Krieg gegen S. Pompeius in Spanien weiter. Nach der Ermordung Caesar's stand er anfänglich auf Seiten der Republikaner, trat aber 711 (43) zu Antonius über und bekam nach Abschluß des Triumvirats Gallia transpadana zur Provinz. Hier leitete er die Aeckervertheilung und bewies sich bei dieser Gelegenheit dem Dichter Virgil dadurch gefällig, daß er ihm sein Landgut erhielt. Nach dem perusinischen Kriege von Octavian zur Aufgebung seiner Provinz genöthigt, vermittelte er 713 (41) zu Brundisium den Frieden zwischen Antonius und Octavian, ward 714 (40) Consul, besiegte 715 (39) die Parthiner in Dalmatien, feierte einen Triumph und zog sich hierauf in das Privatleben zurück. Er stand zu Augustus in einem, wenn auch nicht feindlichen, doch kühlen Verhältnisse. Augustus hatte, als er noch Triumvir war, Fescenninen gegen ihn geschrieben. Pollio erwiederte Nichts darauf; denn, sagte er: non est facile in eum scribere, qui potest proscribere (Macrob. Sat. II, 4). Er starb 759 (6 n. Chr.), 80 Jahre alt, auf seinem tusculanischen Landgute (Hieron.). — Pollio erwarb sich besondere Verdienste um die Literatur theils durch eigene Leistungen als Tragödiendichter, Historiker und Redner, theils durch Errichtung der ersten öffentlichen Bibliothek und durch die Einführung der recitationes, worin die neuesten literärischen Erzeugnisse vorgelesen und beurtheilt wurden — er selbst ging mit gutem Beispiele voran, indem er der Erste war, der seine Schriften vor einer geladenen Versammlung vorlas (Senec. contr. praef. IV) —, endlich durch die bis ins höchste Alter fortgesetzte Betheiligung an den sogenannten declamationes, rhetorischen Uebungen, die damals noch vor engerem Zuhörerkreise, später auch unter Zulassung des größeren Publicums abgehalten wurden. Welch hohes Ansehen er als Gerichtsredner bei seinen Zeitgenossen besaß, bezeugt Horaz c. II, 1, 13. Er machte als Redner Opposition gegen Cicero, dessen Ruhm er überhaupt mit feindseliger Erbitterung zu verkleinern suchte (Sen. suas. 6, 14; 15; 27; Quint. XII, 1, 22). Er tadelte den Wortreichthum und den Schmuck der ciceronianischen Rede und empfahl dagegen die alte Strenge und Schlichtheit. Quintilian charakterisirt ihn (X, 1, 113): „An Asinius Pollio zeigt sich viel Erfindungsgabe, die höchste Sorgfalt, so daß sie

Einigen sogar übertrieben scheint, ein hinreichendes Maß von Verstand und Gemüth; doch entfernt er sich von dem Glanze und der Anmuth des Cicero so weit, daß man ihn für ein Jahrhundert älter halten könnte." Der Philosoph Seneca bezeichnet (epist. 100, 7) seinen Stil im Gegensatze zu dem des Cicero als holperig, springend und abgebrochen. Wahrscheinlich etwas übertrieben ist die Beurtheilung bei Tacitus in dem Gespräche über die Redner (21): „Asinius scheint unter den Meneniern und Appiern studirt zu haben; er hat sich den Pacuvius und Attius nicht blos in seinen Tragödien, sondern auch in seinen Reden zu Mustern genommen, so hart und trocken ist er." In seinen Uebungsreden zeigte er sich nach dem Zeugnisse des Rhetor Seneca, der ihn selbst gehört hat, bedeutend blumiger (floridior) als in seinen öffentlichen Reden; aber die schroffe, herbe und allzu zornige Kritik, die er an Anderen zu üben pflegte, brachte er an sich selbst so wenig zur Anwendung, daß er in vielen Beziehungen der Nachsicht bedurfte, die man von ihm selbst kaum erlangen konnte (controv. praef. IV). Wir besitzen von Pollio noch 3 Briefe an Cicero (ad. Fam. X, 31—33) aus dem Jahre 711 (43) in einem schmucklosen, präcisen Geschäftsstile. — Sein Sohn Asinius Gallus war auch ein bedeutender Redner; nur verdunkelte ihn die Größe des Vaters (Sen. rhet. l. l.). Er erbte von ihm den Widerwillen gegen Cicero, der sich in einer Schrift, worin er seinen Vater mit Cicero verglich und ihn über diesen zu stellen wagte (Plin. epist. VII, 4), besonders aussprach.

M. Valerius Messalla Corvinus, um 690 (64) geboren, kämpfte unter Brutus und Cassius bei Philippi mit, schloß sich hierauf Antonius, dann mit diesem veruneinigt dem Octavianus an, ward von diesem 723 (31) an Antonius' Stelle zum Consul gemacht, commandirte bei Actium auf der Flotte, besiegte dann die Aquitanier, über die er 727 (27) triumphirte, und wurde 729 (25) der erste praefectus urbis, eine Würde, die er jedoch schon nach fünf Tagen als zu unbürgerlich niederlegte (Hieron.; Tac. VI, 11). Nachdem er zwei Jahre vor seinem Tode das Gedächtniß verloren, starb er im 72. Lebensjahre um 762 (9). — Messalla war ein Mann von allseitiger und gründlichster Bildung (Sen. contr. II, 12), die er auf verschiedenen Gebieten auch schriftstellerisch bethätigte. Wie Maecenas und Asinius Pollio begünstigte er nicht nur aufstrebende Dichtertalente, so Tibull, Lygdamus, Ovid (Pont. I, 17, 28), die Verfasser des panegyricus Messallae (Tib. IV, 1) und der elegia ad Messallam (Verg. catal. XI), sondern versuchte sich auch selbst in der Poesie (Plin. ep. V, 3), und zwar schloß er sich der durch Virgil und Horaz vertretenen neuen Richtung an (Hor. sat. I, 10, 85). Als Verfasser eines zeitgeschichtlichen Werkes ist er schon oben erwähnt; aus seinen antiquarischen Forschungen ging

die im Greisenalter verfaßte Schrift de Romanis familiis hervor (Plin. n. h. XXXV, 2). Mit besonderer Vorliebe trieb er grammatische Studien. Er schrieb über einzelne Wörter und Buchstaben, so insbesondere über den Buchstaben S (Quint. I, 7, 35; 23). Seinen Hauptruhm gewann er jedoch durch seine Redekunst, die auch Horaz (ep. II, 3, 370) preist. Nach dem Beispiele des Cicero hatte er zu seiner rednerischen Ausbildung viele griechische Reden übersetzt (Quint. X, 5). Sein Streben war besonders auf den echt römischen Ausdruck gerichtet, daher ihn Seneca (contr. II, 12) den sorgfältigsten Beobachter des lateinischen Sprachgebrauches nennt, und der Kaiser Tiberius, der als Jüngling den alten Messalla hochschätzte, nahm ihn sich in seinem lateinischen Stile zum Muster (Suet. Tib. 70). Quintilian (X, 1, 113) rühmt den Glanz, die Reinheit und die Vornehmheit seiner Rede; doch sei er minder kräftig. Nach Tacitus (dial. de orat. 18) war er milder und süßer und in den Worten mehr durchgearbeitet, als Cicero. Auch er nahm wie Asinius Pollio regen Antheil an den Declamationen.

Neben Pollio und Messalla erwarben sich noch andere Redner Anerkennung. So besonders Q. Haterius, T. Labienus und Cassius Severus. — Q. Haterius starb in seinem 90. Jahre 779 (26 n. Chr.). „Seine Beredtsamkeit," sagt Tacitus von ihm (annal. IV, 61), „war, so lange er lebte, gefeiert; die schriftlichen Denkmäler seines Geistes behaupten sich nicht in gleicher Weise. Er wirkte mehr durch Ungestüm, als durch sorgfältige Durchführung; wenn daher das, was Andere durch Fleiß und Studium geschaffen haben, auf die Nachwelt fortwirkt, so ist des Haterius klingende und fließende Rede mit ihm selber untergegangen." Der Rhetor Seneca berichtet (contr. praef. VI), daß er in seinen Declamationen, zu denen er auch dem größeren Publicum Zutritt gewährte, aus dem Stegreif mit der Gewandtheit der Griechen und mit einer Schnelligkeit zu reden pflegte, daß sie zum Fehler wurde; Augustus sagte daher treffend, er müsse sich einen Hemmschuh anlegen (Haterius sufflaminandus est); neben vielem Bewunderungswürdigen trat in seiner Rede auch viel Tadelnswerthes hervor, da sie wie ein angeschwollener Strom zwar gewaltig, aber auch trübe dahinfloß. — Der als historischer Schriftsteller schon erwähnte T. Labienus war nach Seneca (contr. praef. X) ein großer Redner und ausgezeichneter Declamator, der, von Armuth, übler Nachrede und Haß bedrängt, sich durch alle Schwierigkeiten hindurch zu kämpfen und die Achtung seines Talentes auch den Widerwilligen abzunöthigen gewußt hatte; seine Rede vereinigte die Färbung der alten Zeit mit der Lebhaftigkeit der neuen. — Als denjenigen Redner, der, mit richtigem Takte dem veränderten Zeitgeschmacke Rechnung tragend, zuerst von dem alten und geraden Wege der Beredtsamkeit

abwich, bezeichnet Tacitus (dial. de or. 19) den Cassius Severus. Von niedriger Herkunft (Tac. ann. IV, 21), überragte er nach dem Urtheile des Tacitus (dial. 26) durch vielseitige Bildung, Witz und Kraft alle übrigen Redner der folgenden Zeit. Der Rhetor Seneca preist (contr. praef. III) seine durch körperliche Vorzüge gehobene Rednergabe mit hohem Lobe; doch bemerkt er, daß er sich in seiner ganzen Größe nur in seinen öffentlichen Reden zeigte, die auch einen bei Weitem höheren Eindruck machten, wenn man sie hörte, als wenn man sie las, bei den Declamationen aber trotz seiner außerordentlichen Begabung zum Declamator nicht nur hinter sich selbst, sondern auch hinter Vielen zurückblieb, weshalb er sich selten und nur von seinen Freunden genöthigt an diesen Uebungen betheiligte, die er im Vergleiche mit den Reden auf dem Forum als ein traumhaftes Mühen bezeichnete. Quintilian meint (X, 1, 116), daß er, wenn man ihn mit Urtheil lese, viel Nachahmenswerthes biete, und wenn er zu seinen übrigen Vorzügen noch Farbenschmuck und Würde der Rede hinzugefügt hätte, unter die vorzüglichsten Redner gerechnet werden müßte: denn er besitze sehr viel Geist, eine wunderbare Schärfe, Witz und Feuer; doch habe er mehr seiner Reizbarkeit als der klugen Ueberlegung nachgegeben und seine Bitterkeit werde häufig lächerlich. Tacitus sagt sogar (dial. 26), daß er in einem großen Theile seiner Schriften mehr Gift, als Saft und Blut zeige und daß er meist durch Nichtachtung aller Rücksichten und Aufgebung alles Anstandes und aller Scham in seinen Ausdrücken im blinden Eifer zu verwunden zum Raufer hinabsinke. Durch seine maßlose Schmähsucht verdunkelte er nicht nur seinen Ruhm, sondern führte auch sein Unglück herbei. Denn weil er angesehene Männer und Frauen durch freche Schriften verunglimpft hatte (Tac. ann. I, 72), so wurde er durch Urtheilsspruch des Senats nach Creta verbannt und, da er hier sein altes Treiben fortsetzte, seiner Güter beraubt und geächtet (ib. IV, 21). Er starb im 25. Jahre seiner Verbannung, 785 (32), im größten Elende auf der Insel Seriphos. Wie die des Labienus, so waren auch seine Schriften auf Senatsbeschluß vernichtet worden und wurden erst wieder von Caligula freigegeben (Suet. Cal. 16).

An diese Redner reihen sich unmittelbar die Rhetoren, die in Declamationsschulen die jüngere Generation um sich schaarten. Die von ihnen geleiteten rhetorischen Uebungen bestanden für die Anfänger in den leichteren monologischen suasoriae, wozu poetische und geschichtliche Stoffe gewählt wurden, z. B. Agamemnon überlegt, ob er Iphigenia opfern (Sen. suas. III), Cicero, ob er Antonius Abbitte leisten solle (ib. VI), für die Vorgeschritteneren in den schwereren völlig dramatischen controversiae, in denen die Schüler wie Ankläger und Vertheidiger oder wie Advocaten über meist erdichtete und zum Theil höchst abenteuerliche Streitfragen

auftraten. Solche Uebungsreden unter berühmten Namen wurden auch schriftlich abgefaßt und sind von Späteren oft für echte Werke gehalten worden, wie die angebliche Rede des Cicero pridie quam in exilium iret und die dem Sallust beigelegte declamatio in Ciceronem nebst der Entgegnung des Cicero (responsio ad orationem invectivam Sallustii). — Die namhaftesten Rhetoren waren C. Albucius Silus aus Novaria, der auf abwechselnde Weise declamirte, bald mit allem Schmuck und Glanz der Rede, bald, um nicht für einen Schulrhetor (scholasticus) zu gelten, in dürrer und niedriger Weise mit durchaus trivialen Worten (Suet. rhet. 6; Sen. contr. praef. VII); Passienus, der Vater des als Gemahl der Agrippina und Nero's Stiefvater bekannten Passienus Crispus; der anmaßende Grieche L. Cestius Pius aus Smyrna, ein erbitterter Gegner des Cicero, gegen dessen Reden er Gegenschriften verfaßte (Sen. controv. praef. III); Junius Gallio, ein Freund des Ovid, der an ihn Pont. IV, 11 gerichtet hat; Arellius Fuscus aus Kleinasien, der Lehrer des Ovid, und vor Allen M. Porcius Latro aus Spanien, gleichfalls Lehrer Ovid's, der erste Lehrer, der sich einen berühmten Namen gemacht hat (primus clari nominis professor; Quint. X, 5, 18) und der mit dem Griechen Niketes das Glück theilte, daß seine Schüler nicht den Wunsch hegten, gehört zu werden, sondern zufrieden waren, ihn zu hören (Sen. contr. 25, 23). Er war schon so sehr bloßer Schulredner, daß, als er einst auf dem Forum sprechen sollte, er in Verwirrung gerieth, seine Rede mit einem Soloecismus anfing und seine Fassung nicht eher wiedergewann, als bis die Verhandlung auf seine Bitte in eine Säulenhalle verlegt wurde (Sen. praef. contr. IX). Desto mehr leistete er, das einzige Muster declamatorischer Tüchtigkeit, wie ihn Seneca, sein Landsmann und Jugendfreund, a. a. O. nennt, im engen Schulzimmer. Er starb 751 (3). — Die Einwirkung dieser dem Leben entrückten, der Willkür und Eitelkeit der Lehrer und Schüler anheimgegebenen Schulberedtsamkeit auf Inhalt und Form der literarischen Productionen wurde immer sichtbarer, je mehr man sich von der classischen Zeit entfernte. Es war die gewöhnliche Folge der Ueberbildung, daß man das Natürliche und Einfache verschmähte und das Affectirte und Ungewöhnliche anstaunte. Schon Livius kannte einen Lehrer, der seine Schüler anhielt, Alles, was sie sagten, nur recht dunkel auszudrücken; σκότισον war seine gewöhnliche Mahnung, wenn Einer sich verständlich äußerte, und es galt für das größte Lob, wenn der Lehrer sagte: „So war's gut! Das hab' ich selbst nicht einmal verstanden!“ (Quint. VIII, 2, 18.)

3. Grammatik.

Wenn die Rhetorik, da die Beredtsamkeit im öffentlichen Leben ihren Boden verloren hatte, in der Schule immer mehr zu einem leeren Spiel mit Worten und Formen ausartete, so trugen die grammatischen Studien und die grammatischen Schulen, da sie auf solideren Grundlagen ruhten, bessere Früchte. Durch Varro war der Weg zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Sprache und zur gründlicheren Erforschung der Alterthümer und der älteren Literatur gebahnt worden. Gleichzeitig und später wurden die sprachlichen und antiquarischen Studien auch von anderen gelehrten und angesehenen Männern gefördert, die, wenn sie auch dem Varro an umfassender Kenntniß und zum Theil auch an Geist nachstanden, doch durch ihre literarische Thätigkeit manches Anerkennenswerthe leisteten, so von Nigidius Figulus, Caesar, Messalla, dem als Dichter von Elegien und Epigrammen erwähnten gelehrten Freunde des Horaz C. Valgius Rufus, der die Rhetorik des Apollodorus von Pergamum ins Lateinische übersetzt (Quint. III, 1, 18; 5, 17) und grammatische Untersuchungen in Briefform (de rebus per epistulam quaesitis; Gell. XII, 3) geschrieben hat. Aus einzelnen Anführungen sind uns ferner als Verfasser von grammatischen, literarhistorischen und antiquarischen Schriften Santra und Sinnius Capito bekannt, letzterer besonders merkwürdig als Erklärer lateinischer Sprüchwörter. Auch der als Biograph, Herausgeber der Reden und Briefe und Sammler der Witzworte Cicero's bekannte Freigelassene desselben M. Tullius Tiro, der seinen ehemaligen Herrn lange überlebte und ein Alter von 100 Jahren erreichte, verfaßte grammatische Schriften (de usu atque ratione linguae Latinae), sowie ein encyklopädisches Werk (de variis atque promiscuis quaestionibus) unter dem Titel πανδέκται (Gell. XIII, 9). Vornehmlich berühmt ist er als der Begründer der römischen Stenographie, die ihre weitere Ausbildung angeblich durch Seneca erhielt. Eine reichhaltige Sammlung stenographischer Zeichen hat sich unter dem Titel notae Tironis et Senecae erhalten. Als Kritiker und Censor poetischer, besonders dramatischer Erzeugnisse wird Sp. Maecius Tarpa erwähnt, dem schon Cn. Pompeius und später Augustus die Prüfung der aufzuführenden Stücke übertrug (Cic. ad fam. VII, 1, 1; Hor. sat. I, 10, 38; epist. II, 3, 387).

Die Grammatiker von Fach lernen wir besonders aus Sueton's Schrift de grammaticis kennen. Den Orbilius Pupillus haben wir oben schon als Lehrer des Horaz kennen gelernt. Aus Benevent gebürtig und sorgfältig erzogen, hatte er, durch den Tod seiner Eltern genöthigt, in seinen früheren Jahren als Subalternbeamter und Reiter gedient, dann sich den Studien wieder zuge-

wandt und lange schon in seiner Vaterstadt unterrichtet, als er sich in seinem 50. Jahre, 691 (63), in Rom als Lehrer niederließ. Er erwarb sich durch seinen Unterricht mehr Ruhm als Geld; denn er selbst gestand in einer Schrift, die er in seinem hohen Alter verfaßt hatte, daß er arm sei und in einem Dachstübchen wohne. In einer anderen beklagte er sich über die Unbilden, die die Lehrer durch die Mißachtung und den Ehrgeiz der Eltern zu leiden hätten. Er war sehr reizbarer Natur und ließ seine Heftigkeit nicht blos seine wissenschaftlichen Gegner, sondern auch seine Schüler fühlen, weshalb ihn Horaz „den Schlagfertigen“ (plagosum) nennt (epist. II, 1, 70). Er wurde beinahe 100 Jahre alt. Seine Landsleute ehrten ihn durch eine Marmorstatue (Suet. gramm. 9). — Ateius Philologus, ein Freigelassener aus Athen, war ein Mann von vielseitigem Wissen, so daß er sich selbst mit Eratosthenes verglich und wie dieser sich den Beinamen Philologus beilegte. Der Jurist Ateius Capito nannte ihn den Rhetor unter den Grammatikern und den Grammatiker unter den Rhetoren. Er unterrichtete die Kinder vornehmer Eltern, darunter den berüchtigten P. Clodius, und verfaßte, wie er selbst angab, 800 Bücher über alles mögliche Wissenswürdige. Mit Sallust und Asinius Pollio stand er in näherer Verbindung und unterstützte sie bei ihrer historischen Schriftstellerei, den ersteren mit einem breviarium rerum omnium Romanarum, den anderen mit praecepta de ratione dicendi (ib. 10). — Valerius Cato aus Gallien haben wir schon als Dichter und Lehrer der Dichtkunst kennen gelernt (ib. 11), ebenso Curtius Nicia, einen Freund des Cicero (ad. Att. XII, 26), als Commentator des Lucilius (ib. 14), Lenaeus, den treuen Freigelassenen des Pompeius, als Verfasser einer Satire gegen Sallust, an dem er die Verunglimpfung seines Herrn bitter rächte (ib. 15). — Q. Caecilius Epirota aus Tusculum, Freigelassener des Atticus und Freund des Corn. Gallus, eröffnete nach dessen Tode eine Schule, in der er schon erwachsene junge Leute unterrichtete; er war der Erste, der aus dem Stegreif lateinisch disputirte und Vorlesungen über Virgil und andere neuere Dichter hielt (ib. 16). — L. Crassitius, ein Freigelassener aus Tarent, anfangs an der Bühne, dann in einer Winkelschule thätig, machte sich durch seinen Commentar zu der Smyrna des Helvius Cinna berühmt und erfreute sich schon als Lehrer eines gleichen Rufes und Zulaufes wie Verrius Flaccus, als er die Lehrthätigkeit aufgab und zur Philosophie überging (ib. 16).

Die drei bedeutendsten Grammatiker unter Augustus waren Verrius Flaccus, Hyginus und Melissus. — Der Freigelassene M. Verrius Flaccus war als Lehrer besonders geschätzt. Er führte schriftliche Preisarbeiten über ein von ihm

selbst den Schülern gegebenes Thema ein; der Preis bestand in einem durch sein Alter oder seine Schönheit oder seine Seltenheit werthvollen Buche. Augustus erwählte ihn zum Lehrer seiner Enkel und nahm ihn mit seiner ganzen Schule in das Palatium auf. Er starb hochbetagt unter Tiberius. Die Pränestiner ehrten ihn durch eine Statue auf dem Forum ihrer Stadt, wo der von ihm geordnete Festkalender, in Marmor eingegraben, aufgestellt war (Suet. ib. 17). Von diesen fasti Praenestini sind noch Bruchstücke vorhanden, welche die Monate Januar bis April und December enthalten. Von seinem wichtigsten grammatisch-antiquarischen Werke de verborum significatu, dessen Stoff alphabetisch geordnet war, hat S. Pompeius Festus, dessen Zeitalter unbekannt ist, frühestens aber in die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts fällt, eine epitome in 20 Büchern mit Benutzung auch anderer Schriften des Verrius veranstaltet, und davon hat der Priester Paulus, dem man gewöhnlich irrig den Beinamen Diaconus giebt, unter Karl dem Großen einen Auszug gemacht. Während wir diesen noch ganz besitzen, ist von des Festus epitome nur die zweite Hälfte (M—V) in einem sehr lückenhaften Zustande vorhanden. Eine andere Schrift des Verrius Flaccus: de orthographia, wurde von dem Grammatiker Scribonius Aphrodisius, dem Sclaven und Schüler des Orbilius und Freigelassenen der Scribonia, der früheren Gemahlin des Augustus, heftig mit persönlichen Anzüglichkeiten angegriffen (Suet. ib. 19). Endlich hat Verrius Flaccus auch libri rerum memoria dignarum geschrieben (Gell. IV, 5).

C. Julius Hyginus, ein Freigelassener des Augustus, aus Spanien oder nach Anderen aus Alexandrien, war ein Schüler und Nachahmer des griechischen Grammatikers Cornelius Alexander, der den Beinamen Polyhistor hatte. Hyginus wurde von Augustus zum Bibliothekar der Palatina ernannt, setzte aber auch als solcher noch seinen Unterricht fort. Er war ein intimer Freund des Ovid (Suet. gramm. 20). Seine literarische Thätigkeit erinnert durch ihre Vielseitigkeit an die des Varro. Es werden außer Commentaren zu den Gedichten des Virgil, dem er nach Columella (I, 1, 13) auch bei der Abfassung der Georgica zur Hand gegangen ist, historische und antiquarische (de vita rebusque illustrium virorum; exempla; de familiis Troianis), geographische (de situ urbium Italicarum), theologische (de dis penatibus; de proprietatibus deorum) und landwirthschaftliche (de agricultura, de apibus) Schriften von ihm erwähnt. Ueberliefert sind uns unter dem Namen des Hygin zwei mythologische Schulbücher: eine Sammlung von 277 fabulae in einer schlechten Schreibart, ein durch fremde Zusätze erweiterter Auszug aus einem genealogiae betitelten Werke, trotz seines zerrütteten Zustandes wichtig durch die ausgedehnte Benutzung der griechischen Dramatiker, und eine

am Schlusse verstümmelte Schrift de astronomia, nach griechischen Quellen, besonders Eratosthenes gearbeitet, in etwas besserer Schreibweise. Sicher ist durch ein Citat in dem letzteren Werke aus den dem ersteren zu Grunde liegenden genealogiae, daß beide von demselben Verfasser herrühren, zweifelhaft aber, ob dies der obige Hyginus ist.

C. Melissus aus Spoletum, von Augustus und Maecenas, dessen Freigelassener er war, sehr geschätzt, ward von Ersterem zum Bibliothekar der Octaviana ernannt. In seinem 60. Jahre fing er an, eine Sammlung von Anekdoten unter dem Titel ineptiarum libellus anzulegen, und brachte 150 solcher libelli zusammen. Auch erfand er, wie schon erwähnt, eine neue Gattung von Togaten, die er trabeatae nannte (Suet. gramm. 21).

4. Jurisprudenz.

Das Bedürfniß einer systematischen Behandlung der Rechtswissenschaft, die bisher mehr praktische Routine gewesen war, erkannte Cicero, und in seiner verlorenen Schrift de iure civili in artem redigendo (Gell. I, 22) scheint er im Allgemeinen den Weg gezeigt zu haben, den die Jurisprudenz einschlagen müsse, um zur Wissenschaft zu werden. Sein Altersgenosse und Freund, der vielseitig gebildete Servius Sulpicius Rufus, Consul 703 (51), Anhänger Caesar's und von diesem 708 (46) zum Statthalter der Provinz Achaia gemacht, gestorben 711 (43) als Gesandter des Senats an Antonius auf der Reise nach Mutina, übte den bedeutendsten Einfluß auf die systematische Ausbildung der Rechtswissenschaft, der er sich vorzugsweise zugewandt hatte, nachdem er den Wettstreit mit Cicero als Redner aufgegeben. Er hinterließ beinahe 180 Schriften juristischen Inhaltes. Sein Lob hat Cicero an mehreren Stellen ausgesprochen. „Er hätte vielleicht," sagt er (Brut. 41), „den ersten Rednern gleich kommen können; doch zog er es vor, von allen seinen Zeitgenossen und Vorgängern weitaus der Erste in der Kenntniß des bürgerlichen Rechtes zu sein. Große praktische Erfahrung besaßen auch Andere, er allein aber zugleich die Kunst der systematischen Behandlung, zu der er niemals durch die bloße Kenntniß des Rechtes gelangt wäre, hätte er nicht zugleich dialektische Ausbildung besessen. Mit dieser verband er wissenschaftliche Kenntniß und Eleganz der Rede, wie man sie aus seinen unvergleichlichen Schriften leicht ersehen kann."

Unter seinen Schülern sind die ausgezeichnetsten A. Ofilius und P. Alfenus Varus. Ersterer war ein Freund des Caesar, den er bei seinem Plane, das gesammte ius civile in ein Gesetzbuch zu sammeln (Suet. Caes. 44), unterstützte; er behandelte in einer

großen Zahl von Schriften das gesammte Rechtsgebiet. — Alfenus Varus war nach dem Scholiasten zu Hor. sat. I, 3, 130 ein Schuster in Cremona, der sein Handwerk aufgab und nach Rom wanderte, wo er es durch seine bei Sulpicius erworbenen Kenntnisse so weit brachte, daß er 715 (39) cons. suff. wurde. Horaz, der in der oben angeführten Stelle auf seine früheren Verhältnisse anspielt, bezeichnet ihn als vafer, ränkevoll. Er hat 40 Bücher digestorum geschrieben, von denen noch einige Fragmente erhalten sind.

Nicht minder berühmt war C. Trebatius Testa aus Velia in Lucanien. Cicero, der ihm wohlwollte, empfahl ihn, 700 (54), dem Caesar in Gallien (ad fam. VII, 5) und stand mit ihm in einem Briefwechsel (ad fam. VII, 6—22); auch hat er für ihn die Topica bearbeitet. Trebatius wußte sich die Gunst des Caesar zu erwerben; auch Augustus schätzte ihn sehr. Horaz hat ihm sat. II, 1 die Rolle seines Rechtsconsulenten zuertheilt. Er hat Vieles geschrieben, unter Anderem de religionibus und de iure civili.

Andere gleichzeitige und angesehene Juristen waren: Q. Aelius Tubero, als Verfasser eines annalistischen Werkes schon erwähnt und bekannt als der Ankläger des Ligarius, nach dessen Begnadigung durch Caesar in Folge von Cicero's beredter Vertheidigung er sich ganz der Rechtswissenschaft widmete und mehrere juristische Schriften, so de officio iudicis, verfaßte; C. Aelius Gallus, der de verborum, quae ad ius civile pertinent, significatione schrieb; der von Horaz (epist. II, 3, 371) wegen seines Wissens gerühmte A. Cascellius, ein Mann von echt republikanischer Gesinnung und unerschrockenem Freimuthe: er wagte es, die Schenkungen der Triumvirn durch die Weigerung, über irgend eine derselben eine gerichtliche Handlung vorzunehmen, als außerhalb der gesetzlichen Ordnung stehend zu bezeichnen, und als ihn seine Freunde wegen seiner allzufreien Aeußerungen über die Zeitverhältnisse warnten, sagte er, die beiden Dinge, die sonst in den Augen der Menschen das Bitterste wären, nämlich das Greisenalter und die Verwaistheit, gäben ihm eine große Freiheit (Val. Max. VI, 2, 12); das ihm von Augustus angebotene Consulat schlug er aus (Pomp. dig. I, 2, 2, 45).

Während der Republik stand der Rechtsgelehrte dem Redner an Wirksamkeit und Ansehen nach; als aber in der Monarchie die Redner von der öffentlichen Bühne abtraten, da war das Feld den Rechtsgelehrten allein überlassen, und bald bildete der Stand der Juristen den angesehensten und einflußreichsten im Staate. Nicht wenig trug zur Erhöhung ihres Ansehens die Einrichtung des Augustus bei, daß sie von dem Staatsoberhaupte zur Ertheilung von Rechtsgutachten (responsa) autorisirt wurden und diese gesetzliche Kraft erhielten. Ihr Wirkungskreis erweiterte sich, da

sie meist die Hof-, Staats- und Verwaltungsämter bekleideten, und gleichzeitig wurde ihre Thätigkeit in Lehre und Schrift eine größere und umfassendere. Sie bestimmten als Rathgeber der Kaiser, von denen jetzt allein alle Gesetzgebung ausging, die Principien derselben, und so kam in die Masse der Gesetze mehr Einheit, wodurch ihre systematische Darstellung erleichtert wurde. — Unter Augustus waren es zwei Juristen, Q. Antistius Labeo und C. Ateius Capito, die für die nächsten Zeiten die Richtungen bestimmten, welche die Rechtswissenschaft einschlug. Sie wurden als die Begründer der beiden später nach ihren Hauptvertretern Masurius Sabinus, dem Anhänger des Capito, und Proculus, dem des Labeo, benannten Schulen der Sabinianer und Proculianer betrachtet. Labeo, ein Schüler des Trebatius, war ein Mann von republikanischer Gesinnung, die ihn vom Hofe fernhielt. Er erfuhr daher von Augustus die Zurücksetzung, daß das Consulat dem jüngeren, höfisch gesinnten Capito vor ihm übertragen wurde, 758 (4), weshalb er die ihm später angetragene Würde zurückwies. Während Capito, ein Schüler des Ofilius, auf dem überlieferten Standpuncte verharrte, suchte der geistreiche und vielfach gebildete Labeo seine Wissenschaft wei erzubilden. Seine literarische Thätigkeit, der er die Hälfte des Jahres auf seinem Gute ausschließlich widmete, war sehr bedeutend, indem seine Schriften 400 Bücher umfaßt haben sollen. Von Capito, der 775 (21 n. Chr.) starb, werden coniectanea, ein liber de pontificio iure u. A. erwähnt. — Eine kurze, aber treffende Charakteristik beider Männer giebt Tacitus (annal. III, 75): „Jene Zeit brachte diese beiden Zierden des Friedens hervor. Aber Labeo war von unverfälschter Freiheitsliebe und deshalb auch sein Name gefeierter; den Capito machte seine Ergebenheit den Herrschern angenehmer: jenem, weil er es nicht über die Praetur hinaus brachte, diente die Zurücksetzung zur Empfehlung, diesem, weil er das Consulat erlangt hatte, erregte der Neid Haß.“ Bezeichnend sind auch die beiden Anekdoten, die Sueton von ihnen erzählt. Labeo gab einst bei einer Senatorenwahl seine Stimme dem M. Lepidus, der als Feind des Augustus in der Verbannung lebte. Als ihn Augustus fragte, ob er keinen Würdigeren kenne, sagte er: „Ein Jeder hat sein freies Urtheil“ (Suet. Aug. 54). Der Grammatiker M. Pomponius Marcellus hatte einst den Tiberius wegen eines Sprachfehlers getadelt. Hierauf bemerkte Capito: „Was Tiberius gesagt hat, ist gutes Latein, und wäre es auch nicht, so müßte es von jetzt an dafür gelten.“ — „Capito lügt,“ sagte Marcellus; „denn du kannst, Caesar, zwar Menschen, aber nicht Wörtern das Bürgerrecht verleihen“ (Suet. gramm. 22).

5. Philosophie.

Zeigte sich schon in den letzten Zeiten der Republik ein ausgedehntes Interesse an der Philosophie, so ist dieses in der Zeit des Augustus in noch höherem Maße verbreitet. Bei allen bedeutenderen Schriftstellern dieses Zeitraumes finden sich die deutlichsten Spuren von Vertrautheit mit philosophischen Studien. Daß Augustus selbst und Livius philosophische Schriften verfaßten, ist schon erwähnt. Der bedeutendste Vertreter der Philosophie unter Augustus und Begründer einer eigenen Schule ist Q. Sextius Niger und neben ihm sein gleichnamiger Sohn. Der Vater Sextius stammte noch aus den letzten Zeiten der Republik; denn Seneca (ep. 98) berichtet von ihm, daß er, durch seine Geburt auf die politische Laufbahn hingewiesen, die ihm von Caesar angebotene Senatorwürde ausgeschlagen habe. Derselbe charakterisirt ihn als einen strengen Mann, der in griechischen Worten, aber im Geiste der römischen Sitten Philosophie lehrte (ep. 59), und nennt ihn einen Stoiker, wenn er es auch nicht Wort haben wolle (ep. 64). Seine Philosophie, die eine Vermittlung zwischen der stoischen und pythagoreischen Richtung erstrebt zu haben scheint, war vornehmlich auf die sittliche Veredelung des Menschen gerichtet. Juppiter selbst, pflegte er zu sagen, vermöge nicht mehr als ein guter Mensch (Sen. ep. 73). Am Tagesschlusse pflegte er an sich selbst die Frage zu stellen: welchen Fehler an dir hast du heute geheilt? (ib. de ira III, 36). Nüchternheit und Enthaltsamkeit bezeichnete er als den Weg zu den Gestirnen (ib. ep. 73). Wie Pythagoras drang er auf Enthaltung von Fleischnahrung, nicht aber wie dieser auf Grund der Lehre von der Seelenwanderung, sondern weil sie die Grausamkeit und Ueppigkeit förderе und überdies auch ungesund sei (ib. 108). In seinen in griechischer Sprache geschriebenen Schriften, deren Lebhaftigkeit und Kraft Seneca mehrfach rühmt, schilderte er die Seligkeit des glücklichen Lebens so, daß er den Leser nicht entmuthigte, sondern vielmehr mit hohem Selbstvertrauen, sie erreichen zu können, erfüllte (ib. 64). Erhalten hat sich unter seinem Namen eine Spruchsammlung in griechischer Sprache (*Σέξτου τοῦ Πυθαγορείου γνῶμαι*), die eine monotheistische und asketische Richtung zeigt und von Rufinus im 4. Jahrhundert in's Lateinische übersetzt wurde. — Der Secte der Sextier schloß sich außer dem oben erwähnten Grammatiker L. Crassitius besonders Papirius Fabianus an, früher als Rhetor Schüler und Nachahmer des Arellius Fuscus (Sen. contr. II praef.), als philosophischer Schriftsteller von dem Philosophen Seneca in stilistischer Beziehung unmittelbar hinter Cicero und Livius gestellt (ep. 100). Derselben Richtung gehörte der in der Zeit des Tiberius zu erwähnende encyklopädische Schriftsteller

Cornelius Celsus an (Quint. X, 1, 124), und wie es scheint, auch Sotion, der Lehrer des Philosophen Seneca. So schnell aber die Secte der Sextier Anhang gefunden hatte, so schnell verschwand sie auch wieder (Sen. quaest. nat. VII, 32).

6. Reale Wissenschaften.

Die von Varro und Nigidius gegebene Anregung zur schriftstellerischen Behandlung der Mathematik und Astronomie scheint ohne nachhaltige Wirkung geblieben zu sein; die einzige uns bekannte Schrift dieser Art aus der augustischen Zeit ist das astronomische Lehrgedicht des Manilius. Dagegen vollbrachte diese Zeit eine bedeutende Leistung der angewandten Mathematik, die Vermessung des römischen Weltreiches, die schon von Caesar im Jahre 710 (44) begonnen, unter Agrippa's Leitung 735 (19) vollendet wurde. Die Resultate dieser Aufnahme der Welt hatte Agrippa in chorographischen Commentarien niedergelegt und für den Entwurf einer Weltkarte verwerthet; bei seinem Tode ertheilte er seiner Schwester testamentarisch den Auftrag, darnach für eine öffentliche Säulenhalle eine große Welttafel anfertigen zu lassen, die denn auch später in der von seiner Schwester und Augustus ihm zu Ehren errichteten und seinen Namen führenden Säulenhalle aufgestellt wurde.

Schon in den letzten Zeiten der Republik hatte die Architektur schriftstellerische Behandlung gefunden, zuerst durch einen gewissen Fuficius, dann durch Varro in seinen disciplinae und durch einen P. Septimius. Ihr Nachfolger war unter Augustus Vitruvius, in dessen Lehrbuche über die Baukunst uns die einzige römische Schrift über diesen Gegenstand erhalten ist. Nach der Vorrede zum ersten Buche war Vitruvius Pollio unter Caesar und Augustus Kriegsbaumeister; nachdem ihm in seinem Alter seine Gönnerin Octavia, Augustus' Schwester, eine Pension erwirkt hatte, verwandte er seine Muße auf die Ausarbeitung der 10 Bücher über die Baukunst, de architectura libri X. Das Werk ist dem Augustus gewidmet, dem der Verfasser, wie er sagt, alle Regeln der Baukunst mittheilen will, damit er die von ihm aufgeführten oder noch aufzuführenden Gebäude prüfen könne. Nach den darin enthaltenen Notizen über öffentliche Bauwerke in Rom fällt die Abfassungszeit zwischen 738—740 (16—14). Die Anordnung ist eine natürliche und einfache: Buch I handelt von der Architektur im Allgemeinen und von den Erfordernissen eines Baumeisters; Buch II von den Baumaterialien; Buch III von dem Baue der Tempel; Buch IV von den Säulenordnungen; Buch V von der Anlage öffentlicher Plätze und Gebäude; Buch VI von

den Privatgebäuden in der Stadt und auf dem Lande, im griechischen und römischen Stile; Buch VII von dem Schmucke der Gebäude; Buch VIII von der Anlegung der Wasserleitungen; Buch IX von der Verfertigung der Sonnenuhren; Buch X von der Mechanik. — Vitruv hat theils aus griechischen Werken geschöpft, die er namentlich VII, prooem. 11—14 aufzählt, theils seine eigenen Erfahrungen benutzt. Eine eigentlich wissenschaftliche Bildung ging ihm, scheint es, ab; selbst seine griechischen Quellen hat er oft mißverstanden. Zwar rühmt er selbst seine gute Erziehung (VI, prooem. 4); doch offenbart sich eine solche durchaus nicht aus seiner Schrift, vielmehr zeugt sie von der Eitelkeit eines Handwerkers, der für einen Gelehrten gelten will und daher viel ungehöriges Wissen in seinen Vortrag einmengt und seiner oft plebejischen Sprache durch gekünstelte und geschraubte Ausdrücke einen gelehrten Anstrich zu geben sucht, wenn er auch versichert, daß er sich vorgenommen habe, über seinen Gegenstand nicht wie ein großer Philosoph oder ein beredter Rhetor oder ein geübter Grammatiker, sondern wie ein seines Faches kundiger Baumeister zu schreiben (I, 1, 17). — Von des Vitruvius Werk ist auch noch ein Auszug unter dem Titel de diversis fabricis architectonicae von einem unbekannten Verfasser und aus unbekannter Zeit vorhanden.

Die Leistungen in den Naturwissenschaften, abgesehen von dem trefflichen Lehrgedichte des Lucretius, beschränkten sich auf Compilationen und Nachbildungen griechischer Werke, theils in Prosa, wie des Nigidius und Justinus Schriften de animalibus, theils in Versen, wie die Lehrgedichte des Macer, Ovid u. A.

Noch weniger ist von den schriftstellerischen Leistungen auf dem Gebiete der Heilkunst zu sagen, welche praktisch wie theoretisch überwiegend von Griechen getrieben ward. Versucht hatte sich auch auf diesem Gebiete Varro in seinen disciplinae. Spätes Machwerk sind die unter dem Namen des Antonius Musa, der Augustus von einer schweren Krankheit durch inneren und äußeren Gebrauch des kalten Wassers wieder herstellte, 731 (23), (Suet. Aug. 81; Dio Cass. LIII, 30) und dessen Wassercur auch Horaz mit Erfolg brauchte (epist. I, 15, 3), gehenden Schriften de herba betonica ad Agrippam und de tuenda valetudine ad Maecenatem. In griechischer Sprache verfaßte über Medicin ein Werk auch der Philosoph Sextius Niger.

Außer Varro und Virgil ist als Schriftsteller über Landwirthschaft der Grammatiker Hyginus schon oben erwähnt worden.

Dritter Abschnitt.

Die nach-classische Literatur.

Die Monarchie war in Rom durch Augustus factisch, aber nicht gesetzlich eingeführt worden; daher hat sie sich als legitime Staatsverfassung nie constituiren können und ist immer Usurpation geblieben. Die Kaiser waren sich bewußt, daß gegen sie die Schatten des Brutus und Cassius protestirten, und da die republikanischen Formen fortbestanden, so konnte sie der alte Römergeist, den auch Augustus gänzlich zu ersticken nicht vermocht hatte, immer wieder beleben. Diese Furcht trieb Tiberius zu dem Staatsstreiche, die Comitien an den servilen Senat zu übertragen und durch Erlassung des Majestätsgesetzes die Opposition mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Auch die nächsten Kaiser, Caligula, Claudius, Nero, glaubten sich nur durch den Schrecken halten zu können, dem sie selbst zum Opfer fielen. Die Empörungen der auswärtigen Legionen bewirkten den Sturz des julischen Hauses und erneuerten die Bürgerkriege, bis Vespasianus, der Kaiser des orientalischen Heeres, den Frieden und die Ruhe wiederherstellte. Das flavische Haus ging durch eine Palastrevolution unter, die der Schreckensregierung des Domitianus ein Ende machte. Es gelangte Nerva auf den Thron, und mit ihm führte eine Reihe trefflicher Regenten in durch Adoption geregelter Aufeinanderfolge eine Zeit der Ruhe und des Glückes herbei, die auch die Opposition zum Schweigen brachte.

Eine ungestörte Entwicklung der Literatur war unter solchen Verhältnissen nicht möglich. Die Masse des Volkes, immer mehr dem knechtischen Stumpfsinne verfallend, verlangte von den Kaisern nur Brot und Spiele. Die höheren Stände waren durch Luxus entnervt und ohne sittliche Kraft. Die Furcht hielt jede bessere Bestrebung zurück, und man suchte in sinnlichen Genüssen das Elend für den Augenblick zu vergessen, oder man schloß sich als feiles Werkzeug den Despoten an, um durch Schmeichelei und Angeberei Sicherheit des Lebens zu erkaufen. Unter den edelen Geschlechtern räumte die Wuth der tyrannischen Kaiser immer mehr auf; die Lücken füllten Freigelassene und aus den Provinzen Zugezogene, die keine Familientradition an die große Vergangenheit Roms knüpfte. Und dennoch konnte der Römergeist nicht gänzlich todt gemacht werden. Das freie Wort ließ sich trotz Angeber und Strafen selbst vor den Ohren der Kaiser zuweilen vernehmen und äußerte sich in Schriften, obschon mit Schwert und Feuer die Censur gegen Schriftsteller und ihre Werke geübt wurde. Die Literatur bildete allein noch eine sittliche Opposition,

und es ist anzuerkennen, daß verhältnißmäßig nur wenige Schriftsteller sich durch feile Schmeichelei schändeten. So lange der Druck der Kaiser dauerte, fehlte es nicht an edelen Männern, die ihre Stimme dagegen erhoben. Die milden Herrscher, die von Nerva an Gesetz und Gerechtigkeit wieder zur Geltung brachten, beschwichtigten die sittliche Empörung, und nachdem unter Trajan der Nachhall der letzten Stimmen verklungen war, trat unter Hadrian die völlige Erschöpfung des römischen Geistes zu Tage. Die Literatur siechte noch einige Jahrhunderte hin, anfangs in der pedantischen Benutzung der archaistischen Autoren vergeblich eine Belebung des alten römischen Geistes suchend, dann dem Einflusse der Provinzialen erliegend, bis die Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz, die Herrschaft des Christenthums und der Andrang der Barbaren die Auflösung herbeiführten. Die lateinische Sprache starb ab und machte in Italien und in den Provinzen den Volksdialekten Platz.

Die Literatur des ersten Jahrhunderts nach Christo, die des sogenannten silbernen Zeitalters, ist die letzte gewaltsame Kraftäußerung des römischen Geistes gegen die Vernichtung, die ihm der Despotismus der Kaiser droht. Die Todesahnung hat alle Lust des Lebens verscheucht: man fühlt sich in der Gegenwart unbehaglich und hat die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren. Das heitere Spiel der Dichtkunst ist verstummt, das freie Wort der Rede gefesselt; die Erinnerung an die großen und glücklichen Zeiten der Väter läßt nur die gegenwärtigen Uebel um so schmerzlicher empfinden. So trägt die Literatur im Allgemeinen einen ernsten und strengen Charakter; sie ist moralisirend oder satirisch, indem sie die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart bald durch Rüge und Ermahnung, bald durch Witz, Spott und Sarkasmus äußert. Wenn Augustus und seine Freunde klug sich bemühten, die Literatur in ihr Interesse zu ziehen, so stießen die nachfolgenden Kaiser die besseren Talente von sich, und es fanden sich nur wenige, meist geistlose Schriftsteller, die eine Art von höfischer Literatur vertraten. Der Eifer für Bildung war in Rom allgemein und die Anstalten, die jüngere Generation derselben zuzuführen, fast in überreichem Maße vorhanden; allein es fehlte an einer besonnenen, einheitlichen Leitung; die Richtungen zersplitterten sich. Es war nicht mehr, wie unter Augustus, der Hof, der den Ton angab; die Literatur war sich selbst überlassen. Wenn der Schriftsteller der augustischen Zeit nach Correctheit und Eleganz der Form strebte, so war jetzt der Drang, durch geistreichen und interessanten Inhalt zu wirken. Man ging mehr auf augenblicklichen Erfolg, als auf dauernden Einfluß aus; man fühlte, daß die Zeit dem Gedeihen classischer Werke nicht günstig sei, und hatte daher mehr die Mitwelt, als die Nachwelt vor

Augen. Die öffentlichen Recitationen und Declamationen forderten auf, nach Effect zu haschen. Man wählte schwierige und ungewöhnliche Aufgaben und suchte durch neue und überraschende Gedanken und durch eine originelle und auffallende Sprache zu blenden. So verfiel man oft in das Abstruse und in unnatürlichen Schwulst. Wenn auch besonnene Schriftsteller die Verirrungen der Enthusiasten oder caldi, wie man sie nannte (Sen. suas. III, 6), wohl erkannten und vermieden, so vermochten auch sie sich nicht gänzlich dem Einflusse der herrschenden rhetorischen Bildung zu entziehen, und daher trägt die Literatur dieses Zeitraumes mehr noch als die der vorigen Periode das rhetorische Gepräge. Selbst in den besseren Leistungen ist es nicht die geschmackvolle künstlerische Form, sondern der geistige Gehalt, der den Leser anzieht; sie haben daher weniger Aufnahme in den Schulen gefunden, sind aber zu jeder Zeit von Männern, die in ihnen Belehrung für das Leben und die Wissenschaft suchten, gern gelesen worden.

I. Die Literatur unter den Juliern.

a. Tiberius. 14—37 n. Chr.

Der Kaiser Tiberius war ein Mann von Bildung, aber ohne Geschmack. Er war auf Rhodus ein eifriger Zuhörer der Rhetoren und Grammatiker gewesen und zeigte auch später noch eine Vorliebe für Grammatiker, die er in seine Nähe zog und mit oft ungereimten und lächerlichen Fragen belästigte. Mit der griechischen und römischen Literatur beschäftigte er sich eifrig. Als Jüngling hatte er sich im Umgange mit dem alten Messalla Corvinus zum Redner ausgebildet. Was er aus dem Stegreif sprach, war in der Regel besser, als was er mit Sorgfalt ausgearbeitet hatte. Sein Stil war dunkel und affectirt. Schon Augustus warf ihm das Haschen nach veralteten und ungewöhnlichen Ausdrücken vor (Suet. Aug. 86). Auch mit der Poesie beschäftigte er sich. Er verfaßte ein lyrisches Gedicht auf den Tod des L. Caesar (conquestio de morte L. Caesaris) und schrieb griechische Gedichte nach dem Muster des Euphorion, Rhianus und Parthenius, die seine Lieblingsdichter waren und deren Schriften und Bildnisse er in den öffentlichen Bibliotheken neben die der ältesten und berühmtesten Dichter stellen ließ. Das Griechische sprach er leicht und fertig, machte aber selten Gebrauch davon. Im lateinischen Ausdruck war er ein strenger Purist (Suet. Tib. 70—71). Er hinterließ einen kurzen Abriß seines Lebens, in dem er die Wahrheit frech zu fälschen wagte (ib. 61). Diese seine Aufzeich-

nungen bildeten die einzige Lectüre des Kaisers Domitian (ib. Dom. 20).

Zu den Schriftstellern seiner Zeit stand Tiberius in einem durchaus feindlichen Verhältnisse. „Jede Beschuldigung," sagt Sueton (Tib. 61), „wurde als Todesvergehen betrachtet, und betraf sie auch nur wenige einfache Worte. Gegen einige Schriftsteller wurde auf der Stelle eingeschritten und ihre Schriften vernichtet, obwohl diese wenige Jahre vorher selbst in Gegenwart des Augustus vorgelesen worden waren und seine Billigung gefunden hatten. Einigen, die ins Gefängniß geworfen wurden, nahm er nicht blos den Trost der wissenschaftlichen Beschäftigung, sondern untersagte ihnen auch den Umgang und die Unterhaltung mit Anderen." — Unter die berühmtesten Opfer der Tyrannenwuth des Tiberius gehörten die Dichter Clutorius Priscus und Aelius Saturninus. Jener, ein römischer Ritter, hatte in einem Gedichte den Tod des Germanicus betrauert und dasselbe in dem Hause des P. Petronius vor einem Kreise edeler Frauen vorgelesen. Auf die Anzeige eines Angebers trug der designirte Consul Haterius Agrippa im Senat auf die Todesstrafe an. Nur Manius Lepidus wollte die Strafe in Verbannung gemildert wissen, und ihm stimmte der einzige Rubellius Blandus bei; die Uebrigen traten auf die Seite des Agrippa. Priscus wurde verhaftet und sogleich getödtet, 21 n. Chr. (Tac. ann. III, 49—51). — Aelius Saturninus wurde vom Capitol hinabgestürzt, weil er Spottgedichte auf Tiberius verfaßt hatte (Dio Cass. LVII, 22). — Mamercus Aemilius Scaurus, ein Urenkel des berühmten princeps senatus Scaurus (vgl. I, 248), ein Mann von lockeren Sitten, aber großen Fähigkeiten, namentlich rednerischen, die er jedoch aus Trägheit vernachlässigte (Sen. contr. praef. X), war einer früheren Anklage wegen Majestätsverbrechens entgangen (Tac. ann. VI, 9), wurde aber später wieder wegen Ehebruches und Zauberei, in der That aber wegen einiger Stellen in seiner Tragödie Atreus, die auf Tiberius Beziehung haben sollten, angeklagt. Der Senat verurtheilte sieben Reden, die er herausgegeben hatte, und wahrscheinlich auch seine Tragödie zur Vernichtung durch Feuer, und Scaurus gab sich selber den Tod auf die Aufforderung seiner Gemahlin Sextia, die mit ihm starb, 34 n. Chr. (Tac. ann. VI, 29; Dio Cass. LVIII, 24). — Vor Allen beklagt wurde der Tod des edelen Cremutius Cordus. Er war Verfasser einer freimüthigen Geschichte der Bürgerkriege und des Augustus. Weil er in seinen Annalen Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte, wurde er, im Jahre 25, von Clienten des Seianus angeklagt, und Tiberius gestattete ihm die Vertheidigung im Senat. Tacitus (ann. IV, 34—35) läßt ihn in seiner Vertheidigungsrede sich auf das Beispiel des Livius be-

rufen, der den Pompeius gerühmt und sich dennoch nicht die Freundschaft des Augustus verscherzt habe; derselbe habe den Scipio, Afranius, ja selbst den Cassius und Brutus, nirgends als Räuber und Mörder, Titel, die man ihnen jetzt beilege, sondern häufig als ausgezeichnete Männer erwähnt. Aehnlich haben Asinius Pollio und Messalla Corvinus sie in ihren Schriften gerühmt, und Beide haben in Wohlstand und Ansehen bis an ihr Ende gelebt. Auf des Cicero Lobrede des Cato habe der Dictator Caesar nur mit einer Gegenrede geantwortet. Die Schmähungen eines Antonius und Brutus, die Spottgedichte eines Bibaculus und Catullus haben Caesar und Augustus unbeachtet gelassen, und mit Recht: denn verachtet falle dergleichen bald in Vergessenheit; erzürne man sich aber darüber, so scheine man die Wahrheit anzuerkennen. „Die Nachwelt," so schloß Cordus seine Rede, „wiegt einem Jeden seine Ehre ab, und sollte ich verurtheilt werden, so wird es nicht an Leuten fehlen, die neben Brutus und Cassius auch meiner gedenken werden." Cordus entging der Strafe durch freiwilligen Hungertod. Der Senat bestimmte, daß seine Schriften durch die Aedilen verbrannt werden sollten. „Aber," fügt Tacitus hinzu, „sie haben sich dennoch erhalten, indem sie verborgen und später herausgegeben worden sind. Um so mehr mag man die Gedankenlosigkeit derer verlachen, welche glauben, es könne durch ihre augenblickliche Gewalt auch das Andenken der Folgezeit ausgelöscht werden; denn es wächst im Gegentheil durch die Bestrafung der großen Geister ihr Ansehen, und die auswärtigen Könige und die sich gleicher Wuth schuldig machten, haben sich selbst dadurch nur Schande, Jenen aber Ruhm erworben." Die Tochter des Cordus, Marcia, an die der Philosoph Seneca später ein Trostschreiben gerichtet hat, rettete Exemplare der Schriften ihres Vaters und veröffentlichte sie später wieder (Sen. cons. ad Marc. 1) mit Genehmigung des Caligula (Suet. Cal. 15), freilich nach Entfernung vieles Anstößigen (Quint. X, 1, 104). — Die Laune des Kaisers begnadigte zuweilen Schuldige: so erließ er dem C. Cominius, einem Ritter, der ein Schmähgedicht auf ihn verfaßt hatte, die Strafe auf die Bitte seines Bruders, der Senator war (Tac. ann. IV, 31).

Nicht blos gegen Schriftsteller, sondern auch gegen Schauspieler richteten sich die Maßregeln der Censur. Anzügliche Stellen wurden von den Zuschauern beklatscht, und häufig wagten die Schauspieler selbst freie Aeußerungen, besonders in der atellanischen Volksposse, die um diese Zeit Mummius, nachdem sie nach Pomponius und Novius anfangs durch den Mimus und dann durch den Pantomimus lange vom Theater verdrängt gewesen war, wieder erweckt hatte. Daher stellte der Kaiser selber, im Jahre 23, nach mannigfaltigen und vergeblichen Klagen der Praetoren

im Senat den Antrag, gegen ihre Frechheit einzuschreiten. Sie ließen sich, äußerte er, bei ihrem öffentlichen Auftreten aufrührerische Reden und in ihrem Privatleben Schändlichkeiten zu Schulden kommen; besonders sei die ehemalige oskische Posse, eine nichtsnutzige Ergötzung des gemeinen Volkes, zu einem solchen Grade von Macht und Frechheit gelangt, daß sie durch das Ansehen des Senats beschränkt werden müsse. Die Schauspieler wurden hierauf aus Italien vertrieben (Tac. ann. IV, 14).

Die Regierung des Tiberius wirkte erstarrend auf die Literatur. Keine Zeit des ersten Jahrhunderts ist so unergiebig als diese. Erhalten haben sich uns aus derselben nur wenige Denkmäler, die zudem von keiner hervorragenden Bedeutung sind: aus der prosaischen Literatur die rhetorischen Schriften des Seneca und Rutilius Lupus, die historischen des Velleius und Valerius Maximus und die medicinische des Celsus, aus der poetischen das astronomische Lehrgedicht des Germanicus und die Fabelsammlung des Phaedrus.

1. Annaeus Seneca. Rutilius Lupus.

Annaeus Seneca, ritterlichen Standes, war noch zur Zeit der Republik in Corduba in Spanien geboren. Die Bürgerkriege hinderten ihn nach Rom zu kommen, wo er, wie er selber bemerkt (contr. I. praef.), noch hätte Cicero hören können. Erst nachdem Octavianus die Ruhe hergestellt hatte, begab er sich nach Rom, wo er mit seinem Landsmanne und Busenfreunde Latro bei dem Rhetor Mamurra studirte und mit den berühmtesten Rhetoren und Rednern in nähere Verbindung trat. Später ist er mindestens noch ein Mal in Rom gewesen, da er angiebt, den Pollio wie in der Blüthe seiner Jahre, so auch nachher als Greis gehört zu haben (contr. praef. IV). Auf längeren Aufenthalt läßt seine genaue Kenntniß der damaligen Rhetoren schließen. Schon in vorgerückteren Jahren verheirathete er sich in seiner Vaterstadt mit der Helvia, die ihm drei Söhne gebar, Novatus, L. Seneca und Mela. Er muß ein sehr hohes Alter erreicht haben, da er einen Theil seiner rhetorischen Schriften nach dem Tode des Aemilius Scaurus, 34 n. Chr. (suas. II, 22), ja sogar, wie es nach der Art seiner Aeußerungen über Tiberius sehr wahrscheinlich ist, erst nach dem Ableben dieses verfaßt hat. Sein Sohn, der Philosoph Seneca, der sein Leben beschrieben, nennt ihn einen Mann von alter Strenge (antiquus rigor) und dem Brauche der Vorfahren ergeben (ad Helv. matr. 17, 3), und als ein solcher zeigt er sich auch in seinen erhaltenen Schriften.

Außer einem von ihm nicht mehr veröffentlichten, vom Anfange der Bürgerkriege, „von wo an zuerst die Wahrheit rückwärts ging“ (unde primum veritas retro abiit), bis fast zu seinem Todestage fortgeführten Geschichtswerke, von dem uns ein Fragment der erwähnten Biographie seines Sohnes Kunde giebt, trug er auf den Wunsch seiner Söhne in seinem Alter eine Sammlung von Controversen und Suasorien berühmter Rhetoren, die er selbst gehört hatte, unter dem Titel oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores zusammen. Bei seinem ausgezeichneten Gedächtnisse, das, wie er selber sagt (contr. I, praef.), an das Wunderbare grenzte, war es ihm möglich, noch als Greis das, was er in seinen früheren Jahren gehört hatte, wiederzugeben. Die Sammlung der im Ganzen 35 Controversen bestand aus zehn Büchern, wovon wir noch I, II, VII, IX, X und von III und IV die praefationes ziemlich vollständig, das Uebrige in einem das Ganze umfassenden Auszuge aus dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. besitzen. Die Sammlung der in einem Buche vereinigten 7 Suasorien ist erst nach den Controversen verfaßt (contr. II, 4), aber diesen nach der im rhetorischen Unterrichte üblichen Reihenfolge von Alters her vorangestellt. Die den einzelnen Büchern der Controversen vorangeschickten praefationes enthalten meist biographische und kritische Notizen über die wichtigsten Rhetoren. Bei den einzelnen Controversen wird zuerst das Gesetz angegeben, das für den Fall in Anwendung kommt; dann das Thema; hierauf folgen die Ansichten (sententiae) der Rhetoren für und gegen die Sache, dann die Eintheilung in einzelne Fragen (divisio), deren sich die verschiedenen Rhetoren bedienten, und endlich die geltend gemachten Beschönigungsgründe (colores) des Vergehens. Häufig fügt der Verfasser historische und kritische Bemerkungen hinzu. — Seneca glaubte, wie er selbst angiebt, einem Zeitbedürfnisse zu genügen, wenn er solche Sammlungen zusammentrug, die neben der historischen Kenntniß der berühmtesten Rhetoren eine reiche Auswahl rhetorischer Stilproben darboten. Er klagt in der Vorrede zum ersten Buche der Controversen über den schnellen Verfall der Beredtsamkeit, deren Höhepunct er in Cicero und seinen Zeitgenossen sieht, und über die Trägheit und Verweichlichung der Jugend, die auf keine ehrbare Sache mehr ihren Fleiß wende. „Um so lieber,“ redet er seine Söhne an, „will ich eueren Wunsch erfüllen und werde Alles, was ich an beredten Aeußerungen der berühmtesten Männer im Gedächtnisse habe, der Gesammtheit widmen, damit sie nicht im Besitze eines Einzelnen bleiben. Jenen Männern selbst aber glaube ich einen großen Dienst zu erweisen, da ihnen sonst die Vergessenheit droht, wenn nicht den Nachkommen Mittheilungen über sie gemacht werden, wodurch sich ihr Andenken fortpflanze; denn es giebt entweder gar keine Aufzeichnungen von den berühm-

testen Declamatoren, oder, was noch schlimmer ist, gefälschte. Daher will ich, damit sie weder unbekannt, noch in anderer Gestalt, als sie es verdienen, bekannt sind, mit der größten Gewissenhaftigkeit einem Jeden das Seine zuertheilen. Ich glaube aber Alle, die in der Beredtsamkeit einen großen Namen hatten, mit Ausnahme Cicero's gehört zu haben." Unter der Menge der Declamatoren, von denen er Proben giebt, sind die am häufigsten genannten die oben (p. 151 ffg.) angeführten Redner und Rhetoren. — Für uns sind die Sammlungen wichtig, theils wegen der historischen Notizen, theils weil sie uns ein anschauliches Bild von den rhetorischen Leistungen zur Zeit des Augustus und Tiberius geben.

Ein anderer rhetorischer Schriftsteller aus dieser Zeit ist P. Rutilius Lupus, von dessen Schrift über die Redefiguren (schemata dianoeas et lexeos, gewöhnlich betitelt de figuris sententiarum et elocutionis) sich zwei die schemata lexeos behandelnde Bücher erhalten haben. Das Werk ist die verkürzte Uebersetzung einer griechischen Schrift des jüngeren Gorgias (II, 12; Quint. IX, 2, 102), eines Rhetors in Athen, der den Sohn des Cicero unterrichtet hat. Sein besonderer Werth besteht in den meisterhaften Uebersetzungen von Stellen aus griechischen, zum Theil verlorenen Rednern. Benutzt ist es in dem wahrscheinlich ganz späten carmen de figuris vel schematibus in 186 Hexametern, in dem jede Redefigur in 3 Versen behandelt wird.

2. Velleius Paterculus. Valerius Maximus.

Alle Geschichtswerke, die sich mit mehr oder minderer Freimüthigkeit über die Vergangenheit und Gegenwart äußerten, sind verloren, so die Schriften des Cremutius Cordus, die er, wie Seneca sagt (cons. ad Marc. 1), mit seinem Blute geschrieben hat, und die des Aufidius Bassus, der eine von Quintilian (X, I, 103) gerühmte Geschichte des germanischen Krieges und eine von dem älteren Plinius (praef. 20) fortgesetzte Geschichte seiner Zeit verfaßt hat. — Erhalten sind die Schriften zweier Historiker, die im Sinne der herrschenden Macht schrieben, des Velleius und Valerius Maximus.

M. Velleius Paterculus stammte wahrscheinlich aus Capua (I, 7). Sein Großvater, C. Velleius, diente als praefectus fabrum unter Pompeius, M. Brutus und Tiberius Claudius Nero, dem Vater des nachmaligen Kaisers (II, 76), sein Vater als praefectus equitum unter Tiberius (II, 104), und er selber war zuerst Kriegstribun in Thracien und Macedonien, durchzog dann, ebenfalls als Tribun, mit C. Caesar den Orient (II, 101) (1 n. Chr.),

folgte später (4 n. Chr.) seinem Vater im Amte eines praefectus equitum im Heere des Tiberius und begleitete theils als Praefect, theils als Legat den Tiberius acht Jahre lang auf allen seinen Feldzügen in Deutschland, Pannonien und Dalmatien (II, 104; 113), selbst auch während der Zeit seiner Quaestur (7 n. Chr.) (II, 111). Als Tiberius den Triumph in Rom feierte (12 n. Chr.), war er im Gefolge desselben „unter den vorzüglichsten, mit den vorzüglichsten Geschenken geschmückten Männern“ (II, 121). Im Jahre 15 bekleidete er die Praetur, zu der er noch von Augustus und von Tiberius empfohlen worden war (II, 124). Später scheint er sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen und in Muße den Studien gelebt zu haben; doch stand er wahrscheinlich immer zu Tiberius und seinem Hofe in einer freundschaftlichen Beziehung. Wann er gestorben, ist unbekannt.

Wir besitzen von ihm einen kurzen Abriß (artatum opus, II, 86) der römischen Geschichte (historiae Romanae ad M. Vinicium cos. libri II), der der Vorläufer eines ausführlicheren, aber wahrscheinlich nicht zur Ausführung gekommenen Werkes sein sollte (II, 48, 6). Der Abriß selbst ist eine Gelegenheitsschrift, dem für das Jahr 30 zum Consul designirten M. Vinicius gewidmet und in den wenigen Monaten entstanden, welche zwischen der Ernennung des Vinicius und dem Antritte des Amtes lagen. Velleius gesteht an mehreren Stellen die Eilfertigkeit ein, mit der er das Buch angefertigt hat. „In meiner sich überstürzenden Eile,“ sagt er unter Anderem (I, 16), „die mir gleich einem Rade oder jähen Strudel und Wirbel nirgends einen Stillstand gestattet, muß ich eher manches Nothwendige übergehen, als auf Ueberflüssiges eingehen.“ — Velleius ist nicht ohne Bildung und Geist, wiewohl er einen eigentlichen Beruf zu einem Historiker nicht hatte. Ihm fehlte eine gründliche wissenschaftliche Kenntniß und der unbefangene Blick eines unabhängigen Mannes. Durch das Dienstverhältniß seiner Familie zu der Familie des Tiberius, das sich vom Großvater bis auf den Enkel fortgeerbt hatte, war er mit dem Herrscherhause gleichsam verwachsen, und ebenso schrieb sich wahrscheinlich die Anhänglichkeit an seinen Gönner Vinicius von seiner frühen Jugend her, da er unter dessen Vater die ersten Kriegsdienste gethan hatte. Er erscheint daher als ein Bewunderer und Lobredner des Tiberius und seines Hofes. Wir thun ihm aber Unrecht, wenn wir ihn für einen feilen Schmeichler halten wollten; er brauchte nicht um die Gunst des Kaisers zu werben, da er sie schon besaß, und nach höheren Aemtern und Auszeichnungen scheint er auch nicht gestrebt zu haben: doch mochte ihm natürlich Alles daran liegen, sich die Gunst seines Kaisers und seiner Gönner dauernd zu erhalten. Er war Nichts, als ein aufrichtiger und begeisterter Royalist nnd ein geschmeidiger Hofmann,

der seine devote Gesinnung in überschwänglicher Weise kund thun zu müssen glaubte. Er hat ein patriotisches Gefühl für die Größe Roms; nur findet er den Glanzpunct der römischen Geschichte nicht in der Zeit der freien Republik, sondern in der Monarchie. Rom ist nach langen Wirren und Kämpfen zu dem ruhigen Genusse seiner Größe erst durch Augustus gelangt, indem dieser nur die alte gesetzliche Ordnung wieder hergestellt und für die Zukunft befestigt hat. „Durch ihn," sagt er (II, 89), „sind die inneren Kriege beendet, die äußeren begraben, der Friede zurückgerufen, die Wuth der Waffen überall eingeschläfert, den Gesetzen die Macht, den Gerichten das Ansehen, dem Senat die Würde wiedergegeben, die Herrschaft der Obrigkeiten auf ihr altes Maß zurückgeführt worden. Nachdem jene ehrwürdige und alte Staatsverfassung wieder eingeführt war, kehrte den Aeckern die Bebauung, den Heiligthümern die Verehrung, den Menschen die Sicherheit, jedem Einzelnen der feste Besitz seines Eigenthums zurück; Gesetze wurden zum Nutzen verbessert, zum Heile gegeben; der Senat ohne Härte, doch nicht ohne strenge Auswahl erlesen: die ersten Männer des Staates, welche Triumphe gefeiert und die höchsten Ehrenstellen verwaltet hatten, wurden hineingewählt." Und in gleichem Geiste regiert Tiberius, und wie dem Augustus Agrippa und Statilius Taurus rathend und helfend zur Seite standen, so hat sich Tiberius den Aelius Seianus zugesellt, daß er ihm die Regierungslast erleichtere (II, 127). Darum bittet er am Schlusse seiner Schrift die Götter, den jetzigen Zustand, die jetzige Ruhe und den jetzigen Fürsten zu erhalten, zu beschirmen und zu beschützen, und habe einst Tiberius das längste Lebensziel der Sterblichen erreicht, so mögen sie ihm Nachfolger bestimmen, deren Nacken geeignet seien, ebenso kräftig die Last der Weltherrschaft zu tragen (II, 131).

Wie uns in Velleius zum ersten Male ein loyaler Unterthan begegnet, so ist auch seine Sprache als der entsprechende Ausdruck seiner Gesinnung eine neue Erscheinung in der römischen Literatur. Velleius ist der Erfinder des höfischen Stiles, jener hyperbolischen, pomphaften und precieusen Darstellungsweise, deren sich auch unsere officiellen Festredner und Zeitungsschreiber bedienen, wenn von den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften die Rede ist. Wir geben als Beispiel die Schilderung von dem freudigen Eindrucke, den die Adoption des Tiberius auf das Volk gemacht hat (II, 103): „Die Freude jenes Tages, das Zusammenströmen der Bürger, ihre Gebete, wobei sie die Hände beinahe in den Himmel hineinstreckten, die gewonnene Hoffnung auf ununterbrochene Sicherheit und Ewigkeit des römischen Reiches werden wir kaum in unserem vollständigen Werke schildern können, geschweige daß wir hier versuchen sollten, es erschöpfend darzustellen. Es ist

genug, nur das Eine auszudrücken, wie er Allen Alles gewesen. Damals ging den Eltern die sichere Hoffnung auf den Besitz ihrer Kinder, den Gatten ihrer Gattinnen, den Herren ihres Eigenthums, allen Menschen des Wohlseins, der Ruhe, des Friedens und der Stille wie eine glänzende Sonne auf, so daß man weder mehr hoffen, noch der Hoffnung eine glücklichere Erfüllung zu Theil werden konnte." Auf ähnliche hyperbolische Weise wird der Empfang des Tiberius beschrieben, als er nach seiner Adoption zum germanischen Kriege durch Italien und Gallien reiste (II, 104): „Als man den alten Feldherrn und jetzigen Caesar wiedersah, der es früher durch seine Verdienste und kraftvollen Thaten, als dem Namen nach war, wünschte Jeder aus vollem Herzen weit mehr sich selber, als ihm Glück. Aber erst gar die bei seinem Anblicke von der Freude hervorgelockten Thränen der Soldaten, der frohe Eifer, das noch nie dagewesene Frohlocken bei seiner Begrüßung, das Drängen, seine Hand zu berühren, wobei sie sich nicht enthalten konnten, alsbald hinzuzufügen: Wir sehen dich, Feldherr! Wir haben dich gesund wieder! und dann: Ich war, Feldherr, mit dir in Armenien; ich in Rhätien; ich bin von dir in Vindelicien, ich in Pannonien, ich in Germanien beschenkt worden! — das Alles läßt sich nicht mit Worten ausdrücken und dürfte vielleicht auch kaum Glauben finden." Und ganz in demselben Tone ist die Lobrede auf die Wirksamkeit des Tiberius während seiner Regierung am Schlusse des Werkes (II, 126—131) gehalten. Aus diesem Streben, in recht gewählter und hochtönender Art zu schreiben, wie es sich für die hohen Personen ziemte, denen das Buch bestimmt war, erklären sich die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache. Er gehört keiner bestimmten Schule an und scheint selbst nicht einmal die gewöhnliche rhetorische Bildung genossen zu haben, sondern er thut offenbar seiner wirklichen Sprache Gewalt an, um seinen hohen Gönnern etwas Ungewöhnliches zu sagen, wobei er natürlich die herrschende rhetorische Manier vor Augen hat und sie noch zu überbieten sucht; daher die tönenden Sentenzen, die Antithesen, die witzelnden Contraste, die alterthümlichen Kraftausdrücke, die poetischen Floskeln, die hyperbolischen Phrasen, die Häufung von Epitheten und dergl. Dabei ist der Satzbau unharmonisch und zerstückelt, und die ganze Darstellungsweise macht bei aller Correctheit der Sprache und Lebhaftigkeit des Vortrages den Eindruck des Affectirten und Gemachten.

Wie in der Form, so zeigt sich auch in dem Inhalte seines Buches Vellejus als dilettantischer Schriftsteller. Er hat, wie es scheint, aus der Lectüre sich eine Menge historischer Notizen angeeignet, die er hier nicht ohne Irrthümer verwerthet. Von einer sorgfältigen Quellenbenutzung ist keine Spur. Als Gewährsmänner

citirt er nur den Cato (I, 7) und die Annalen des Hortensius (II, 16). Statt einer zusammenhängenden Erzählung deutet er blos die Hauptbegebenheiten an, indem er die hervorragenden Persönlichkeiten vorführt, die er mit stark aufgetragenen, schimmernden Farben, nicht selten treffend, zuweilen aber auch zu hell oder zu dunkel malt. Die geschichtliche Wahrheit hat er absichtlich nicht verletzt, nur ist er natürlich für das julische Haus und seine Anhänger eingenommen und entschuldigt oder übergeht, was der günstigen Meinung von ihnen schaden könnte. So legt er die Proscriptionen des zweiten Triumvirats nur dem Antonius und Lepidus zur Last, indem Octavianus vergeblich als Einer gegen Zwei sich dagegen gesträubt habe (II, 66). Ihm geht der geschichtliche Sinn fast gänzlich ab. Er hat kein inneres Verständniß der historischen Thatsachen; ihm ist die Geschichte nur der ewige Wechsel von Glück und Unglück (II, 11). Darum nimmt er auch in der Geschichte Roms zwei Wendepuncte an: Roms Glück ist im Aufsteigen bis nach dem Falle von Carthago, dann im Absteigen bis Augustus und von da wieder im Aufsteigen, so daß es unter Tiberius den höchsten Gipfel erreicht hat. Der Plan des Ganzen ist ein lockerer und unsystematischer. Bei allem Streben nach Kürze ist doch manches Ueberflüssige hineingerathen. Man hat es dem Velleius als Verdienst angerechnet, daß er in seiner Uebersicht auch auf die Geschichte der Literatur (I, 16—18; II, 9; II, 36) und der Kunst (I, 11; 13; II, 48, 2; 130, 1) Rücksicht nimmt; doch giebt er nicht viel mehr als bloße Namen. Die chronologische Folge der Begebenheiten ist zuweilen unterbrochen. Als eine Art von Aufmerksamkeit gegen seinen Gönner Vinicius muß es betrachtet werden, wenn er zuweilen die Zeit der Begebenheiten nach Jahren vor dessen Consulat (30 n. Chr.) bestimmt (I, 8, 1, 4; 12, 5; II, 7, 3; 49, 1; 65, 2).

Die Geschichte des Velleius ist in sehr verdorbener und zerrütteter Gestalt auf uns gekommen. Dem ersten Buche fehlt der Anfang nnd nach dem achten Capitel ein bedeutendes Stück, in welchem die Zeit von dem Raube der Sabinerinnen bis zum Kriege mit Perseus von Macedonien behandelt war. Die Erzählung begann mit der Zerstörung Troja's, der Ankunft des Aeneas in Italien und den Wanderungen der Griechen, und das erste Buch schließt mit der Zerstörung Carthago's und Corinths, worauf dann noch eine Uebersicht der römischen Colonien und eine vergleichende Zusammenstellung der griechischen und älteren römischen Literatur folgt. Das zweite Buch giebt zuerst die Gründe der bürgerlichen Unruhen: „Der ältere Scipio hatte der römischen Macht, der jüngere hat der Ueppigkeit die Bahn geöffnet. Denn nachdem die Furcht vor Carthago beseitigt und die Nebenbuhlerin der Herrschaft vernichtet war, da fiel man nicht im Schritte,

sondern im Sturmlaufe von der Tugend ab und lief zu den Lastern über. Die alte Zucht wurde verlassen, eine neue eingeführt. Die Bürgerschaft wandte sich von der Wachsamkeit zum Schlafe, von den Waffen zu den Lüsten, von den Geschäften zu dem Müßiggange." — In rascher Darstellung geht dann der Verfasser von den unruhigen Zeiten der Gracchen (1—10), des Marius und Sulla (11—28), des Pompeius und Caesar (29—57), des Octavianus und Antonius (58—90) zu der Regierungszeit des Augustus über (91—123), schildert den Regierungsantritt des Tiberius (124—125) und faßt die Thaten desselben während der 16 Regierungsjahre, die bis zur Abfassung des Werkes verflossen waren, in Form einer Lobrede zusammen, die er mit einem Gebete an die Götter um die Fortdauer des glücklichen Zustandes schließt (126—131). — Die Schrift ist von den Alten fast gänzlich unbeachtet geblieben; ihrer erwähnen nur die Grammatiker Priscian und der Scholiast zu Lucanus.

Von dem Leben des Valerius Maximus wissen wir nur, daß er Sextus Pompeius, einen Freund des Ovid (ex Pont. IV, 1; 4; 15), Consul 14 n. Chr., dessen ehemaliger Gunst er sich rühmt, begleitete, als dieser sich als Proconsul um 27 n. Chr. nach Asien begab (II, 6, 8). Er hat eine angeblich ursprünglich aus 10, jetzt aber nur noch aus 9 Büchern bestehende Sammlung historischer Anekdoten zusammengetragen (factorum et dictorum memorabilium libri IX), die er in den devotesten Ausdrücken dem Kaiser Tiberius gewidmet hat. Da VI, 1 prooem. Livia als noch lebend angeredet und IX, 11 ext. 4 der Sturz des Sejan erwähnt wird, so ergiebt sich daraus, daß der Verfasser an dem Werke schon vor 29 n. Chr., dem Todesjahre der ersteren, arbeitete und daß er es frühestens 31 n. Chr., wo der letztere fiel, veröffentlicht hat. In der Vorrede äußert er sich über den Zweck der jedenfalls zum rhetorischen Gebrauche bestimmten Sammlung: merkwürdige Thaten und Aussprüche berühmter Männer des römischen Volkes und des Auslandes seien bei Anderen zu weit zerstreut, als daß man sie in kurzer Zeit kennen zu lernen vermöchte; er habe sich daher vorgenommen, sie aus berühmten Schriftstellern auszulesen und zu ordnen, damit man sich ihrer ohne die Mühe des langen Aufsuchens bedienen könne; auf Vollständigkeit mache er keinen Anspruch, da eine mäßige Anzahl von Bänden unmöglich Alles, was je geschehen, fassen könne; auch maße er sich nicht an, die Leistungen der Früheren durch größere Sorgfalt oder vorzüglichere Beredtsamkeit übertreffen zu können. — Valerius scheint an einer Stelle auf seine beschränkten Vermögensverhältnisse hinzuweisen (IV, 4, 11), und so mag er vielleicht durch Noth gezwungen auf den Gedanken gekommen sein, durch Excerpte aus den besten römischen Schriftstellern ein Buch zusammenzusetzen, das er dem Tiberius

widmen könne, um sich seine Gunst zu erwerben. Wir können demnach die Schrift als das Werk eines speculativen Kopfes betrachten, der, alles Geschmackes und eigentlicher wissenschaftlicher Bildung entbehrend, zur Schriftstellerei durchaus keinen Beruf hat und sie nur zur Verbesserung seiner äußeren Lage ergreift, und dürfen uns daher nicht wundern, wenn seine Sprache der Correctheit entbehrt und durch declamatorischen Schwulst widerlich wird, wenn die Auswahl und Vertheilung des Stoffes von einem gänzlichen Mangel an Kritik und Methode zeugt, und wenn die kriechenden Schmeicheleien gegen den Kaiser einen Mann von niederer Gesinnung erkennen lassen, der mit dem Buche eben Nichts weiter, als eine Unterstützung vom Kaiser bezweckte. Ob er seinen Zweck erreicht hat, wissen wir nicht; doch scheint das Werk trotz seiner Mängel einem Bedürfnisse abgeholfen und dadurch eine gewisse praktische Bedeutung erlangt zu haben. Redner und Schriftsteller fanden in ihm zum Gebrauche eine bequeme Auswahl von Anekdoten, die sie sonst mühselig hätten aufsuchen müssen; daher ist das Buch vielfach schon von den Alten, so von Plinius, Frontinus, Gellius u. A., benutzt worden, und auch im Mittelalter hat es manche Freunde und Nachahmer gefunden. — Die Quellen, die Valerius benutzt hat, sind meist römische Schriftsteller, vornehmlich Cicero und Livius, daneben auch Sallust und Trogus Pompeius. Der Stoff ist in den einzelnen Büchern unter verschiedene Rubriken vertheilt, z. B. de religione, de neglecta religione, de disciplina militari, de iure triumphandi, de censoria nota, de testamentis, de fortitudine, de patientia, de luxuria et libidine, libere, graviter, sapienter, vafre dicta aut facta, de his qui humili loco nati clari evaserunt, qui a parentibus claris degeneraverunt und dergl., und diese zerfallen in zwei Abtheilungen: einheimische und fremde Beispiele, von denen die ersteren weit überwiegen. Oft fügt der Verfasser belehrende oder erklärende Bemerkungen hinzu. — Außer dem Werke selbst besitzen wir noch zwei Auszüge aus dem späten Alterthume, den vollständigen des Julius Paris und den nur bis III, 2, 7 reichenden des Januarius Nepotianus. Nichts hat mit Valerius zu thun das seinem Buche angehängte Schriftchen de praenominibus; dasselbe bildete den ersten Abschnitt eines gleichfalls von Paris epitomirten, auf alte Quellen, besonders Varro, zurückgehenden Werkes über die römischen Namen von einem unbekannten Verfasser.

3. A. Cornelius Celsus.

Einen Vertreter der bei den Römern von dem alten Cato an immer wieder hervortretenden Richtung auf encyklopädische Zu-

sammenfassung und Darstellung des gesammten Wissens besitzt die Zeit des Tiberius in A. Cornelius Celsus, über dessen Person und Leben uns Nichts weiter bekannt ist, als daß er Anhänger der philosophischen Secte der Sextier war (Quint. X, 1, 124). Er behandelte in den ersten fünf Büchern seines, wie es scheint, artes oder de artibus betitelten Werkes die Landwirthschaft, in den 8 folgenden die Heilkunde, in 6 weiteren die Philosophie, in anderen die Rhetorik und das Kriegswesen. Die Bücher über die Landwirthschaft erwähnt Columella mehrfach mit großer Anerkennung, namentlich rühmt er die geschmackvolle Darstellung der Bienenzucht (IX, 2); von den nach dem Zeugnisse des Augustinus (de haeres. prol.) ziemlich umfänglichen Büchern über Philosophie, in denen er die Lehrmeinungen der Begründer der verschiedenen Schulen bis auf seine Zeit darlegte, sagt Quintilian (a. a. O.), daß sie nicht ohne Schmuck und Glanz geschrieben seien; nicht so anerkennend äußert sich derselbe über den mehrfach von ihm angeführten rhetorischen Theil des Werkes; das Kriegswesen scheint nach Vegetius (I, 8) nur im Abrisse behandelt gewesen zu sein. Erhalten haben sich von dem Werke nur die Bücher VI—XIII, welche die Heilkunde zum Gegenstande haben (de medicina libri VIII). Von diesen 8 Büchern behandeln das I und II die Diaetetik und Diagnostik, III und IV die Pathologie, V und VI die Therapie, VII und VIII die Chirurgie. Der Verfasser hat größtentheils aus griechischen Quellen, aus Hippokrates, Asklepiades u. A., aber auch, besonders in dem chirurgischen Theile, aus eigener Erfahrung geschöpft. Seine Sprache zeichnet sich durch classische Reinheit und Eleganz aus, daher man ihn den Cicero der Aerzte genannt hat.

4. Germanicus. Phaedrus.

Außer Manilius, der wenigstens noch das letzte Buch seines Gedichtes unter Tiberius verfaßte, hat die epische Dichtung in dieser Zeit noch einen Vertreter in einem Mitgliede des kaiserlichen Hauses, dem bekannten Neffen und Adoptivsohn des Tiberius Germanicus, geb. 15 v. Chr., gest. 19 n. Chr. Er besaß neben seinen militärischen Fähigkeiten eine ausgezeichnete Bildung in der lateinischen und griechischen Literatur und war als Redner (Ov. fast. I, 21; ex Pont. II, 5, 55; Tac. ann. II, 83), wie auch als Schriftsteller thätig: wie Sueton sagt (Calig. 2), hinterließ er neben anderen Denkmälern seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auch griechische Comödien. Als Dichter wird er von Ovid, der ihm, wie erwähnt, die zweite Bearbeitung seiner Fasten gewidmet hat, mehrfach gepriesen (fast. I, 25; ex Pont. IV, 8,

67; 73). Ihm, dem Claudius Caesar Germanicus, legt die mit anderen Zeugnissen des Alterthums übereinstimmende Ueberlieferung eine Bearbeitung von Aratus' phaenomena in 725 Versen und prognostica in 3 Bruchstücken von 246 Versen bei; Andere haben als Verfasser den Flavier Domitianus ansehen wollen, der aber den Titel Germanicus erst als Kaiser annahm. Das erste Gedicht bezeichnet der Verfasser selbst im Eingange als die seinem kaiserlichen Vater resp. Adoptivvater dargebrachte Erstlingsfrucht seiner dichterischen Thätigkeit (docti laboris primitias). Die in wohlgebauten Hexametern und gefälliger Sprache abgefaßte Bearbeitung ist eine freie und mit Sachkenntniß gefertigte: sie fügt Neues hinzu, ordnet hin und wieder den Stoff besser und berichtigt Fehler des Aratus. Zu dem Werke des Germanicus besitzen wir noch drei nicht unwichtige Scholiensammlungen.

Unter Tiberius und noch nach ihm lebte und schrieb **Phaedrus**, der Verfasser der ersten römischen **Fabelsammlung** (Phaedri, Augusti liberti, fabularum Aesopiarum libri V). Daß die lehrhafte Fabel auch bei den Römern von Alters her im Gebrauche war, bezeugt die bekannte Erzählung von Menenius Agrippa. In der Literatur finden wir sie zuerst in den Satiren des Ennius (s. I, 130) verwendet, dann in denen des Lucilius und auch mehrfach bei Horaz (sat. II, 6, 79; ep. I, 2, 73; 7, 29; 10, 34). Zur besonderen Dichtgattung hat sie aber erst in dieser Zeit Phaedrus erhoben. Ueber seine Persönlichkeit und Lebensumstände finden sich einige Andeutungen in seinen Prologen und Epilogen. Er erwähnt, daß er in der Landschaft Pieria in Thracien, wohin die Mythe die Heimath der Muse verlegt, geboren sei (III, prol. 17). Frühzeitig scheint er als Sclave nach Italien gekommen zu sein, da er die römische Literatur schon als Knabe kennen lernte (III, epil. 34). Ob die Ueberlieferung ihn mit Recht einen Freigelassenen gerade des Augustus nennt, steht dahin. Daß er in Dürftigkeit lebte, ergiebt seine Aeußerung, daß er, um sein Leben ganz der Dichtkunst zu weihen, alles Trachten nach Besitz aus seinem Herzen verbannt habe (III, prol. 20), und die Art, wie er III, epil. 8 ffg. den Eutychus um das für die Widmung des dritten Buches versprochene Geschenk mahnt. Von sich und seiner dichterischen Thätigkeit hat er eine hohe Meinung. Er vergleicht sich mit Aesopus, seinem Vorbilde (II, epil. 1 ffg.): Die Athener haben dem Sclaven Aesop eine Statue errichtet und dadurch zu erkennen gegeben, daß Allen der Weg zur Ehre offen stehe und daß der Ruhm nicht der Abkunft, sondern dem Verdienste gebühre:

Da der zuvorkam, also daß der Erst' er ward,
Strebt' ich, daß er nicht blieb der Einz'ge, was noch ging.
Und nicht ist Mißgunst, sondern nur Wetteifer dies.
Schenkt meiner Arbeit Latium nun seine Gunst,

Hat's mehr nur einzusetzen gegen Griechenland;
Will aber schmälern mein Bemühen blasser Neid,
Wird des Verdiensts Bewußtsein er doch rauben nicht.

Mit nicht minder starkem Selbstgefühl spricht er sich III, prol. 52 aus: war es dem Phrygier Aesopus und dem Scythen Anacharsis möglich, sich durch ihr Talent einen ewigen Ruhm zu verschaffen, warum sollte das nicht auch ihm, der dem gelehrten Griechenland näher stehe, glücken? seien ja doch Linus und Orpheus seine Landsleute! Und dem Particulo, dem er das vierte Buch der Fabeln gewidmet hat, verheißt er die Unsterblichkeit des Namens, so lange lateinische Schriften geachtet würden (IV, epil. 5). Doch entsprach der Erfolg seiner Bemühungen nicht dieser Selbstschätzung. Denn wie es ihm nicht gelungen zu sein scheint, in den besseren Ständen Anhang und Förderung zu finden, da die Gönner, denen er seine Fabeln widmete, jedenfalls wie er selbst nur Freigelassene sind, so glückte es ihm auch nicht, sich die Anerkennung der literarischen Kreise seiner und der folgenden Zeit zu gewinnen. Er selbst klagt (III, prol. 23), daß man ihn trotz seiner Verdienste nicht in den Dichterkreis aufnehme. Der Philosoph Seneca, dessen älterer Zeitgenosse er ist, ignorirt ihn vollständig, indem er die aesopische Fabel als eine von den Römern noch unversuchte Dichtgattung bezeichnet (intactum Romanis opus; cons. ad Polyb. 27), und Quintilian nennt ihn an einer Stelle, wo er Gelegenheit hatte, ihn zu erwähnen (I, 9, 2), auch nicht. Erst Martial spricht von „den Schwänken des schnöden Phaedrus“ (III, 20, 5). Der Grund dieser ablehnenden Haltung ist wohl der, daß ihn seine zwar einfache und klare, doch durchaus nicht mustergültige Sprache, sowie die archaistische, wenn auch strenge Behandlung des von ihm angewendeten jambischen Senars als nicht kunstmäßig erscheinen ließen. Auch der Stoff selbst scheint keinen rechten Anklang gefunden zu haben, da er es (IV, 7, 1) für nöthig hält, sich gegen „naseweise“ Kritiker zu verwahren, die seine Schriften durchhechelten und gegen „diese Gattung Schwänke“ (hoc iocorum genus) Verachtung zeigten. Solche Leute fänden aber an Allem Etwas auszusetzen; denn wolle er — wie Euripides und nach ihm Ennius in der Medea — die Argo als das erste Schiff und die Veranlassung der Frevel der Medea und des über das Haus des Aeetes und Pelias gekommenen Unheils schildern, so hieße es:

„Auch das ist dummes Zeug
Und falsch Gerede, weil weit früher Minos schon
Mit einer Flotte herrschte auf dem Aegeusmeer
Und mit gerechter Strafe Anfall züchtigte.“
Was kann ich also, Leser Cato, für dich thun,
Wenn Fabel nicht noch Sage dir behagen will?

Mach' dich nicht gar so lästig der Schriftstellerschaft,
Damit sie dir nicht größere Beläst'gung schafft.
Dies gilt für die, so dummer Weise ekel thun
Und selbst den Himmel meistern, um zu scheinen klug.

Auch politisch mißliebig war Phaedrus durch seine beiden ersten Bücher geworden, in denen man also gehässige Anspielungen auf die Zeitverhältnisse gefunden haben muß, und hatte von Seiten des Sejan Verfolgungen zu erleiden; er sagt im Prolog zum dritten Buche (41 ffg.):

Ja, wenn ein Andrer wäre Kläger, als Sejan,
Ein Andrer Zeug', ein Andrer endlich Richter, dann
Geständ' ich, daß ich solches Ungemach verdient,
Und nicht mit solchen Mitteln lindert' ich den Schmerz. —

Während also die beiden ersten Bücher von Phaedrus vor dem Sturze des Sejan (31 n. Chr.) veröffentlicht sind, weist die Art, wie er sich im Prologe des dritten äußert, nicht blos über diesen Zeitpunct, sondern auch über den Tod des Tiberius hinaus. Mit diesem, dem Eutychus gewidmeten Buche, in dessen Epilog (15) er sich schon als alternd bezeichnet, wollte der Dichter seine Thätigkeit abschließen (III, epil. 1 ffg.; IV, prol. 1 ffg.); doch fügte er noch ein viertes an Particulo hinzu und dann ein fünftes an Philetes, wie es scheint im Alter (V, 10, 10). Die beiden ersten Bücher unterscheiden sich merklich in der sorgfältigeren Behandlung des Stoffes und der präciseren Form von den drei letzteren.

Die Absicht, die er bei Abfassung seiner Fabeln habe, sei, erklärt Phaedrus (III, prol. 45 ffg.), die Belehrung, indem er unter dem Bilde der Fabel Leben und Sitten der Menschen im Allgemeinen, nicht der Einzelnen schildere. Wenn Jemand daher persönliche Beziehungen darin finden wolle, so irre er sich und verrathe nur dadurch, daß er sich getroffen fühle. Als sein Hauptverdienst rühmt er selbst (II, prol. 10 ffg.) die Mannigfaltigkeit seiner Fabeln und die Kürze der Darstellung. Seine allzugroße Kürze hat aber, wie er bemerkt (III, 10, 60), bei Einigen Anstoß erregt; zum Beweise, daß er auch weitläufiger sein könne, erzählt er eine zur Zeit des Augustus vorgefallene tragische Geschichte, wie ein Vater seinen eigenen Sohn getödtet, weil er ihn für den Geliebten seiner Frau gehalten, und dann, als er den Irrthum erkannt, sich selbst das Leben genommen habe.

Den Inhalt seiner Fabeln hat ihm zum großen Theile Aesop geliefert, wie er denn selbst sagt (I, prol. 1), daß er den Stoff, den Aesop erfunden, in lateinische Senare gebracht habe. Die Fabeln giebt er nicht treu wieder, sondern ändert sie ab, meist nicht zu ihrem Vortheil, wie schon Lessing in den Abhandlungen über die Fabel bemerkt hat: „So oft sich Phaedrus von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt,

begeht er einen plumpen Fehler.“ An der treffenden Kritik einiger Fabeln zeigt Lessing die Richtigkeit seines Vorwurfes: fab. I, 4:

Als über einen Fluß ein Hund Fleisch schwimmend trug,
Erschaut' im Wasserspiegel er sein Ebenbild.

„Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bild unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: *κύων κρέας ἔχουσα ποταμὸν διέβαινε;* das braucht weiter Nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich denken.“ — fab. I, 5:

Es waren Kuh und Zieg' und das geduld'ge Schaf,
Gesellt mit einem Löwen einst im Waldrevier.

„Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese Vier zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*ὄναγρος*). Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phaedrus:

Weil Löw' ich heiße, nehm' ich mir den ersten Theil;
Den zweiten sollt ihr geben meinem Muth als Zoll;
Der dritte drauf kommt zu mir, weil ich stärker bin;
Schlecht soll's bekommen, wer den vierten Theil anrührt!

„Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staates bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehört mir: *βασιλεὺς γάρ εἰμι*; der zweite Theil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἴσου κοινωνῶν*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil: *κακὸν μέγα σοι ποιήσω, ἢν μὴ ἐθέλῃς φυγεῖν.*“ — fab. I, 11. „Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuch; der Esel schreit. Die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge (notos exitus) davonfliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch den Einen Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall sein? Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingang wartet, nicht entgehen.“ — fab. IV, 9:

Der Säcke zwei hat Juppiter uns aufgelegt:
Den eigne Fehler füllen, lud er hinten auf,
Den fremder Fehler schweren hing er vor die Brust.

„Juppiter hat diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unseres Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die besseren Griechen lassen durchgängig Juppiter hier aus dem Spiel; sie sagen schlechtweg: *ἄνθρωπος δύο πήρας ἕκαστος φέρει*, oder: *δύο πήρας ἐξήμμεθα τοῦ τραχήλου*." — Nicht minder gegründet ist der Vorwurf, der schon vor Lessing dem Phaedrus gemacht worden ist, daß die Moral, die er entweder in Promythien vorausschickt, oder in Epimythien folgen läßt, oft zu unbestimmt ist und nicht deutlich genug aus der Fabel entspringt. — Doch nicht blos aus Aesop, sondern auch aus anderen Quellen hat Phaedrus geschöpft und wohl auch eigene Fabeln gedichtet; denn er selbst erklärt (IV, prol. 11), daß er seine Fabeln für aesopische, nicht für die des Aesop ausgebe, da dieser nur wenige verfaßt habe, er aber mehrere in alter Form, doch von neuem Inhalte bringe. Unter die Fabeln sind zuweilen versificirte Anekdoten gemischt, aber auch diese immer mit einer moralischen Nutzanwendung, wie die Fabeln. Der Art sind die Erzählungen von Sokrates (III, 9), Simonides (IV, 22; 25) und Menander (V, 1); auch einige Vorgänge aus seiner Zeit finden sich in dieser Weise dargestellt. So erzählt er II, 6, zur Besserung geschäftiger Müßiggänger, eine Anekdote von Tiberius, der bei einem Aufenthalte auf seinem Landgute bei Misenum bemerkte, wie einer seiner Haussclaven sich mit allerlei überflüssiger Arbeit zu schaffen machte, in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit des Herrn auf sich zu ziehen und von ihm wegen seines Fleißes belohnt zu werden; doch er sagt ihm:

Du thatst nicht viel und ganz umsonst ist dein Bemühn.
Maulschellen selbst kauft man bei mir um höh'ren Preis.

Wie sich Eitelkeit lächerlich mache, das zeigt er an einem komischen Vorfalle zur Zeit des Augustus (V, 7). Ein beliebter Flötenspieler, Fürst (Princeps) mit Namen, hatte einst das Unglück, im Theater mit der Flugmaschine umgerissen zu werden und das Schienbein zu brechen. Als er nun nach langer Krankheit wieder auftrat und der Chor ein ihm noch unbekanntes Lied zu Ehren des Augustus anstimmte des Inhaltes: Freue dich, Rom, der Gesundheit des Fürsten, bezog der Flötenspieler das Lied, wie das darauf folgende Beifallsklatschen auf sich und dankte in freudiger Rührung für die vermeintliche Beglückwünschung. Die Ritter die diesen Irrthum bemerkten, verlangten die Wiederholung des Gesanges, und unser Künstler warf sich dankend zu Boden, worauf auch das Volk auf den Galerien den Irrthum erkannte und den eitelen Musiker zum Hause hinaus warf.

Die Fabeln des Phaedrus haben sich in sehr zerrütteter und lückenhafter Gestalt erhalten. So fehlt die im Prologe zum ersten

Buche (6) erwähnte Fabel, in der Bäume sprechen. Zweifelhaft ist, ob die 32 Fabeln aus einer Handschrift des Perottus, die sogenannten fabulae Perottinae, aus einem vollständigen Exemplare des Dichters stammen oder von einem Nachahmer in seiner Manier gedichtet sind. — Etwa im zehnten Jahrhunderte veranstaltete der sogenannte Romulus eine prosaische Bearbeitung des Phaedrus, welche der Ausgangspunct für die Fabelsammlungen des Mittelalters geworden ist. Auch den modernen Fabeldichtern ist Phaedrus eine ergiebige Quelle und ein häufiges Vorbild gewesen.

Der nächste uns bekannte Fabeldichter ist Avianus, dessen Zeitalter sich nicht mehr genau bestimmen läßt, aber jedenfalls schon sehr spät fällt. Er hat 42 aesopische Fabeln, deren Stoff theilweise aus dem Phaedrus entnommen ist, in elegischem Versmaße und in einer ziemlich correcten, aber allzu rhetorischen Sprache geschrieben. Vorausgeschickt ist der Sammlung ein Widmungsbrief an einen Theodosius, der als ausgezeichneter Kenner der griechischen und römischen Literatur gerühmt wird und vielleicht der Grammatiker Macrobius Theodosius ist.

b. Caligula. 37—41.
c. Claudius. 41—54.

Wenn Tiberius nach einer nothwendigen Consequenz, die die Selbsterhaltung allen Despoten auferlegt, jeder freieren Geistesbestrebung den Krieg erklärte, so äußerte sich Caligula's Wahnsinn in launenhafter Inconsequenz, indem er bald früher verpönte freisinnige Schriften, wie die des Labienus, des Cremutius Cordus und Cassius Severus, wieder frei gab, bald gegen die griechischen und lateinischen Classiker wüthete. Er dachte daran, Homer's Gedichte zu vernichten; denn, meinte er, wenn Plato aus seinem Staate die Dichter habe verbannen wollen, warum sollte es ihm nicht erlaubt sein? Auch fehlte nicht viel, so hätte er die Schriften und Bildnisse des Virgil und Livius aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt, indem er jenen als einen talentlosen und ungelehrten, diesen als einen schwatzhaften und nachlässigen Schriftsteller tadelte (Suet. Cal. 34). Die Wissenschaft der Rechtsgelehrten wollte er ebenfalls aus der Welt schaffen; man sollte sich bei ihm allein Raths erholen können (ib.). Den Rhetor Carrinas Secundus verbannte er, weil er eine Declamation gegen die Tyrannen gehalten hatte (Dio Cass. LIX, 20). Einen Atellanendichter ließ er eines zweideutigen Scherzes wegen mitten in dem Amphitheater verbrennen (Suet. Cal. 27). Er veranstaltete rhetorische Wettkämpfe in griechischer und lateinischer Sprache. Die Besiegten mußten aus eigenen Mitteln für die Sieger die Preise aufbringen und ihnen Lobreden halten, diejenigen, die am meisten mißfallen hatten,

ihre eigenen Schriften mit dem Schwamme oder der Zunge auslöschen, wenn sie es nicht vorzogen, mit Ruthenschlägen bestraft oder in den nächsten Fluß getaucht zu werden (ib. 20). Caligula war übrigens nicht ununterrichtet; doch hatte er weniger eine wissenschaftliche Bildung, als eine große Fertigkeit im Reden. Gedanken und Worte standen ihm in reicher Fülle zu Gebote, wenn er im Zorne gegen Jemanden losfuhr, und seine Stimme ward dann weit gehört (ib. 53). Er selbst beanspruchte den Vorrang vor allen Rednern und haßte Alle, die sich auf diesem Gebiete irgend hervorthaten, tödtlich. So wollte er den Philosophen Seneca aus keinem anderen Grunde umbringen lassen, als weil dieser in seiner Gegenwart im Senate eine vortreffliche Rede gehalten hatte, und nur die Versicherung, daß Seneca bald an der Schwindsucht sterben müsse, hielt ihn davon ab. Andererseits rettete es den berühmten Redner Domitius Afer nicht blos, als er von Caligula selbst im Senate angeklagt war, daß er, statt eine Vertheidigung zu versuchen, sich von der Rede des Kaisers ganz überwältigt stellte, sondern verschaffte ihm sogar das Consulat (Dio Cass. LIX, 19). Ein milder und zierlicher Stil war ihm zuwider. Treffend ist sein Urtheil über Seneca, von dem er sagte, daß er reine rhetorische Schaustücke verfertige und daß er Sand ohne Kalk sei (commissiones meras componere et arenam esse sine calce; Suet. Cal. 53).

Claudius, ein unglückseliges Geschöpf, von dem seine eigene Mutter zu sagen pflegte, daß er, eine Mißgeburt, von der Natur nur angefangen und nicht fertig geschaffen sei (Suet. Claud. 3), war doch bei seinem beschränkten Geiste ein Freund gelehrter Studien (ib. 40) und versuchte sich selbst als Schriftsteller. Auf Anrathen des T. Livius und mit Unterstützung seines Lehrers Sulpicius Flavus machte er sich schon als junger Mann an historische Arbeiten. Er fing mit einer Geschichte der bürgerlichen Unruhen nach Caesar's Tode an, fühlte aber bald, daß es ihm nicht möglich sei, sich frei und wahr über die damaligen Verhältnisse zu äußern; daher blieb das Werk auf zwei Bücher beschränkt. Weitläuftiger war das Geschichtswerk, das die spätere Zeit, von der Wiederherstellung des bürgerlichen Friedens an, in 41 Büchern behandelte. Auch eine Selbstbiographie in 8 Büchern hat er verfaßt, von der Sueton sagt, daß sie mehr von seiner Einfalt, als von Mangel an Eleganz zeuge (magis inepte quam ineleganter), und eine nach Sueton's Urtheil ziemlich geschickte Vertheidigung des Cicero gegen die Schrift des Asinius Gallus (s. oben S. 152). Er bereicherte auch das lateinische Alphabet mit drei neuen Buchstaben (Ⅎ für consonantisches v, Ↄ für bs, ⊢ für den eigenthümlichen Laut zwischen i und u), deren Wesen er in einer eigenen Schrift noch als Privatmann behandelte und die er als Kaiser

einführte; doch kamen sie nach seinem Tode wieder außer Gebrauch und erhielten sich nur in den Urkunden aus seiner Zeit (Suet. ib. 41, vergl. Tac. ann. X, 14). Als ein leidenschaftlicher Würfelspieler hat er auch ein Buch über die Kunst des Würfelspiels verfaßt (Suet. ib. 33). Des Griechischen war Claudius sehr kundig, und er that sich nicht wenig auf die Kenntniß desselben zu Gute. In griechischer Sprache hat er zwei Werke geschrieben: 20 Bücher tyrrhenischer und 8 Bücher carthagischer Geschichte (ib. 42). Nach Sueton (ib. 40) war er nicht unberedt, und Tacitus erkennt an (ann. XIII, 3), daß, wenn er vorbereitet sprach, es ihm nicht an Eleganz gefehlt habe. Von der Art seiner Beredtsamkeit ist uns eine Probe in zwei, zu Lyon ausgegrabenen ehernen Tafeln erhalten, Bruchstücken seiner im Senate über die Zulassung des gallischen Adels zu den römischen Ehrenämtern gehaltenen Rede, die Tacitus annal. XI, 24 ihrem Inhalte nach wiedergegeben hat.

In den siebenzehn Jahren der Regierungszeit beider Kaiser scheint sich die literarische Thätigkeit, die die systematische Verfolgung des Tiberius gelähmt hatte, wieder etwas mehr gehoben zu haben. Es ist ein regeres Leben in der Literatur bemerkbar, und die meisten Schriftsteller, deren Blüthe in die Zeit des Nero und später fällt, erhielten in dieser Zeit ihre Bildung und versuchten sich theilweise schon in eigenen Arbeiten, wie namentlich Seneca.

Die Poesie freilich scheint mehr in den Hintergrund getreten zu sein, vielleicht weil die beiden Kaiser wenig Neigung zu ihr zeigten. Der einzige namhafte Vertreter der Dichtung in dieser Zeit ist, um von dem unten zu erwähnenden Columella abzusehen, Pomponius Secundus, als Staatsmann, Feldherr und Dichter ausgezeichnet, ein Mann von feinen Sitten und großem Talente, wie Tacitus sagt (annal. V, 8). Nach dem Sturze des Sejan, 31, ward er angeklagt, dessen Sohn Aelius Gallus eine Zuflucht in seinen Gärten gewährt zu haben (Tac. ann. V, 8). Er entging dem Tode dadurch, daß sein Bruder ihn in seine Haft nahm und zwei Jahre später den Ankläger des Majestätsverbrechens beschuldigte, worauf dieser hingerichtet wurde (Tac. ann. VI, 18). Sechs Jahre blieb Pomponius in Haft, bis ihn Caligula frei ließ. Im Jahre 44 war er Consul. Im Jahre 47 rügte der Kaiser Claudius als Censor den Theaterunfug des Volkes, das gegen den Consularen und Bühnendichter Pomponius Schmähungen ausgestoßen hatte (Tac. ann. XI, 13). Er kämpfte, 50, als Legat glücklich gegen die Chatten und wurde ihm deshalb die Ehre eines Triumphs zuerkannt, der, wie Tacitus bemerkt (ann. XII, 28), nur einen mäßigen Theil beitrug, ihn bei der Nachwelt, in der er durch den Ruhm seiner Dichtungen hervorglänze, berühmt zu machen. Seine Lebensgeschichte hat sein

Freund, der ältere Plinius, in zwei Büchern verfaßt (Plin. ep. III, 5). — Pomponius war der beste Tragiker der Kaiserzeit und zugleich der letzte, der für die Bühne geschrieben zu haben scheint. Quintilian (X, 1, 98) erklärt ihn für den vorzüglichsten aller Dichter, die er gekannt, und bemerkt, daß ältere Personen ihn zwar für zu wenig tragisch gehalten, doch ihm den Vorzug einer gebildeten und glänzenden Sprache willig zuerkannt haben. Er hielt, wie aus dem Streite mit Seneca, dessen Quintilian erwähnt (VIII, 3, 31), hervorgeht, streng auf den echt lateinischen Ausdruck, und wie Plinius erzählt (ep. VII, 17), pflegte er, wenn ein vertrauter Freund Etwas entfernt wissen wollte, was er selbst beizubehalten für Recht fand, zu sagen: „Ich berufe mich auf das Volk." Erhalten haben sich von ihm nur wenige Verse.

Auf dem Gebiete der Philosophie sehen wir nach dem Untergange der Schule der Sextier in dieser und der folgenden Zeit die ausgezeichnetsten Männer, wie die Philosophen Seneca und Musonius Rufus, die Staatsmänner Thrasea Paetus und Helvidius Priscus sich den Lehren des Stoicismus hingeben, aus denen sie die Fähigkeit schöpften, unter dem Drucke der Tyrannei mit Würde zu leben und dem Tode mit Muth entgegenzutreten. Die Lehrer der Philosophie schrieben aber wie die Sextier meist griechisch, so C. Musonius Rufus, von dessen Aussprüchen über ethische Fragen noch eine Sammlung existirt (*ἀπομνημονεύματα Μουσωνίου*), und der noch als Grammatiker zu erwähnende L. Annaeus Cornutus, dessen Namen eine Schrift *περὶ τῆς τῶν θεῶν φύσεως* trägt.

Einen neuen Aufschwung scheint die Beredtsamkeit genommen zu haben, wenn sie sich auch nur auf die Schule oder die untergeordnete forensische Praxis beschränkte. Quintilian (X, 1, 118) nennt als die besten Redner, die er selbst noch in seiner Jugend gehört hat, den Domitius Afer aus Nemausus (Nîmes) in Gallien, Consul 39, gestorben im Jahre 59, und Julius Africanus; Jener näherte sich in Stil und Ausdruck mehr den älteren Mustern, während Dieser der künstlichen Manier der Späteren huldigte. Neben ihnen werden mit Auszeichnung genannt Seneca, der junge Galerius Trachalus, unter Nero Consul, 68, der nach Quintilian (ib. 119) das Beste erstrebt, doch erst im Sprechen vermöge seines vorzüglichen Organs seine volle Wirkung geübt hat, und Vibius Priscus, der noch unter Domitian hochbetagt in Ansehen stand (Juven. IV, 81 ffg.), ein berüchtigter politischer Ankläger, wie Tacitus sagt (hist. II, 10), seines Vermögens, Einflusses und Talentes wegen mehr unter die Berühmten, als unter die Guten zu zählen, doch als Redner von Quintilian (ib.) wegen seiner anmuthigen und ergötzlichen Art der Darstellung gerühmt. — Eine kurze Charakteristik dieser Redner giebt Quintilian (XII, 10,

11), an Seneca die Fülle, an Julius Africanus die Kraft, an Afer die Reife, an Crispus die Anmuth und an Trachalus den tönenden Vortrag rühmend.

Neben den rhetorischen Studien wurden auch die grammatischen mit Eifer betrieben, wie eine Reihe ausgezeichneter Grammatiker beweist. M. Pomponius Marcellus, schon unter Tiberius, war ein strenger Kritiker des echt lateinischen Ausdruckes (Suet. gramm. 22). — Q. Remmius Palaemon aus Vicetia (Vicenza) hatte als Kind einer Sclavin anfänglich das Weberhandwerk gelernt und sich dann, während er den Sohn seines Herrn in die Schule zu begleiten pflegte, eine wissenschaftliche Bildung angeeignet. Später freigelassen, lehrte er in Rom mit solchem Beifalle, daß er die erste Stelle unter den grammatischen Lehrern einnahm, wiewohl sein unordentlicher Lebenswandel die beiden Kaiser Tiberius und Claudius zu der Aeußerung veranlaßte, daß man Niemandem weniger als ihm Knaben und Jünglinge zum Unterrichte anvertrauen sollte. Doch fesselte er seine Zuhörer theils durch sein außerordentliches Sachgedächtniß, theils durch die Leichtigkeit seines Vortrages. Persius und Quintilian waren seine Schüler. Er extemporirte und schrieb auch Gedichte in verschiedenen, oft ungewöhnlichen Versmaßen. Seine Anmaßung war so groß, daß er Varro tief unter sich setzte und von sich rühmte, mit ihm sei die Wissenschaft geboren und mit ihm werde sie sterben; auf ihn, den Kritiker aller Dichter, habe Virgil weissagend hingedeutet, indem er in eclog. III einen Palaemon zum Schiedsrichter zwischen den Sängern gemacht habe. Auch erzählte er, daß ihn einst Räuber, als sie seinen berühmten Namen gehört, verschont hätten. Seine bedeutenden Einkünfte, die er theils aus seiner Schule, theils aus seinen Besitzungen und industriellen Unternehmungen zog, reichten doch nicht für seinen Aufwand aus (Suet. gramm. 23). Er verfaßte eine von den späteren Grammatikern, namentlich Charisius, viel benützte Grammatik (ars), die jedoch selbst verloren ist. Die unter seinem Namen noch vorhandene ars ist ihm fälschlich beigelegt, wie auch die differentiae sermonum und das carmen de ponderibus et mensuris. — Q. Asconius Pedianus, wahrscheinlich zu Padua um das Jahr 3 n. Chr. geboren, schrieb während der Regierung des Claudius und später für seine Söhne seine geschichtlichen Commentare über Cicero's Reden, von denen noch die zu fünf Reden (contra Pisonem, pro Scauro, p. Milone, p. Cornelio, in toga candida) in fragmentarischer Gestalt vorhanden sind; mit Unrecht tragen seinen Namen die zu den Verrinen erhaltenen Commentare. Auch eine vita Sallustii verfaßte er, sowie das schon erwähnte Buch contra obtrectatores Vergilii. Nach der Nachricht des Hieronymus erblindete er in seinem 73. Jahre und starb um 88, 84 Jahre alt. — Der

stoische Philosoph L. Annaeus Cornutus, aus Leptis in Afrika, der Lehrer und väterliche Freund des Dichters Persius, von Nero wegen seines Freimuthes auf eine wüste Insel verbannt, verfaßte außer philosophischen und rhetorischen Schriften Commentare zu Virgil's Aeneide und ein Buch de enuntiatione vel orthographia, das wir noch in einem von Cassiodor gefertigten Auszuge besitzen. — Durch den Einfluß der neuen Literatur war im Laufe der Zeit in den Schulen das Studium der republikanischen Schriftsteller so in den Hintergrund gedrängt worden, daß es in Rom fast ganz erlosch und nur noch in den Provinzen fortdauerte (Suet. gramm. 24). Zu Ehren brachte es wieder M. Valerius Probus aus Berytus, dessen eigentliche Blüthe in die Zeit des Nero und darüber hinaus fällt. Er hatte sich nach Sueton a. a. O. lange vergebens um die Stelle eines Centurio beworben, bis er sich aus Ueberdruß zu den Studien wandte. In der Provinz hatte er bei einem Grammatiker einige alte Schriften gelesen und faßte eine solche Vorliebe für die archaistische Literatur, daß er dem Studium derselben sein Leben zu widmen beschloß, trotzdem er sah, daß die republikanischen Schriftsteller insgesammt mit Geringschätzung behandelt wurden und die Beschäftigung mit ihnen eher Mißachtung, als Ruhm und Gewinn einbrachte. Seine grammatische Thätigkeit war vorwiegend darauf gerichtet, nach Art der Alexandriner von classischen Schriftstellern durch Vergleichung der ihm zugänglichen, womöglich ältesten Exemplare verbesserte und mit kritischen Zeichen versehene Texte herzustellen. Ausdrücklich bezeugt sind solche kritischen Bearbeitungen von Lucrez, Virgil und Horaz. Eine eigene Schule hielt er nicht, sondern schaarte einzelne Liebhaber um sich, mit denen er hin und wieder Gespräche hielt und las. Von diesen mündlichen Erörterungen, die besonders das alte Latein betrafen, hat Gellius Manches aus den Erinnerungen der daran Betheiligten erhalten. Herausgegeben hat er nach Sueton a. a. O. nur Weniges und Unbedeutendes, aber einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Bemerkungen über den alten Sprachgebrauch hinterlassen, die vielleicht von den späteren Grammatikern benutzt worden sind. Von seinen Arbeiten über Virgil hat sich Manches in dem seinen Namen führenden Commentare zu den Bucolica und Georgica erhalten, aus einem Commentar zu den Satiren des Persius die Lebensbeschreibung desselben. Ferner besitzen wir von seiner Schrift de notis oder de literis singularibus (Abkürzungen) einen die juristischen Abkürzungen enthaltenden Auszug (Valerii Probi iuris notarum liber). Anderweitige seinen Namen führende grammatische Schriften, de catholicis Probi, vom Nomen und Verbum handelnd, und Probi instituta artium, eine Bearbeitung der gesammten Grammatik, rühren nicht von ihm her.

Auf dem Gebiete der historischen und praktischen Wissenschaften besitzen wir aus der Zeit des Claudius je zwei Werke, eine Geschichte Alexander's des Großen von Curtius und ein geographisches Werk von Pomponius Mela, ein medicinisches von Scribonius Largus und ein ökonomisches von Columella.

1. Quintus Curtius Rufus. Pomponius Mela.

Für eine freisinnige Geschichtschreibung war die Zeit noch immer ungünstig. Der einzige Historiker von Bedeutung, der die heimische Geschichte bearbeitete, war der Consular M. Servilius Nonianus, den Plinius (h. n. XXVIII, 2, 5) ehrend als princeps civitatis bezeichnet. Tacitus (ann. XIV, 19) rühmt ihn als einen Mann von feiner Lebensweise, der sich lange auf dem Forum bewegt und dann sich durch die Abfassung einer römischen Geschichte berühmt gemacht habe. Quintilian, der ihn noch gehört hat, führt sein treffendes Urtheil über Sallust und Livius an: Beide seien einander mehr gleich, als ähnlich (pares magis quam similes). Er schildert ihn als einen Mann von anerkanntem Talent, der in seinen historischen Schriften gedankenreich, aber weniger gedrängt, als es die Würde der Geschichte verlangt, gewesen sei (X, 1, 102). Er scheint hiernach mit zu viel Rhetorik Geschichte geschrieben zu haben. Sein Tod fällt, gleichzeitig mit dem des Domitius Afer, in das Jahr 59 (Tac. ann. XIV, 9).

Ueber die Zeit des Q. Curtius Rufus, von dessen Schrift das ganze Alterthum schweigt, hat man die verschiedensten Vermuthungen angestellt, die von Augustus bis auf Theodosius hinuntergehen. Die Stelle X, 9, 3 ffg. ist die einzige, die eine deutlichere Hindeutung auf die Gegenwart des Verfassers erhält. Er leitet nämlich die Schilderung der inneren Kämpfe des macedonischen Reiches nach dem Tode Alexander's mit der Aeußerung ein: das römische Volk gestehe mit Recht, daß es seine Rettung seinem Fürsten verdanke, der ihm in der Nacht, die es fast für die letzte gehalten, als ein neues Gestirn emporleuchtete; sein und nicht der Sonne Aufgang habe der verdunkelten Welt das Licht wiedergegeben, als die ihres Hauptes entbehrenden Glieder in Zwietracht lebten; er habe damals die vielen Brandfackeln verlöscht, die vielen Schwerter in die Scheiden geborgen, das schwere Ungewitter plötzlich zerstreut und in heiteres Wetter verwandelt; bleibe nur die Mißgunst fern, so werde eine, Gott gebe fortdauernde, wenigstens aber lange Reihe von Nachkommen den Segen dieser Zeit auf die folgenden fortpflanzen. Unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts — denn daß diesem nur Curtius angehören kann, darüber ist jetzt Niemand mehr in Zweifel — läßt sich bei dieser

Schilderung nur an den Regierungsantritt des Claudius oder höchstens des Vespasianus denken; am genauesten paßt sie unbestreitbar auf die einen Bürgerkrieg weissagenden Vorgänge in der „Nacht" vom 24. auf den 25. Januar 41, welche Caligula's Ermordung folgte, und auf die „plötzliche" Erhebung des Claudius auf den Thron, welche die Ruhe wieder herstellte. Dazu kommt, daß uns aus der Liste der Rhetoren bei Sueton ein der Reihenfolge nach in die Zeit des Claudius gehöriger Rhetor Q. Curtius Rufus bekannt ist, und auf einen Rhetor als Verfasser weist der Charakter der unter dem gleichen Namen erhaltenen Geschichte Alexander's hin.

Die Schrift (Q. Curti Rufi historiarum Alexandri magni Macedonis libri X) ist nur unvollständig auf uns gekommen. Die beiden ersten Bücher sind verloren. Buch III beginnt mit der Einnahme von Celaenae und der Lösung des gordischen Knotens und schließt mit der Schlacht bei Issus. Buch IV: Alexander's Thaten in Phoenicien urd Aegypten; Schlacht bei Arbela. Buch V, am Ende verstümmelt: Unterwerfung verschiedener Völkerschaften, Einnahme Persiens, Tod des Dareus durch Bessus. Buch VI, am Anfange verstümmelt: Verschwörung und Tod des Dymnus und Philotas. Buch VII: Amyntas und Simmias, der Verschwörung verdächtig, werden freigesprochen. Tod des Parmenio. Alexander's Thaten im Kaukasus, am Oxus und Tanais. Bessus gefangen. Unterhandlung und Kampf mit den Scythen. Bessus' Tod. Einnahme von Petra. Buch VIII: Unterwerfung der Massageten, Daher und Sogdianer. Clitus von Alexander ermordet; Reue desselben. Der Uebermuth Alexander's reizt seine Umgebung; Verschwörung und Tod des Hermolaus und Callisthenes. Zug Alexander's nach Indien. Buch IX: Unterwerfung indischer Völkerschaften. Fahrt zum Ocean. Buch X, vielfach lückenhaft: Alexander's Plan, den Occident zu erobern. Aufruhr; der König umgiebt sich mit einer persischen Leibwache und stirbt. Streit der Feldherren um die Nachfolge. Alexander's Leiche in Alexandrien beigesetzt.

Curtius war kein eigentlicher Historiker, daher es ihm auf eine kritische Benutzung der Quellen gar nicht ankam. Er selbst sagt (IX, 1, 34): „Ich schreibe mehr nach, als ich glaube; denn ich unterstehe mich nicht, das als sicher zu bestätigen, woran ich zweifle, noch darüber wegzugehen, was mir überliefert worden ist." Als seine Gewährsmänner führt er den Timagenes (IX, 5, 21) und den märchenhaften Clitarchus (IX, 5, 21; 8, 15) an, deren geringe Zuverlässigkeit er selbst nicht verkennt (IX, 5, 21). In der Topographie scheint er bessere Quellen vor sich gehabt, aber nicht sorgfältig benutzt zu haben. Militärische Kenntnisse gehen ihm durchaus ab. Die Chronologie wird von ihm ganz vernach-

läſſigt. Dafür entſchädigt er durch die anmuthige Erzählung, mit der die freilich ſtark rhetoriſch gefärbten Reden wechſeln, durch die anſchauliche, faſt dramatiſche Art, wie er einzelne Situationen zu behandeln verſteht, beſonders ſolche, die zu rührenden Schilderungen Veranlaſſung geben, wobei er eine gewiſſe faſt moderne Sentimentalität zeigt, und durch die Vorzüge ſeiner Sprache, die vielfach an die des Cicero und beſonders des Livius anklingt. Wir heben als gelungene Partien hervor: Krankheit und Rettung Alexander's durch ſeinen Arzt Philippus (III, 5—6); Zuſammenkunft Alexander's mit der gefangenen Familie des Dareus (III, 12); das Alexanderfeſt in Perſepolis (V, 7); Verſchwörung des Dymnus und Tod des Philotas (VI, 7—10); Ermordung des Clitus und Reue Alexander's (VIII, 1—2); Porus und Alexander (VIII, 13—14); Alexander's Heldenthat bei der Erſtürmung der Stadt der Oxydraker (IX, 4—5); Alexander's Ende und Trauer um ſeinen Tod (X, 5), woran ſich eine allgemeine Charakteriſtik desſelben ſchließt (X, 5, 26 ffg.). — Unter den Reden, die bald in directer, bald in indirecter Form wiedergegeben werden, ſind die ausgeführteſten: Alexander's und Dareus' Reden vor der Schlacht bei Arbela (IV, 14); Rede des Dareus in der Verſammlung der Feldherren (V, 8, 6—17); die Vertheidigungsrede des Philotas (VI, 10) und des Amyntas (VII, 1, 19—40); die Friedensrede der ſcythiſchen Geſandten (VII, 8, 12—30); die Rede des Calliſthenes gegen den Uebermuth Alexander's (VIII, 5, 14—19); Rede des Hermolaus und Erwiederung Alexander's (VIII, 7—8); Ermahnung Alexander's an die entmuthigten Soldaten (IX, 2, 12—34) und Erwiederung des Coenus (IX, 3, 5—15); Rede des Craterus, der im Namen der Freunde den im Kampfe mit den Oxydrakern verwundeten Alexander ſich zu ſchonen bittet, und Erwiederung des Königs (IX, 6); Rede Alexander's an die aufſtändiſchen Macedonier (X, 2, 15—29). — Mehr oder minder ausführliche Schilderungen und Beſchreibungen ſind: Parallele zwiſchen dem perſiſchen und macedoniſchen Heere (III, 3, 8—28); Belagerung und Eroberung von Tyrus (IV, 2—4); Alexander's Zug durch die Wüſte nach dem Tempel des Ammon (IV, 7); Schlacht bei Arbela (IV, 15—16); Alexander's Einzug in Babylon; Beſchreibung der Stadt und ihrer Bewohner (V, 1, 17—38); der Fluß Ziobevis (VI, 4, 4—7); Beſchreibung von Indien (VIII, 9, 2—37).

Das allgemeine Schweigen des Alterthumes über Curtius läßt allerdings vermuthen, daß er bei der gelehrten Mit- und Nachwelt keine beſondere Beachtung gefunden hat, vielleicht weil ſein Werk weder dem Hiſtoriker, noch dem Grammatiker Stoff zur Benutzung bot. Im Mittelalter iſt er dagegen viel geleſen und auch von den Dichtern, welche die Alexanderſage behandelten, be-

nutzt worden; insbesondere hat sich Walther von Chatillon (Gualterus Castellionaeus) in seiner vortrefflichen Alexandreis eng an ihn angeschlossen. Noch bis heute hat sich des Curtius Geschichte als ein beliebtes Lesebuch in den Schulen zu erhalten gewußt.

Die allgemeine Geographie des Pomponius Mela (de chorographia libri III) ist das einzige geographische Lehrbuch, das die römische Literatur aufzuweisen hat, außer der geographischen und ethnographischen Uebersicht, die Plinius in seiner Naturgeschichte (III—VI) giebt. Ueber des Verfassers Lebensumstände wissen wir nur aus seiner Schrift selbst, daß er ein Spanier gewesen aus einem Orte Tingentera unweit von Carteia (II, 6), und aus der Stelle III, 6, worin es heißt, daß der größte der Fürsten das so lange verschlossene Britannien eröffne und als Sieger nicht nur vor ihm unbezwungener, sondern selbst unbekannter Völker seine Thaten durch einen Triumph bestätigen werde, geht hervor, daß die Abfassung der Schrift entweder in das Jahr 40 fällt, wo Caligula, oder vielmehr 44, wo Claudius seinen Triumph über die Briten feierte. Vielleicht darf man aus der höfischen Huldigung, die er hiermit darbringt, folgern, daß er in einem gewissen abhängigen Verhältnisse zu dem Fürsten gestanden habe. Seine übersichtliche Erdbeschreibung hat Mela ohne Selbstanschauung und ohne sonderliches kritisches Talent aus verschiedenen Quellen zusammengetragen; daher er manche Irrthümer und Märchen früherer Geographen gläubig wiederholt. Die Methode ist die der griechischen περίπλοι, indem er von einem Küstenpuncte aus die Reise um die damals bekannte Welt macht, bis er zu demselben Puncte wieder zurückkommt. Nach einer allgemeinen Betrachtung der drei Erdtheile beschreibt er in den beiden ersten Büchern die um das mittelländische und schwarze Meer herumliegenden Länder, und zwar zuerst die Küstenländer von Afrika, dann Aegypten, Arabien, Syrien, Phoenicien, Kleinasien, die pontischen Länder (I), das europäische Scythien, Thracien, Macedonien, Griechenland, Illyrien, Italien, die südlichen Küsten von Gallien und Hispanien und die Inseln des Mittelmeeres (II). Im dritten Buche durchwandert er die westliche und nördliche Küste Hispaniens und Galliens, Germanien, Sarmatien, das asiatische Scythien und die Inseln des nördlichen Oceans, dann die Länder des östlichen Oceans, Indien, Persien, das südliche Arabien, und über Aethiopien und über die Westküste Afrika's kommt er wieder zu dem Ausgangspuncte zurück. Die Darstellung ist bei ihrer gedrängten Kürze doch lebendig und durch eingestreute Schilderungen anziehend; die Sprache trägt den rhetorischen Charakter der Zeit.

2. Scribonius Largus. L. Junius Moderatus Columella.

Die Heilmittellehre des Arztes Scribonius Largus (compositiones medicamentorum) ist verfaßt zwischen den Jahren 43, wo er den Claudius, deus noster Caesar, wie er ihn zu nennen pflegt, nach Britannien begleitete, und 48, wo die in dem Werke noch als lebend erwähnte Messalina starb. Die lückenhaft überlieferte Schrift enthält noch 271 Recepte in ziemlich unvollkommener Sprache, die nach den Körpertheilen vom Kopfe ab geordnet sind. Die benutzten Quellen sind meist griechische; doch ist Mancherlei aus dem Volksglauben beigemischt. Bezeichnend für die Gesinnung des Verfassers sind folgende Aeußerungen aus der Vorrede: „Aerzte, die nicht ein Herz voll Mitleid und Menschenliebe haben, müssen Göttern und Menschen verhaßt sein." „Die Medicin schätzt nicht die Menschen nach ihrer Lebensstellung und Person, sondern verspricht gleichmäßig Allen, die ihre Hülfe anflehen, ihren Beistand."

Das ökonomische Werk des Columella (de re rustica libri XII) ist ein vollständiges, mit Liebe für das Landleben und praktischer Kenntniß verfaßtes Lehrbuch der gesammten Landwirthschaft. L. Junius Moderatus Columella, aus Gades in Spanien (X, 185), war ein Zeitgenosse seines Landsmannes, des Philosophen Seneca, mit dessen ältestem Bruder Novatus Gallio er befreundet gewesen zu sein scheint (IX, 16). Er war nicht blos ein praktischer, sondern auch ein denkender und wissenschaftlich gebildeter Landwirth, der die Welt gesehen hatte; denn außer in seiner Heimath und Italien war er auch in Syrien und Cilicien bekannt (II, 10), wo er wahrscheinlich als Officier gedient hatte. Er hat Alle, die vor ihm über die Landwirthschaft geschrieben haben, gekannt und benutzt (I, 1, 12). Als seine nächsten Vorgänger nennt er seine Zeitgenossen Cornelius Celsus, Julius Atticus und Julius Graecinus, der über den Weinbau geschrieben hat. In seinem erschöpfenden und gründlichen und mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Lehrbuche spricht Columella zuerst von dem Nutzen und den Annehmlichkeiten des Landbaues im Allgemeinen und handelt dann vom Feldbau (I—II), vom Weinbau und von der Baumzucht (III—V), von der Zucht des Viehes, des Geflügels, der Fische und der Bienen (VI—IX), von der Anlage der Gärten (X), von den Pflichten und besonderen ökonomischen Beschäftigungen des Landmannes (XI—XII). Das zehnte Buch, de cultu hortorum, hat er auf den Wunsch des P. Silvinus, dem das ganze Werk gewidmet war, in Hexametern geschrieben, um den Theil, den Virgil in seinen Georgica übergangen und den nachfolgenden Sängern zu beschreiben überlassen habe (georg. IV,

148), zu ergänzen (X, praef. 3). Die vollendeten Bücher sendete Columella nach den in den Vorreden enthaltenen Andeutungen einzeln dem Silvinus; als äußerste Grenze für die Abfassung des Ganzen ist das Jahr 65 anzunehmen, wo der Tod des a. a. O. noch als lebend angeführten Gallio erfolgte. Außer diesem großen Werke ist von einem früheren, kürzer gefaßten über denselben Gegenstand noch das zweite Buch de arboribus vorhanden. — Die Sprache des Columella ist correct und fließend, doch rhetorisch geschmückt; das poetische zehnte Buch zeugt von technischer Gewandtheit in der Behandlung des Verses, doch von geringem dichterischen Geiste.

d. Nero. 54—69.

Nero's Erziehung war eine verfehlte, trotz dem, daß ihm schon in seinem zwölften Jahre der Philosoph Seneca zum Lehrer gegeben wurde (Suet. Ner. 7). Von dem Studium der Philosophie zog ihn seine Mutter ab, weil sie meinte, die Philosophie sei einem künftigen Kaiser nur schädlich, und von der Kenntniß der alten Redner Seneca, damit er ihn um so länger in der Bewunderung seiner eigenen Person erhielte (ib. 52). Für Künste scheint er eine angeborene Neigung und auch kein geringes Talent besessen zu haben. Schon in seinen Knabenjahren legte sich sein lebhafter Geist bald auf diese, bald auf jene Kunst, freilich ohne irgend eine mit Gründlichkeit zu betreiben: er arbeitete mit dem Grabstichel, malte, sang, übte die Kunst des Rosselenkens und gab auch Proben, daß ihm die Grundlehren der Dichtkunst nicht unbekannt seien (Tac. ann. XIII, 3). Seine Eitelkeit trieb ihn, auch noch als Kaiser seine Geschicklichkeit in diesen Künsten öffentlich geltend zu machen, so namentlich bei den von ihm im Jahre 60 gestifteten quinquennalia Neroniana, die nach der Weise der Griechen in musischen, gymnischen und Rennkämpfen bestanden (Suet. Ner. 12; Tac. ann. XIV, 20). Besonders leicht ward ihm das Dichten, und wenn Tacitus (ann. XIV, 16) ihn beschuldigt, daß er nur mit der Hülfe Anderer seine Gedichte zu Stande gebracht habe, so widerspricht dem ausdrücklich Sueton (Ner. 52). Er schrieb unter Anderem ein Epos Troica, das er bei den zweiten quinquennalia im Jahre 65 vortrug (Dio Cass. LXII, 29) und von dem wahrscheinlich die beim Brande Roms (64) von ihm im Citharödenkostüm gesungene halosis Ilii (Suet. Ner. 38) ein Bestandtheil war. Erhalten haben sich davon noch unbedeutende Bruchstücke. Auch declamirte er öfters öffentlich (Suet. ib. 10). Doch soll er seine Reden nicht ohne den Beistand Seneca's verfaßt haben, so die, welche er zum Lobe des Claudius bei dessen Leichenbegängnisse hielt, wobei die älteren Zuhörer die Bemerkung

machten, daß er der erste Kaiser sei, der fremder Beredtsamkeit bedürfe (Tac. ann. XIII, 3). Wie eifersüchtig er auf seinen literarischen Ruhm war, zeigt sein Verfahren gegen den Dichter Lucanus, dem er seine mit Beifall aufgenommenen Gedichte öffentlich zu recitiren verbot (Tac. ann. XV, 49), sowie der Umstand, daß die Feinde des Seneca, um ihn aus der Gunst des Kaisers zu verdrängen, neben anderen Beschuldigungen auch diese gegen ihn erheben konnten, er beanspruche für sich allein den Ruhm der Beredtsamkeit und mache häufiger Gedichte, seitdem Nero die Dichtkunst mit Vorliebe betreibe (Tac. ib. XIV, 52). Dagegen ist es auffallend, daß Nero Tadel und Schmähungen Anderer gegen alle Erwartung geduldig hinnahm und besonders milde gegen diejenigen verfuhr, die ihn durch Reden oder Gedichte gereizt hatten. Verfassern von Pasquillen spürte er niemals nach, und als Angeber einige dem Senate namhaft machten, verbot er ausdrücklich, sie streng zu bestrafen. Den Cyniker Isidorus, der ihn auf offener Straße geschmäht, und den Atellanenschauspieler Datus, der ihn im Theater deutlich als den Mörder des Claudius und der Agrippina bezeichnet hatte, wies er blos aus der Stadt und Italien (Suet. Ner. 39). In Folge der Verschwörung des Piso wurde er jedoch mißtrauischer und übte eine strengere Censur gegen die Schriftsteller. Der Redner Verginius und der Philosoph Musonius Rufus büßten bei dieser Gelegenheit ihre Beliebtheit bei der Jugend durch Verbannung (Tac. ann. XV, 71). — Im Allgemeinen war die Regierung des Nero einer freieren literarischen Thätigkeit nicht im Wege, und in der That ist auch eine größere Regsamkeit als unter den vorigen Regierungen bemerkbar, namentlich auf dem Gebiete der Poesie, deren verschiedene Zweige Vertreter aufzuweisen haben. Die bedeutendste Erscheinung ist Seneca, in welchem der Geist und der Geschmack der Zeit den vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

1. L. Annaeus Seneca.

Es giebt nichts Widersprechenderes, als die verschiedenen Urtheile, die über den Philosophen Seneca und seine literarischen Leistungen gefällt worden sind. Während ihn Einige als den Weisesten und Tugendhaftesten rühmen, ja unter die Heiligen versetzen, sehen Andere in ihm den vollendetsten Heuchler, der, die Tugend im Munde führend, nur auf Vergrößerung seines Vermögens durch Wucher und Bedrückung bedacht gewesen sei, der durch Schmeicheleien sich die Gunst der Großen, durch gefällige Nachgiebigkeit den Beifall der Zeitgenossen erworben, der dem Nero, seinem Schüler, die Grundsätze eingeflößt habe, die ihn zum

Abscheu der Welt gemacht, ja, der selbst ihn zum Muttermorde getrieben haben soll. In ihm, dem Schriftsteller, fanden Einige das vollkommenste Muster, und in der That beherrschte er auch ganz die Literatur seiner Zeit. Doch verschwand der Nimbus unmittelbar nach seinem Tode wieder, und man sprach ihm ebenso unbedingt jedes literarische Verdienst ab, als man es ihm früher zuerkannt hatte. Er blieb in der Acht, bis das Christenthum ihn restituirte. Während im Mittelalter die anderen heidnischen Schriftsteller der Vergessenheit anheimfielen, hatte Seneca gleichsam ein canonisches Ansehen erlangt. Man erkannte in ihm den Christen und schöpfte aus seinen Schriften Belehrung und Erbauung. Als später Künste und Wissenschaften wieder erstanden, war Seneca einer derjenigen Schriftsteller, die den mächtigsten Einfluß auf ihre Entwicklung übten. Die tragische Bühne der Neueren knüpfte an ihn an. Die sogenannte classische Tragödie der Franzosen ist ein Kind der senecaischen Muse, und für die tragischen Dichtungen der Spanier, der Italiener bis auf Alfieri hinab, der Deutschen von Andreas Gryphius und Lohenstein an bis auf die Zeiten Lessing's, der Engländer bis auf ihren großen Shakespeare sind die Stücke Seneca's, nicht die Meisterwerke der griechischen Bühne, Muster und Vorbild gewesen. Noch bedeutender ist der Einfluß Seneca's auf die moral-philosophischen Werke, Erbauungsschriften und Predigten des Mittelalters und der neueren Zeit. Sein physikalisches Werk stand lange in einem hohen Ansehen und war eine Hauptquelle der naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Doch ist alles dieses gering gegen die Revolution, die er in der Denk- und Sprechweise des Alterthums bewirkt und wodurch er eben für die Folgezeit eine so große Bedeutung erlangt hat. Man könnte mit einem gewissen Rechte behaupten: wie Ovid der erste moderne Dichter, so ist Seneca der erste moderne Prosaiker. Er hat mit dem Geiste des Alterthums völlig gebrochen. Ihm verschwindet das Nationale gegen das rein Menschliche; er ist kein Römer mehr, ja er tritt dem Römerthume, wie überhaupt der Welt als dem Inbegriff alles Schlechten feindlich gegenüber, und insofern hatte man nicht ganz Unrecht, ihn einen Christen zu nennen. Während der antike Schriftsteller durch die schöne Form auf den Geschmackssinn und dann erst auf das Gemüth des Lesers wirken will, geht Seneca von dem Grundsatze aus, daß das Herz unmittelbar zum Herzen sprechen müsse. Die schöne Form ist ihm daher gleichgültig; er zertrümmert sie, weil sie ihm keinen Werth mehr hat, und das stolze Gebäude oratorischer Perioden, das zwei Menschenalter vor ihm Cicero errichtet hatte, stürzt unter seinen Händen zusammen. „Es ist besser," sagt er, „auf den Inhalt zu sehen und nur um seinetwillen zu sprechen, den Ausdruck aber ganz dem Inhalte unterzuordnen, so daß die Rede ohne Künstelei

folgt, wo jener sie führt" (de tranqu. an. I, 13). „Frage: was und nicht wie du schreiben sollst, und auch das nicht in der Absicht zu schreiben, sondern deine Gefühle zu äußern. An wessen Rede du ängstliche Sorgfalt und Feile bemerkest, von dem wisse, daß sein Geist ebenso auf Kleinlichkeiten gerichtet ist" (ep. 115). So ist Seneca Schöpfer eines eigenen Stiles geworden, in dem der geistige Gehalt bedeutender ist, als die Kunst. Seine Sprache hat eine gewisse lebendige Unmittelbarkeit, die gegen die kalte Regelmäßigkeit der eigentlichen Classiker wesentlich absticht, daher sie auch unter den Bewunderern des classischen Stils so viele Gegner gefunden hat. Sie nähert sich mehr der modernen Art der Darstellung, so daß wir, wenn wir Seneca lesen, oft vergessen, daß wir einen Alten vor uns haben. Wo er aus vollem Herzen spricht, ist er wahrhaft hinreißend und erwärmend, oft erhaben und von unwiderstehlicher Wirkung; wo dies nicht der Fall ist, da wird er affectirt, schwülstig, Phrasen ersetzen die Gedanken und wir wenden uns mit Widerwillen von ihm ab. „Es ist schwer," sagt Bernhardy, „diesen Ovid der Prosaiker gerecht zu beurtheilen, in solchem Gemisch von üppigem Talent und herzloser Eitelkeit, von spanischem Feuer und kühler Rhetorik die klare Grenze zwischen dem gemachten Wesen des Mannes und einer enthusiastischen, zu den edelsten Zwecken berufenen Natur zu finden. Kein römischer Prosaiker schrieb mit mehr Geist und mit weniger Reinheit des Geschmackes, keiner mit solchem Bewußtsein seiner Kraft und Schwächen, um den Leser zu spannen und auf ihn durch alle Macht des Interessanten einzuwirken." — Diese Manier ist es, die ihn besonders den Franzosen befreundet hat. In Deutschland hat er sich mehr des Inhaltes als der sprachlichen Form wegen in früheren Zeiten viele Gönner erworben; in der neuesten Zeit ist er ganz in Schatten gestellt worden: man hat ihn aus den Schulen verdrängt und seinen Schriften eine nur stiefmütterliche wissenschaftliche Behandlung angedeihen lassen.

Fragen wir, worin die Gründe der abweichenden Urtheile über den Mann und der wechselnden Gunst und Ungunst seinen Schriften gegenüber liegen, so ist die Antwort die: Seneca ist ein ausgezeichnetes Talent, aber kein Charakter. Er hat alle Eigenschaften, die zu einem großen Manne und einem großen Schriftsteller erfordert werden: er hat einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, eine lebhafte Phantasie, ein empfängliches Gemüth, einen edelen Willen, einen ausdauernden Fleiß, nur fehlt ihm der Charakter, d. h. er vermag nicht sein Handeln und sein Denken nach scharf ausgeprägten Grundsätzen zu bestimmen. Daher schwankt er im Leben beständig zwischen dem Weisen und dem Höfling und in seinen Schriften zwischen dem Philosophen und dem Rhetor; daher beherrscht er nicht seine Zeit, sondern diese beherrscht ihn;

daher fehlt es auch seiner Philosophie an festen Principien, und sie ist ein eklektisches Allerlei, in dem die Logik und Methaphysik keine besondere Stelle gefunden, die Ethik aber und die auf Ethik angewandte Physik eine populäre, nicht systematische Gestalt gewonnen hat. Dem entsprechend hat sich auch seine Sprache gestaltet nicht nach Principien, sondern nach augenblicklicher Eingebung als Ausdruck eines geistreichen, aber unmethodischen Kopfes, und hat alle Vorzüge und Mängel, die eine extemporirte Rede an sich zu tragen pflegt. Seneca's Freunde haben seine Vorzüge, seine Feinde seine Fehler übertrieben.

L. Annaeus Seneca, der Sohn des Rhetors Seneca und der Helvia, war in Corduba in Spanien um das Jahr 7 v. Chr. geboren. Schon in früher Jugend kam er nach Rom mit seiner Mutter Schwester, die ihm in seiner langen Kränklichkeit eine liebevolle und mütterliche Pflege angedeihen ließ (consol. ad Helv. 19). Neben rhetorischen Studien, denen er wahrscheinlich auch seine Bekanntschaft mit dem alten Asinius Pollio zu verdanken hatte (de tranqu. an. 17), beschäftigte ihn besonders die Philosophie. Eine lebendige Schilderung von sich und seinen Studien giebt er uns selbst epist. 108. „Ich ergriff Alles mit großer Begeisterung," sagt er; „aber wenn ich dann wieder in das wirkliche Leben zurückgeführt wurde, blieben mir von den guten Vorsätzen nur wenige." Vor Allen fühlte er sich zu dem Stoiker Attalus hingezogen. Er erschien ihm wie ein höheres Wesen, das über alle menschliche Größe erhaben sei. „Wenn er die Armuth empfahl," erzählt Seneca, „und zeigte, eine wie überflüssige und für den Träger drückende Last Alles sei, was das gewöhnliche Bedürfniß überschreite, dann wünschte ich, die Schule als ein Armer zu verlassen. Wenn er unsere Wollüste rügte, hingegen einen keuschen Leib, einen mäßigen Tisch, ein reines Gemüth lobte, dann beschloß ich, alle Genüsse des Gaumens und des Bauches zu beschränken. Und Manches ist mir denn auch davon geblieben. Von der Zeit an verschmähe ich Austern und Trüffeln; von der Zeit an enthalte ich mich der Salben; von der Zeit an entbehrt mein Magen des Weines; von der Zeit an meide ich die warmen Bäder. Anderes, was ich damals verwarf, habe ich später wieder aufgenommen, doch so, daß ich in dem, dessen Enthaltung ich unterbrochen habe, ein Maß beobachte, das der Enthaltung ziemlich nahe kommt und vielleicht um so schwerer ist, weil man weit eher eine Leidenschaft ganz aus der Seele verbannen, als ermäßigen kann." — Neben Attalus war es der Pythagoreer oder Anhänger des Sextius Sotion, der ihn besonders fesselte und für ein streng ascetisches Leben einnahm. Auf seine Veranlassung enthielt er sich gänzlich der Fleischspeisen. „Nachdem ich," erzählt er, „ein ganzes Jahr darin verharrt, wurde mir die Gewohnheit

nicht nur leicht, sondern auch süß. Ich glaubte, mein Geist gewinne an Beweglichkeit, und ich möchte noch heute nicht behaupten, daß es nicht so gewesen." Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er ebenso leicht wieder zu der vorigen Lebensweise zurück.

Neben seinen Studien widmete sich Seneca frühzeitig auch der forensischen Thätigkeit (epist. 49) und dem Staatsdienste. Er wurde Quaestor und war unter Caligula Mitglied des Senats (Dio Cass. LIX, 19). Aber im Jahre 41 verbannte ihn der Kaiser Claudius auf Anstiften der Messalina auf die Insel Corsica, angeblich weil er bei den Ausschweifungen der Julia, der Tochter des Germanicus, betheiligt gewesen oder wenigstens darum gewußt habe (schol. ad Iuv. V, 109). Agrippina bewirkte gleich nach ihrer Vermählung mit Claudius, 49, seine Zurückberufung, um sich durch eine gute That dem Publicum, bei dem Seneca in hoher Achtung stand, zu empfehlen (Tac. ann. XII, 8). Ihr verdankte er auch die Praetur — später, im Jahre 57, wurde er auch Consul — und die Wahl zum Erzieher des jungen Nero, dessen Gemüthsart er gleich anfangs erkannt haben soll; doch hoffte er die angeborene Grausamkeit seines Zöglinges durch die Philosophie mildern zu können. Unter seinen vertrauten Freunden soll er sich jedoch öfters geäußert haben, er fürchte, die natürliche Wildheit des jungen Löwen werde wiederkehren, wenn er erst einmal Menschenblut gekostet hätte (schol. ad Iuv. l. l.). Der junge Fürst zeigte seine Dankbarkeit gegen den Lehrer durch reiche Schenkungen von Geld und Gütern, die dieser noch durch Wucher vermehrt haben soll (Tac. ann. XIII, 42). Von der Schuld, den Nero zur Ermordung seiner Mutter Agrippina angetrieben zu haben, kann er unbedenklich freigesprochen werden, nicht so von dem Vorwurfe, mehr als es einem stoischen Philosophen ziemte, Gefallen an einem glänzenden Leben gefunden zu haben. — Gegen 13 Jahre übte er nebst Burrus einen heilsamen Einfluß auf seinen Zögling. Mit Burrus' Tode, 62, hörte auch Seneca's Macht über den Kaiser auf. Nach Tacitus (ann. XIV, 52—56) gab den Gegnern des Philosophen der Luxus, den er in seinen herrlichen Gärten und prachtvollen Villen zeigte, Veranlassung, die Eifersucht des Kaisers zu erregen, als wenn er ihn, wie in Wissenschaft und Kunst, so auch in dem äußeren Glanze zu übertreffen suche. Gäbe er sich, fügten sie hinzu, noch länger seiner Leitung hin, so würde jede verdienstliche That nicht dem Kaiser, sondern seinem Führer zugeschrieben werden; sei er doch der Schule schon entwachsen und könne auf eigenen Füßen stehen; daher möge er sich des Lehrers entäußern, zumal er an seinen eigenen Vorfahren die erhabensten Vorbilder habe, deren Beispiele er befolgen könne. — Seneca, dem die Intriguen seiner Feinde nicht unbekannt blieben, bat sich eine Unterredung von dem Kaiser aus, worin er ihn um die Ent-

lassung aus seinem Amte ersuchte und ihm sein Vermögen zur Verfügung stellte. Nero nahm Beides nicht an, weil man, wie er sagte, die Gründe nicht in der Mäßigung des Seneca und in seinem Wunsche nach Ruhe, sondern in der Habsucht des Kaisers und in der Furcht vor seiner Grausamkeit suchen würde. Er entließ ihn mit einer Umarmung und herzlichen Küssen. Seitdem brach Seneca allen Verkehr mit dem Hofe ab und zeigte sich selten in der Stadt, vorgebend, er sei leidend oder mit seinen Studien allzu sehr beschäftigt. Einige Versuche Nero's, Seneca heimlich aus dem Wege zu räumen, blieben erfolglos. Endlich gab ihm die Verschwörung des Piso den Vorwand, sich auch seines Lehrers ohne Scheu zu entledigen, 65. Der Kaiser ließ ihm ankündigen, daß er seinen Tod erwarte. „Nach dem Morde der Mutter und des Bruders," soll Seneca gesagt haben, „bleibt ihm nur noch, auch den Tod des Lehrers und Erziehers hinzuzufügen." Seine Gemahlin Paulina verlangte mit ihm zu sterben. Seneca widerstrebte nicht. „Ich will dir," sagte er, „ein solches Beispiel ehelicher Treue nicht mißgönnen. Sei auch unser Beider Standhaftigkeit im Erdulden des Todes gleich, so wird doch deinem Ende der größere Ruhm zu Theil werden." Er hatte sich die Adern öffnen lassen; da jedoch das Blut zu langsam floß, so ließ er sich, nachdem er vergeblich Gift genommen, in einem Dampfbade ersticken. Seiner Gemahlin wurden auf Befehl des Nero die Adern, die auch sie sich geöffnet hatte, wieder unterbunden, und sie überlebte ihren Gatten noch wenige Jahre, durch die Blässe ihres Gesichtes, die ihr von dem Blutverluste geblieben war, Zeugniß ihrer Treue ablegend. Es ging die Sage, daß von den Verschworenen beschlossen worden sei, wenn der Mord des Nero geglückt wäre, auch den Piso zu tödten, um dann dem Seneca die Herrschaft, die er allein wegen seiner Tugend verdiene, zu übergeben (Tac. ann. XV, 60—65).

Seneca kannte das Bedürfniß und den Geschmack seiner Zeit und wußte ihm entgegenzukommen. Dadurch beherrschte er die Literatur. Es war eine Reaction gegen das allgemeine Sittenverderbniß eingetreten. Man hatte den Willen, zum Besseren zurückzukehren, aber nicht die Kraft, das Böse zu bekämpfen; man hatte Worte, aber keine Thaten. Die sittliche Umgestaltung sollte von der Philosophie im Bunde mit der Rhetorik ausgehen. Der Stoicismus empfahl Muth in Leiden und der Pythagoreismus lehrte Entbehrung gewohnter Genüsse und Zurückgezogenheit von der verderbten Welt. Beide waren geeignet, den wenigen trefflichen Männern, die sich von dem Strome des Verderbens nicht wollten fortreißen lassen, die Kraft zu einem passiven Widerstande zu verleihen; zu der Besserung der Gesellschaft konnten sie Nichts beitragen. Seneca und mit ihm alle moralisirenden Schriftsteller

seiner und der folgenden Zeit glaubten die Uebel heilen zu können, wenn sie sie in den grellsten Farben, die eine ausgebildete Rhetorik bot, darstellten und in schimmernden, geistreichen Sentenzen die Tugend empfahlen. Sie waren vortreffliche Sittenprediger, die die allgemeine Krankheit zur Erkenntniß brachten, aber die richtigen Mittel sie zu heilen nicht kannten. Sie verstanden es, Abscheu vor dem Laster zu erregen, aber nicht die Thatkraft für das Gute zu erwecken, und die Folge war, daß eine sittliche Erschlaffung eintrat, wodurch endlich auch das Laster ebenso abgeschwächt wurde, wie die Tugend früher schon kraft- und machtlos geworden war. Eine Idee, woran sich die Welt begeisterte, konnten sie nicht geben. Um Religion, Freiheit und Nationalgefühl hatte der römische Despotismus die Welt gebracht, und es bedurfte ganz anderer Mittel, als sie den Philosophen, Rhetoren und Dichtern zu Gebote standen, um die gesunkene Menschheit wieder zu erheben.

Trotz dem bleibt Seneca das Verdienst, der geistreichste und originellste Schriftsteller der Römer zu sein. Ihm hatte die Philosophie nicht wie dem Cicero den formellen Werth, die Römer denken und sprechen zu lehren, sondern sie sollte in das Leben eingreifen und es zum Besseren gestalten. Er reproducirte nicht die philosophischen Systeme der Griechen und schrieb nicht für die Schule, sondern für das Leben, das er in seinen verschiedensten Verhältnissen beobachtet hatte. Er ist ein meisterhafter Sittenmaler; sein Scharfsinn in der Auffassung und Beurtheilung der sittlichen Zustände ist oft überraschend, seine Menschenkenntniß eine bedeutende, seine Lebensklugheit eine bewährte, seine Empfindung frisch und lebendig, seine Phantasie reich und üppig, sein Wissen ein vielseitiges, wenn auch nicht tiefes, seine Sprache bei allen ihren Mängeln eine wirksame und zum Herzen dringende. Seine Lehren sind voll Feinheit und seine Sittensprüche nicht selten von imponirender Erhabenheit. Was ihn trotzdem hinderte, ein großer Schriftsteller zu werden, war, daß ihm die Energie fehlte, mit seiner Stellung und seiner Zeit gänzlich zu brechen. „Er besaß," sagt Tacitus (ann. XIII, 3), ein anmuthiges Talent, das er den Ohren seiner Zeitgenossen anzupassen wußte." Einem Höflinge des Claudius und Nero standen nur schöne Reden zu Gebote, und die Bewunderung seiner Mitwelt konnte er nur erlangen, wenn er ihrem Geschmacke huldigte. Und diesen Geschmack erkannte er selbst als einen verdorbenen. Sehr wahr sagt er (ep. 114): „Wie das Leben, so die Rede der Menschen. Wenn die Zucht des Volkes gelitten und sich den Genüssen hingegeben hat, so wird die Ausdrucksweise den allgemeinen Sitten ähnlich. Die allgemeine Zügellosigkeit der Rede ist ein Beweis der allgemeinen Ueppigkeit. Der Geist kann unmöglich eine andere Farbe als die Gesinnung tragen. Wie die Verschwendung in Gastmählern und Kleidung die Zeichen

eines kranken Staates sind, so zeigt auch die Zügellosigkeit der Rede, daß die Gesinnung, von der die Worte ausgehen, eine gesunkene ist. Und man darf sich nicht wundern, daß der Ungeschmack nicht blos bei dem schmutzigen Pöbel, sondern auch bei der feineren Classe Aufnahme findet. Unterscheiden sich doch beide nur durch ihre Toga, nicht durch ihr Urtheil. Eher könnte man sich wundern, daß nicht blos das Fehlerhafte, sondern auch die Fehler selbst gelobt werden. Diese Fehler führt immer derjenige ein, der zu seiner Zeit die Beredtsamkeit beherrscht; die Uebrigen ahmen sie nach und Einer überliefert sie dem Anderen."

Seneca's Zeitgenossen haben seine Vorzüge bewundert, aber Einzelne auch schon seine Fehler erkannt. Das Urtheil des Kaisers Caligula haben wir oben schon angeführt. Der Redner P. Suillius, ein Günstling des Claudius und unter Nero nicht ohne Zuthun des Seneca angeklagt, warf ihm vor, daß er, der sich in nutzlosen Studien und unter unwissenden Jünglingen bewege, auf diejenigen eifersüchtig sei, die ihre lebendige und unverdorbene Beredtsamkeit zum Schutze der Bürger übten (Tac. ann. XIII, 42). — Die nächste Generation gewann ein richtigeres und unbefangeneres Urtheil über ihn. Quintilian (X, 1, 125) widerspricht der allgemeinen Meinung, daß er ihn durchaus verwerfe. Er habe nur bei seinem Streben, die verdorbene und an allerlei Fehlern leidende Redeweise wieder zu der strengeren Methode zurückzuführen, die jungen Leute, in deren Händen Seneca damals allein war, vor ihm gewarnt. Nicht habe er ihn gänzlich verdrängen, sondern nur nicht zugeben wollen, daß er den Besseren vorgezogen werde, die er unaufhörlich angriff, weil er, der sich seiner abweichenden Manier wohl bewußt war, nicht hoffen konnte, denen im Reden zu gefallen, welchen jene gefielen. „Man hatte mehr eine Vorliebe für ihn, als die Neigung, ihm nachzuahmen, und stand so tief unter ihm, als er unter den Alten; denn wohl wäre es zu wünschen, daß es Viele gebe, die diesem Manne gleich wären oder wenigstens recht nahe kämen. Es waren aber nur seine Fehler, die gefielen, und ein Jeder bestrebte sich, diejenigen nachzubilden, die er konnte; indem man sich dann rühmte, auf dieselbe Weise zu sprechen, brachte man dadurch Seneca selber in übelen Ruf. Besaß er doch sonst viele große Vorzüge: ein leichtes und reiches Talent, vielen Fleiß, umfassende Kenntniß, wenn er sich auch zuweilen von denen, die er mit der Aufsuchung von Notizen beauftragt hatte, täuschen ließ. Auch hat er sich in fast allen literarischen Fächern versucht; denn man hat von ihm Reden, Gedichte, Briefe und Gespräche. In der Philosophie fehlte es ihm an Gründlichkeit; doch war er Meister in der Rüge der Laster, und seine Schriften enthalten viele herrliche Sentenzen und lesenswerthe Charakterschilderungen. Aber sein Ausdruck ist meist

dem reinen Geschmacke zuwider und deshalb so äußerst verderblich, weil er von einschmeichelnden Fehlern strotzt. Wäre er nur in seiner Rede seinem Genius und fremdem Urtheile gefolgt! Denn wenn er Einiges verworfen, wenn er nicht allzu sehr nach Effect gehascht, wenn er nicht all das Seine schön gefunden, wenn er nicht die gewichtigsten Gedanken durch winzige Sätzchen abgeschwächt hätte, so würde seine Anerkennung vielmehr auf der Uebereinstimmung der Gebildeten, als der Vorliebe der jungen Burschen beruhen. Aber auch so ist er bereits Erstarkten und in der strengeren Redeweise hinlänglich Befestigten zur Lectüre zu empfehlen, schon deshalb, weil er Gelegenheit giebt, das Urtheil zu üben. Denn Vieles ist, wie gesagt, an ihm zu loben, ja Vieles zu bewundern; nur muß man eine sorgfältige Auswahl zu treffen wissen. Hätte er dies doch nur selber gethan; denn seiner Befähigung wäre es würdig gewesen, Besseres zu wollen, die, was sie wollte, zu leisten vermochte."

Eine leidenschaftliche Erbitterung geht aus den Urtheilen der alterthümelnden Schriftsteller der nächstfolgenden Zeit hervor. Seneca hatte sich auf das Bestimmteste gegen die philologische und grammatische Richtung erklärt. „Manche Lehrer," sagt er (ep. 108), „lehren, wie man mit Worten streiten, nicht wie man leben müsse; manche Schüler lernen, nicht um ihr Herz, sondern ihren Geist zu bilden, und so ist, was Philosophie war, Philologie geworden. Ein künftiger Grammatiker liest den Virgil nicht des Inhaltes, sondern der Worte wegen, und ganz anders erfaßt Cicero's Bücher vom Staat der Philologe, der Grammatiker und der Philosoph. Der Philologe macht sich Notizen von den darin vorkommenden römischen Alterthümern, der Grammatiker bemerkt sich die archaistischen und ungewöhnlichen Ausdrücke, die Bedeutung der Wörter, den Gebrauch der Redefiguren und dergleichen, indeß der Philosoph nur auf die moralischen Lehren, auf die herrlichen und ergreifenden Aussprüche sieht, die man im Leben bald anwenden kann." — Kein Wunder daher, daß sich zur Zeit des Gellius Urtheile hören ließen, wie: „Seneca ist ein Schriftsteller, der durchaus keinen Nutzen gewährt und dessen Schriften in die Hand zu nehmen nicht der Mühe lohnt; seine Sprache ist gemein und abgedroschen, Inhalt und Sentenzen zeigen theils fade und leere Heftigkeit, theils oberflächliche und witzelnde Spitzfindigkeit, seine Bildung ist eine hausbackene und plebejische und hat sich aus den Schriften der Alten keine Spur von Anmuth und Würde angenommen." Die noch am mildesten urtheilten, leugneten zwar nicht Mangel an Eleganz des Stiles, gestanden ihm jedoch Kenntnisse und einen wohlthuenden Ernst in der Rüge der Laster zu. Gellius selbst nimmt ihm seine geringschätzigen Urtheile über Ennius, Cicero und Virgil sehr übel (XII, 2). Mehr noch ereifert sich Fronto gegen

ihn (ad M. Anton. de orat.): seine Sätze, meint er, machten den Eindruck, wie wenn man ein Roß schnell dahintraben höre, und beständen aus Witzwörtchen, nicht aus Worten (dicteria potius quam dicta continere).

Desto mehr Bewunderer erwarb sich Seneca bei den christlichen Schriftstellern durch seine moralischen Sentenzen, die oft die überraschendste Uebereinstimmung mit Aussprüchen des Neuen Testamentes zeigen; daher die Sage ihn zum Christen und Freunde des Apostels Paulus macht und der h. Hieronymus ihn in den catalogus sanctorum aufgenommen hat. Durch das ganze Mittelalter blieb Seneca einer der gelesensten Schriftsteller, und in der neueren Zeit waren besonders Montaigne und Lipsius seine Verehrer. Die Franzosen des 18. Jahrhunderts fanden sich namentlich zu ihm hingezogen, weil die politischen Zustände und die literarischen Richtungen des damaligen Frankreichs in vielfacher Beziehung den römischen zur Zeit Seneca's ähnlich waren; Keiner aber hat ihn so hoch gestellt als Diderot in seinem Versuche über das Leben und die Schriften Seneca's.

Seneca's Philosophie war nicht Speculation, sondern Lebensweisheit. Die Philosophie ist ihm das Studium der Tugend durch die Tugend selbst. Ihre Frucht und ihr Lohn ist die Weisheit. Die verschiedenen Philosophen haben es versucht, die Philosophie verschieden einzutheilen; sie unterscheiden die Ethik, Physik, Dialektik u. dergl. Die Philosophie ist jedoch nur eine Wissenschaft; zu ihr gehört Alles, was die Sittlichkeit und die Bezähmung der Leidenschaften fördert (epist. 89). Spitzfindige Fragen, wie sie Protagoras, Parmenides, Zenon der Eleat, Pyrrhon und die Megariker aufgestellt haben, sind von keinem Nutzen und schaden nur der Wahrheit (ib. 88). — „Wer kann zweifeln," sagt er (ep. 90), „daß das Leben ein Geschenk der unsterblichen Götter, das gute Leben aber ein Geschenk der Philosophie ist? Wir würden also der Philosophie unbedingt um so viel mehr als den Göttern verdanken, als das gute Leben eine größere Wohlthat ist, denn das Leben überhaupt, wenn nicht die Götter selbst uns die Philosophie geschenkt hätten, deren unmittelbare Kenntniß sie zwar Niemandem verliehen haben, wohl aber Allen das Vermögen, diese zu erwerben. Denn wenn sie auch die Philosophie zum Gemeingut gemacht hätten und wir als Weise geboren würden, so hätte die Weisheit das Beste an ihr eingebüßt: dann würde sie nämlich zu den zufälligen Gütern gehören. Denn so ist ihr Köstliches und Herrliches eben das, daß sie nicht von außen kommt, daß Jeder sie sich selber verdankt, daß sie uns nicht von einem Anderen wird. Ihre einzige Aufgabe ist, das wahre Wesen des Göttlichen und Menschlichen zu finden; von ihr ist die Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und das ganze anderweitige Gefolge der Tugenden, die alle unter einander verknüpft und verbunden sind, unzertrennlich.

Sie lehrt die Götter verehren und die Menschen lieben, die Götter als Herren, die Menschen als Brüder betrachten." — Die echte Weisheit ist Entäußerung der Selbstsucht: „Niemand kann glücklich leben, der nur auf sich schaut und Alles auf seinen Vortheil bezieht. Du mußt deinem Nächsten leben, wenn du dir selbst leben willst" (ep. 48). — Es ist natürlich, daß bei dieser Richtung, die Seneca der Philosophie giebt, er vorzugsweise die Ethik der Stoiker vor Augen haben mußte; doch sagt Diderot treffend: „Er ist nur Stoiker durch den Kopf, sein Herz führt ihn jeden Augenblick über die Schule des Zenon hinaus." Seneca mildert die Strenge der stoischen Ethik; er verwirft zwar die Lüste, aber nicht die Freuden des Lebens. „Die wahre Freude," sagt er (ep. 59), „kommt nur dem Weisen zu; sie ist das erhebende Gefühl des Geistes, der sich seiner Vorzüge und Wahrhaftigkeit bewußt ist." — Daher steht auch sein Stoicismus dem Epikurismus nicht feindlich gegenüber, sondern seine Philosophie ist eben der Versuch, beide zu vermitteln. „Befolge," schreibt er an Lucilius (ep. 11), „die Vorschrift Epikur's und wähle dir irgend einen guten Menschen, den du immer vor Augen habest, und lebe so, als wenn er dich in Obhut hätte; handle so, als wenn er dich sähe. Wähle dir Cato, oder, wenn er dir zu strenge scheint, wähle dir einen Mann von milderem Charakter, etwa Laelius; wähle dir einen solchen, dessen Leben und Aeußerungen dir am meisten zugesagt haben." — Nicht die Schulmeinung macht den Weisen, sondern das Leben. „Die Guten sind alle einander gleich; denn sie sind alle ein Theil Gottes" (ep. 92).

Was ist aber Gott? „Gott ist, von dem Alles stammt, von dem Alles, was du hast und was du bist, kommt. Dein Besitzthum, groß oder klein, ist eine Gabe Gottes. Daß du entstehest, wächst, in voller Kraft blühest, abnimmst und stirbst, ist von Gott. Du sagst: die Natur schenkt mir dieses. Siehst du nicht ein, wenn du so sprichst, daß du Gott nur einen anderen Namen giebst? Denn was ist die Natur Anderes, als Gott und die göttliche Vernunft, die der ganzen Welt wie ihren Theilen innewohnt? So oft du willst, kannst du diesen Urheber von Allem, was wir unser nennen, mit einem anderen Namen bezeichnen. Du kannst ihn wie herkömmlich Juppiter den Besten und Größten heißen, den Donnerer, den Hersteller (stator), der nicht deshalb der Hersteller und Erhalter ist, weil er auf das gethane Gelübde des Romulus die Schlachtreihe der fliehenden Römer wieder hergestellt hat, sondern weil er Alles durch seine Gnade herstellt. Willst du ihn Schicksal nennen, so ist auch dieser Ausdruck nicht falsch. Denn da das Schicksal nichts Anderes ist, als die in sich verflochtene Reihe der Ursachen, so ist jener ja die erste aller Ursachen, von der die übrigen abhängen. Du wirst ihm recht eigentlich jeden

Namen beilegen können, der nur irgend eine Kraft und himmlische Wirkung bezeichnet. Er kann so viele Benennungen führen, als er Verrichtungen hat. Ihn bezeichnen unsere Landsleute als Vater Liber, weil er der Erzeuger aller Dinge ist, als Hercules, weil seine Kraft unbesiegbar ist, als Mercur, weil Berechnung und Zahl und Ordnung und Wissenschaft ihm eigen sind. Wohin du dich wendest, wirst du Spuren seiner Gegenwart erblicken. Nichts giebt es, worin er nicht waltet; er erfüllt sein eigenes Werk. Daher richtest du Nichts aus, du undankbarster aller Sterblichen, der du behauptest, nicht der Schuldner Gottes, sondern der Natur zu sein, da ja weder die Natur ohne Gott, noch Gott ohne die Natur ist, sondern Beides dasselbe ist und keinen getrennten Wirkungskreis hat. Hättest du irgend Etwas von Seneca erhalten und sagtest, du schuldetest es dem Annaeus oder Lucius, so würdest du nicht einen anderen Gläubiger, sondern einen anderen Namen angeben; denn es bliebe doch dieselbe Person, magst du sie nun mit ihrem Vornamen oder Stammnamen oder Beinamen bezeichnen. So auch nenne es Natur, Schicksal, Geschick; Alles sind doch nur Namen für denselben Gott, der bald so, bald so seine Macht äußert. So sind ja auch Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Klugheit, Tapferkeit, Mäßigkeit Tugenden einer und derselben Seele. Hast du an einer von ihnen Gefallen, so hast du an der Seele selbst Gefallen" (de benef. IV, 7—8).

Von Gott kommen nicht blos die Güter, sondern auch die Uebel des Lebens. „Gott meint es wohl mit denen, die er mit der höchsten Tugend schmücken will, so oft er ihnen Stoff bietet, woran sie ihre Seelengröße und ihre Hochherzigkeit zeigen können. Hierbei muß er sie nothwendig in irgend eine schwierige Lage bringen. Den Steuermann erkennt man im Sturme, den Soldaten in der Schlacht. Woher kann ich wissen, wie viel Muth du der Armuth entgegenzusetzen hast, wenn du im Reichthum schwelgest? Woher kann ich wissen, wie viel Standhaftigkeit du gegenüber der Verunglimpfung und Schande und dem Volkshasse besitzest, wenn du unter Beifallsstürmen alt wirst, wenn dir eine unüberwindliche Gunst folgt? Woher weiß ich, mit welchem Gleichmuth du den Verlust der Deinen tragen wirst, wenn du alle deine Kinder am Leben siehst? Ich habe dich Andere trösten hören; dann hätte ich mich durch den Augenschein überzeugt, wie du dich selbst getröstet, wenn du dir selbst untersagt hättest, dem Schmerze nachzuhängen. Laßt euch also nicht von dem schrecken, womit die unsterblichen Götter gleichsam die Seelen anstacheln. Das Unglück ist die günstige Gelegenheit der Tugend. Diejenigen könnte man mit Recht Unglückliche nennen, die in allzu großem Glücke verdumpfen, die gleichsam eine träge Windstille auf ruhigem Meere festhält. Jeder Zufall wird sie als etwas Un-

erwartetes treffen. Das Schreckliche stürmt auf Unerfahrene nur heftiger ein; dem zarten Nacken ist das Joch schwer. Der Recrut erblaßt schon bei dem Gedanken einer Wunde; der Veteran sieht ohne Angst sein Blut fließen, er, der es weiß, daß er oft gesiegt hat, nachdem sein Blut geflossen. Diejenigen also, welche Gott gefallen, welche er liebt, härtet er ab, prüft und übt er; diejenigen aber, die er mit Nachsicht zu behandeln, die er zu schonen scheint, erhält er unabgehärtet gegen die künftigen Uebel. Denn ihr irret, wenn ihr glaubet, es sei Einer ausgenommen. Auch dem lange Glücklichen wird sein Theil kommen. Wer ganz entlassen scheint, dem ist nur Aufschub gegeben. Warum sucht Gott gerade die Besten mit Krankheit und Trauer und anderem Ungemach heim? Weil auch im Felde gerade den Tapfersten die gefährlichsten Aufträge ertheilt werden, der Anführer die Auserlesensten aussendet, die Feinde aus einem nächtlichen Hinterhalte anzugreifen oder die Wege zu recognosciren oder einen Posten aus seiner Stellung zu vertreiben. Niemand von den Ausziehenden sagt: „Der Feldherr thut nicht gut an mir!“ sondern: „Er hat recht geurtheilt!“ Ebenso mögen Alle, denen Leiden auferlegt sind, die Furchtsame und Feige weinen machen, sagen: „Gott hat uns gewürdigt, an uns zu zeigen, wie viel die menschliche Natur in Leiden vermag!“ (de provid. 4). — „Glaube die Stimme Gottes zu hören, die da spricht: Was habt ihr für Grund, euch über mich zu beklagen, die ihr Gefallen an der Tugend findet? Die Anderen habe ich mit falschen Gütern umgeben und ihren eitelen Seelen gleichsam einen langen und trügerischen Traum vorgespiegelt; ich habe sie mit Gold, Silber und Elfenbein geschmückt, aber in ihrem Inneren ist nichts Gutes. Die du als die Glücklichen betrachtest, sie sind, wenn du nicht blos ihre Außenseite, sondern ihr Inneres sähest, voll Elend, Schmutz und Häßlichkeit, nur äußerlich geschmückt, wie die Wände ihrer Zimmer. Jenes ihr Glück ist kein festes und lauteres; es ist ein Tünchwerk und zwar ein sehr dünnes. So lange es ihnen vergönnt ist, sich aufrecht zu erhalten und sich nach ihrem Belieben zu zeigen, glänzen und täuschen sie; tritt aber irgend ein Unfall ein, der sie stürzt und entblößt, dann wird es offenbar, eine wie tiefe Häßlichkeit fremder Schein verborgen hat. Euch habe ich sichere und dauernde Güter gegeben, die sich um so werthvoller und größer erweisen, je genauer man sie von allen Seiten betrachtet. Ich habe euch vergönnt, das Furchtbare zu verachten und die Lüste zu verschmähen. Ihr glänzet nicht von außen; euere Güter sind nach innen gekehrt. Des Glückes nicht bedürfen, das ist euer Glück. Aber, sagt ihr, es trifft die Menschen so viel Trauriges, Schreckliches, schwer zu Ertragendes! Weil ich euch vor Solchem nicht bewahren konnte, habe ich euere Seelen gegen Alles bewaffnet. Traget die Leiden mit Muth! Dadurch

habt ihr einen Vorzug vor Gott. Dieser steht außer, ihr über dem Leiden der Uebel. Verachtet die Armuth! Niemand lebt so arm, als er geboren wird. Verachtet den Schmerz! Entweder werdet ihr ihn lösen oder er euch. Verachtet das Geschick! Es hat kein Geschoß, euere Seelen zu verwunden. Verachtet den Tod! Er bringt euch entweder das Ende oder die Versetzung in ein anderes Leben" (ib. 6).

Der Tod ist aber keine Vernichtung. „Die menschliche Seele ist etwas Großes und Edeles; sie leidet ebenso wenig wie Gott eine Begrenzung durch Raum und Zeit. Ihr Vaterland ist, so weit das Universum reicht, und sie läßt sich nicht auf einen engen Zeitraum beschränken. Alle Jahre vor mir, sagt sie, gehören mir. Kein Jahrhundert, das großen Geistern verschlossen, keine Zeit, die nicht für den Gedanken durchdringlich wäre. Wenn jener Tag kommen wird, der diese Mischung des Göttlichen und Menschlichen scheidet, werde ich den Körper hier, wo ich ihn gefunden, zurücklassen, ich selbst aber werde mich den Göttern zurückgeben. Auch jetzt bin ich nicht ohne sie; nur werde ich in einem harten, irdischen Kerker festgehalten. Die Zeit dieses irdischen Lebens ist nur das Vorspiel eines besseren und längeren. Wie ein Kind im Mutterleibe zum Erdenleben sich vorbildet, so reifen wir während dieses Zeitraumes, der von der Kindheit bis zum Greisenalter reicht, zu einer anderen Geburt. Unser wartet eine neue Entstehung, eine neue Ordnung der Dinge. Jetzt können wir nur den Himmel aus weiter Entfernung schauen. Darum sieh jener entscheidenden Stunde ohne Zittern entgegen; sie ist nicht die letzte für die Seele, sondern für den Körper. Was um und an dir ist, betrachte als das Reisegepäck in einer Herberge. Die Natur durchsucht dich wie beim Eintritte, so beim Austritte. Du darfst nicht mehr mit hinaus nehmen, als du mit hinein gebracht hast; ja von dem, was du mit in's Leben gebracht, mußt du einen großen Theil wieder abgeben. Jener Tag, den du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Last ab. Was zauderst du? Als ob du nicht auch vordem den Leib, in dem du verborgen lagest, verlassen hättest und aus ihm hinausgetreten wärest? Du zögerst, du widerstrebst: auch damals wurdest du nur mit großer Anstrengung der Mutter hinausgestoßen. Du seufzest, du weinst: auch dies Weinen gerade ist dem Neugeborenen eigen. Aber damals durfte man es dir verzeihen: du warst in eine dir völlig unbekannte Welt gekommen. Den aus der warmen und weichen Hülle des Mutterleibes Entlassenen wehte eine freiere Luft an; die Berührung einer rauhen Hand that dir wehe; als ein noch zartes und unwissendes Kind stutztest du inmitten lauter unbekannter Dinge. Jetzt aber ist es dir nichts Neues, von dem getrennt zu werden, dessen Theil du vorher warst. So laß denn

gleichmüthig die Glieder, die dir Nichts mehr nützen, fahren und lege den Körper, den du so lange bewohnt hast, ab. Er wird begraben und aufgelöst werden. Was betrübst du dich? So pflegt es ja zu geschehen: die Hüllen der Neugeborenen gehen immer zu Grunde. Was liebst du das Alles so, als gehörte es dir? Es diente dir ja blos zur Bedeckung. Es wird der Tag kommen, der dich losreißen und aus dem Zusammenleben mit dem schnöden Bauche hinausführen wird. Auch jetzt schon schwinge dich von hier, soweit du kannst, empor und entfremdet allem nicht mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens verbundenen Genusse richte schon von hier aus deine Gedanken auf etwas Höheres und Erhabeneres. Einst werden dir die Geheimnisse der Natur enthüllt werden; das Dunkel wird schwinden und ein helles Licht dich von allen Seiten umgeben. Stelle dir vor, wie groß jener Glanz sein muß, wo so viele Sterne ihr Licht mit einander vereinigen. Kein Schatten wird das Helle trüben; alle Seiten des Himmels werden gleichmäßig glänzen. Tag und Nacht wechseln blos in der untersten Luftregion. Dann wirst du gestehen, du habest in der Finsterniß gelebt, wenn du mit deinem ganzen Wesen das ganze Licht schauen wirst, das du jetzt nur durch die so engen Wege der Augen undeutlich erblickst und doch schon aus der Ferne bewunderst. Wie wird dir dann erst das göttliche Licht erscheinen, wenn du es an seiner Stätte schauen wirst!" (ep. 102.)

Von den zahlreichen prosaischen Schriften Seneca's sind uns noch drei Trostschreiben, eine Reihe von philosophischen und moralischen Abhandlungen, eine Sammlung Briefe, ein naturwissenschaftliches Werk und eine Spottschrift auf den Tod des Kaisers Claudius erhalten. Die Trostschreiben und die philosophischen Abhandlungen bis auf zwei (de clementia und de beneficiis) sind, weil nach der Weise der Stoiker häufig ein Gegenredner eingeführt wird, unter dem Titel dialogorum libri XII zusammengefaßt.

Kurz nach Seneca's Verbannung nach Corsica ist die treffliche Trostschrift an seine Mutter Helvia (ad Helviam matrem de consolatione; dial. XII) geschrieben. Er erinnert die um den Verbannten trauernde Mutter, daß es nicht das erste Unglück sei, das sie betroffen; andere Familienunfälle haben sie ja schon gelehrt, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen, und in dem gegenwärtigen Falle dürfe sie sich um so weniger dem Schmerze hingeben, da er sich selbst ja nicht unglücklich fühle, weil er Trost in der Philosophie finde. Die Veränderung des Wohnortes sei kein Unglück. Viele verlassen aus verschiedenen Gründen ihr Vaterland, und die Geschichte erzählt von vielen Städtegründern, die sich freiwillig verbannt haben. Der Verbannte ist noch immer in der Welt; er befindet sich noch immer unter derselben Sonne, demselben Monde und denselben Sternen; ihn umgiebt dieselbe

Natur. Er wird aus seiner gewohnten Häuslichkeit gerissen; aber der Tugend genügt die kleinste Hütte und den Luxus der Hauptstadt vermißt der Weise nicht. Die Armuth theilt der Verbannte mit Vielen, die nicht verbannt sind, und die Schmach erträgt sich leicht, wenn sie nicht verdient ist. Der Einwand, daß zwar jedes einzelne Ungemach, das den Verbannten trifft, leicht zu tragen sei, alle vereint aber schwer, gilt für den Weisen nicht, dessen Geist die Tugend so gestählt hat, daß er von allen Seiten unverwundbar ist (1—13). — Nicht blos für ihn, auch für die Mutter sei seine Verbannung kein Unglück. Sie wäre es, wenn ihr in dem Sohne die Stütze genommen wäre. Allein sie habe selber immer so für ihre Kinder gesorgt, daß diese der Mutter, nie die Mutter ihrer bedurfte. Die Sehnsucht nach dem Verbannten dürfe sie deshalb nicht als Grund ihres Unglückes angeben. Auch er entbehre ja seiner Lieben; aber das ist die beste Mischung treuer Liebe und vernünftiger Fassung: die Sehnsucht empfinden und doch ihrer Meister werden. Haben doch andere römische Mütter Aehnliches standhaft ertragen. Er will sie nicht auffordern, sich durch Vergnügungen oder häusliche Beschäftigungen zu zerstreuen; das nützt nur für Augenblicke: besser, sie wende sich zu ernsten Studien, in die sie ihr Gatte, wenn auch nicht eingeweiht, doch eingeführt habe. Zudem habe sie noch ihre beiden anderen Söhne, die in Kindespflicht wetteifern werden. Die Anhänglichkeit der Beiden werde die Sehnsucht nach dem Einen mildern. Sie habe ihren liebenswürdigen Enkel, den kleinen Marcus, bei dessen Anblicke jede Traurigkeit schwinden müsse; sie habe ihre Novatilla, die jüngst ihre Mutter verloren und deren Erziehung ihr eine erwünschte Zerstreuung gewähren werde; sie habe endlich ihre Schwester, das treueste und liebevollste Herz. Wohl wisse er, daß dies Alles ihre Gedanken von ihm nicht abzuziehen vermöge; allein, denke sie an ihn, so möge sie ihn sich froh und heiter denken, als genösse er des vollkommensten Glückes. Und dieses genieße er auch, da sein Geist, aller Sorgen frei, sich nur mit sich beschäftige, bald sich mit leichten Studien erheiternd, bald in der Betrachtung seiner und des Universums Natur sich zu der Wahrheit erhebend, zu der er sich so hingezogen fühle. Habe er das Irdische durchwandert, so schwinge er sich zu dem Höchsten empor, wo er des herrlichsten Anblicks der göttlichen Dinge genieße und seiner eigenen Ewigkeit eingedenk zu Allem, was in allen Jahrhunderten gewesen ist und sein wird, bringe (14—17).

Ebenfalls aus der Zeit des Exils ist das Trostschreiben an den bekannten Freigelassenen und Günstling des Claudius Polybius über den Verlust eines geliebten Bruders (ad Polybium de consolatione; dial. XI). Jedenfalls beabsichtigte Seneca mit dieser im Anfange verstümmelten Schrift, deren Ausdruck im

Uebermaße manierirt ist, seine Zurückrufung anzubahnen; so erklären sich die plumpen Schmeicheleien gegen denselben Claudius, den er gleich nach seinem Tode in ebenso bösartiger wie witziger Weise verspottet hat. Den Haupttrost soll Polybius aus dem Anblick des Kaisers schöpfen. „So oft dir die Thränen in die Augen treten," sagt er (12), „richte sie auf den Kaiser, und sie werden durch den Anblick seiner hohen und herrlichen Göttlichkeit getrocknet werden. Sein Glanz wird deine Augen blenden, daß sie nichts Anderes sehen können, und sie auf sich gefesselt halten. Mögen die Götter und Göttinnen ihn lange der Erde leihen; möge er dem göttlichen Augustus an Werken gleichen, ihn aber an Jahren übertreffen; möge er, so lange er unter den Sterblichen weilt, nie empfinden, daß irgend Etwas aus seinem Hause sterblich ist; möge er seinen Sohn durch lange treue Sorge zum bewährten Lenker für das römische Reich heranbilden und ihn eher als Genossen seiner Herrschaft denn als Nachfolger sehen; spät und erst zur Zeit unserer Enkel möge der Tag kommen, an dem ihn sein Geschlecht für den Himmel in Anspruch nimmt" u. s. w. Namentlich preist Seneca auch die Milde des Claudius, Dank der unter ihm die Verbannten ruhiger lebten als unter Caligula die Ersten des Staates (13).

Von größerem Werthe ist das Trostschreiben an Marcia, die Tochter des berühmten Geschichtsschreibers Cremutius Cordus, über den schon vor drei Jahren erfolgten, aber noch immer schmerzlichst betrauerten Tod eines Sohnes (ad Marciam de consolatione; dial. VI). Die Abfassung der Schrift fällt wahrscheinlich noch unter Caligula's Regierung. Sie empfiehlt sich durch einen reichen Stoff und eine lebendige Darstellung, jedoch fehlt die übersichtliche Ordnung. Der Verfasser bezeichnet gleich am Anfange die Marcia als eine Frau von fast männlichem Geiste und einer bewährten Tugend, die sie den alten Musterbildern ähnlich mache. Er erinnert sie an den freiwilligen Tod ihres Vaters, den sie mit solcher Seelenstärke getragen; er führt ihr das Beispiel zweier erlauchter Frauen an, der Livia, die ihren Drusus, und der Octavia, die ihren Marcellus verloren, und ermahnt sie, ihrer Trauer ein Ziel zu setzen. Könnten Thränen das Geschick brechen, er würde mit ihr jammern und weinen; da aber Klagen den Todten nicht zurückbringen, so möge sie dem Schmerze, der sie aufreibt, widerstehen. Freilich ist die Sehnsucht nach den Unseren ein natürliches Gefühl. Aber die Vernunft heißt uns auch hierin Maß halten und dem Schmerze Einhalt thun, ehe noch die Zeit ihn heilt. Die hartnäckige Klage ist ein Auflehnen gegen die Natur und ein Zeichen der Selbstsucht. Hätten wir früher Anderer Unglücksfälle nicht gleichgültig angesehen, so würden wir bei dem Wechsel unseres Geschickes uns nicht für die einzigen Un-

glücklichen halten. Jede Gabe des Glückes ist nur geborgt; auch die Kinder sind schon durch ihre Geburt dem Tode verfallen. Wir bedauern den Verlust eines Kindes, weil es uns noch keine Freude gewährt hat, oder weil wir noch größere von ihm erwartet haben. Im ersten Falle muß uns der Verlust um so erträglicher sein; im zweiten dürfen wir nicht über die entzogenen Freuden klagen, sondern müssen für die gewährten danken. Und Kinder gewähren den Eltern immer Freude. War doch die Erziehung des Sohnes für die Marcia nicht eine Mühe, sondern ein Genuß; ja daß sie ihn nur besessen, daß sie ihn geliebt hat, war schon Genusses genug. Der Genuß konnte freilich länger und größer sein; doch immer besser ein kleiner und kurzer Genuß, als gar keiner. Jedes große Glück pflegt eben nicht lange zu dauern, und selbst diejenigen, die die Welt die Glücklichen genannt hat, wie den L. Sulla, waren nicht frei von Schmerz, wie ja auch Sulla einen Sohn verloren hat. Das Geschick, das, wie Marcia meint, sie so hart behandelt habe, sei noch immer glimpflich mit ihr verfahren; sie besitze ja noch andere Kinder und Enkel. Freilich ist der Verlust eines so ausgezeichneten Kindes, wie ihr Sohn gewesen, schwer; schwer, doch nicht übermenschlich. Sie habe ja gewußt, daß sie ihn als einen Sterblichen geboren. Wenn Jemand einem Reisenden die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Reise vorher beschreibt, so kann dieser, wenn er die Reise unternimmt und ihn Widerwärtigkeiten treffen, sich nicht beklagen: das habe ich nicht gewußt! Die Natur hat uns Allen vorausgesagt: Ich täusche Niemanden; wenn du Kinder auferziehest, so können sie gut oder schlecht werden; sie können dich überleben, oder du sie. Im Allgemeinen wissen wir ja, daß wir das Leben mit dem Guten und Schlimmen, das es hat, nehmen müssen, wie es eben kommt. Wir beweinen einen Todten, aber nicht einen Abwesenden; nun so mögen wir den Todten als einen Abwesenden betrachten, als einen, den wir auf Reisen geschickt haben und dem wir später nachfolgen werden. Ihm wird auf dieser Reise nichts Schlimmes widerfahren; denn die Schrecken der Unterwelt sind Fabeln der Dichter. Der Tod ist vielmehr eine Erlösung aller Schmerzen; er bringt den ewigen Frieden; er ist das Beste, das wir der Natur verdanken. Ein früher Tod ist oft ein Glück. Wie glücklicher wären Pompeius, Cicero, Cato u. A. gewesen, wenn sie in dem Glanze ihres Ruhmes gestorben wären! Daher dürfe auch sie sich nicht beklagen, daß ihr der Sohn so früh entrissen worden. Zeigt ihr doch das Beispiel ihres eigenen Vaters, daß gerade die Tugendhaftesten den Angriffen der Bösen am meisten ausgesetzt seien. Deshalb ist am glücklichsten, wer gar nicht geboren; das nächste Glück aber ist, bald wieder aus den Stürmen des Lebens in den Hafen der Ruhe zu gelangen. Und nach diesem Jenseits

haben sich immer die Weisen gesehnt, und darum pflegen auch die Besten nicht lange zu leben. Sie möge die Lebenszeit ihres Sohnes nach seinen Tugenden, nicht nach seinen Jahren messen; dann werde sie finden, daß er lange gelebt habe. Und wenn sie ihn suche, so möge sie ihn nicht an seinem Grabe, wo nur seine irdischen Ueberreste ruhen, zu finden glauben, sondern in jener himmlischen Wohnung, wo auch ihr Vater weile, der, wie sie glauben möge, von dort ihr die Trostesworte zurufe: „Gräme dich nicht länger, meine Tochter; dein Sohn ist gut aufgehoben; er ist den Kämpfen und Gebrechen des Erdenlebens entrückt. Ihn lehre ich das Ewige und Dauernde kennen, und wenn einst der Tag kommt, der Alles vernichtet, um die Welt von neuem zu gestalten, so werden wir, die glücklichen Seelen, deren Loos die Ewigkeit ist, in die alten Urstoffe wieder zurückkehren. Preise, Marcia, deinen Sohn selig, der solches schon weiß."

Von den größeren moralischen Abhandlungen ist die über die Gnade an den Kaiser Nero (de clementia ad Neronem libri II) kurz nach dem Regierungsantritt desselben, als er sich noch der Leitung des Seneca und Burrus überließ und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, geschrieben. „Daß ich," sagt Seneca zu Anfang des zweiten Buches, „an dich über die Gnade schreibe, dazu hat mich vor Allem ein Ausspruch von dir bewogen, den ich, wie ich mich wohl erinnere, nicht ohne Bewunderung gehört und Anderen mitgetheilt habe. Dein Präfect Burrus, ein vortrefflicher Mann und ganz für einen Herrscher wie du geschaffen, ersuchte dich einst um die schriftliche Bestätigung eines Todesurtheils zweier Räuber. Du verschobest immer wieder das Geschäft, bis er dich endlich zur Vollziehung drängte. Als er widerwillig dir Widerwilligen die Schrift überreichte, riefest du aus: O wenn ich doch nicht schreiben gelernt hätte!" — Das erste Buch, das die Einleitung bildet, zeigt vorzüglich an dem Beispiele des Augustus, wie ein Fürst Gnade üben müsse, und das zweite Buch handelt von dem Begriffe der Gnade; der Schluß des Buches, mit dem die Aneignung dieser Tugend und die Vervollkommnung darin besprechenden Theile ist verloren.

Als Seitenstück ist die seinem älteren Bruder Novatus gewidmete Abhandlung über den Zorn zu betrachten (de ira ad Novatum libri III; dial. III—V). Das erste Buch handelt von dem Wesen und den Wirkungen des Zornes, das zweite von den Ursachen und das dritte von den Mitteln gegen ihn. An denselben Bruder, als er durch Adoption den Namen Gallio führte, ist die kleine Abhandlung de vita beata (dial. VII) gerichtet, wo von dem Grundsatze ausgegangen wird, daß ohne Tugend kein glückliches Leben möglich sei; doch seien andere Güter, wie Gesundheit und Vermögen, wenn auch nicht zum wahren Glücke nothwendig, doch

förderlich. Seneca vertheidigt sich hierbei selbst, daß er mehr besitze und besser lebe, als es einem Stoiker zukomme: er sei eben kein vollkommener Philosoph; er wisse, daß er den Besten noch nicht gleich, doch besser als die Schlechten sei; die Reichthümer gelten ihm blos Etwas, aber nicht Alles; er gebiete über sie, nicht sie über ihn.

Von größter Ausführlichkeit ist die Schrift über die Wohlthaten (de beneficiis ad Aebutium Liberalem libri VII). Der Verfasser behandelt sein Thema mit ermüdender Breite. Die vier ersten Bücher handeln von dem Begriff der Wohlthat und wie man Wohlthaten geben und empfangen müsse; die drei letzten beantworten einzelne Fragen, die in Betreff des Wohlthuns aufgeworfen werden können.

Außerdem sind noch mehrere kleinere Aufsätze über stoische Sätze erhalten: ad Lucilium quare aliqua incommoda bonis viris accidant, cum providentia sit, sive de providentia (dial. I), worin zuerst aus der Weltordnung das Vorhandensein einer göttlichen Vorsehung bewiesen und dann gezeigt wird, daß den Weisen zwar Widerwärtigkeiten, aber keine Uebel treffen können, da er über allen Uebeln steht und als letztes Mittel, sich ihnen zu entziehen, der Selbstmord bleibt; ad Serenum nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem sive de constantia sapientis (dial. II); ad Serenum de otio (dial. VIII), am Anfange und Ende verstümmelt; ad Serenum de tranquillitate animi (dial. IX); ad Paulinum de brevitate vitae (dial. X).

Etwa in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens hat Seneca die epistulae morales ad Lucilium verfaßt, von denen uns 124 in 20 Büchern erhalten sind, während es nach den Citaten bei Gellius (XII, 2) ursprünglich mindestens 22 Bücher waren. Die von Anfang an zur Veröffentlichung bestimmte Sammlung besteht aus brieflichen Mittheilungen über philosophische und literarische Gegenstände an einen jüngeren Freund Lucilius, der Procurator von Sicilien war. Die Briefe bilden, wie Diderot sagt, fast einen vollständigen Cursus der Moral, doch ohne systematischen Zusammenhang, in einer lebendigen, durch Charakteristiken damaliger Personen und Zustände anziehenden und an feinen Bemerkungen reichen Darstellung. Das Resultat aller seiner Lehren an seinen jungen Freund drückt er am Schlusse des letzten der uns erhaltenen Briefe also aus: „Ich kann dir auf keine Weise mehr nützen, als wenn ich dir deinen Vorzug zeige, wenn ich dich von den stummen Thieren trenne, wenn ich dich in die Gemeinschaft Gottes bringe. Was, sage ich, pflegst und übst du die Kräfte deines Körpers? Dem Viehe und dem Wilde hat die Natur größere gegeben. Was schmückest du dein Aeußeres? Wenn du auch Alles aufbietest, wirst du doch an Schönheit von den stum-

men Thieren übertroffen werden. Was pflegst du mit so vieler Sorgfalt dein Hauptthaar? Magst du es lang herabfallend tragen wie die Parther, oder in Knoten gebunden wie die Deutschen, oder flatternd wie die Scythen: an jedem Rosse wird die Mähne in dichterer Fülle herabfallen, an dem Nacken der Löwen in anmuthigerer Form emporstarren. Uebst du dich in der Schnelligkeit: einem Häschen wirst du doch nicht gleichkommen. Willst du nicht Fremdem nachzustreben lassen, worin du nothwendig übertroffen wirst, und zu dem dir eigenen Vorzuge dich zurückwenden? Worin besteht dieser? In dem von Fehlern freien, reinen Geiste, der Gott nachstrebt, der sich über alles Irdische erhebt, der Alles nur in sich findet. Du bist ein mit Vernunft begabtes Thier. Was ist also dein Vorzug in dir? Die vollkommene Vernunft. Diese bringe zu ihrer höchstmöglichen Vollkommenheit. Halte dich dann erst für glücklich, wenn jede Freude dir von dir selbst kommt; wenn du in dem, was die Menschen zu gewinnen trachten und sorgsam hüten, Nichts findest, was du, ich will nicht sagen lieber, sondern überhaupt nur möchtest. Ich werde dir eine kleine Formel geben, woran du dich selber messest, woran du erkennest, wie weit du in deiner Vervollkommnung gelangt bist: dann wirst du jenen deinen Vorzug besitzen, wann du zur Einsicht kommen wirst, daß die Unglücklichsten die Glücklichen sind."

An denselben Lucilius ist das gleichfalls in die letzten Lebensjahre Seneca's fallende naturwissenschaftliche Werk: naturalium quaestionum libri VII. Es ist das vollständigste Lehrbuch der Physik, das die römische Literatur aufzuweisen hat, und die Quelle des physikalischen Wissens im Mittelalter. Der Zweck, den Seneca vor Augen hatte, war, wie er sich selbst in der Einleitung des ersten Buches äußert, durch die Kenntniß der Natur zur Kenntniß Gottes zu führen. Mit dem Wissen der Natur fängt das Wissen Gottes an. „Denn was ist Gott? Der Geist des Universums, das Ganze, das du siehst, und das Ganze, das du nicht siehst. Was ist also der Unterschied zwischen Gottes und unserer Natur? Unser besserer Theil ist der Geist; Gott aber ist ganz Geist und Vernunft. Ist die Erforschung der Natur, d. h. des Wesens Gottes, also nicht ein Ueberspringen seiner eigenen Sterblichkeit und eine Versetzung in ein besseres Loos? Nützt sie mir weiter Nichts, so werde ich, habe ich Gott ermessen, wenigstens wissen, daß alles Andere beschränkt ist." „Was ist," heißt es in der Vorrede zum dritten Buche, „das Herrlichste im Menschenleben? Nicht die Meere mit Flotten zu erfüllen, Länder zu erobern u. dergl., sondern im Geiste das All zu schauen und die Laster zu bezähmen, ein Sieg, wie es keinen größeren giebt. Was ist das Herrlichste? Den Geist über die Versprechungen und Drohungen des Geschickes zu erheben, in dessen Gewalt nichts

Hoffenswerthes zu vermeinen, mit frohem Muthe das Unglück tragen zu können und was uns auch treffe, also aufzunehmen, als hätten wir gewollt, daß es uns treffe. Denn wir hätten es wollen müssen, sobald wir gewußt, daß Alles nach dem Rathschlusse Gottes geschieht: weinen, klagen, seufzen heißt von ihm abfallen. Was ist das Herrlichste? Keine bösen Gedanken im Geiste aufkommen zu lassen, die Hände rein zum Himmel zu erheben, kein Gut zu begehren, das, damit es uns werde, ein Anderer geben, ein Anderer verlieren muß, nur das zu wünschen, was sich ohne Gegenansprüche Anderer wünschen läßt: ein gutes Herz!" — Die ganze Darstellung ist auf eine sittliche Wirkung berechnet; daher moralische Bemerkungen und praktische Lehren häufig eingeflochten sind. Die Quellen, die Seneca im Ganzen mit Sorgfalt und Genauigkeit benutzt hat, sind Aristoteles, Theophrastus und hauptsächlich die älteren Stoiker. Er handelt im ersten Buche vom Feuer, im zweiten vom Blitz und Donner, im dritten vom Wasser, im vierten von den Quellen des Nils und von Hagel, Schnee und Eis, im fünften von den Winden, im sechsten von den Erderschütterungen, einem Thema, das er schon als junger Mann in einer eigenen Schrift de motu terrarum behandelt hatte (VI, 4), im siebenten von den Kometen. Am Schlusse beklagt sich der Verfasser über die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen für philosophische und naturwissenschaftliche Studien: „die Namen der Philosophen würden vergessen, indeß man dafür sorge, daß keines Pantomimen Name untergehe; daher mache nicht nur die Wissenschaft keine Fortschritte, sondern selbst das früher Erforschte werde vergessen."

Von Seneca's prosaischen Schriften besitzen wir endlich noch eine Satire auf den Tod des Claudius (ludus de morte Claudii): die Verkürbissung (*ἀποκολοκύντωσις* statt *ἀποθέωσις* oder *ἀπαθανάτισις*, die Vergötterung), in der Manier der menippischen Satire des Varro, worin Prosa und Verse wechseln. Die Abfassung fällt unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Claudius, 54, daher Nero als ein Apollo gepriesen wird, der, wie die Sonne nach dunkler Nacht aufgehend, einen heiteren, glücklichen Tag herbeiführt. Die Schrift schildert die Verhandlungen im Himmel am Todestage des Claudius. Kaum hatte der Kaiser zur Freude Aller seinen Geist ausgehaucht, als man dem Juppiter die Ankunft eines Verstorbenen meldet, der auf die Frage, wer er sei, so unverständlich geantwortet habe, daß man daraus nicht klug werden könne. Juppiter schickt den Hercules, ihn auszufragen. Hercules, dem sonst kein Ungeheuer Furcht gemacht, erschrickt doch, wie er das Scheusal sieht, und erst nach langem Betrachten erkennt er, daß es ein Mensch sei. Er fragt ihn mit den Worten Homer's:

Wer und woher der Männer? wo hausest du? wo die Erzeuger?
Und jener antwortet ebenfalls mit Homer:

Gleich von Ilios trug mich der Wind zur Stadt der Kikonen.
Er hätte füglich auch den folgenden Vers hinzufügen können:

Dort verheert' ich die Stadt und tilgte die Männer.

Das Fieber, die einzige Gottheit, die den Kaiser begleitet, giebt dem Hercules den wahren Bescheid: „Ich habe so viele Jahre mit ihm gelebt und kann dir die Wahrheit sagen. Er ist ein geborener Lugdunenser, ein echter Gallier, der auch, wie es einem Gallier zukommt, Rom occupirt hat." Claudius wird böse und unter unverständlichem Brummen machte er gegen das Fieber die Handbewegung, mit der er die Enthauptung zu befehlen pflegte; doch Niemand giebt etwas darauf, als wären sie alle seine Freigelassenen. Endlich verständigt er sich mit Hercules und weiß ihn so für sich zu gewinnen, daß er in der Rathsversammlung der Götter den Antrag stellt, Claudius unter die Zahl der Himmlischen aufzunehmen. Schon hat er die Aussicht, daß der Antrag durchgehe, da tritt der vergötterte Augustus auf und klagt ihn an: ihm, der so aussehe, als könne er keiner Fliege etwas zu Leide thun, sei Hinmorden von Menschenleben so leicht gefallen, als ein Fehlwurf im Würfelspiele. Er habe nicht blos gegen Fremde, sondern gegen seine eigene Familie gewüthet. Wer würde einen Menschen, den die Götter in ihrem Zorn geschaffen, für einen Gott halten? Machten sie solche Götter, so würde Niemand mehr an sie selber glauben. Er trage daher darauf an, ihn unverzüglich aus dem Olymp zu verbannen. Alle stimmen dem Redner bei, und Mercur faßt den Claudius beim Kragen und schleppt ihn zur Unterwelt. Der Weg führt durch die heilige Straße in Rom, wo eben der Leichenzug des Claudius vorbeikommt. Alle sind fröhlich, nur einige Advokaten trauern von Herzen. Claudius bleibt stehen, die Todtenklage, die für ihn angestimmt wird, zu hören; doch Mercur treibt ihn zur Eile. Sie steigen in die Unterwelt. Der Freigelassene Narcissus empfängt seinen Patron. An der Thür des Pluto macht Cerberus dem Kaiser ein wenig Furcht; doch schreit er: „Claudius Caesar kommt!" Und siehe, alle die von ihm ermordeten Großen treten heraus und begrüßen ihn. Auch die Schaar der Freigelassenen und Günstlinge, die er vorausgeschickt, kommt, und ihnen schließen sich die von ihm getödteten Verwandten an. „Lauter Bekannte," ruft er aus, „wie kommt ihr hieher?" — „Wie? du Bluthund," sagt Pedo Pompeius; „wer anders als du hat uns hieher geschickt, du Mörder aller deiner Freunde?" Und er schleppt ihn vor des Aeacus Richterstuhl und klagt ihn nach der lex Cornelia als Meuchelmörder an. Vergebens schaut sich Claudius nach Hülfe um. Niemand will ihm vor Gericht Beistand leisten. Endlich

kommt P. Petronius, ein alter Zechbruder von ihm und ein Redner in claudianischer Manier, und verlangt eine gerichtliche Frist, um sich zu seiner Vertheidigung vorzubereiten. Sie wird ihm verweigert, und Aeacus, der gerechteste Richter, verurtheilt den Claudius auf die bloße Anklage. Alle sind stumm vor Erstaunen; das ist ihnen noch nicht vorgekommen. Dem Claudius scheint dies mehr unbillig als neu. Es wird über die Art der Strafe berathen. Einige wollen, er solle den Tantalus oder Sisyphus oder Ixion ablösen. Doch mißfällt dieser Vorschlag, einen der alten Sünder von seiner Strafe zu befreien; Claudius könnte hoffen, es werde ihm einst auch so gut kommen. Eine neue Strafe soll erdacht werden. Aeacus entscheidet, Claudius, der leidenschaftliche Spieler, solle mit einem Becher ohne Boden würfeln. Und alsbald fängt er an, die immer wegfallenden Würfel zu suchen mit eitlem Bemühen:

Denn so oft er den Wurf aus dem tönenden Becher entsenden
Will, zieht weg sich der Boden und fliehen die Würfel, die beiden.
Hat er sich wieder gesammelt die Steinchen und schickt sich zum Wurf an,
Immer als wie im Begriffe zu spielen und voller Begierde,
Wird die Erwartung getäuscht; es entfliehet der foppende Würfel
Wieder und gleitet ihm selbst durch die Finger in ewigem Truge.
So auch rollet die Last, wenn schon sie berühret den höchsten
Gipfel des Berges, die Mühe vereitelnd von Sisyphus' Halse.

Plötzlich erscheint der Kaiser Caligula und beweist durch Zeugen, Claudius sei sein Sclave; er habe ihn oft mit Peitsche, Ruthe und Ohrfeige tractirt. Sein Anspruch wird anerkannt; er schenkt ihn aber dem Aeacus, und dieser übergiebt ihn seinem Freigelassenen Menander, daß er ihn bei gerichtlichen Untersuchungen als Gehülfen benutze.

Neben den genannten prosaischen Schriften hat Seneca noch zahlreiche andere, meist moralischen oder naturwissenschaftlichen Inhaltes geschrieben, von denen wir zum Theil noch Fragmente besitzen: so außer Reden moralis philosophiae libri; exhortationes; de officiis; de remediis fortuitorum ad Gallionem; de superstitione dialogus; de immatura morte; de matrimonio; de amicitia; de forma mundi; de motu terrarum; de lapidum natura; de piscium natura; de situ Indiae; de situ et sacris Aegyptiorum; de vita patris; epistulae ad Novatum. — Mancherlei ist ihm untergeschoben, so namentlich die acht Briefe an den Apostel Paulus nebst den sechs Briefen des Paulus an Seneca, die schon Hieronymus kannte und für echt hielt, und eine bereits in der Mitte des 6. Jahrhunderts bekannte Sammlung von Sentenzen, liber de

moribus, die zum Theil auf Excerpten aus Seneca's Schriften beruht.

Daß Seneca auch als Dichter thätig war, bezeugen Quintilian (X, 1, 129), Plinius (epist. V, 3) und Tacitus (ann. XIV, 52). Außer neun auf seine Verbannung bezüglichen Epigrammen, von denen jedoch nur drei als ihm gehörig beglaubigt sind, legt ihm die Ueberlieferung noch eine Reihe von Tragödien bei, den einzigen, die aus dem römischen Alterthume erhalten sind: Hercules furens, Thyestes, Phaedra, Oedipus, Troades, Medea, Agamemno, Hercules Oetaeus, unter dem Titel Phoenissae oder Thebais vereinigt zwei längere Fragmente eines Oedipus und eines Stückes, auf dessen Inhalt die Bezeichnung Phoenissae paßt, und Octavia. Wie es von dem letzten Stücke unzweifelhaft ist, daß es nicht von Seneca herrührt, so hat man ihm auch die übrigen sammt und sonders absprechen wollen, indem man sie als das Werk verschiedener Verfasser aus der Zeit des Seneca und in dem Geiste der Schule betrachtete, in der er selbst gebildet worden und auf die er dann als Schriftsteller den wichtigsten Einfluß geübt habe, und annahm, sie seien schon früh unter Seneca's Namen vereinigt worden, weil sie aus dem literarischen Kreise, dem er vorstand, hervorgegangen wären. Doch bezeichnet nicht nur die handschriftliche Ueberlieferung ausdrücklich den L. Annaeus Seneca aus Corduba als Verfasser derselben, sondern auch alte Schriftsteller, an ihrer Spitze Quintilian (IX, 2, 8), dessen Jugend in diese Zeit fällt, führen einzelne Stellen daraus mit dem Namen des Seneca an, und wenn Apollinaris Sidonius carm. IX, 231 zwischen dem Philosophen und einem Tragiker Seneca unterscheidet, so beruht diese Unterscheidung jedenfalls auf einem Irrthum. Ueberdies offenbart sich in ihnen ganz dieselbe Denk- und Ausdrucksweise wie in den prosaischen Schriften des Seneca, und auch untereinander stimmen sie in allen wesentlichen Puncten so überein und sind die in Frage kommenden Abweichungen so unbedeutend, daß sich ihr Ursprung von einem Verfasser mit ausreichenden Gründen nicht bestreiten läßt. Im Allgemeinen erscheinen die Stücke, die ganz nach dem Vorbilde der griechischen Tragödien angelegt sind, als Dichtungen, die nicht zur Aufführung, sondern zu declamatorischen Vorträgen bestimmt waren; daher der häufige Mangel an dramatischer Kunst und Individualisirung der Charaktere, die oft nur allgemeine moralische Typen sind, die mit Absicht herbeigezogenen Veranlassungen zu weitläuftigen Schilderungen, voll von unzeitiger Gelehrsamkeit, die kurzen Streitreden in witzigen, antithetischen Schlagwörtern, die häufigen moralischen Betrachtungen und Sentenzen im Geiste der Stoiker, die mit einer besonderen Vorliebe gewählten Sujets, die Gelegenheit geben, Tyrannen mit den schwärzesten Farben zu malen, endlich die Behandlung der

Chorlieder, die voll sind von allgemeinen Schilderungen und moralischen Auslassungen. Die Manier ist durchaus die herrschende rhetorische der Zeit, die an Maßlosem und Phantastischem ihr Gefallen findet und mehr durch Geist und Witz blenden, als durch Wahrheit und Empfindung ergreifen und rühren will. Einzelne Situationen sind jedoch vortrefflich erfunden und ausgeführt und verfehlen ihren Effect nicht, und manche Aeußerungen und Sentenzen überraschen durch treffende Pointen und epigrammatische Kürze. Diesen Eigenschaften ist es zuzuschreiben, daß diese Tragödien der Bühne der romanischen und germanischen Völker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts als Muster gedient haben. — Die Sprache zeichnet sich durch Lebendigkeit und Reinheit aus; das Versmaß des Dialogs, der Senar, wie die lyrischen des Chores, die besonders in anapästischen, alcaeischen, asclepiadeischen, glyconeischen und sapphischen Versen bestehen, sind mit strenger Kunstmäßigkeit behandelt.

Der relative Werth der einzelnen Tragödien ist kein gleicher. Aller dramatischen Einheit entbehrt der Hercules Oetaeus, der das Ende des Hercules zum Gegenstande hat. Das Stück besteht aus einzelnen Scenen ohne inneren Zusammenhang von der Heimkehr des Hercules aus Oechalia an, bis er nach seinem Tode seiner Mutter Alcmene erscheint und ihr seine Aufnahme in den Himmel verkündet. — Von ähnlich roher Weise ist der Oedipus, der denselben Stoff wie Sophocles' *Οἰδίπους τύραννος* behandelt, und der Agamemnon, die Ermordung des heimgekehrten Fürsten durch Aegisthus und Clytaemnestra, Stücke, die an Schwulst und üppiger Rhetorik noch von der Medea, nach Euripides' gleichnamiger Tragödie, übertroffen werden.

Ein günstigeres Urtheil verstatten der Hercules furens, der Thyestes, die Phaedra und die Troades. Ueber den Hercules furens bemerkt Lessing (Theatr. Bibl. VII): „Daß sich der Römer den *Ἡρακλῆς μαινόμενος* des Euripides zum Muster vorgestellt habe, ist nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als Sclave, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt und verschiedene Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Während Euripides die Handlung verdoppelt, hat der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhängendes Stück daraus gemacht." — Gleich zu Anfange verkündet im Prolog Juno die Ankunft des Hercules aus der Unterwelt und zugleich ihren Entschluß, den ihr verhaßten Helden zum Mörder seiner Gattin Megara und seiner Kinder werden zu lassen. Der Chor eröffnet das Stück, den Anbruch des Tages beschreibend und das Glück in verborgener Hütte preisend. Megara tritt auf mit Amphitruo, dem Vater des Hercules. Sie klagt ihm ihr Mißgeschick und die Angst um den Gatten und wünschet, daß er bald wiederkehre, sie vor dem Tyrannen Lycus zu schützen; halte ihn jedoch eine höhere

Macht in der Unterwelt zurück, so wolle sie gern ihm dahin folgen. Amphitruo spricht ihr Muth zu; da erscheint Lycus und verlangt, daß Megara seine Gattin werde. Als sich diese weigert, droht er:

Dich zwing' ich!

Meg. Zwingen läßt sich, wer nicht sterben kann!
Lyc. Welch fürstlicher Geschenk, sprich, kann ich bieten, als
Die neue Ehe?
Meg. Deinen oder meinen Tod!
Lyc. Du sterben, Thörin?
Meg. Zu dem Gatten komm' ich so.
Lyc. Und werther ist als unser Scepter dir ein Knecht?
Meg. Wie vielen Kön'gen brachte Tod nicht dieser Knecht?
Lyc. Was dient er einem Kön'ge dann und trägt das Joch?
Meg. Was wäre Tugend, nimmst du ihr den harten Dienst?
Lyc. Mit Ungeheuern ringen nennest Tugend du?
Meg. Was Alle schreckt, besiegen ist der Tugend Amt.
Lyc. Und doch umgiebt den Prahler jetzt des Orcus Nacht!
Meg. Kein leichter Pfad führt zu den Sternen aus der Welt.

Megara's hartnäckiger Widerstand reizt Lycus' Zorn. Er will das ganze Geschlecht des Hercules im Tempel, wohin es sich geflüchtet, verbrennen. „So gieb," bittet Amphitruo, „zuerst mir den Tod." — „Nein," sagt Lycus:

„Wer Alle mit dem Tode Strafe büßen heißt,
Versteht es nicht Tyrann sein. Nein, verschieden straf':
Dem Glück gebiete Tod, dem Unglück weig're ihn."

Lycus geht ab und Amphitruo erflehet Hülfe von den Göttern und seinem Sohne. Da wanket plötzlich der Tempel; aus der Tiefe schallt dumpfer Donner. Hercules erscheint mit Theseus aus der Unterwelt. Ihm erzählt Amphitruo, was während seiner Abwesenheit geschehen, und Hercules stürzt fort, an Lycus Rache zu üben. Theseus schildert dem Amphitruo die Thaten des Hercules in der Unterwelt, und der Chor drückt seine Freude über das glücklich bestandene Abenteuer aus. — Hercules kehrt zurück. Er hat den Lycus getödtet und will jetzt den Göttern ein Dankopfer bringen. Da erfaßt ihn Wahnsinn. Er hält seine Kinder für die des Lycus, erlegt sie mit seinen Pfeilen und tödtet auch die Megara, in ihr die Juno sehend, und mit ihr das Kind, das sich zu ihr geflüchtet. Auch Amphitruo verlangt den Tod; doch Theseus hält den Greis zurück, und bald fällt Hercules erschöpft in einen tiefen Schlaf. Der Chor beklagt die Gräuel und fleht die Götter an, den Helden vom Wahnsinn zu befreien. — Hercules erwacht. Er weiß nicht, was er in der Raserei gethan; er fragt nach seiner Gattin und seinen Kindern; er sucht seine Waffen. Da bemerkt er die Leichen der Seinen. Er verlangt vom Vater zu wissen, wer der Mörder gewesen:

Beim Ruhme meiner Thaten bitt' ich, Vater, dich,
Und deines Namens Heiligkeit, von mir verehrt
Stets nächst den Göttern, sprich, wer brachte um mein Haus?
Wem ward zur Beut' ich?

Amph. Schweigen decke, was geschah!

Herc. Nicht soll ich's rächen?

Amph. Rache brachte Schaden oft.

Herc. Nahm je so großes Leid ein Mensch wohl ruhig hin?

Amph. Wer größ'res hat gefürchtet.

Herc. Kann man, Vater, denn
Noch etwas Größ'res fürchten oder Schwereres.

Amph. Wie klein ist, ach! der Theil des Unglücks, den du kennst!

Herc. Erbarmen, Vater! Flehend streck' ich aus die Hand...
Was ist das? Aus wich er der Hand. Liegt hier die Schuld?
Woher das Blut hier? Wie ist von der Kinder Mord
Feucht dort der Pfeil, den mir der Lerna Blut genetzt?
Jetzt seh' ich mein Geschoß auch, such' nicht mehr die Hand.
Wer konnt' den Bogen krümmen, welche Rechte sonst
Die Sehne spannen, die sich kaum fügt meiner Kraft?
Ich wend' an euch mich, Vater: ist dies meine That? —
Sie schweigen! — Meine That ist's!

Amph. Dein ist nur der Schmerz,
Die Schuld der Juno; frei von Vorwurf ist die That.

Umsonst suchen ihn Theseus und Amphitruo zu beruhigen; er verlangt seine Waffen, sich zu tödten. Endlich giebt er nach, als Amphitruo erklärt, daß er eher sich selbst den Tod geben werde, und Theseus überredet ihn, ihm nach Athen zu folgen, wo Gradivus ihn von der Blutschuld lösen werde. — „Starke Schilderungen von Leidenschaften," so urtheilt Lessing a. a. O., „können unsere Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen. Und diese wollen wir vornehmlich in den Trauerspielen erregt wissen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edelen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Hercules, das Unglück einer blinden Raserei, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, so kann der Dichter gewiß sein, daß man ihm willig seine Fehler vergeben wird. Und was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzu verschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Größe hier und da bis zur Schwulst; und die Natur scheint bei ihm allzu viel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird."

Der Thyestes ist ein von den römischen Tragikern besonders gern behandelter Stoff. An dem gleichnamigen Trauerspiel des

Seneca lobt Lessing a. a. O. mit Recht die Einfachheit der Fabel und die nicht ungeschickte Oekonomie derselben, tadelt aber ebenso richtig die häufigen ungehörigen Beschreibungen und Schilderungen, die besonders da, wo das Gräßliche in allen Einzelheiten gemalt wird, ekelhaft und widerwärtig werden. Eine gewisse Berühmtheit hat die Stelle erlangt, worin die Katastrophe des Stückes liegt. Thyestes hat, ohne es zu wissen, das Fleisch seiner Kinder verzehrt bei dem Mahle, das ihm sein Bruder Atreus vorgesetzt. Nun reicht ihm Atreus den Wein, in den er das Blut der Kinder gemischt hat. Thyestes ergreift den Becher; schreckliche Ahnungen erfassen ihn, und als er den Trank an die Lippen setzt, erbebt der Boden und der Himmel verfinstert sich. „Es drohe, was uns auch drohe," ruft er; „nur daß es meinen Bruder, nur daß es meine Kinder verschone! Auf mein unwürdig Haupt allein breche das Wetter los. Ach jetzt, jetzt gieb mir meine Kinder wieder!" Atreus spricht:

Du sollst sie haben; rauben wird kein Tag sie dir!

und zeigt ihm die Häupter der Erschlagenen:

Da sind sie schon! Erkennst du deine Kinder wohl?
Thyest. Den Bruder, ach, erkenn' ich!

Hierbei bemerkt Lessing: „Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der Alles auf einmal denken läßt, was Thyestes hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben, aber gleichwohl muß seine Wirkung in dem Munde des Schauspielers vortrefflich gewesen sein, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit genug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrücken können."

Die Phaedra oder der Hippolytus weicht in der Anlage von dem Ἱππόλυτος des Euripides nicht unwesentlich und nicht ohne Vortheil für das Stück ab. Phaedra gesteht dem Hippolytus ihre Liebe selbst in einer Scene von echt tragischem Pathos, die auch Racine in seiner Phaedra nachgeahmt hat. Phaedra ist bei dem Anblicke des Hippolytus ohnmächtig geworden. Hippolytus fängt die Sinkende auf; sie kommt zu sich und beschließt, dem Stiefsohn ihr Geheimniß zu entdecken:

Leihe, bitt' ich, kurzem Wort
Dein Ohr allein. Hast du Gefolge, weich' es fern.
Hipp. Sieh, leer und frei von jedem Zeugen ist der Ort.
Phaedr. Nur wehrt den Durchgang dem erhob'nen Wort der Mund.
Zu reden treibet hohe Macht, doch höh're hemmt.
Zu Zeugen ruf' ich, Götter, all' euch, was ich will....
Hipp. Vermag das Herz nicht auszusprechen einen Wunsch?
Phaedr. Beredt ist kleiner Kummer nur, doch großer stumm.
Hipp. Vertraue, Mutter, deinen Kummer meinem Ohr.

Phaedr. Der Name Mutter ist zu vornehm und zu stolz;
Ein niedrigerer ziemet meines Herzens Trieb.
Nenn', Hippolyt, mich Schwester oder deine Magd.
Ja, lieber Magd; jedweden Magddienst will ich thun.
Wenn du durch tiefes Schneegefild mich wandern heißt:
Mit Lust beschreit' ich Pindus' eisbedeckte Höh'n.
Wenn du durch Feuer gehn mich heißt und Feindes Schaar,
Nicht zögr' ich, biete blanken Schwertern meine Brust.
Das mir vertraute Scepter nimm und mich zur Magd:
Dir ziemt Befehl' ertheilen, sie vollführen mir.
Ein Weib vermag ein Männerreich zu schützen nicht.
Du, der in erster Jugendblüthe prangt, regier'
Die Bürger kraftvoll mit des Vaters Herrschermacht.
Nimm an die Brust und schütz' die Hülfe fleh'nde Magd:
Der Wittw' erbarm' dich!

Hipp. Wende ab der höchste Gott
Dies Omen! Wohlbehalten kommt der Vater bald.

Phaedr. Des starren Reiches Herrscher und des stummen Styx
Gab keinen Rückweg zur verlass'nen Oberwelt:
Und seiner Gattin Räuber sollt' er senden heim?
Es müßte dann auch Pluto mild der Liebe sein.

Hipp. Ihm wird der Himmelsgötter Huld Heimkehr verleihn.
So lang' im Ungewissen Gott den Wunsch erhält,
Will ich den theuren Brüdern üben schuld'ge Pflicht,
Will dich beschützen, daß du nicht dich Wittwe wähnst,
Und dir vertreten meines Vaters Stelle selbst.

Phaedr. (für sich) Wie hofft so gläubig Liebe, wie leicht täuscht sie sich!
Sagt' ich genug? Mit Bitten stürm' ich auf ihn ein.
(zu Hipp.) Erbarmen! Hör' auf meines stummen Herzens Flehn!
Aussprechen möcht' ich's, möcht' es nicht.

Hipp. Welch Leid ist das?

Phaedr. Ein Leid, wie's glaublich kaum, daß es Stiefmütter trifft.

Hipp. Du sprichst in dunkler Rede Worte räthselhaft.
Gieb offen dich!

Phaedr. Mein rasend Herz verzehrt die Gluth
Der Lieb', ein wüthend Feuer brennt im innersten
Mark tief, verborgen läuft's die Adern mir entlang
Gleichwie die schnelle Flamme ragendes Gebälk.

Hipp. Nicht wahr? Nach Theseus glühst in keuscher Liebe du.

Phaedr. Ja, Hippolyt, des Theseus Züge liebe ich,
Wie er sie früher einstens, noch ein Jüngling, trug,

Als erster Flaum die zarte Wang' ihm färbete,
Ins dunkle Haus des gnossischen Scheusals er trat
Und aus dem Irrweg sich am langen Faden fand.
Wie strahlt' er damals! Ein Bind' umschloß das Haar;
Das zarte Antlitz netzte Scham mit ihrem Roth;
Die weichen Arme strotzten von der Muskeln Kraft,
Und deiner, Phoebe, meines Phoebus Angesicht
War's, nein, das deine vielmehr. Sieh, so war er, so,
Als er gefiel der Feindin, trug so stolz das Haupt.
An dir erglänzt nur mehr noch ungeschmückter Reiz.
Du bist der Vater ganz, und doch mischt mancher Zug
Der trotz'gen Mutter Schönheit bei in gleichem Maß.
Auf Griechenantlitz zeiget Scythenstrenge sich.
Liefst mit dem Vater du in Creta's Hafen ein,
So spann den Faden vielmehr meine Schwester dir.
Dich, Schwester, wo du in des Himmels Sternenwelt
Auch glänzest, ruf' in gleichem Fall um Hülf' ich an.
Zwei Schwestern hat mit Leidenschaft Ein Haus erfüllt,
Der Vater dich, doch mich der Sohn. (zu Hipp.) Sieh, flehend liegt
Zu deinen Knieen eines Königshauses Sproß.
Noch fleckenlos und unberührt und ohne Schuld,
Wandl' ich nur dir mich. Bitten kam ich, des gewiß,
Daß dieser Tag setzt Ziel dem Leben oder Schmerz.
Der Liebenden erbarm' dich!

Hipp. Großer Götterfürst,
Geduldig hörst du, siehst geduldig solchen Gräu'l?

Phaedra kann nicht von ihm lassen; sie will ihm folgen, wohin er flieht. Da erfaßt Hippolytus sein Schwert, sie zu durchbohren.

Phaedr. Jetzt, Hippolyt, erfüllst du meines Herzens Wunsch:
Du heilst den Wahnsinn. Mehr ist dies, als ich gewünscht,
Daß rein von Schand' ich sterben soll von deiner Hand.

Hipp. Fort! Lebe! Nichts sollst du erflehn. Und komme nie
Mehr dies befleckte Schwert an meinen keuschen Leib.

Auf der Amme Rath beschuldigt Phaedra, als Theseus heimgekehrt, Hippolyt der frevelhaften Liebe zu der Stiefmutter, und das zurückgelassene Schwert bezeugt es, wie er sie mit Gewalt zur Untreue gezwungen. Theseus verlangt als Erfüllung seines Wunsches von Neptun den Tod seines Sohnes. — Ein Bote meldet, wie ein meerentstiegenes Ungeheuer Hippolytus den Tod gebracht. Phaedra, von Reue ergriffen, gesteht die Schuld und giebt sich selbst den Tod.

Die Troades sind nach dem gleichnamigen Stücke des Euripides, doch nicht ohne wesentliche, vortheilhafte Abänderungen

gearbeitet. Hecuba betrauert ihr und der Ihrigen Geschick und ihre Klagen theilt der Chor trojanischer Frauen. Talthybius tritt auf und verkündet, daß der Schatten des Achilles die ihm verlobte Polyxena als Opfer, von Pyrrhus dargebracht, fordere. Bald auch erscheint Pyrrhus selbst, im Streit mit Agamemnon, der ihm die Jungfrau weigert. Den langen Zwist entscheidet Calchas, der den Schicksalsspruch verkündet: nicht eher würde den Danaern eine glückliche Heimfahrt werden, als bis man Polyxena geopfert und Astyanax, des Hector Sohn, von des Thurmes Spitze hinabgestürzt. „Ist es wahr," fragt der Chor der trojanischen Frauen, „oder täuschet ein Wahn die Furchtsamen, daß der Schatten noch lebt, wenn das Grab den Leib birgt? Nein: nach dem Tod ist das Nichts; selber ein Nichts ist der Tod." — Andromache tritt mit einem trojanischen Greise auf. Sie erzählt den Traum, den sie gehabt: ihr Gatte Hector sei ihr erschienen und habe ihr befohlen, ihren Sohn Astyanax zu retten, damit er künftig der Rächer des alten und der Gründer des neuen Troja werde. Im Grabmal Hector's habe sie ihn verborgen. — Ulixes kommt und verlangt Astyanax. Vergebens droht er; die Mutter kann ihr Kind nicht verrathen. „Nun denn," sagt Ulixes, „kann des Kindes Tod der Götter Zorn nicht sühnen, so wird, wie Calchas spricht, die Asche Hector's, in das Meer gestreut, den Meeresgott besänftigen." Schon giebt er den Befehl, das Grabmal zu öffnen, da ruft die Mutter selbst das Kind hervor. Ihr Schmerz läßt selbst Ulixes nicht kalt:

> Mich rührt der angsterfüllten Mutter Trauer zwar,
> Doch mehr noch müssen Hellas' Mütter rühren mich,
> Zu deren großem Leide dieses Kind erwächst.

Das Kind flüchtet vor den Verfolgern zur Mutter. Ein Augenblick des Abschieds wird ihr gewährt. — Helena erscheint im Auftrage der Fürsten, um Polyxena vorgeblich zur Vermählung mit Pyrrhus, in Wahrheit aber zum Opfertode zu führen. Sie preist der Gefangenen Loos glücklicher als das ihre. „Ihr dürfet offen euere Liebe betrauern; ich kann nur heimlich um Paris weinen. Schwer ist, das Vaterland verlieren, schwerer, es fürchten. Euch wird des Unglückes Last leichter, da ihr sie gemeinsam traget; gegen mich wüthet der Besiegte wie der Sieger." Schließlich entdeckt sie die wahre Bestimmung der Polyxena und meldet, daß Andromache dem Pyrrhus, Cassandra dem Agamemnon und Hecuba dem Ulixes durchs Loos bestimmt worden. Der Chor beklagt sein und der übrigen Gefangenen Geschick. Bisher habe die Gemeinsamkeit die Last des Unglückes leichter gemacht; jetzt stehe mit dem Scheiden vom Vaterlande auch die Trennung von einander bevor:

Wie ums Herze wird es uns Armen sein, wenn
Ganz das Land abnimmt und die See nur zunimmt,
Wenn der hohe Ida sich ferne auch birgt!
Weisend nach der Richtung, da Troja liegt, wird
Zeigen mit dem Finger zur Fern' und sprechen
Dann das Kind zur Mutter, zum Kind die Mutter:
Ilium ist dort, wo sich hoch zum Himmel
Schlängelt Rauch und häßlicher Dunst! An diesem
Zeichen wird der Troer sein Land erkennen.

Ein Bote verkündet zum Schluß das Ende des Astyanax und der Polyxena und das Bevorstehen der Abfahrt.

Die beiden Fragmente sind wahrscheinlich als solche von dem Dichter selbst hinterlassen worden. Das erste, eine Nachahmung von Sophokles' Oedipus auf Kolonos, enthält zwei Scenen zwischen Antigone, dem blinden Oedipus und einem Boten, der den Verbannten vergebens auffordert, nach Theben zurückzukommen und den Bruderzwist zu schlichten; das andere Fragment besteht gleichfalls aus zwei Scenen zwischen Jocaste, einem Boten, der sie von dem beginnenden Kampfe unterrichtet, und Antigone, die die Mutter auffordert, den Kampf der Söhne zu hindern, und zwischen Jocaste, Eteocles und Polynices, den die Mutter vergeblich zu bewegen sucht, die Regierung dem Bruder zu lassen:

Polyn. Soll der frevle Bruder mir
Des Truges und Verbrechens Strafe büßen nicht?
Joc. Sei unbesorgt; er büßt sie noch und büßet schwer:
Er wird regieren. Das ist Strafe. Zweifelst du,
So glaub's dem Ahnen und dem Vater. Cadmus wird's
Bestät'gen dir und Cadmus' Kinder. Keiner hat
Straflos geführt je Thebens Scepter. Keiner wird's,
Der Treue brach, behaupten. Zählen magst du jetzt
Den Bruder auch zu ihnen.

— — — —

Polyn. Für die Herrschaft geb' ich gern
Den Flammen Gattin, Heimath und Penaten hin.
Es ist der Thron zu theuer nicht für jeden Preis!

Jedenfalls nicht von Seneca rührt, wie erwähnt, die gleichfalls unter seinem Namen überlieferte Tragödie Octavia her, eine sogenannte praetexta, die einen Stoff aus der Zeitgeschichte, das tragische Ende der Octavia, der Tochter des Kaisers Claudius und der Messallina, behandelt. Nero vermählte sich mit ihr, 53 n. Chr., verstieß sie aber später, um die Poppaea zu heirathen. Der Unwille des Volkes bewog ihn, sie wieder zurückzurufen; doch bald darauf ließ er die auf sein Anstiften von Anicetus fälschlich der Untreue Angeklagte auf die Insel Pandataria bringen und hinrichten, 62 n. Chr. (Tac. ann. XIV, 60—64). Die Abfassung des Stückes

fällt sicher erst nach der Zeit des Nero, da es deutlich auf den gewaltsamen Tod desselben anspielt (631 sqq.). Die Verbindung desselben mit den Tragödien des Seneca, zu der wohl außer der Aehnlichkeit der Umstand veranlaßte, daß Seneca selbst eine Rolle darin spielt, scheint ziemlich jungen Datums zu sein, da es in der ältesten florentiner Handschrift aus dem XI. oder XII. Jahrhundert noch fehlt. Die Tragödie unterscheidet sich von denen des Seneca durch den weit matteren Ton. — Im ersten Acte klagen Octavia und ihre Amme über das frühere und das drohende Mißgeschick. Der darauf auftretende Chor drückt seine Unruhe über das Gerücht aus, daß der Kaiser die Octavia verstoßen wolle. Einst herrschte echte Keuschheit bei den römischen Frauen und echte Tapferkeit bei den Männern. Die Schmach der Lucretia rächte Brutus, und Tullia büßte ihren Frevel gegen den Vater nebst Tarquinius. Gleiche Schandthat, die die Nachwelt kaum glauben wird, sah die Gegenwart, den Muttermord des Nero. — Im zweiten Acte tritt Seneca auf. Er spielt ziemlich schulmeisterlich die undankbare Rolle des Sittenpredigers, der Nero vergeblich vor Gewaltthaten warnt. Er sehnt sich nach seinem Exil in Corsica zurück, wo er ungestört seinen Studien leben konnte. Die Welt bietet den traurigsten Anblick dar; schon scheint ihm der Tag nahe, der dem gottlosen Geschlecht durch des Himmels Einsturz den Untergang bringen wird. Dann wird eine bessere Welt wieder aus den Trümmern entstehen, gleich der goldenen Zeit des Saturnus, die durch der Menschen Schuld allmälig sich verschlechternd zur eisernen geworden, als Astraea zum Himmel zurückkehrte.

Es wuchs die Lust zum Kriege, wie die Gier nach Gold.
Der Uebel größtes keimt' hervor in aller Welt,
Die Ueppigkeit, die süße Pest, der Stärk' und Kraft
Die lange Zeit gegeben und der schwere Wahn.
Uns überfluthen Laster, lang gehäuft in so
Viel Menschenaltern. Auf uns lastet schwere Zeit,
Wo Frevel walten, wüthend rast Gottlosigkeit,
Die Wollust mächtig herrscht in schnöder Liebesbrunst,
Siegreich der Erde unermeßne Schätze längst
Mit gier'ger Hand raubt Ueppigkeit, sie zu verthun.

Nero tritt auf und befiehlt dem Praefecten den Mord des Plautus und Sulla. Seneca ermahnt ihn, nicht gegen seine Verwandten zu wüthen.

Nero. Leicht kann gerecht sein, wem das Herz frei ist von Furcht.
Sen. Ein wirksam Mittel gegen Furcht ist milder Sinn.
Ner. Den Feind vernichten ist dem Fürsten höchste Pflicht.
Sen. Dem Landesvater Bürger retten höhere.
Ner. Für Kinder taugt zum Rather wohl ein milder Greis.
Sen. Es braucht der Jugend Feuer mehr der Leitung noch.

Ner. In meinem Alter, denk' ich, wohnet Raths genug.
Sen. O daß die Götter, was du thust, stets billigten!
Ner. Thor wär' ich, scheut' ich sie, da ich sie schaffe selbst.
Sen. Scheu' desto mehr sie, weil so viel dir ist erlaubt.
Ner. Mein Glück erlaubt mir, Alles, was ich will, zu thun.
Sen. Trau' seiner Gunst zu sehr nicht. Es ist wandelbar.
Ner. Schwachköpfig ist, wer nimmer weiß, was thun er darf.
Sen. Lob bringt es, das thun, was sich ziemt, nicht was man darf.
Ner. Wer liegt im Staub, den tritt das Volk.
Sen. Wen's haßt, den stürzt's.
Ner. Das Schwert beschützt den Fürsten.
Sen. Besser Treue noch.
Ner. Gefürchtet soll der Kaiser sein.
Sen. Mehr noch geliebt.
Ner. Sie müssen zittern,
Sen. Was erzwungen, bringt Gefahr.
Ner. Gehorchen unsrem Willen.
Sen. Heiß Gerechtes nur.
Ner. Ich, ich gebiete.
Sen. Was Beistimmung statthaft macht.
Ner. Das blanke Schwert wird's machen.
Sen. Bleib' solch Frevel fern!

— — — —

Schön ist's zu glänzen unter Männern edler Art,
Fürs Vaterland zu sorgen, der Unglücklichen
Zu schonen, wilden Mord zu meiden, Frist dem Zorn,
Der Erde Ruh' zu geben, Frieden seiner Zeit.
Das ist die höchste Tugend, dies die Himmelsbahn.

Die Ermahnungen Seneca's sind umsonst. Es wäre Thorheit, meint Nero, hochmüthige Große zu schonen, die dem Vaterlande und dem Herrscher Gefahr drohen, da er mit einem Worte der Verdächtigen sich entledigen könne. Caesar's Beispiel, den Brutus gemordet, warne ihn, und auch Augustus habe nur durch Blut seinen Thron errichten und befestigen können. Wie den Augustus werde ihn, wenn er alles Feindliche vernichtet, der Himmel aufnehmen, nachdem er durch eine würdige Nachkommenschaft sein Haus gegründet. Darum wolle er die Octavia verstoßen, da er in der Poppaea eine würdigere Gattin gefunden. Vergebens sind die Vorstellungen des Seneca. „Es beliebt mir zu thun, was Seneca mißbilligt!“ ist Nero's letztes Wort. — Im dritten Acte erscheint der Schatten der Agrippina, der gemordeten Mutter Nero's, um mit stygischer Fackel der frevelhaften Hochzeit vorzuleuchten. Sie verkündet die Strafen, die Poppaea wie den Nero treffen werden; ewig aber wird ihr die Scham und die Trauer

um solchen Sohn bleiben. — Octavia verläßt den Königspalast, vom Chor begleitet. „Möge," wünscht dieser, „Poppaea's Bild, das überall mit dem Nero's glänzt, zu Boden gestürzt und sie vom Pfühle gerissen werden!" — Der vierte Act führt Poppaea mit ihrer Amme ein. Sie erzählt den unheilvollen Traum, den sie gehabt. Die Amme beruhigt sie, und der Chor preist ihre Schönheit. Ein Bote meldet den Aufruhr des Volkes. „Vergebens," meint der Chor, „erregen sie Krieg; Cupido's Geschoß ist unbesiegbar." — Im fünften Act klagt Nero über die Langsamkeit der Krieger in der Stillung des Aufruhrs. Octavia soll die Angst des Kaisers mit ihrem Blute büßen und das Volk seinen Zorn fühlen:

Das undankbare faßt
Nicht meine Milde, kann den Frieden tragen nicht;
Nein, ohne Ruhe reißt es seine Frechheit hier,
Hier treibt es seine Thorheit ins Verderben fort.
Mit Uebeln muß man's zähmen und mit schwerem Joch
Es immer drücken, daß es Aehnliches nicht wagt.

Der Praefect meldet dem Nero die Niederlage des Volkes. Nero heißt ihn Octavia in einem Schiffe zu einem fernen Ufer führen, daß sie da sterbe und sein Herz von der Furcht befreie. — Vom Chor begleitet und betrauert begiebt Octavia, ihr Schicksal ahnend, sich zum Schiffe. „Milder als Rom," schließt der Chor das Stück, „ist Aulis und das barbarische Land der Taurier:

Dort sühnet man nur
Mit des Fremdlings Morde der Himmlischen Macht;
Rom freut sich am Blute des Bürgers."

2. M. Annaeus Lucanus.

Aus derselben Schule wie die Tragödien des Seneca ist auch das historische Gedicht seines Neffen Lucanus, die Pharsalia (Pharsalia sive de bello civili libri X), hervorgegangen. Ueber das Leben des Dichters geben besonders zwei erhaltene Lebensbeschreibungen nähere Nachricht, die eine, ein Bruchstück, höchst wahrscheinlich von Sueton verfaßt, die andere vollständigere und ausführlichere vermuthlich von einem Grammatiker Vacca, einem Commentator der Pharsalia. M. Annaeus Lucanus, Sohn des Annaeus Mela und Enkel des Rhetor Seneca, war zu Corduba in Spanien, 39 n. Chr., geboren. Er erhielt seine Bildung in Rom, wohin er schon im ersten Lebensjahre gebracht worden war, und zwar genoß er den Unterricht der ausgezeichnetsten Lehrer. Annaeus Cornutus machte ihn mit der stoischen Philosophie bekannt, und durch ihn lernte er den Satiriker Persius kennen, der

ebenfalls ein Zuhörer des Cornutus war (vita Pers.). Frühzeitig erregte er durch seine Fertigkeit, in lateinischer wie in griechischer Sprache Declamationen zu halten, Aufsehen. Wahrscheinlich auf die Empfehlung seines Oheims, des Philosophen Seneca, rief ihn Nero in seine Umgebung und nahm ihn in die Zahl seiner Freunde auf. Er übertrug ihm die Quaestur noch vor dem gesetzlichen Alter. Lucan gab die ersten Proben seines Dichtertalents bei den, wie erwähnt, von Nero im Jahre 60 eingerichteten fünfjährigen Wettkämpfen in einem Lobgedicht auf den Kaiser. Der Beifall, den Lucanus durch die Vorlesung seiner Gedichte fand, erregte die Eifersucht des Kaisers, und er verbot ihm, seine Dichtungen öffentlich zu recitiren (Tac. ann. XV, 49), ja sogar auch nur als Redner vor Gericht aufzutreten. Das war der Grund der Feindschaft zwischen ihnen. Lucanus überhäufte in Reden und Schriften den Kaiser und seine Günstlinge mit Schmähungen und betheiligte sich in hervorragender Weise an der Verschwörung des Piso. Als diese entdeckt war, leugnete Lucanus lange seine Mitwissenschaft; doch als ihm der Kaiser Straflosigkeit versprach, ließ er sich zu den demüthigsten Bitten herab und gab nicht nur mehrere der Mitverschworenen an, sondern beschuldigte auch fälschlich seine eigene Mutter Acilia der Theilnahme, indem er hoffte, durch eine solche unnatürliche That sich bei dem kaiserlichen Muttermörder zu empfehlen (Suet. vit. L.; Tac. ann. XV, 56). Er entging jedoch auch so der Strafe nicht. Nero befahl seinen Tod, und Lucanus ließ sich die Adern öffnen und starb, 65, mit stoischer Effectmacherei eine Stelle aus seiner Pharsalia, in welcher der Tod eines sich an seinen Wunden verblutenden Kriegers beschrieben wird (III, 635—646) recitirend (Tac. ann. XV, 70). — Trotz seiner Jugend hat Lucan eine umfängliche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Außer dem erwähnten Lobgedichte auf Nero und der erhaltenen Pharsalia führt der Bericht des Vacca noch eine ganze Reihe poetischer und prosaischer Schriften von ihm an, freilich mit dem Bemerken, daß sie neben dem Hauptwerke nur untergeordneten Werth hätten. So hinterließ er an Poetischem noch Iliaca (cf. Stat. silv. II, 7, 54—6), Saturnalia, catachthonia (ib. 57), 10 Bücher silvae, eine unvollendete Tragödie Medea, 14 salticae fabulae, worunter wahrscheinlich Entwürfe zu Pantomimen zu verstehen sind, und epigrammata. Außerdem erwähnt Statius (ib. 62) noch eine adlocutio ad Argentariam Pollam, seine Gattin, eine durch Bildung, Schönheit, Charaktergüte, Abkunft und Vermögen ausgezeichnete Frau (ib. 85).

Der Verfasser der Sueton beigelegten Lebensbeschreibung des Lucanus, der dem Dichter nicht gerade hold gewesen zu sein scheint, bemerkt, daß er selbst noch des Lucanus Vorlesungen gehört habe. Er schildert ihn als einen Mann von großer Eitelkeit, der sich nicht gescheut habe, sich mit Virgil zu vergleichen und seine jugendlichen

Leistungen noch über die des Virgil zu setzen; die Schuld des Zerfalles mit Nero mißt er dem Dichter bei, der es dem Kaiser übel genommen, daß er einer seiner Vorlesungen nicht bis zu Ende beigewohnt habe; auch erwähnt er, daß die außerordentliche Mühe, die er sich gegeben, seine Werke zu vervielfältigen und zu verbreiten, ins Lächerliche ausgeartet sei. — Daß Lucan's Dichtung schon bei den Zeitgenossen sich keineswegs ungetheilten Beifalles zu erfreuen hatte, sondern die Kritik an der Behandlung des von ihm gewählten Stoffes Ausstellungen zu machen fand, zeigt die folgende treffende Bemerkung des Petronius (sat. 118), der zwar den Dichter nicht nennt, aber dabei um so unzweifelhafter dessen Pharsalia vor Augen hat, als er in dem darauf folgenden poetischen bellum civile offenbar die Manier des Lucan persiflirt: „Wer sich an das ungeheure Werk einer poetischen Schilderung der Bürgerkriege macht, wird, wenn er nicht ein ganz durchgebildeter Mann ist, unter der Last erliegen; bloße Geschichte darf man nicht in Verse fassen, das thun weit besser die Historiker; vielmehr muß sich der Geist in Abschweifungen, Hülfsleistungen der Götter und phantastischen Vorstellungen in freiem Fluge bewegen.“ Auch nach seinem Tode gingen die Ansichten über ihn sehr auseinander. Während Statius und Martial seinen Geburtstag durch Gedichte feierten, jener durch sein genethliacon Lucani (silv. II, 7), worin er die Schriften des Lucan aufzählt und ihn seiner Pharsalia wegen über Ennius, Lucretius, Varro Atacinus und Ovid und neben Virgil setzt, dieser durch drei Epigramme (VII, 21; 22; 23), stellten es Andere geradezu in Abrede, daß er ein Dichter sei (Mart. XIV, 194), und es scheint in der Folgezeit das landläufige Urtheil über ihn gewesen zu sein, daß er nicht verdiene, unter die Zahl der Dichter gerechnet zu werden, weil er nicht ein Gedicht, sondern Geschichte geschrieben habe (Serv. Aen. I, 382; schol. Phars. I, 1). Am richtigsten hat über seinen Dichterwerth Quintilian geurtheilt (X, 1, 90): „Lucan ist voll Feuer und Bewegung und voll der herrlichsten Gedanken; doch, wenn ich meine wahre Meinung sagen soll, ist er nachahmenswerther für die Redner als für die Dichter.“

Die Pharsalia des Lucanus ist in der That im Wesentlichen versificirte Geschichte. Der Dichter hat sich jedoch blos an die äußeren Begebenheiten gehalten, ohne die innere Verknüpfung derselben darzulegen und tiefer in die Motive der Handelnden einzudringen. Er begnügt sich mit allgemeinen Charakteristiken der auftretenden Personen und läßt sie in langen Reden ungefähr so sprechen, wie Rhetoren in historischen Suasorien. Lucanus hat die Geschichte des Bürgerkrieges zwischen Pompeius und Caesar gewählt nicht wegen der politischen Bedeutung des Kampfes, sondern weil ihm der Gegenstand besser als jeder andere Gelegenheit

zu pathetischen Reden, Schilderungen und Betrachtungen gab. Der tragische Fall des Pompeius, die glänzenden Waffenthaten Caesar's, die stoische Tugend des Cato, die vielen Kämpfe zu Land und Meer, die wechselnden Scenen in Italien, Spanien, Epirus, Thessalien, Aegypten und Afrika boten einem rhetorisirenden Dichter reichen Stoff zu glänzenden Darstellungen dar. Einen betrübenden Eindruck macht der gänzliche Mangel an einer tüchtigen politischen Gesinnung. Lucanus stellt sich auf des Pompeius Seite, weil der Stoiker Cato des Pompeius Sache zu der seinigen gemacht hatte trotzdem, daß die Götter sich für Caesar entschieden:

Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni (I, 128).

Er nimmt unser Interesse nicht für den glücklichen Caesar, sondern für den unglücklichen Pompeius in Anspruch, weil er diesen mit stoischer Würde als Opfer des Tyrannen fallen lassen und von jenem sagen kann:

Leb' und erlang' er das Reich, daß er fall' als Opfer des Brutus (VII, 596).

Wie sehr dem Verfasser der republikanische Römergeist fremd gewesen, zeigt schon die Widmung an Nero, wo es heißt (I, 33 ffg.): „Wenn solche Gigantenkämpfe nöthig waren, daß einst Nero herrsche, so wollen wir, o Götter, nicht klagen; für solchen Preis können wir uns jene Gräuel und Frevel gern gefallen lassen." Mögen auch die ersten drei Bücher in den ersten Regierungsjahren des Nero, als dieser noch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und dem Dichter seine Gunst schenkte, geschrieben sein, und mögen die späteren Bücher sich frei von solchen Schmeicheleien gehalten haben: eine echt römische Gesinnung dürfen wir bei einem Manne nicht suchen, der sich von der Gunst und Ungunst des Herrschers bestimmen läßt. Lucan's Politik ist wie Seneca's Ethik allzu sehr von Rhetorik angehaucht, als daß sie einen klaren Spiegel der Gesinnung abgeben könnte. — Die Sprache unterscheidet sich von der des Seneca durch ihre Härte und Nüchternheit, wiewohl es ihr stellenweise nicht an Kraft fehlt. Den Versen mangelt der Wohlklang der virgilischen und der anmuthige Fluß der ovidischen.

Die Anlage des Gedichtes ist einfach. Die Begebenheiten werden in chronologischer Folge erzählt; doch fehlt dem Dichter die Kunst, das Bedeutende vor dem minder Bedeutenden hervorzuheben. „Ein stürmischer Gang der Erzählung, mit schimmernden Sentenzen durchwirkt, verdunkelt den klaren Zusammenhang in den Handlungen, geschweige daß der gelehrte Prunk und die Wortfülle mit einer Plastik der Charaktere verträglich wäre" (Bernhardy). — Die Götter greifen nicht unmittelbar in die Handlungen ein, sondern ermuthigen oder warnen durch Orakel,

Weissager und in Träumen. — Das schon von Fronto (ad M. Ant. de orat.) wegen der wiederholten Umschreibung des Begriffes „Kämpfe, die mehr als Kriege der Bürger" getadelte Prooemium giebt den Stoff folgender Maßen an:

Kämpf' auf emathischer Flur, die mehr als Kriege der Bürger,
Wie dem Verbrechen das Recht sich ergab, mit der siegenden Rechten
Gegen das eigene Herz das Herrschervolk sich gewendet,
Sing' ich und Bruderschlachten und wie nach Zerreißung des Reichsbunds
Wurde gekämpft mit sämmtlicher Kraft des erschütterten Erdballs
Allen zum Frevel und feindlich entgegen sich traten die gleichen
Fahnen und Adler und Spieße von Römern einander bedrohten.

„Woher," fragt der Dichter, „die Wuth, die sich besser gegen die Parther, an denen die Niederlage des Crassus noch nicht gerächt war, und die anderen noch nicht unterjochten Barbaren gewendet hätte? Waren aber solche Kämpfe nöthig, daß einst Nero regiere, dann sind sie nicht vergebens gewesen. Möge der Treffliche spät erst in den Himmel zu den Göttern eingehen und dem Volke den ewigen Frieden gewähren." Die Ursachen des Krieges werden hierauf angegeben. Zwei Männer wie Pompeius und Caesar duldete das Geschick nicht neben einander. Die zwieträchtige Eintracht bestand, so lange noch Crassus den Vermittler abgab. Als dieser jedoch bei Carrae gefallen und Julia, die Tochter Caesar's und Gemahlin des Pompeius, die allein, wie einst die Sabinerinnen, Vater und Gatten bewegen konnte, die Schwerter ruhen zu lassen, gestorben war, da entbrannte der Krieg zwischen den Führern. Sie stachelte die eifersüchtige Tugend.

Du sorgst, Magnus, es könnten die alten Triumphe dir neue
Thaten verdunkeln und weichen dem gallischen Siege der Lorbeer
Von den Piraten. Es spornt die Reih' und Erfahrung der Kämpfe
Dich und das Glück, das es nie auf dem zweiten Platze gelitten.
Keinen vermag vor sich mehr Caesar zu dulden, Pompeius
Neben sich gar. Doch wer anlegte gerechter die Waffen,
Wer kann's wissen? Für Jeden entschied ein gewichtiger Richter:
Göttern gefiel der siegende Theil, der besiegte dem Cato.
Gleich nicht traten zum Kampf sie: der Eine in Jahren, zum Alter
Hin sich neigend, verlernte den Feldherrn schon durch der Toga
Langen Gebrauch in der Ruhe des Friedens und werbend um Ansehn

Wandt' auf die Menge er viel, ließ ganz sich vom Winde der Volksgunst
Treiben und freute sich nur an dem Beifall seines Theaters,
Suchte nicht neue Gewinnung von Kraft und vertraute dem früh'ren
Glücke zu sehr. So steht er, ein Schatten des mächtigen Namens,
Gleichend der Eiche, die hoch sich erhebend auf fruchtbarem Felde
Trägt die Waffen, vor Alters erbeutet vom Volk, und der Führer
Weihegeschenke: es halten sie nicht mehr kräftige Wurzeln,
Nur durch die eigene Last noch haftet sie; streckend die Zweige
Nackt durch die Luft, giebt Schatten sie nur mit dem Stamme, mit Laub nicht.
Doch wenn gleich sie auch wankt, als sollte sie stürzen beim ersten
Sturm, rings Bäume so viel in sicherer Kraft sich erheben,
Wird allein sie verehrt. Zwar Caesar besaß nicht so großen
Namen und Feldherrnruf, doch Thatkraft, welche ein Stillstehn
Nicht kennt. Schande allein ist's ihm, im Kampf nicht zu siegen;
Kühn ist, unbändig sein Muth; wo Zorn, wo Hoffnung ihn hinrief,
Wendet die Hand er und schont niemalen des Schwertes zum Frevel;
Eifrig betreibt er seinen Erfolg und erstürmet der Gottheit
Gunst selbst, was in den Weg ihm tritt, der das Höchste erstrebet,
Alles umstürzend und freudig den Pfad durch Trümmer sich bahnend:
Gleich wie der Blitz vom Drucke der Winde hervor aus den Wolken
Unter Gedröhn der erschütterten Luft und Krachen des Himmels
Schnellet und bringt die Helle des Tags und die zagenden Völker
Schreckt und blendet die Augen mit schlängelnder Flamme; er wüthet
Gegen die eigenen Tempel, und da kein Stoff ihm den Ausgang
Wehret, so wirket er weit und breit einschlagend wie weichend
Große Zerstörung und sammelt aufs Neu' das zerstreuete Feuer
(121—157).

In beiden Männern lagen die Ursachen des Krieges; aber die Keime waren enthalten in den gehäuften Reichthümern und dem daraus entstandenen Sittenverderbnisse, in dem Luxus und der Habsucht, in der Käuflichkeit des verarmten Volkes und dem Ehrgeiz der Großen.

Die Erzählung beginnt (I, 183) mit der Erscheinung Caesar's am Rubicon. In Rom herrscht Verwirrung und Schrecken. Pompeius und die meisten Senatoren verlassen die Stadt. Arruns, der Seher, und Figulus, der Sternkundige, weissagen das nahende Unheil (I). — Nur Brutus zagt nicht. Er begiebt sich des Nachts zu Cato und verlangt seinen Rath:

Führer allein sei Cato dem Brutus.

Ihm erwidert Cato:

Folgen, wohin das Geschick auch zieht, wird sicher die Tugend.

Er will sich dem Pompeius anschließen, und siege dieser, so möge er nicht meinen, den Sieg für sich errungen zu haben. Pompeius weilt in Capua; Domitius befestigt sich in Corfinium. Caesar zwingt Letzteren zur Uebergabe und schenkt ihm die Freiheit. Pompeius redet sein Heer an und fordert es zum Kampfe auf; aber das Schweigen verräth ihm die Furcht desselben, und er begiebt sich nach Brundisium. Caesar,

Glaubend, daß Nichts sei gethan, wenn Etwas zu thun ihm verbleibe (657),

folgt ihm und nöthigt ihn Italien zu verlassen (II). — Caesar erwirbt sich die Volksgunst durch reiche Getreidezufuhren, begiebt sich nach Rom und bemächtigt sich des Staatsschatzes trotz dem Widerstande des Tribunen Metellus. Pompeius sammelt die Truppen Griechenlands und des Orients. Caesar eilt über die Alpen, findet in Massilia einen tapferen Widerstand, der erst nach heftigen Seekämpfen gebrochen wird (III). — Er unterwirft Spanien; Afranius und Petreius werden gefangen und begnadigt. Glückliche Kämpfe der Pompeianer in Illyrien gegen Antonius und in Afrika gegen Curio (IV). — Caesar kehrt aus Spanien zurück, schifft nach Palaeste in Epirus über, erwartet vergeblich die Ankunft der Flotte des Antonius mit dem Hauptheere und wagt sich auf einem Fischerkahne zur Nachtzeit verkleidet aufs Meer, um persönlich die Ueberfahrt zu beschleunigen. Ein Sturm nöthigt ihn zur Rückkehr. Pompeius entsendet seine Gattin Cornelia nach Lesbos (V). — Kämpfe beider Heere bei Dyrrhachium. Caesar zieht nach Thessalien; Pompeius folgt ihm. Bei Pharsalus stehen sich beide Heere gegenüber. Sextus Pompeius erfährt von der thessalischen Zauberin Erichtho die traurige Zukunft (VI). — Die entscheidende Schlacht bei Pharsalus wird geschlagen. Caesar besiegt zuerst die Hülfsvölker und trifft dann auf den Kern des pompeianischen Heeres.

Nicht führt durch Zuzug der Kön'ge gesammelte Jugend
Dorten den Kampf und schwingen das Schwert erbetene Hände:
Nein, es umschließt dort Brüder, umschließet Verwandte der Wahlplatz.
Hier herrscht Wuth, Wahnsinn, hier, Caesar, deine Verruchtheit.

Flieh den Theil du des Kampfs, mein Geist, und laß ihn im Dunkel!
Kein Zeitalter erfahre von mir als Sänger so großen
Unheils, wie viel Gräuel in Bürgerkriegen erlaubt sind.
Ja, vielmehr fort, fort mit den Thränen und fort mit den Klagen!
Was du, Rom, in der Schlacht vollbracht hier, will ich verschweigen (548—556, VII). —

Pompeius flieht durch das Thal Tempe an das Meer, schifft nach Lesbos, seine Gattin abzuholen, von da nach Cilicien und Aegypten, wo er durch die Ränke des Pothinus, des Vertrauten des Königs Ptolemaeus, den Tod findet (VIII). — Cato's Kriegsthaten in Libyen. Er führt das Heer von Cyrene durch die Wüste und giebt durch eigenes Beispiel den verzweifelten Soldaten Muth und Vertrauen:

Wenn wahrhafte Güter nur großen
Namen gewinnen und wenn vom Erfolge entkleidet die nackte
Tugend man prüfet, so war, was irgend an einem der Ahnen
Wir lobpreisen, nur Glück. Wer hat durch glückliche Siege,
Durch Blutströme der Völker so herrlichen Namen verdienet?
Lieber in diesem Triumph durch die Syrten und äußersten Grenzen
Libyens zieh'n, als aufs Capitol mit Pompeius' Gespanne
Dreimal steigen empor, als einen Jugurtha erwürgen.
Siehe, ein wahrhafter Vater des Landes, vor Allen so würdig
Deiner Altäre, o Rom; nie wirst du dich schämen, bei seinem
Namen zu schwören, und löseſt du je vom Joche den Nacken,
Wirst du zum Gott ihn erheben dereinst (593—604).

Caesar verfolgt nach dem Siege bei Pharsalus den Pompeius. Er opfert in Troas am Grabe des Hector, und als er in Aegypten landet, bringt ihm ein Trabant des Königs das Haupt des Pompeius entgegen. Caesar erheuchelt die Trauer um den Todten (IX). — In Alexandrien besucht Caesar das Grab Alexander's des Großen. Ihn fesselt die schöne Kleopatra. Beim feierlichen Mahle belehrt ihn der Priester Achoreus über die Ursachen des Steigens und Fallens des Nils und warnt ihn, wie die Perser und Alexander vergeblich nach seinen Quellen zu forschen. Pothinus' Plan, auch Caesar zu tödten, vereitelt die Furcht. Vor dem drohenden Angriffe der Alexandriner rettet sich Caesar in den Königspalast. Er steckt die ägyptischen Schiffe in Brand und läßt Pothinus hinrichten. Der Mordgenosse desselben, Achillas, findet durch Arsinoe seine Strafe. Der junge Ganymedes schließt Caesar enger ein.

Kein Pfad, der führte zur Rettung:
Flucht nicht, Tapferkeit nicht, kaum Hoffnung, in Ehren zu sterben (538—9).

Die Erzählung bricht hier ab (X).

Das Gedicht ist in einer unvollendeten Gestalt auf uns gekommen. Es schließt nicht nur unfertig ab, so daß es zweifelhaft ist, wie weit der Verfasser noch die Geschichte des Bürgerkrieges habe fortsetzen wollen, sondern es finden sich auch in den sechs letzten, von ihm selbst nach dem Zeugnisse des Vacca nicht mehr herausgegebenen Büchern häufige Spuren, daß dem Dichter die Zeit gefehlt habe, dem Werke die letzte Vollendung zu geben. Daß er noch kurz zuvor, ehe er sich zum Tode anschickte, für seinen Vater Notizen über die Verbesserung einzelner Verse abgefaßt habe, berichtet Sueton. — Die Pharsalia ward im Alterthume und Mittelalter viel gelesen. Ueberreste der ihr zugewandten gelehrten Thätigkeit sind uns noch in zwei Scholiensammlungen erhalten.

3. T. Calpurnius Siculus. Panegyricus ad Pisonem. Des angeblichen Lucilius Aetna. Der sogenannte Pindarus Thebanus.

Von einem sonst unbekannten T. Calpurnius Siculus sind uns aus dem Anfange der Regierung des Nero 7 bukolische Gedichte erhalten (T. Calpurnii Siculi eclogae). Man hat dieselben früher fälschlich in die Zeit des Carus gesetzt, von dem ein Geheimschreiber des Namens Julius Calpurnius erwähnt wird (Vopisc. Car. 8); doch ist es jetzt ausgemacht, daß sie vielmehr hierher gehören. Abgesehen daß Sprache und Metrik auf diesen Zeitraum hinweisen und Nichts über denselben hinausführt, enthalten diese Eclogen eine Reihe von Andeutungen, die sämmtlich auf Nero zutreffen, als er eben zur Regierung gelangt war und durch sein Verhalten die besten Hoffnungen erweckte. So wird in der ersten Ecloge in einer von den Hirten Corydon und Ornytus in die Rinde einer Buche eingegraben gefundenen Weissagung des Faunus, daß ein neuer, jugendlicher Caesar das goldene Zeitalter zurückführen werde, wo Themis zur Erde kehre, Bellona gefesselt nur gegen sich selbst wüthe, wie unter Saturn und Numa Friede, Milde und vollständige Ruhe walten, Recht und Gesetz wieder herrschen, zur Bestätigung auf einen zur Herbstzeit erschienenen Cometen hingewiesen (v. 77 ffg.); ein solcher Comet erschien kurz vor dem im October 54 erfolgten Tode des Claudius und der Thronbesteigung des eben erst siebenzehnjährigen Nero (Plin. n. h. II, 26; Suet. Claud. 46). Auf Nero paßt es auch, wenn der Dichter, freilich mit poetischer Uebertreibung, die Schönheit des vom Himmel gesendeten jugendlichen Gottes (IV, 137), der die Züge des Apollo und Mars vereine (VII, 84; vgl. Suet. Ner. 51), und seine frühreife Beredtsamkeit rühmt, die er noch auf den Armen der Mutter siegreich erwiesen habe (I, 44; vgl. Suet. ib. 7), und

wenn er auf seine poetische Thätigkeit anspielt (IV, 87) und seine Vorliebe für prächtige Spiele erwähnt, vor deren Glanze alles früher Gesehene erbleichen müsse (VII, 44). Von der Person des Dichters erfahren wir nur soviel, daß er arm war und durch die Vermittlung eines angesehenen Mannes, dessen Freigebigkeit er schon viel verdankte und der Zutritt zu dem innersten Heiligthume des palatinischen Apollo, wie Nero bezeichnet wird, hatte, seine Gedichte zur Kenntniß des Fürsten gebracht zu sehen wünschte: dann wolle er wie Virgil sich auch an größere Aufgaben wagen (IV, 31 ffg., 152 ffg.). Wer dieser Meliboeus genannte Freund des Nero war, läßt sich nicht bestimmt ermitteln: man hat in ihm Seneca oder Calpurnius Piso vermuthet, der 65 als Haupt der nach ihm benannten Verschwörung gegen Nero seinen Tod fand und wegen seiner Freigebigkeit gegen arme Freunde ebenso wie Seneca gerühmt wird (Iuven. V, 108 ffg.). Die Vorbilder des Calpurnius sind Theokrit und Virgil, deren Gedichten er mancherlei Züge entlehnt hat; in Ton und Sprache huldigt er dem declamatorischen Geschmacke seiner Zeit, die Technik des Verses handhabt er mit der größten Strenge. Nachgeahmt oder vielmehr ausgeplündert sind seine Gedichte in den 4 Eclogen des noch unten zu erwähnenden Dichters Nemesianus gegen Ende des 3. Jahrhunderts. — Eine wenn auch nicht streng erweisliche, doch nicht unwahrscheinliche Vermuthung ist es, daß Calpurnius auch der Verfasser des Lobgedichtes an Piso (panegyricus ad Pisonem) sei, in dessen 261 Versen ein „noch nicht zwanzig Sommer alter", aber nicht ungelehrter und ebenso rede- wie versgewandter Dichter sich durch Preisen der Beredtsamkeit, Freigebigkeit und sonstigen Vorzüge des oben erwähnten Calpurnius Piso bei diesem Aufnahme zu verschaffen sucht, nicht etwa um von seiner Freigebigkeit auch Nutzen zu ziehen, sondern um durch den Verkehr mit ihm bekannt zu werden (v. 206 ffg.). — Außer den Eclogen des Calpurnius besitzen wir noch zwei anonyme bukolische Gedichte aus der Zeit des Nero, in denen gleichfalls dieser Fürst gefeiert wird: das eine bezieht sich auf sein öffentliches Auftreten als Citharoede; das andere preist die Wiederkehr des goldenen Zeitalters unter seiner Regierung.

Gleichfalls in die neronische Zeit setzt man das im späteren Alterthume fälschlich dem Virgil zugeschriebene Lehrgedicht Aetna, aus 645 Hexametern bestehend. Jedenfalls kann es nicht nach dem Jahre 79 verfaßt sein, da sonst nicht der damals stattgefundene Ausbruch des Vesuves hätte unerwähnt bleiben und der Berg an einer Stelle (v. 431) vielmehr als längst erloschen bezeichnet werden können. Gewöhnlich legt man das Gedicht demselben Lucilius Junior bei, an den die Briefe und andere Schriften Seneca's gerichtet sind, in allerdings nicht streng erweislicher Vermuthung. Dieselbe stützt sich allein auf einen Brief des

Seneca (79), in dem dieser den Lucilius, den langjährigen Procurator von Sicilien, auffordert, auf seinen Reisen durch die Insel die Natur des Aetna zu erforschen und in seinem Gedichte über Sicilien auch diesen von allen Dichtern gefeierten Berg zu berühren. — Der Dichter hat sich in seinem naturwissenschaftlichen Lehrgedichte den Lucretius zum Muster genommen. Wie dieser behandelt er seinen Stoff mit Sachkenntniß und Klarheit und theilt mit ihm die epikurische Ansicht von dem Göttlichen und Natürlichen; doch vermißt man den poetischen Geist seines Vorbildes in Inhalt und Ausdruck. Humboldt (Kosmos II, S. 21) rühmt die Wahrheit, womit die Ausbruchserscheinungen eines Vulcans geschildert werden; doch sei die Auffassung ohne alle Individualität. — Das Gedicht beginnt mit dem Aufruf an Apollo, dem Dichter beizustehen in dem Gesange vom Aetna und von den Ursachen seiner Erscheinungen. Mythen dichten mögen Andere; er glaube nicht, daß der Aetna der Sitz des Vulcanus und die Werkstätte der Cyclopen sei, oder daß Juppiter den Enceladus darunter begraben habe. Das seien, meint er, Fabeln, wie die, welche man vom Reiche der Schatten und von den Verwandlungen des Juppiter erzählt, womit er die Europa, die Leda und die Danae getäuscht. Er wolle der Wahrheit seine Sorge schenken und lehren, durch welche Naturkräfte der Aetna erbrauset und immer von Neuem Feuer sammelt. Es folgt hierauf die Theorie der Vulcane, die im Wesentlichen mit der in Seneca's naturales quaestiones nach der stoischen Schule gegebenen übereinstimmt. Das Gedicht schließt mit der Erzählung, wie bei einem Ausbruche des Aetna zwei Brüder ihre greisen Eltern aus der brennenden Heimath trugen und allein von allen Bewohnern der Gegend, die nur ihre Habe zu bergen sich bemühten, gerettet wurden.

O kindliche Liebe,
Größter der Schätz' und mit Recht für den Menschen die sicherste Tugend!
Scheu'n sich die Flammen ja doch, zu berühren die frommen Geschwister,
Und sie entweichen, wohin sie immer auch lenken die Schritte.

Der im Mittelalter viel benutzte und bald mit dem Namen des Homer, bald aus irgend einem Mißverständniß mit dem des Pindar (Pindarus Thebanus) bezeichnete metrische Auszug aus der Ilias ist nach Sprache und Verskunst, sowie nach einer Hindeutung auf das julische Haus (v. 899—902) noch unter der julischen Dynastie, also spätestens unter Nero verfaßt. Der eigentliche Name des Verfassers scheint nach dem acrostichischen Anfange des ersten Buches (v. 1—8) Italicus gewesen zu sein; ob dabei vielleicht an eine Jugendarbeit des Dichters Silius Italicus zu

denken ist, muß dahingestellt bleiben. Anfangs ausführlicher gehalten, wird der Auszug allmälig immer dürftiger; denn von den etwa 1070 Hexametern, aus denen das Ganze besteht, kommen über die Hälfte auf die ersten 5 Bücher. Stark benutzt hat der Verfasser Virgil und Ovid.

4. A. Persius Flaccus.

A. Persius Flaccus war, wie die dem Valerius Probus beigelegte Lebensbeschreibung angiebt, den 4. December 34 zu Volaterrae in Etrurien geboren. Er war aus einem edelen Rittergeschlechte, das durch Blutsverwandtschaft und Verschwägerung mit den angesehensten Familien in Verbindung stand. Als sechsjähriger Knabe verlor er seinen Vater, und seine Mutter Fulvia Sisennia heirathete hierauf den römischen Ritter Fuscius, der auch nach wenigen Jahren starb. Seine erste Bildung erhielt er in seiner Vaterstadt Volaterrae. In seinem zwölften Jahre kam er nach Rom und genoß den Unterricht des Grammatikers Remmius Palaemon und des Rhetors Verginius Flavus. In seinem sechzehnten Jahre schloß er sich auf das Innigste dem Annaeus Cornutus an, der ihn in die stoische Philosophie einführte. Er hat ihm in der fünften Satire ein Denkmal seiner Verehrung gesetzt. Zu den Jugendfreunden des Persius gehörte auch der Dichter Caesius Bassus, an den er die sechste Satire gerichtet hat. Väterliche Freunde fand er in dem Geschichtschreiber Servilius Nonianus und in Plotius Macrinus, dem er die zweite Satire als Geburtstagsgeschenk gewidmet hat. Durch Cornutus lernte er den Dichter Lucanus, der ebenfalls ein Zuhörer desselben war, kennen. Lucanus schenkte den Dichtungen des Persius die höchste Bewunderung. Später erst machte Persius die Bekanntschaft des Seneca, fühlte sich aber nicht sehr zu ihm hingezogen. Bei Cornutus gewann er auch die Freundschaft zweier gelehrten Griechen, die sich eifrig mit der Philosophie beschäftigten, des Claudius Agathemerus, eines Arztes aus Lacedaemon, und des Petronius Aristokrates aus Magnesia. Thrasea Paetus, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war, schätzte ihn sehr und nahm ihn zuweilen mit sich auf Reisen. — Persius war von empfehlendem Aeußeren, feinem Benehmen und fast jungfräulicher Schüchternheit, keusch und mäßig, voll zärtlicher Liebe gegen seine Mutter und seine Verwandten. Er starb an einem Magenübel in seinem 28. Jahre, 24. Nov. 62, und wurde auf seinem Landgute an der appischen Straße begraben. — Seine Jugendschriften: eine fabula praetexta, einen Reisebericht (ὁδοιπορικῶν liber) und ein kurzes Gedicht auf den Tod der gleichnamigen Mutter

der Arria, vernichtete seine Mutter auf den Rath des Cornutus. Die noch vorhandenen sechs Satiren (A. Persii Flacci satirarum liber) unterwarf Cornutus einer leichten Ueberarbeitung und überließ dann ihre Herausgabe auf seine Bitte dem Caesius Bassus.

Persius schrieb nur selten und langsam. Zum Dichten von Satiren fand er sich durch die Satiren des Lucilius, besonders durch das zehnte Buch derselben, angeregt. In seinen Angriffen der neueren Dichter und Redner, die die erste Satire enthält, verschonte er selbst den Nero nicht. Den Vers, der eine directe Anspielung auf Nero enthielt (I, 121):

Eselsohren hat Midas, der König,

änderte Cornutus so um:

Eselsohren, wer hätte sie nicht?

Persius selbst gesteht es in den einleitenden Versen zu seinen Satiren, daß er kein Dichter sei und daß ihn weder die Eitelkeit, noch die Noth zum Dichten treibe:

Nicht netzt' ich jemals mir die Lippen im Roßquell,
Noch wüßt' ich, daß ich träumte auf dem zweihäupt'gen
Parnaß, um flugs so aufzutreten als Dichter.
Ich gönne denen, deren Bild benagt rankend
Epheu, die helicon'schen Mägdelein nebst der
Bleichmachenden Pirene: selbst nur halbzünftig
Bring' zu der Dichter Heiligthum ich mein Lied her.
Wer hat entlockt dem Papageien sein: Gruß dir!
Gelehrt die Elster unsre Worte nachwagen?
Des Geistesschwunges Spender, wie der Kunst Meister,
Der Bauch, der selbst versagte Laute abkünstelt.
Glänzt' Hoffnung ihnen auf ein schlaues Profitchen:
So würden Dichter Rab' und Dichterin Elster
Und sängen, glaub' mir's, pegaseischen Nectar.

Den Persius haben die Stoiker zum Satiriker gemacht. Sie haben ihn verbittert, indem sie ihn um den frohen Genuß seiner Jugend brachten. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, einen jungen Mann, in dem sich alle Bedingungen zu einem glücklichen Leben vereinen, sich in trüber Hypochondrie verzehren zu sehen wegen der Schlechtigkeit der Welt, die er nur aus der Schule kennt. Sein edles Herz schlägt für die Tugend; aber seine Tugend ist ein abstractes Ideal, dem gegenüber er die Thorheiten und Laster der Welt in ebenso abstracter Allgemeinheit auffaßt. Er kennt die Menschen nicht und hat daher keine Nachsicht für ihre Schwächen. Während Horaz über die Verkehrtheiten der Menschen lacht und mit heiterem Humor über seine eigenen Fehler spottet und so seiner Satire den Stachel raubt, ist Persius ein unerbittlicher Sittenrichter ohne Milde und Versöhnung. Es fehlt

ihm die Ruhe, die Verhältnisse, wie sie sind, ins Auge zu fassen; er läßt sich nur durch sein Gefühl, nicht durch die Erfahrung leiten, und seine Rüge richtet sich weniger gegen bestimmte Personen, als gegen allgemeine Zustände. Seine Satiren sind deshalb mehr subjective Betrachtungen, als objective Charakteristiken; er ist mehr Sittenprediger, als Sittenmaler. Der sittliche Unwille, der ihn erfüllt, raubt ihm die Klarheit; er liebt es, seine Gedanken kurz anzudeuten und ohne Verbindung sprungweise von dem Einen zu dem Anderen überzugehen; er vermag nicht seinen Stoff übersichtlich zu ordnen und harmonisch durchzuführen; es fehlt ihm die Freiheit der Bewegung. Der römische Charakter der Satire ist bei ihm nur ein äußerlicher, die häufig eintretende dialogische Form nur ein rhetorisches Mittel, den Vortrag zu beleben. Nach Lydus (de magistr. I, 41) ist er, indem er den Sophron nachahmen wollte, in die Dunkelheit des Lykophron verfallen. Der sprachliche Ausdruck ist dem Inhalt entsprechend. Richtig charakterisirt ihn Bernhardy: „Mehr den Mann von Geist und Bildung, der voll von Studien und Reminiscenzen war, als den feinen Künstler verräth die Diction, ein Gemisch aus silberner Latinität und stoischer Brachylogie. Sie erinnert an den prickelnden Witz und die geistreichen Wendungen des Seneca, besitzt aber weder Grazie, noch Klarheit und Leichtigkeit, sondern verfällt in gesuchte Dunkelheit und Härte, weil Persius den Ausdruck aufs Aeußerste zu vertiefen sucht. Daher einerseits die Schwere des Stils, der mit verbissenem Groll in markige, glossematische, seltene Wörter sich vergräbt, zugleich Edles mit der derben, grobkörnigen Rede des gemeinen Lebens mischt; andererseits für den Leser die Nothwendigkeit, einen so undurchsichtigen, so wenig ebenmäßigen Vortrag zu paraphrasiren." — Von Horaz hat er zahlreiche Gedanken, Ausdrücke und Wendungen entlehnt.

Persius ist im Alterthum viel gelesen worden. Martial sagt (IV, 29, 7):

Häufiger hört man genannt als Marsus, des leichten, gesammtes
Amazonengedicht Persius' einziges Buch,

und Quintilian (X, 1, 94) urtheilt, daß Persius, wenn er auch nur ein einziges Buch geschrieben, doch sich vielen wahren Ruhm erworben habe. Auch im Mittelalter war er wegen seiner moralischen Strenge ein gern gelesener Schriftsteller. In der neueren Zeit hat es ihm neben manchem Tadler doch auch nicht an Bewunderern gefehlt. — Die Dunkelheit des Dichters machte schon frühzeitig Erklärungen nöthig. Die noch vorhandenen Scholien tragen die Ueberschrift: Cornuti commentum, rühren jedoch in keinem Falle von Cornutus her.

In der ersten Satire giebt Persius sein Verhältniß zu den Dichtern und Dichterlingen seiner Zeit an.

O der Sorgen der Menschen! Wie viel ist des Eit'len auf Erden!

Alles schreibt in Versen und in Prosa, um seine Geistesproducte vor versammelter Menge vorzulesen und ein donnerndes Bravo einzuernten. „Denn“, meint man, „wozu lernen wir, als um es Anderen mitzutheilen?“ — „Als wenn unser Wissen nur dann erst einen Werth hätte, wenn der Andere weiß, daß wir wissen.“ —

„Zeigt mit dem Finger man dich und sagt: Der ist es! ist schön doch.
Hältst du es denn für Nichts, dictirt zu sehen dich hundert
Lockenköpfen? (28—29)

Soll man nicht für den Nachruhm sorgen und Etwas schaffen, was im Munde des Volkes fortlebt und nicht als Maculatur zum Krämer wandert?“

„Bring ich einmal was Beff'res beim Schreiben heraus — denn ein seltner
Vogel ist's nur — doch bring' ich heraus was Beff'res, so scheu' ich's
Auch nicht, wenn man mich lobt; auch mein Herz ist ja von Stein nicht.
Doch das streite ich ab, daß das höchste und äußerste Gut dein
„Herrlich“ und „Bravo“ sei (45—49).

Wie oft ist dieser Beifall nur durch eine Mahlzeit oder einen abgetragenen Rock erkauft! Wie oft macht der dir hinter deinem Rücken eine Fratze, der dich in's Gesicht lobt! Wenn ich für das schwülstige Zeug, das sie schreiben, für das leere Wortgeklingel ihre zarten Ohren mit beißender Wahrheit reibe, dann rufen sie: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“ Und doch hat auch Lucilius die Stadt durchgehechelt und Horatius dem lachenden Freunde jeden Fehler vorgehalten, und ich soll nicht muckſen, nicht einmal leise sagen dürfen: „Der König Midas hat Eselsohren?“ Wer des Cratinus, Eupolis und Aristophanes Comödien billigt, der möge auch meinen Satiren sein Ohr leihen; von solchen, die in ihrem eitelen Römerstolze der Griechen Feinheit roh verachten, oder die, auf ihren praktischen Verstand eingebildet, darüber lachen, wenn eine freche Dirne den Cyniker beim Barte zupft, erwarte ich keine Beachtung. Mögen sie sich den Tag über bei ihren Geschäften plagen und des Abends ihrer Lust nachgehen!“

Die zweite Satire ist eine Gratulationsschrift an Macrinus zu dessen Geburtstage. „Bezeichne,“ wünscht ihm der Dichter, „den Tag, der deinen hinschwindenden Jahren ein neues zusetzt, mit einem weißen Steinchen und feiere ihn fröhlich beim Weine. Was du von den Göttern erbittest, das kannst du laut hören lassen, nicht wie ein gut Theil unserer Großen, die laut ein gutes

Herz, einen guten ehrlichen Namen erflehen, aber leise hinzufügen: „Möchte ich bald des Oheims Leichenbegängniß feiern! Möchte ich bald mein Mündel beerben!“ Juppiter soll nur ihren Gelüsten dienen; sie wünschen Glück für ihre Kinder, sich selber Gesundheit und Reichthum; sie reichen goldene und silberne Gaben; aber von ihrem Sündenleben wollen sie nicht lassen.

Sagt, ihr
Obersten Priester es nur: was macht im Heiligthum Gold aus?
Doch so viel nur als Puppen, der Venus geschenkt von der Jungfrau.
Geben den Göttern wir drum, was ihnen aus mächtiger Schüssel
Geben nicht kann triefäugiger Sproß des großen Messalla:
Ordnung des Geistes in Recht und Billigkeit und des Gemüthes
Heil'ge Versenkung, ein Herz, durchdrungen von sittlichem Adel.
Gieb das mit mir zum Tempel, so opf're ich günstig mit Schrot schon (69—75).

Die dritte Satire richtet ihre Rüge gegen den verweichelnden Müssiggang der Jugend, der alles Schlechte nährt. — „Noch bist du ein weicher und feuchter Thon, drum laß auf der drehenden Scheibe dich bilden. Das einfache Leben auf dem Lande gefällt dir nicht; du blähst dich auf als Sprößling alter Ahnen und wegen deiner purpurverbrämten Toga, wenn du dich auch nicht schämst, nach Art des schmutzigen Natta zu leben.

Mächtiger Vater der Götter, o wolle die bösen Tyrannen,
Wenn die scheußliche Gier, von brennendem Gifte getränket,
Aufgeregt ihr Gemüth, auf andere Weise nicht strafen:
Mögen die Tugend sie schauen und nach der verlaßnen verschmachten!
Stöhnte das eherne Bild wohl mehr des sicilischen Stieres,
Schreckte das Schwert wohl mehr, das hinab von vergoldeter Decke
Hing, den bepurpurten Nacken darunter, als wenn zu sich: Abwärts,
Abwärts geht es mit uns! der Unselige sagt und im Innern
Fürchtet, darum nicht weiß selbst die ihm am nächsten, die Gattin (35—43).

Den ernsten Studien abhold und nur dem Spiel und der Sinneslust hingegeben, haben sie kein Ziel, nach dem sie streben. Vergebens fordern sie das Heilmittel, wenn den Körper schon die Krankheit ergriffen hat. Lernet bei Zeiten und erforschet die Gründe der Dinge: was wir sind und wozu wir geboren worden? was die Lebensordnung und der Lebenszweck ist? was des Geldes wahrer Werth und wie viel davon dem Vaterlande und den theueren Verwandten zu spenden ziemt? wozu der Gottheit Geheiß dich bestimmt hat und welche Stelle dir in der Welt ange-

wiesen ist? Lerne und sei nicht neidisch, wenn du zu etwas Niederem berufen bist. Laß immer die Thoren die Philosophen verachten. Der Verständige wird, wenn er krank ist, den Rath des Arztes befolgen; wenn man dich aber auf deine Krankheit aufmerksam macht, leugnest du sie, bis du todt hinsinkest. Du behauptest, du spürest an deinem Körper Nichts von krankhaften Symptomen. Erwacht aber dein Geiz oder deine Wollust, klopft da dein Herz noch ruhig? Du frierst, wenn die blasse Furcht dein Haar sträubt, und dein Blut kocht, wenn dir der Zorn entbrennet. Dann sprichst und thust du, was selbst der tolle Orestes für Tollheit erklären würde."

Die vierte Satire geißelt den Ehrgeiz der Jugend. — „Du treibst Staatsgeschäfte?" fragt ein Sokrates. „Mit welcher Befugniß? Kommt der reife Geist und die Erfahrung vor dem Barte? Weißt du, was du zu sagen und was zu verschweigen hast? Wenn nun das Volk in Aufruhr ist und du mit majestätischer Handbewegung dem Haufen Stille geboten hast, was wirst du sprechen?" — „Quiriten, das ist nicht recht; das ist schlimm, jenes besser!" — „Wie weißt du so genau, was gut und schlimm ist, der du das höchste Gut in eine gute Schüssel und in ein behagliches Leben setzest? Jedes alte Weib ist derselben weisen Meinung. Wie kennen wir doch so wenig uns selbst und sehen nur immer auf der Anderen Fehler! Vettidius dünkt dir ein jämmerliches Geschöpf, weil er bei seinem Reichthum sich an Zwiebeln und schalem Essig labt, während du in Weichlichkeit und Wollust schwelgest. Anderen ertheilen wir Hiebe, während wir selbst die Schenkel den Pfeilen bieten. Deine Wunde deckt ein vergoldeter Gürtel." — „Wenn mich meine Umgebung einen trefflichen Mann nennt, soll ich ihr nicht glauben?" — „Ruchloser, wenn dich Neid, Wollust und Geiz verzehren, wirst du vergeblich die nach Lob dürstenden Ohren dem Volke leihen:

Weise ab, was du nicht bist; mit dem gaun'rigen Schmeichler und seinen
Gaben nur fort; geh' in dich, so lernst du, wie wenig nur an dir (51—52).

Die fünfte Satire, dem Cornutus gewidmet, ist eine Art Huldigung an den Lehrer, dem der Dichter seine bessere Lebensansicht verdankt.

Sitte der Sänger ist das, sich hundert Stimmen zu fordern,
Hundertfältig den Mund und die Zunge zum Liede zu wünschen,
Gilt's nun ein Stück, das im Jammerton herheul' ein Tragöde,
Oder die Wunden des Parthers, der sich aus dem Leibe den Stahl zieht (1—4).

Du, süßer Freund, liebst solchen Schwulst nicht, und in einfachen Worten will ich dir mein Herz eröffnen und zeigen, wie viel dir

davon gehört. Dazu würde ich mir hundert Zungen wünschen, dir zu sagen, wie tief ich dich in mein Herz geschlossen habe, wenn die geheimsten Empfindungen nur ausdrückbar wären. Seitdem ich aus dem Knabenalter getreten, warst du mein Führer, und ein günstiges Gestirn hat unsere Geschicke vereinigt. Tausendfach ist der Menschen Art und ihre Bestrebung. Der Eine ist auf Gewinn erpicht, der Andere dem Müssiggange ergeben; Den fesseln des Campus, Jenen der Würfel und einen Anderen der Venus Spiele. Kommt aber Alter und Krankheit, dann beseufzen sie, daß die Lust dahin ist, daß sie ihren Lebenszweck verfehlt haben. Wie besser du, Cornutus! Du widmest deine Zeit den Studien und theilst die Frucht des Cleanthes der Jugend mit. Hieraus schöpfe Jung und Alt die rechte Lebensweise und verschiebe nicht das Nöthige auf morgen. Was aber noth thut, das ist die Freiheit, nicht jene, die jedem Römer das Recht giebt auf eine Anweisung zu einer Portion verdorbenen Mehles, noch die, die im Herumdrehen aus dem Sclaven Dama einen Marcus Dama, einen wichtigen Mann im Staate, macht. — „Darf ich," heißt es, „nach meinem Willen leben, so bin ich freier als Brutus." — „Falscher Schluß!" sagt der Stoiker. „Nicht nach eigenem Willen," flüstert dir leise die Vernunft ins Ohr. Niemand darf das thun, was er durch sein Thun verderben würde. Nur dann bist du frei, wenn,

Was zu befolgen und was hinwiederum sei zu vermeiden,
Jenes du erst mit Kreide, dann dieses mit Kohle notirt hast
(107—8);

wenn du bescheiden in deinen Ansprüchen, gefällig gegen Freunde, zur rechten Zeit sparsam und freigebig bist; wenn du des leidigen Geldes wegen dich nicht zu schmutzigen Handlungen erniedrigst: ja, dann nenne dich frei und weise. Birgst du aber den schlauen Fuchs in deinem Herzen, dann nehme ich meinen Ausspruch zurück. Du bist frei, meinst du, weil du keinen Herren außer dir hast; aber in deinem Inneren entstehen dir schlimmere Herren, denen du ebenso wenig ungehorsam sein darfst. Der Träge schnarcht bis in den Morgen. Da weckt ihn die Habsucht: „Auf! geh und hole aus fernen Ländern die kostbaren Waaren, setze sie um, so vortheilhaft du kannst; wer zu gewissenhaft ist, mag sein ausgeleertes Salzfaß immer wieder mit dem Finger auswischen." — „Schnell zu Schiff!" rufst du. — Nun kommt die Ueppigkeit und sagt: „Wohin? du Unsinniger! Du willst dich quälen, damit dein Capital, das dir bescheidene fünf Procent gebracht, durch deinen saueren Schweiß dir elf trage? Besser, du genießest das Leben; denke, wie schnell es verfließt und daß du nach ihm nur Asche und Schatten und ein leerer Schall sein wirst." — Wem du folgest, der gebietet über dich als Herr. Und widerstehst du

auch einmal und gehorchest Keinem, so sage nicht: „Ich habe meine Fesseln gebrochen!"

Denn auch der Hund reißt los durch Zerren die Fessel; nur schleift ihm,
Während er fliehet, am Halse ein lang Stück nach von der Kette.
(159—160)

„Davus," sagt der verliebte Chaerestratus, „ich will nicht länger den Liebesschmerz dulden; ich will mich den Schlingen der Chrysis entziehen." — „Schön, mein Kind!" — „Aber glaubst du nicht, daß sie weinen wird, wenn ich sie verlasse?" — „Possen!" — „Wie aber, wenn sie nach mir schickt und mich bittet, soll ich da nicht hingehen?" — „Bist du ganz von ihr losgekommen, auch dann nicht!" — Darin liegt die wahre Befreiung,

Nicht in dem Schlage der Ruthe, die schwinget ein läppischer Lictor (175).

Ist endlich der sein Herr, den der Ehrgeiz nach Aemtern treibt und der, während er dem streitenden Volke Erbsen austheilt, selber beim üppigen Mahle schwelgt? Ihn ängstet abergläubische Furcht, die er mit abergläubischen Mitteln zu entfernen sucht.

Sagest du solches im Kreis krummbeiniger Centurionen,
Lacht auf der Stelle der große Pulfennius über den Dickkopf,
Bietet auf hundert Griechen nur hundert beschnittene Affe."
(189—191)

Die sechste Satire ist an Caesius Bassus gerichtet. — „Hast du," fragt ihn der Dichter, „deinen Winteraufenthalt auf deinem sabinischen Landgute, wo du dich den Musen hingiebst, genommen? Ich weile jetzt an der ligurischen Küste, unbekümmert um die Welt und ihre Freuden. Ein Anderer mag anderer Ansicht sein; ich lebe von dem Meinigen und verwende es nach meinem Gefallen, mag immerhin mein künftiger Erbe klagen, daß ich ihm das Seinige verkürze.

Mir soll nur ein Spinnengewebe
Bleiben vom Leibe, indessen von Fett ihm wackle der Schmeerbauch? (73—4)

Verkaufe dein Leben für den Gewinn, häufe Schätze auf Schätze:

Schon ist gefunden der Mann, Chrysipp, der den Haufen dir klein macht.

5. Petronius Arbiter.

Sind die Satiren des Persius Erzeugnisse eines edelen Gemüthes, das seinen Unwillen über die Thorheiten und Laster einer Welt ausspricht, der es selbst sich entfremdet hat, so führt uns der satirische Roman des Petronius (Petronii Arbitri satirae) in

diese Welt selbst ein. Das große Bild des damaligen römischen Lebens in sich aufzunehmen, dazu war keine Form geeigneter als die des Romans, die in episch-dramatischer Weise alle Richtungen und Vertreter der Zeit zur unmittelbaren Anschauung zu bringen vermochte. Indem Petronius diese wählte, wurde er der Schöpfer einer neuen Gattung, des Sittenromans, der mit der der Satire eigenthümlichen Ungebundenheit die Wirklichkeit in unverhüllter Darstellung vorführte. Die feine Beobachtung und die geistreiche Auffassung der Außenwelt, Witz und Laune sind auch in dieser Form der Satire die Hauptvorzüge jener echt italischen Dichtgattung, und die Lust an dem Frivolen und Obscönen ist ein charakteristischer Zug des romanischen Volksstammes, worin Petronius würdige Nachfolger in Boccaccio und den französischen Romandichtern des vorigen Jahrhunderts gefunden hat. Der Held des petronischen Romans ist das Vorbild aller jener Abenteurer geworden, die in den Schelmenromanen der Spanier, Franzosen und Deutschen bis auf den Gil Blas und Simplicissimus ihre ergötzliche Rolle spielen.

Petronius copirt mit einem bewundernswürdigen Talent die Wirklichkeit. Die Personen, die er handelnd einführt, sind keine allgemeinen Typen, sondern concrete Gestalten, die er aus dem Leben genommen und bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer Sprache treu dargestellt hat. Mit besonderer Meisterschaft übt er diese Kunst in den Gesprächen von Personen der unteren Volksclassen, indem er die vulgäre Redeweise derselben mit ihren abgebrochenen Sätzen, sprüchwörtlichen Wendungen, Derbheiten, Verstößen gegen die Grammatik, archaistischen Ausdrücken und der unter-italischen Localität entsprechend eingemischten griechischen und halbgriechischen Wörtern ebenso lebenswahr, wie belustigend nachahmt. Ob er es auch verstanden habe, seinen reichen Stoff zu einem Kunstganzen zu gestalten, können wir nicht entscheiden, da wir nur Bruchstücke, die unter einander nicht zusammenhängen, besitzen. Jedenfalls muß der Roman, in dem nach Art der menippeischen Satire häufig mit der Prosa poetische Partien in den mannigfaltigsten Maßen wechseln, ziemlich umfangreich gewesen sein, da die erhaltenen Excerpte, von denen das vollständigste das berühmte Gastmahl des Trimalchio (cena Trimalchionis) ist, aus dem fünfzehnten und sechzehnten Buche stammen. — Der Schauplatz in den uns erhaltenen Fragmenten ist das südliche Italien, und zwar spielt das Meiste in einer nicht genannten Colonie Campaniens, ein Theil in Croton; möglich, daß in den verlorenen Theilen der Verfasser seinen Helden auch nach Rom gebracht hat, wie er ihn auch nach Massilia geführt zu haben scheint. Die Zeit, in welche die Handlung versetzt ist, sind wahrscheinlich die letzten Jahre des Tiberius. — Das Werk gehört keiner der herrschenden Kunst-

gattungen an, und der Verfasser hat sich auch keiner literarischen Schule angeschlossen, vielmehr macht er gegen die vorhandenen Richtungen Opposition.

Ueber die Persönlichkeit des Verfassers wie über seine Zeit ist viel gestritten worden. Daß er unter Nero gelebt, geht aus seiner Schilderung von Menschen, sittlichen, socialen und literarischen Zuständen, seiner Sprache und Metrik und vielen Einzelheiten unzweifelhaft hervor und ist jetzt allgemein anerkannt. Man hat daher in ihm den C. Petronius zu erkennen geglaubt, von dem Tacitus (ann. XVI, 18—19) Folgendes berichtet: er habe den Tag mit Schlafen und die Nacht mit Besuchen und Belustigungen hingebracht, und wie Andere ihre Thätigkeit, so habe ihn seine Unthätigkeit zu Ruf gebracht; doch habe er nicht für einen gewöhnlichen Schlemmer und Prasser gegolten, sondern für einen Schwelger von Geschmack und Bildung. Je ungezwungener und anspruchsloser er sich in seinem Reden und Thun gab, um so mehr Beifall fand er wegen seiner anscheinenden Natürlichkeit. Doch zeigte er sich als Statthalter von Bithynien und dann als Consul tüchtig und den Geschäften gewachsen. Durch die Lasterhaftigkeit, der er sich dann wieder hingab, oder vielleicht durch den bloßen Schein der Lasterhaftigkeit gewann er Nero's Gunst so, daß er ihn als elegantiae arbiter oder maître de plaisir unter die geringe Zahl seiner Vertrauten aufnahm und Nichts für ergötzlich und geschmackvoll hielt, was er nicht gebilligt. Seine Ueberlegenheit in der Kenntniß aller Genüsse reizte den Neid und die Eifersucht des Tigellinus, so daß er ihn in eine Anklage verwickelte, im Jahre 66. Um nicht länger zwischen Furcht und Hoffnung schweben zu müssen, beschließt er zu sterben. Doch endet er nicht auf ein Mal sein Leben, sondern läßt sich nach Belieben die geöffneten Adern wieder verbinden, spricht mit seinen Freunden über alles Andere, nur nicht über ernsthafte Dinge, durch die er sich den Ruhm der Unsterblichkeit erwerben könnte, läßt sich nicht von Unsterblichkeit und den Lehren der Weisen, sondern Gedichte und Lieder leichtfertigen Inhaltes vorlesen, schmaust und schläft, Alles, um dem erzwungenen Tode den Schein eines zufälligen zu geben. Schließlich schickt er Nero anstatt eines Testamentes eine versiegelte Schrift, in der die geheimsten Ausschweifungen des Kaisers genau beschrieben waren, den Siegelring aber zerbricht er, damit man ihn nicht zur Gefährdung Anderer mißbrauchen könne. — Daß das Bild des Verfassers, wie wir es aus seinem satirischen Romane gewinnen, dem Charakter des so von Tacitus gezeichneten Hofmannes Petronius entspricht, ist unleugbar, und hat es einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß Beide ein und dieselbe Person sind; dagegen ist es kaum glaublich, daß, wie man gemeint hat, Tacitus mit der an Nero gesandten Schrift den Roman im

Auge gehabt habe. Auffällig ist es, daß derselbe von keinem der Zeit näher stehenden Schriftsteller erwähnt wird; der erste, der des Petronius Arbiter und seines so interessanten Werkes gedenkt, ist für uns Terentianus Maurus gegen Ende des dritten Jahrhunderts.

Die Hauptperson ist Encolpius, den der Verfasser seine Abenteuer erzählen läßt. Ein junger Grieche von empfehlendem Aeußeren und nicht gewöhnlicher Bildung, aber ohne Mittel und vornehme Bekanntschaft, hat er sich mit einigen anderen Abenteurern verbunden und treibt sich in den reichen und üppigen Gegenden des südlichen Italiens in Städten und auf dem Lande herum, um auf Anderer Kosten sich zu amüsiren und sein Glück zu machen. Wir begegnen ihm zuerst in einem Porticus, wo er vor einer Versammlung über den Verfall der Beredtsamkeit declamirt. Er klagt über die unsinnigen Rhetoren, die, statt der echten Beredtsamkeit den Weg zu bahnen, durch Schwulst und tolles Geschwätz bewirken, daß, wenn ihre Schüler auf das Forum kommen, sie sich in eine andere Welt versetzt glauben, weil sie in der Schule nicht lernen, was im praktischen Leben vorkommt, sondern von Piraten hören, die in Ketten am Ufer stehen, von Tyrannen, die Edicte erlassen, wonach Söhne ihren Vätern den Kopf abhauen sollen, von Orakelsprüchen, die befehlen, drei oder mehr Jungfrauen zur Abwendung der Pest zu opfern: lauter Worte so süß wie Honigplätzchen und alles Reden und Thun wie mit Mohn und Sesam bestreut. Kein Wunder, daß auf diese Weise die wahre Beredtsamkeit verloren gegangen ist. Aus solchen Schulen sind die Classiker der Griechen nicht hervorgegangen. Die großartige und so zu sagen keusche Beredtsamkeit, wie man sie bei diesen findet, ist keine buntscheckige und schwülstige, sondern schwingt sich in natürlicher Schönheit auf. Aus Asien ist das Verderben in Athen eingedrungen, und seitdem hat auch die Poesie ihre gesunde Farbe verloren, gleichwie die Malerei ihre Endschaft erreicht hat durch ägyptische Pfuscherei. — Jetzt nimmt ein gewisser Agamemnon das Wort: „An diesem Verfalle sind weniger die Lehrer als das Publicum Schuld. Jene müssen mit den Wölfen heulen, wenn sie nicht, wie Cicero sagt, vor leeren Bänken lehren wollen. Die Eltern treiben aus Eitelkeit ihre noch unreifen Kinder zu solchen Studien, statt daß sie sie stufenweise vom Leichteren zum Schwereren führen lassen und ihnen Zeit zur Uebung gestatten sollten. Ueberhaupt, fährt er in Verse übergehend fort, soll es mit den Wissenschaften und den Künsten besser werden, muß erst unser Leben besser werden; dann bilde man die frühe Jugend an den Dichtern und lasse sie trinken aus der mäonischen Quelle, hierauf weihe man sie in die Weisheit der sokratischen

Schaar ein und führe sie endlich zu den großen Rednern Demosthenes und Cicero:

Statte mit Gütern der Art du den Geist aus; reichlichen Stromes
Voll, wirst also die Wort' aus pierischer Brust du ergießen."

Während dieser Unterhaltung hatte sich Ascyltos, des Encolpius Gefährte, fortgeschlichen. Ein Anderer hatte des Agamemnon Suasorie aufgenommen, und eine große Zahl junger Schüler, angelockt von der Declamation aus dem Stegreif, erhob ein kritisches Gelächter und Geschrei, indeß Encolpius sich davonschlich, den Gefährten zu suchen. In der unbekannten Stadt findet er den Weg zur Herberge nicht. Eine Alte, die er deshalb befragt, verspricht, ihn dahin zu führen, und lockt ihn in ein unsauberes Haus, wo er den Ascyltos wiederfindet und aus einer schrecklichen Lage befreit. Sie erreichen glücklich ihr Nachtquartier und treffen des Encolpius Burschen Giton in Verzweiflung. Auf des Encolpius Frage, was ihm fehle, erzählt er die üble Behandlung, die ihm Ascyltos zugedacht. Es entsteht ein Streit; Ascyltos trennt sich von ihnen. Doch nicht lange, so vereinigen sie sich wieder und lassen sich zu der schönen Quartilla locken, die sie bei einem Priapusopfer gestört haben und die sich nun an ihnen durch allerlei abscheuliche Quälereien rächt (1—26).

Sie sind zum Gastmahle des Trimalchio geladen. Agamemnon führt sie hin. Welcher Luxus zeigt sich ihnen im Hause des reichen Freigelassenen! Nach einem Bade begeben sie sich zur Tafel. Der Hausherr, in geschmacklos überladenem Prachtanzuge, nimmt unter Musik seinen Platz ein. Das Mahl beginnt. Es wird ein Korb hereingetragen; darin sitzt eine Henne aus Holz mit ausgebreiteten Flügeln. Zwei Sclaven treten hinzu und, während die Musik spielt, nehmen sie aus dem Neste Pfaueneier und vertheilen sie unter die Gäste. Die Eier selbst sind Atrappen; wie man sie öffnet, findet man eine fette Drossel mit gepfeffertem Eidotter überzogen darin. Die Hände werden mit Wein gewaschen; zum Trinken wird hundertjähriger Falerner gereicht. Jetzt folgt der erste Gang. Auf einer runden Präsentirschüssel sind die zwölf Thierzeichen des Himmels abgebildet und in jedem liegt ein passender Leckerbissen; in der Mitte ist ein ausgestochenes Stück Rasen und darauf eine Honigwabe. Ebenso sinnreich sind die anderen Gänge (26—36). — Encolpius bemerkt eine Frau hin- und hergehen, und auf seine Frage: wer sie sei, belehrt ihn ein Gast: „Es ist Fortunata, die Gattin des Trimalchio, die das Geld mit Scheffeln mißt. Und was war sie jüngst noch? Gott verzeihe mir die Sünde; du hättest aus ihrer Hand nicht ein Stückchen Brot nehmen wollen. Jetzt ist sie wie im Himmel und des Trimalchio Factotum. Wenn sie ihm am hellen Mittag sagt,

es sei Nacht, so glaubt er es ihr. Er selbst weiß nicht, was er Alles besitzt, so überreich ist er: sie sorgt für Alles, sie ist überall hinterher, sie ist eine nüchterne, verständige Frau; nur hat sie eine böse Zunge und kann schwatzen wie eine Elster. Wen sie liebt, den liebt er auch; wen sie nicht liebt, den liebt er auch nicht. Trimalchio hat Besitzungen, soweit die Geier fliegen, und Geld über Geld. In der Zelle seines Thürstehers liegt mehr Silber, als Mancher im Vermögen hat. Von seinen Leuten kennt kaum der zehnte Theil seinen Herren. Er braucht Nichts zu kaufen; ihm wächst Alles auf's Beste und Schönste zu. Erst in diesen Tagen hat er nach Indien um Champignonsamen geschrieben. Nimm dich in Acht, seine Collegen, die anderen Freigelassenen, zu verachten. Auch sie sind reiche Leute" (37—38).

Trimalchio weiß seine Gäste nicht blos zu bewirthen, sondern auch zu unterhalten und zu belehren. Er erklärt ihnen die astrologische Bedeutung des Thierkreises. „Welche Gelehrsamkeit!" rufen die Gäste und schwören mit zur Decke erhobenen Händen, Hipparchus und Aratus seien Nichts gegen ihn. — Der Koch erhält für seine Geschicklichkeit einen silbernen Kranz und einen Becher auf einer Schüssel von korinthischem Erze zur Belohnung. Agamemnon betrachtet das Gefäß, und Trimalchio sagt: „Ich bin der Einzige, der wahre korinthische Gefäße besitzt, und vielleicht frägst du, warum ich allein solche besitze? Weil der Künstler, von dem ich sie kaufe, Korinthus heißt. Glaubt aber nicht, ich sei ein Ignorant; ich weiß sehr gut, wie das korinthische Erz zuerst entstanden ist. Als Ilium eingenommen wurde, ließ der schlaue Hannibal alle eherne, silberne und goldene Bildsäulen auf einen Haufen zusammentragen und anzünden. Da ist nun aus ihnen ein Mischerz entstanden, das die Metallarbeiter nahmen, um allerlei Teller und Schüsseln und Nippsachen daraus zu verfertigen. Nehmt mir's aber nicht übel: ich ziehe mir die gläsernen Geräthe vor; jedenfalls riechen sie nicht. Wären sie nicht so zerbrechlich, zöge ich sie mir dem Golde vor. Es war aber mal ein Künstler, der machte eine unzerbrechliche gläserne Schale. Er fand beim Kaiser mit seinem Geschenke Zutritt; drauf ließ er sie sich vom Kaiser wieder reichen und warf sie auf den Fußboden. Der Kaiser erschrak, wie man nicht heftiger erschrecken kann. Doch der hob die Schale von der Erde auf. Sie war nur verbogen, wie ein ehernes Gefäß. Hierauf holte er einen Hammer aus der Tasche hervor und machte die Schale gemächlich wieder hübsch zurecht. Er glaubte Wunder wie sehr er dafür belohnt werden würde. Aber es kam anders. Der Kaiser fragte ihn, ob ein Anderer die Anfertigung solchen Glases verstände, und als jener es verneinte, befahl der Kaiser ihn zu köpfen, weil wir nämlich, wenn's bekannt würde, das Gold dem Kothe gleich achten würden.

Von Silber bin ich ein besonderer Freund. So habe ich Humpen, mehr oder weniger als hundert: einen, worauf Cassandra abgebildet ist, wie sie ihre Söhne tödtet, und die todten Kinder liegen so natürlich da, daß man glauben sollte, sie leben. Ich habe einen Henkelbecher, den Mummius meinem Patron hinterlassen hat; darauf schließt Daedalus die Niobe in das trojanische Pferd ein. Ich habe Alles vollwichtig; mein Wissen aber verkaufe ich für alles Geld nicht" (39—52).

Er ist aber nicht blos Kunstkenner, sondern auch ein Dichterfreund und selbst Dichter. Er kennt die Literatur; er weiß, daß Cicero mehr ein Redner, Publilius Syrus mehr ein Sittenprediger gewesen. Er hält sich griechische Comödianten; sie müssen aber, weil er das Vaterländische liebt, lieber Atellanen aufführen, und den Flötenspieler läßt er lateinische Weisen blasen. Doch auch die griechische Dichtkunst verachtet er nicht. Er läßt Homeristen kommen, die vor den Gästen declamiren. „Wißt ihr," fragt er, „welche Sage sie vortragen? Diomedes und Ganymedes waren zwei Brüder; ihre Schwester war Helena. Agamemnon raubte sie und schob der Diana eine Hirschkuh unter. Homer schildert nun eben, wie die Trojaner und Parentiner mit einander kämpfen. Agamemnon siegte und gab seine Tochter Iphigenia dem Achilles zur Frau; deshalb wurde Aiax wahnsinnig, wie ihr gleich sehen sollt." Unter dem Geschrei der Homeristen und dem Hin- und Herlaufen des Gesindes wurde ein gebratenes Kalb auf einer großen Schüssel gebracht. Aiax folgte, und wie ein Verrückter zerhieb er das Kalb mit gezogenem Schwerte, sammelte dann die Stücke und vertheilte sie unter die Gäste (55—59).

Um die Anwesenden zu unterhalten, fordert Trimalchio den Niceros auf, irgend Etwas zu erzählen. Dieser findet sich bereit und giebt ein Geschichtchen zum Besten, das ihm einst selbst, als er noch Sclave gewesen, passirt ist. Er liebte damals die schöne Melissa aus Tarent, und da er sie einst des Nachts besuchen wollte, nahm er sich einen Freund mit, einen Soldaten, der so tapfer wie der Teufel war. Der Mond schien hell wie am Mittag. Unterwegs bleibt der Soldat bei den Grabmälern am Wege zurück, und wie sich Niceros nach ihm umsieht, da bemerkt er, wie er sich entkleidet, die Kleider neben die Landstraße legt und sich mit einem Male in einen Wolf verwandelt. Hierauf fängt er an zu heulen und flieht in den Wald. „Ich wußte," fährt der Erzähler fort, „erst gar nicht, wo ich war; drauf trete ich hinzu, um die Kleider aufzuheben; aber die waren in Stein verwandelt. Wer vor Furcht verging, das war ich. Doch zog ich mein Schwert und schlug auf die Schatten auf dem ganzen Wege los, bis ich zu dem Landhause meiner Geliebten kam. Gleich wie ein Gespenst trat ich ein: ich konnte kaum mehr athmen; der Schweiß floß

mir in Strömen; die Augen wie erstorben; kaum konnte ich mich endlich wieder erholen. Meine Melissa wunderte sich, daß ich so spät anspaziert kam, und sagte: Wärest du früher gekommen, so hättest du uns wenigstens beistehen können. Ein Wolf ist in's Gehöft eingebrochen und hat unseren Schafen wie ein Fleischer Blut gelassen. Aber der Spaß ist ihm nicht gut bekommen, wenn er auch entflohen ist; denn unser Knecht hat ihm einen Lanzenstich durch den Hals versetzt. Wie ich dies hörte, konnte ich kein Auge mehr zumachen; sobald es hell war, lief ich wie ein ausgeplünderter Schankwirth nach Hause. Als ich zu der Stelle kam, wo die Kleider in Stein verwandelt waren, fand ich Nichts als Blut; wie ich aber nach Hause kam, lag mein Soldat im Bette wie ein Ochse und ein Arzt curirte an seinem Halse herum. Da erkannte ich, daß er ein Werwolf sei, und seitdem hätte ich kein Stückchen Brot mit ihm essen können, und wenn du mich todtgeschlagen hättest. Mögen Andere hierüber denken, wie sie wollen; wenn ich lüge, will ich verdammt sein" (61—62). — Trimalchio versichert, Niceros sei ein zuverlässiger Mann, durchaus kein lügenhafter Zungendrescher; er könne übrigens eine ähnliche schreckliche Geschichte, deren Zeuge er gewesen, mittheilen. „Als ich noch jung war," berichtet er, „starb der Liebling unseres Herrn, und wie die arme Mutter über das Kind jammerte und wir Alle in Betrübniß waren, fingen die Hexen ihr Spiel an; es war, wie wenn ein Hund einen Hasen verfolgte. Wir hatten damals einen Kerl aus Cappadocien, lang, sehr couragirt und stark genug, einen wüthenden Ochsen aufzuheben. Der zog muthig sein Schwert und lief vor die Thür hinaus, nachdem er sorgfältig die linke Hand verhüllt hatte, und durchstach ein Weib mitten durch. Wir hören ein Gestöhn; aber von ihnen selbst war Nichts zu sehen. Unser Tölpel aber stürzt herein und gleich aufs Bett. Sein ganzer Körper war blau unterlaufen, als hätte er Peitschenhiebe bekommen; offenbar hatte ihn eine böse Hand berührt. Wir schlossen die Thür und begeben uns wieder an unsere Geschäfte. Wie aber die Mutter die Leiche des Kindes in den Arm nimmt, fühlt und sieht sie eine Strohpuppe, die kein Herz, keine Eingeweide, gar Nichts in sich hat. Die Hexen hatten nämlich das Kind weggestohlen und einen leeren Strohwisch untergeschoben. Ja, ja, glaubt es nur: es giebt Weiber, die mehr wie Brot essen können; es giebt Nachtgespenster, die das Unterste zum Obersten kehren. Unser langer Tölpel aber hat seitdem seine Farbe nicht wieder erhalten, ja er starb in wenigen Tagen im Wahnsinn" (63).

Während des weiteren Verlaufes der Mahlzeit kündigt ein Lictor die Ankunft eines Gastes an, und herein tritt Habinnas, eine hohe Magistratsperson der Stadt und seines Handwerks ein Steinmetz. Er ist trunken; denn er kommt von einem Leichen-

schmause und stützt sich auf die Schultern seiner Frau. Diese nehmen Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit, die, je mehr der Wein wirkt, desto ausgelassener wird. Den Trimalchio aber versetzt der Rausch in eine sentimentale, wehmüthige Stimmung. Er spricht von seinem Tode, von seinem Testamente, bestellt sich beim Habinnas sein Grabmonument, worauf er die Inschrift setzen soll: „C. Pompeius Trimalchio Maecenatianus ruhet allhier. Ihm ist in seiner Abwesenheit das Amt eines Sevir zugetheilt worden. Trotzdem er in Rom in allen Decurien sein konnte, hat er es doch nicht gewollt. Fromm, wacker und treu, ist er aus Kleinem groß geworden, hat 30 Millionen Sesterzien hinterlassen und nie einen Philosophen gehört. Lebe auch du wohl!" (65—71.) — Ein allgemeines Weinen folgt dieser rührenden Mittheilung; doch bald fordert der Wirth zu neuer Fröhlichkeit auf. „Da wir wissen, daß wir sterben müssen, warum sollen wir nicht das Leben genießen?" — Man begiebt sich in ein warmes Bad und darauf in ein anderes Zimmer, worin Fortunata schon ein herrliches Arrangement getroffen hat. Ein kleiner Ehezwist zwischen dem Wirth und der Wirthin wird ausgeglichen, und Trimalchio giebt seine Lebensgeschichte zum Besten. „Das Bischen Verstand ist, was den Menschen macht; alles Uebrige ist lauter Kehricht. Mich hat meine gute Wirthschaft reich gemacht. Wie ich aus Asien kam, war ich so groß, wie der Candelaber hier, an dem ich mich täglich zu messen pflegte, und damit ich um so schneller einen Bart um den Schnabel bekäme, salbte ich die Lippen aus der Lampe. Ich ward der Liebling des Herrn und stellte auch die Frau zufrieden; ihr versteht mich doch? So wurde ich Herr im Hause und nächst dem Kaiser Miterbe einer Senatorenerbschaft. Doch Niemand ist mit dem zufrieden, was er hat. Ich bekam Lust, Geschäfte zu machen; kurz, ich baute fünf Schiffe, belud sie mit Wein — und damals stand er mit dem Golde in gleichem Preise —, schickte sie nach Rom. Aber meine Schiffe scheiterten, und an einem Tage verschlang Neptun 30 Millionen Sesterzien. Glaubt ihr, daß ich die Courage verlor? Keinesweges! Der Verlust brachte mich erst auf den Geschmack. Ich rüstete andere größere, bessere und glücklichere Schiffe aus, so daß Jedermann mich einen muthigen Kerl nannte; ich befrachtete sie mit Wein, Speck, Bohnen, Salben und Sclaven. Bei dieser Gelegenheit that meine Frau ein frommes Werk. Sie verkaufte ihr ganzes Gold, ihre ganze Garderobe und legte mir hundert Goldstücke in die Hand. Das waren die Heckthaler zu meinem Vermögen. Auf einer Fahrt habe ich runde 10 Millionen Sesterzien zusammengebracht. Sogleich kaufte ich die ehemaligen Grundstücke meines Patrons wieder zurück. Ich baue mir ein Haus, schaffe Massen von Sclaven an, kaufe Vieh zusammen. Was ich nur anrührte, das wuchs wie Honigwaben.

Sobald ich mehr zu besitzen anfing, als mein ganzes Vaterland in Vermögen hat, da hieß es: Nicht rühr' an mehr! Ich zog mich vom Geschäft zurück und fing an, durch meine Freigelassenen auf Zins zu leihen. So ist euer Freund, der früher ein Frosch war, jetzt ein König" (65—77).

Um seinen Gästen einen Vorschmack seines Leichenbegängnisses zu geben, läßt er die prachtvollen Todtengewändter bringen, eine weiße Decke und eine mit Purpur verbrämte Toga. Er streckt sich wie todt auf dem Sopha aus; Hornisten müssen den Todtenmarsch spielen, und Einer besonders blies so fürchterlich, daß er die ganze Nachbarschaft in Aufruhr brachte. Die Wächter glaubten, es brenne im Hause des Trimalchio, schlugen die Thüren ein und wirthschafteten arg mit ihren Spritzen und Beilen. Encolpius und seine Gefährten benutzen die Verwirrung und machen sich eilig davon (78—80).

Nach der Heimkehr entzweit sich die saubere Gesellschaft von Neuem. Ascyltos verläßt Encolpius, und Giton folgt ihm freiwillig. Unser Held ist in Verzweiflung. Er will von der bösen Welt Nichts mehr wissen, miethet sich ein einsames Stübchen am Ufer, schließt sich drei Tage ein, endlich faßt er den Entschluß, sich blutig an Ascyltos zu rächen. Bewaffnet durchläuft er die Straßen, bis ein Soldat ihn anhält und ihm das Schwert wegnimmt. Am Morgen setzt er seine Aufsuchung der Flüchtlinge fort. Er kommt an einen Porticus, der mit noch gut erhaltenen Gemälden von Zeuxis, Protogenes und Apelles geschmückt ist. Während er ihre Schönheit bewundert, tritt ein alter Mann mit grauem Haar und einer Viel versprechenden Miene zu ihm, aber in so unscheinbarer Kleidung, daß man gleich den Literaten in ihm erkannte. Er giebt sich als Eumolpus, einen berühmten Dichter, zu erkennen. „Aber," fragt ihn Encolpius, „warum gehst du so schlecht gekleidet?" — „Eben deshalb," erwiedert ihm jener; „das Genie hat noch Niemandem zu Gelde verholfen:

Wer sich dem Meere vertraut, bringt hoch durch großen Gewinn sich;
Wer Kriegslager erwählt und Schlachten, umgiebt sich mit Golde;
Niedriger Schmeichler verschläft sich den Rausch auf gesticketem Purpur,
Und wer Frauen verführt, dem bringet die Sünde Belohnung.
Nur Dichtkunst muß schauern allein in frostigen Lumpen,
Rufen mit darbender Zunge zur Hülfe verachtete Künste."

Er erzählt hierauf seine abenteuerliche Lebensgeschichte. Encolpius fragt ihn um die Ursache, warum die schönen Künste, besonders die Malerei, so gesunken seien. „Die Gier nach Geld," erwiedert ihm Eumolpus, „hat die Umkehr verschuldet. In alten Zeiten,

als noch die nackte Tugend gefiel, blühten die freien Künste und herrschte der größte Wetteifer unter den Menschen, daß Nichts, was dem Menschen fromme, verborgen bliebe. Wir, in Wein und Wollust versunken, wagen nicht mehr, auch nur die schon geschaffenen Kunstwerke kennen zu lernen, sondern, das Alterthum tadelnd, lernen und lehren wir blos Laster. Wundere dich daher nicht, daß auch die Malerei gesunken ist, da allen Göttern und Menschen ein Haufen Gold schöner dünkt, als was Apelles und Phidias, die dummen, armseligen Griechen, geschaffen haben.“ — Encolpius betrachtet ein Gemälde, das die Eroberung Troja's vorstellt, und Eumolpus ergreift die Gelegenheit, das Kunstwerk in Versen zu erklären. Die Vorübergehenden werfen den declamirenden Eumolpus mit Steinen; doch dieser, mit solchen Beifallsbezeigungen wohl vertraut, bedeckt das Haupt und flieht aus dem Tempel. Encolpius folgt ihm, und Beide begeben sich in ein Bad, wo sie Giton wiederfinden, der Encolpius um Verzeihung bittet. Sie gehen in ein Wirthshaus, sich an einem leckeren Mahle zu ergötzen. Bald entbrennt Streit, erst mit Eumolpus wegen Giton, dann mit Ascyltos, der den Giton sucht, ihn jedoch nicht finden kann, da er sich versteckt hat, und daher unverrichteter Sache abzieht. Eumolpus will Giton verrathen, um die versprochene Belohnung zu erhalten, läßt sich aber von Encolpius beschwichtigen, und sie beschließen, die Stadt zu verlassen (79—99).

Sie begeben sich auf ein Schiff. Hier treffen sie mit dem Tarentiner Lycas und seiner Gemahlin Tryphaena zusammen. Encolpius und Giton haben Veranlassung, wegen früherer Streiche sie zu meiden. Um nicht erkannt zu werden, scheeren sie ihr Haupthaar und entstellen das Gesicht und erscheinen als Sclaven des Eumolpus. Doch wird der Betrug entdeckt; neuer Streit, den endlich ein Vergleich endet. Eumolpus unterhält die Gesellschaft, indem er eine Strafpredigt über den Leichtsinn der Frauen hält, und theilt eine Geschichte mit, die er selbst erlebt hat, von einer Matrone in Ephesus, die ihren Gatten verloren hatte und aus Zärtlichkeit sich von dem Todten nicht trennen wollte. Schon weilte sie mit ihrer treuen Magd fünf Tage in der Gruft des Mannes und verschmähte Trost und Nahrung. Sie war das allgemeine Stadtgespräch, und Alle bekannten, daß sie als ein einziges Muster ehelicher Keuschheit und Treue glänze. Um dieselbe Zeit hatte der Befehlshaber der Provinz Räuber an das Kreuz schlagen lassen, dicht an dem Gebäude, in welchem die Matrone den Verstorbenen beweinte. Ein Soldat, der bei den Kreuzen Wache stand, damit Niemand von den Verwandten die Leichen zur Bestattung herunternehme, bemerkte ein Licht in der Gruft und hörte das Wehklagen der Trauernden. Neugierig begiebt er sich hinein, und wie erstaunt er, als er da ein schönes Weib in

Trauer aufgelöst erblickt! Er versucht sie zu trösten; aber sie schlägt nur um so heftiger an die Brust und rauft sich die Haare aus, die sie auf die Leiche streut. Der Soldat bietet ihr etwas Speise an, die sie abweist, indeß die Magd die Hand darnach ausstreckt und die Hartnäckigkeit ihrer Herrin zu bekämpfen sucht. Beide vereinigen ihre Bitten, und sie giebt endlich nach, etwas zu sich zu nehmen und auf die Trostesworte des Soldaten zu hören. Dieser kommt den nächsten Tag wieder, und es vergehen keine drei Tage, so verbindet sie das innigste Verhältniß. Die Verwandten des einen Gekreuzigten hatten bemerkt, daß die Wache lauer sei; sie stahlen daher des Nachts die Leiche und bestatteten sie. Wie am folgenden Tage der Soldat das eine Kreuz ohne Leiche sieht, ist er außer sich. Er theilt der Matrone seinen Entschluß mit, der Strafe seiner Nachlässigkeit dadurch zuvorzukommen, daß er sich in sein eigenes Schwert stürze. „Das verhüten die Götter," sagt die ebenso zärtliche wie keusche Matrone, „daß ich in kurzer Zeit zwei der mir theuersten Männer verlieren sollte; lieber mag der Todte hängen, als der Lebende sterben!" Sie heißt ihm, die Leiche aus dem Sarge zu nehmen und an das Kreuz zu heften. Der Soldat befolgt den Rath der klugen Frau, und am folgenden Tage wundert sich das Volk, wie der Verstorbene an's Kreuz gekommen" (100—102).

Ein plötzlicher Sturm macht das Schiff scheitern. Lycas fällt ins Wasser und ertrinkt; die andere Gesellschaft wird von Fischern gerettet. Sie erfahren, daß sie in der Nähe von Croton seien, wo die Erbschleicherei zu Hause. Schnell ist ihr Entschluß gefaßt. Eumolpus soll sich für einen reichen Gutsbesitzer aus Afrika ausgeben, die Anderen seine Dienerschaft vorstellen. Den Weg nach der Stadt verkürzt ihnen Eumolpus, indem er ihnen eine poetische Schilderung des Bürgerkrieges zwischen Pompeius und Caesar vordeclamirt. In Croton blüht ihnen ihr Glück. Eumolpus ist eine gesuchte Person bei den Männern, Encolpius bei den Frauen. So schwinden frohe Tage hin; aber das verheißene, mit Gold und Sclaven beladene Schiff des Eumolpus will immer noch nicht aus Afrika kommen. Die Erbschleicher fangen an, ihre Aufmerksamkeiten zu mindern. Endlich entschließt sich Eumolpus, der versammelten Menge sein Testament vorzulesen. Jeder ist mit einem Legate bedacht; doch am Schlusse heißt es in einer besonderen Clausel: „Alle, die in meinem Testamente ein Legat haben, werden es nur unter der Bedingung erhalten, wenn sie meine Leiche in Stücke zerschneiden und vor dem ganzen Volke verspeisen. Damit sie sich nicht scheuen, so wissen wir ja, daß es Völker giebt, bei denen es Gesetz ist, daß die Verstorbenen von ihren Verwandten verzehrt werden. Deshalb ermahne ich meine Freunde, sich ja nicht meinem Willen zu widersetzen, sondern mit

demselben Wohlwollen, womit sie mein Leben verwünschen, auch meine Leiche zu verzehren." — Man macht ihm Einwendungen; er widerlegt sie. „Der Magen wird sich dem Gebote fügen, wenn man ihm für den Ekel einer Stunde eine Entschädigung mit vielen Gütern in Aussicht stellt. Schließt nur euere Augen und bildet euch ein, daß ihr nicht Menschenfleisch, sondern eine Million Sesterzien verspeiset. Auch werde ich auf einige süße Zuthaten bedacht sein, euch den Braten schmackhafter zu machen. Haben doch auch die von Hannibal belagerten Saguntiner, die Peteliner, die Numantiner Menschen verzehren müssen ohne anderen Vortheil, als daß sie sich sättigten" (113—141). — Hier bricht die Erzählung ab.

II. Die Literatur unter den Flaviern.

Vespasianus. 69—79.
Titus. 79—81.
Domitianus. 81—96.

Nach dem Tode des Nero folgten unter blutigen Bürgerkämpfen die von den Legionen in Spanien und Germanien und den Praetorianern gewählten Kaiser **Galba**, **Otho** und **Vitellius** schnell hinter einander, bis **Vespasianus**, vom Heere im Orient zum Kaiser ausgerufen, die Ruhe und Ordnung wieder herstellte.

Vespasianus war ein Mann von gewöhnlicher Bildung, doch nicht ohne Kenntniß und natürlichen Witz. Er wußte passend Citate aus griechischen Dichtern anzubringen und oft durch eine treffende Aeußerung dem Tadel die Bitterkeit zu benehmen (Suet. Vesp. 23). Man warf ihm Geldgier vor, die ihn bewog, Steuern und Abgaben zu vermehren, Aemter zu verkaufen und Angeklagten für eine Geldbuße die Strafe zu erlassen. Doch entschuldigten ihn Einsichtsvollere mit der Nothwendigkeit, den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Er unterstützte verarmte Große, stellte viele Städte, die durch Erdbeben oder Feuersbrünste gelitten hatten, wieder her und zeigte sich sehr freigebig gegen Künstler und ausgezeichnete Talente. Er war der Erste, der lateinischen und griechischen Rhetoren eine feste Besoldung aus der Staatskasse aussetzte. Scenische und musische Spiele stattete er mit großer Freigebigkeit aus (Suet. Vesp. 16—19). Die literarische Censur wurde nicht mehr mit solcher Strenge wie unter den früheren Kaisern geübt; so durfte Curiatius Maternus seine Tragödie **Cato** öffentlich vorlesen (Tac. dial. de or. 2). Hervorgerufen durch die Rücksichtslosigkeit und hartnäckige Opposition der Stoiker war die Vertrei-

bung der Philosophen aus Rom, 71, von der jedoch Musonius Rufus ausgenommen wurde.

Des Vespasianus Sohn und Nachfolger Titus hatte, wie es scheint, eine sorgfältigere Erziehung genossen. Er besaß von Natur ein seltenes Gedächtniß und ein besonderes Geschick, alle Künste des Krieges und des Friedens leicht zu erlernen. Er war geübt in den Waffen und ein tüchtiger Reiter; er wußte sich lateinisch und griechisch gleich fertig sowohl in Prosa wie in Versen, oft selbst aus dem Stegreif, auszudrücken. Auch in der Musik war er nicht unerfahren, da er mit Kunst und Geschmack zu singen und die Harfe zu spielen verstand (Suet. Tit. 3). Der ältere Plinius hat in der Vorrede zu seiner Naturgeschichte ihm die verdiente Huldigung wegen seiner trefflichen Geistes- und Herzensgaben dargebracht.

Seinen beiden Vorgängern unähnlich führte Domitianus noch traurigere Zeiten wie die des Nero herbei. Seine Wuth steigerte sich mit der Zeit so, daß er, wie Tacitus sagt (Agric. 44), zuletzt den Staat nicht in Zwischenräumen und mit Unterbrechung, sondern in Einem fort und gleichsam mit einem Schlage erschöpfte. „Tugendhafte Männer zu loben, brachte den Tod. Man wüthete nicht nur gegen die Schriftsteller, sondern auch gegen ihre Bücher, indem die Schriftdenkmäler der berühmtesten Geister öffentlich verbrannt wurden; denn man glaubte, durch das Feuer die Stimme des römischen Volkes, die Freiheit des Senats und das Bewußtsein des Menschengeschlechtes vernichten zu können, zumal man auch die Lehrer der Weisheit vertrieben (in den Jahren 89 und 93) und jede edele Kunst verbannt hatte, damit man nirgends mehr einer Spur des Guten begegne. Wie das Alterthum die höchste Freiheit, so hat diese Zeit, in der durch die gerichtlichen Untersuchungen der im Reden und Hören bestehende Verkehr benommen war, die höchste Knechtschaft gesehen“ (ib. 2; vgl. Suet. Dom. 10). — Domitian heuchelte wie Nero anfänglich eine gewisse Mäßigung und einen Eifer für Wissenschaft und Kunst. Er gab sich den Anschein, als hätte er Interesse für Poesie, und las öffentlich seine Gedichte vor, während er später eine völlige Verachtung gegen Dichtkunst und Dichter zeigte (Suet. Dom. 2). Die von ihm im Jahre 86 nach dem Beispiele des Nero, aber zu Ehren des Juppiter Capitolinus gestifteten certamina quinquennalia, in musischen, equestrischen und gymnischen Wettkämpfen bestehend, hatten auch Preise für poetische und prosaische Leistungen in lateinischer und griechischer Sprache (Suet. ib. 4). Der Dichterpreis bestand in einem aus Oel- oder Eichenzweigen geflochtenen Kranze, und die Hoffnung, ihn nach dem Ausspruche der Richter aus der Hand des Kaisers zu erhalten, führte die Dichter von nah und fern nach der Hauptstadt. Aehnliche Wettkämpfe für

Dichter und Redner ließ Domitian jährlich an den Quinquatrien der Minerva auf seinem albanischen Landgute abhalten (Suet. ib.). Es darf uns daher nicht wundern, wenn höfische Dichter seines Lobes voll sind. Den Quintilian hat die Gunst, womit ihn vorzugsweise der Kaiser beschenkte, zu übertriebenen Schmeicheleien veranlaßt: namentlich preist er das dichterische Talent desselben mit vollem Munde (X, 1, 91). Ein Verdienst erwarb sich Domitian auch dadurch, daß er die Bibliotheken, die durch Brand zerstört waren, mit großem Aufwande wiederherstellte, indem er überall Exemplare aufsuchen ließ und Leute nach Alexandrien schickte, Bücher abzuschreiben und zu verbessern. Trotzdem vernachlässigte er von Anfang seiner Regierung an alle liberalen Studien. Nie beschäftigte er sich mehr mit der Lectüre von Geschichtswerken und Gedichten; außer den Denkwürdigkeiten des Tiberius las er Nichts. Auch das Schreiben selbst des Nöthigsten war ihm zuwider. Briefe, Reden und Edicte ließ er von Anderen aufsetzen, wiewohl sein Ausdruck nicht ohne Feinheit war und er auch zuweilen witzig sein konnte (Suet. Dom. 20).

Die zwölf Jahre des inneren Friedens und der milden Herrschaft des Vespasian und Titus kamen in der Literatur meist erst der späteren Zeit zu Gute. Die großen Schriftsteller, die unter Nerva und Trajan eine zweite Blüthe der Literatur hervorbrachten, erhielten in dieser Zeit ihre Bildung. Aber auch für die schon thätigen Schriftsteller waren die Jahre der Ruhe günstig zur Ausführung größerer literarischer Unternehmungen, und so ist in dieser Zeit das Riesenwerk des älteren Plinius, die Naturgeschichte, vollendet worden, das großartigste Denkmal römischen Fleißes und römischer Gelehrsamkeit. Sonst ist eine gewisse Erschöpfung bemerkbar, eine natürliche Folge der eben verflossenen traurigen Zeiten. Die Gemüther waren noch zu sehr gedrückt, als daß sich bald eine frische literarische Thätigkeit hätte entwickeln sollen, und als die Wirkung der besseren Zeit sich hätte äußern können, übte Domitian's Tyrannei einen härteren Druck als je.

A. Poesie.

Der Poesie konnte kein Leben mehr eingehaucht werden; sie war im Volke erstorben und ward nur künstlich gepflegt durch Männer von Bildung theils als gelehrte Sprachübung, theils zur Unterhaltung und zur Schaustellung in öffentlichen Vorlesungen und Wettkämpfen. Einen wahren Dichterberuf vermissen wir fast bei Allen, deren Schriften sich erhalten haben. Der Werth der Gedichte ward bestimmt nach der mehr oder minder glücklichen

Nachahmung früherer Muster und der größeren oder geringeren Gewandtheit der Sprache und des Versbaues.

Das Epos war noch immer die am meisten gepflegte Dichtgattung. Aus den erhaltenen Werken des Valerius Flaccus, Silius Italicus und Papinius Statius ersehen wir, daß dieselbe ganz in der beliebten rhetorischen Manier bearbeitet wurde. Außer den Genannten ist uns noch als Vertreter derselben Saleius Bassus bekannt, der sich der Unterstützung des Vespasianus zu erfreuen hatte (Tac. dial. de or. 9). Tacitus läßt ihn (a. a. O. 5) von seinem Freunde Julius Secundus den vollkommensten Dichter nennen, und Quintilian (X, 1, 90) legt ihm einen stürmischen und poetischen Geist bei, der nur nicht durch das Alter zur Reife gekommen sei.

Neben dem Epos fand die Lyrik reiche Pflege; doch war sie meist dilettantische Spielerei. Außer Statius mit seinen silvae, einer Sammlung von Gelegenheitsgedichten in leichter Sprache und Versification und nicht ohne poetischen Werth, und Martialis, dessen dichterische Thätigkeit zum überwiegenden Theile noch unter Domitianus fällt, ist uns eine ganze Reihe von lyrischen Dichtern dieser Zeit bekannt. So scheint ein sehr gefeierter Lyriker Caesius Bassus gewesen zu sein. Er war ein Freund des Persius, der ihm seine sechste Satire gewidmet und dessen Buch er herausgegeben hat, und soll bei dem Ausbruch des Vesuves, 79, umgekommen sein (schol. Pers. VI, 1). Quintilian, der ihn gekannt hat, zählt ihn unter die besseren Dichter, meint aber, daß er von den Lebenden weit übertroffen werde (X, 1, 96). Auch ein dem Nero gewidmetes Werk über Metrik verfaßte er, auf welches außer der ars Caesii Bassi de metris betitelten Erläuterung von fünf horazischen Versmaßen wahrscheinlich auch die dem Atilius Fortunatianus beigelegte Schrift de metris zurückgeht. — Nächst ihm waren namhafte Lyriker Arruntius Stella und Vestricius Spurinna. Ersterer, ein Mann von angesehener Familie, wahrscheinlich Consul 101, ein Freund und Landsmann des Statius (silv. I, 2, 260), der ihm das erste Buch seiner silvae gewidmet hat, und Gönner des ihn vielfach preisenden Martial, besang seine spätere Gattin Violantilla unter dem Namen Asteris in Elegien (Mart. IV, 6, 4; Stat. silv. I, 2, 197); seine Vermählung mit derselben feiern Statius (silv. I, 2) und Martial (VI, 21). Von Vestricius Spurinna, der 24 geboren, nach einer an politischen und kriegerischen Verdiensten reichen Laufbahn sich noch in seinem achtundsiebzigsten Jahre körperlicher und geistiger Frische zu erfreuen hatte (Plin. ep. III, 1) rühmt Plinius (a. a. O.), daß er in griechischer und lateinischer Sprache höchst kunstvolle lyrische Gedichte von bewundernswürdiger Süßigkeit, Lieblichkeit und Laune, deren Anmuth die sittliche

Reinheit des Dichters die Vollendung gebe, verfaßt habe. Die ihm beigelegten vier Oden sind ein neueres Machwerk. — Eine Dichterin Sulpicia wird von Martial theils wegen ihrer musterhaften Ehe mit Calenus (X, 38), theils wegen ihrer bei aller Ausgelassenheit anständigen erotischen Gedichte gepriesen (X, 35):

Die Sulpicia mögen alle Mädchen,
Die nur Einem gefallen wollen, lesen;
Die Sulpicia mögen alle Männer,
Die nur Einer gefallen wollen, lesen. —
Wie man ehrbar und keusch sein kann in Liebe
Und Getändel und Lust und Scherzen, lehrt sie.
Wer recht ihre Gedichte weiß zu schätzen,
Wird gestehen, daß Keine seelenreiner,
Wird gestehen, daß Keine ausgelass'ner.

Ob die sogenannte Sulpiciae satira von 70 Hexametern, in der sich die Dichterin bei der Muse beklagt, daß nach dem Dahinschwinden der virtus belli nun auch der anderen Hauptstütze Roms, der sapientia pacis, durch die Vertreibung der Philosophen Seitens des Domitian der Untergang drohe, und die Muse sie mit dem Hinweis auf die bevorstehende Ermordung des Gewalthabers tröstet, wirklich von ihr herrührt, wird aus triftigen Gründen bezweifelt; wahrscheinlich ist das durchaus schülerhafte Gedicht der Sulpicia erst im späteren Alterthum untergeschoben. — Als Satiriker wird Turnus, nach schol. ad Iuv. I, 20 ein Freigelassener, der zu hohen Ehren und am Hofe der Flavier zu mächtigem Einfluß gelangte, von Martial (VII, 97, 7; XI, 10) und Anderen gerühmt. Die ihm beigelegte indignatio in poetas Neronianorum temporum ist jedoch ein neueres Machwerk.

Das Drama ward nur als poetische Uebung, nicht zur Aufführung bearbeitet. Schon unter Nero hatte der freisinnige Curiatius Maternus, dem Tacitus wegen seiner rednerischen Bildung in dem dialogus de oratoribus eine Rolle zuertheilt hat, eine Medea gedichtet; unter Vespasian verfaßte er noch einen Thyestes und zwei Praetexten, Domitius und Cato (dial. de or. 11; 2; 3). Ein anderer Vertreter der Tragödie war Scaevus Memor, der Bruder des Satirikers Turnus (schol. in Iuv. I, 20), der nach Martial XI, 9 in den von Domitian gestifteten certamina quinquennalia gekrönt worden war.

1. C. Valerius Flaccus Blabus Setinus.

Ueber das Leben dieses Dichters wissen wir so gut wie Nichts. Wenn ihn die Ueberlieferung Setinus nennt, so scheint dies auf seine Abstammung aus einer der Setia heißenden Städte in Spa-

nien und Latium zu deuten; denn Martial's Freund, der in Dürftigkeit lebende Dichter Flaccus aus Patavium (Mart. I, 61, 3; 76, 1 ffg.), ist ein ganz Anderer. Er starb vor dem Jahre 90; denn Quintilian bedauert um dieses Jahr seinen Tod mit den Worten: „Viel haben wir vor Kurzem an Valerius Flaccus verloren" (X, 1, 90). — Er hat sich einen bei griechischen und römischen Dichtern sehr beliebten Stoff, den Argonautenzug, zu seinem Gedichte Argonautica gewählt. Mit seinem griechischen Vorgänger Apollonius von Rhodus wetteifert er in mythologischer Gelehrsamkeit, übertrifft ihn aber in geschicktem Plane des Ganzen und Ausführung einzelner Partien, wiewohl seine trockene rhetorische Manier gegen die einfache und natürliche Darstellung des Griechen bedeutend absticht. Auch hat er sein Gedicht erheblich weitläuftiger angelegt; denn in den erhaltenen 8 Büchern ist der Stoff noch nicht völlig erschöpft und würde bei gleichmäßiger Durchführung noch mehrere Bücher erfordert haben. In welchem Verhältnisse das Gedicht zu des Varro Atacinus Argonautica gestanden, wissen wir nicht. Virgil's Einfluß ist nicht zu verkennen; doch die harte Sprache, der dunkle, oft mit Schmuck überladene Ausdruck wie der unharmonische, wenn auch correcte Versbau stellen den Valerius tief unter Virgil. Das Gedicht ist in höchst unvollkommener und lückenhafter Gestalt erhalten; dem achten Buche fehlt der Schluß. Ob dieser mit den die Erzählung zu Ende führenden Büchern verloren gegangen ist oder ob der Dichter selbst das Werk unvollendet gelassen hat, läßt sich nicht mehr erweisen. Doch scheinen auf letzteres mancherlei Spuren, namentlich Widersprüche hinzudeuten, und es ist um so denkbarer, als der Dichter wohl sehr langsam arbeitete. Denn während das Vorwort des ersten Buches entweder während der Belagerung von Jerusalem oder bald nach der Eroberung durch Titus, 70, abgefaßt ist, scheint die Erwähnung des Vesuvausbruches im Jahre 79 im dritten und vierten Buche (III, 209; IV, 507; 686) darauf hinzuweisen, daß das Werk bis zu dieser Zeit noch nicht weiter gediehen war. — Im Alterthum scheint die Dichtung wenig gelesen zu sein, da der Verfasser außer von Quintilian nirgends erwähnt wird.

Im Eingange des ersten Buches empfiehlt sich der Dichter der Gunst des Vespasianus und entschuldigt sich, daß er vielmehr einen Stoff aus so entlegener Vergangenheit statt der Thaten des Titus gewählt habe; diese werde aber sicherlich sein anderer Sohn, Domitianus, besingen:

Meere, befahren zuerst von erhabenen Söhnen der Götter,
Singe ich nebst dem prophetischen Schiff, das des scythischen Phasis
Strand zusteuerte kühn und mitten durch schnellende Berge

Bahn sich brach, um zuletzt im lichten Olympus zu ruhen.
Rathe, o Phoebus, wofern mir in reiner Behausung der Dreifuß
Stehet, beseelet von Cumae's Prophetin, und würdig der Lorbeer
Grünet der Stirn. Und du, der mehr des geöffneten Meeres
Rühmen sich darf, seitdem Caledoniens Ocean deine
Segel getragen, der früher den phrygischen Juliern trotzte,
Heb mich empor von der Meng' und der nebligen Erde, und hold sei,
Heiliger Vater, mir, wenn ehrwürdige Thaten von alten
Helden ich singe. Dein Sproß wird preisen den Sturz von Idume,
Denn er vermag es, und wie von solymischem Staube geschwärzet
Schleudert der Bruder die Fackel und wüthet an jeglicher Veste.
Er wird Ehren der Götter dir weihen und stiften dir hundert
Tempel, wenn einst, o Vater, herab du leuchtest vom hohen
Himmelsgewölbe. Es ist Cynosura sichrer als Leitstern
Tyrischem Kiel und Helice nicht für griechische Steu'rer,
Als dein Zeichen dereinst, ob Graecia Schiffe in deiner
Hut ausschickt, ob Sidon und Nil. Jetzt fördere freundlich
Unser Beginnen, daß dies Lied Latiums Städte erfülle.

Es wird zuerst erzählt, wie Pelias, von Göttern, Sehern und Zeichen gewarnt, den Ruhm und die Tugend des Jason, des Sohnes seines Bruders Aeson, fürchtend, ihm den schweren Auftrag giebt, das goldene Vließ aus Kolchis zu holen. Jason fleht zu Juno und Pallas um Beistand. Pallas befiehlt Argus, das Schiff zu bauen, und Juno ermuntert die Helden zur Theilnahme an dem Zuge. Das Schiff ist bereit. Ein Adler, der ein Lamm raubt und über das aegeische Meer flieht, wird als glückliches Zeichen erkannt. Man opfert dem Neptun. Der Seher Mopsus verkündet die Gefahren, die ihrer warten; doch Idmon, der Sohn Apollo's, verspricht den Sieg nach bestandenen Mühen. Jason fordert die Gefährten auf, die letzte Nacht fröhlich am Ufer mit süßem Gespräch und Spielen zu verbringen. Sie gehorchen. Chiron bringt vom Gebirge den kleinen Achilles dem Vater Peleus, der ihn liebkost, die Götter um seine Erhaltung bittend. Der thracische Sänger Orpheus singt von der Flucht des Phrixus und dem Tode der Helle. Schon ist des Weines und Spieles genug. Alle schlafen; nur Jason bleibt schlummerlos, seinem Vater Aeson und seiner Mutter Alcimede Trostesworte zusprechend, und wie auch ihn endlich der Schlaf erfaßt, erscheint ihm der Schutzgott des Schiffes und heißt ihn Muth fassen und auf die Götter und ihn vertrauen. Der Morgen erscheint. Das Schiff wird zur Fahrt gerüstet. Es wächst der Jammer der Mütter, und die starken Herzen der Väter werden schwach, wie sie zum Abschiede

die Söhne umarmen. Vor Allem aber tönt die Klage der Alcimede; nur Aeson freut sich, den Sohn als Führer der Helden zu sehen, und wünschet den Tag, wo er ihn als Sieger mit dem Vließe auf den Schultern heimkehrend empfange. Das Zeichen zur Abfahrt wird gegeben. Die Helden besteigen das Schiff. Es sticht in die See, und von seiner Sternenburg aus freut sich der Vater der Götter über die herrlichste Unternehmung der Griechen und alle Himmlischen mit ihm; nur Sol klagt über das Unheil, das seinem Sohne Aeetes naht (I). — Die Schiffenden verlassen mit günstigem Winde die Küste von Thessalien. Der Pelion und Ossa entschwinden ihren Blicken; Furcht erfaßt sie, als sie sich in dem unbekannten Meere sehen. Doch ermuthigt sie Tiphys, der Steuermann, den Tritonia selbst die Leitung des Schiffes gelehrt hat. Am folgenden Tage erblicken sie den Athos, und schon erhebt sich Lemnos aus den Wellen. Die beleidigte Venus hatte die lemnischen Weiber durch Eifersucht zu dem Morde aller Männer getrieben; nur Hypsipyle hatte ihren Vater Thoas gerettet. Die Argonauten, von den Lemnierinnen freundlich aufgenommen, geben sich der Lust hin, bis Hercules, ihr müßiges Weilen rügend, sie zur Fortsetzung der Fahrt mahnt. Ungern trennen sich die Helden von der Insel. Hypsipyle, die Jason liebt, beschenkt ihn mit dem Schwerte und Schilde des Thoas, Gaben des Vulcan. Von Lemnos gelangen sie nach Samothrace, dessen Priester sie in die heiligen Geheimnisse einweiht. Bei Imbros vorbeifahrend landen sie an Troja's Küste. Hier erlegt Hercules das Seeungeheuer und befreit Hesione, die Tochter des Königs Laomedon. Den Nachstellungen Laomedon's, der ihm die versprochenen Rosse zu weigern gedenkt und dem der Schicksalsspruch bekannt ist, daß Pergamum zweimal durch des Hercules Geschoß fallen werde, entgeht der Held durch die beschleunigte Abfahrt. Sie kommen in die Enge des Hellespont, wo der Geist der Helle dem Jason erscheint und ihn zu seinem Werke ermuthigt. Bei Percote's Höhen, Parium, Pitya und Lampsacus vorbeischiffend, gelangen sie zur Stadt des Cyzicus, der ihnen entgegeneilt und sie gastlich bewirthet (II). — Am dritten Tage setzen sie die Fahrt fort. In der Nacht schläft Tiphys am Steuer ein: das Schiff wendet sich zurück, und sie kommen, ohne es zu merken, wieder in den Hafen, den sie eben verlassen hatten. Die Bewohner halten sie für die Pelasger, ihre feindlichen Nachbaren. Es kommt zu einem nächtlichen Kampfe: Jason tödtet den Cyzicus. Am Morgen wird der Irrthum bemerkt, und auf Mopsus' Rath sühnen sie den Mord der Freunde durch Opfer und Gebet. Sie setzen die Fahrt fort. Bei Mysia steigt Hercules mit seinem geliebten Hylas an's Land. Juno sendet aus Haß gegen den Alciden einen Hirsch, bei dessen Verfolgung Hylas sich von Hercules entfernt und der Raub einer

Nymphe wird. Hercules sucht ihn vergebens, und die Argonauten fahren nach langem Warten ohne ihn weiter (III). — Juppiter macht der Juno Vorwürfe und läßt den Hylas dem Hercules im Traume erscheinen und über sein Schicksal aufklären und trösten. Hercules will zu Laomedon zurückkehren, die versprochenen Geschenke einzufordern; doch auf Bitten der Götter sendet Juppiter die Iris, die ihm aufträgt, den gefesselten Prometheus zu befreien. Die Argonauten kommen nach Bebrycia in Bithynien, wo der wilde Amycus herrscht. Pollux tödtet ihn im Faustkampfe. Sie schiffen hierauf durch den Bosporus, der später erst diesen Namen von der Durchfahrt der Io erhalten sollte, wie ihnen Orpheus verkündet, und kommen an das thyneische Ufer zu Phineus, dem Wahrsager, den, weil er die Geheimnisse der Götter verrathen, die Harpyien plagen. Die Söhne des Boreas, Zetes und Calais, befreien ihn von der Noth, und dankbar beschreibt er ihnen den Weg, den sie noch zu machen haben. Sie treffen zuerst auf die cyanischen Irrfelsen, die sie mit dem Beistande der Juno und Minerva glücklich durchschiffen. Jetzt liegt der Pontus vor ihnen. Beim Könige Lycus finden sie freundliche Aufnahme (IV). — Hier stirbt plötzlich an einer Seuche der Seher Idmon, und während sie die Leichenfeier begehen, rafft die Seuche auch den Steuermann Tiphys hin. In ihrer Verlegenheit bestimmt das Schiff selbst den Erginus zu seinem Lenker. Sie setzen die Fahrt fort, meiden auf Phineus' Warnung das Gebiet des Thermodon, wo die Amazonen hausen, und das der Chalyber, und hören vom Caucasus herüber das Getöse des den Prometheus befreienden Hercules. Ohne zu wissen, was der Lärm bedeute, schiffen sie weiter und landen endlich in Kolchis. Aeetes wird von schrecklichen Träumen geängstet. Sein Bruder Perses räth ihm, das Vließ den kommenden Griechen freiwillig auszuliefern. Aeetes zwingt zürnend den Bruder zur Flucht, der die Seinen zum Kampfe sammelt. Jason begiebt sich mit einigen Gefährten zu Aeetes. Auf dem Wege treffen sie Medea, die ihnen zum Tempel des Mars, wo sie Aeetes finden sollen, eine Führerin mitgiebt. Hier bewundern sie Bilder, die die Geschichte von Kolchis und die Geschicke des jetzigen Königstammes darstellen. Aeetes erscheint und hört die Bitte des Jason. Sein Zorn entbrennt; aber schlau mäßigt er sich und verspricht das Vließ, wenn die Argonauten ihm im Kampfe gegen Perses beistehen wollen. Ein Festmahl wird ihnen im Palaste des Aeetes bereitet. Im Olympus streitet Mars für seinen geliebten Aeetes gegen Minerva. Juppiter enthüllt ihnen den Willen des Schicksals (V). — Mars erregt den Krieg. Perses schickt vergebens Gesandte an die Minyer, sie um Beistand zu bitten. Von überall her kommen die Hülfsvölker. Der Kampf beginnt. Pallas schützt den Jason. Perses wird be=

siegt (VI). — Medea entbrennt in Liebe zu Jason. Aeetes weigert das versprochene Vließ, bis Jason das Feld des Mars mit den feuerhauchenden Stieren bepflügt und die Krieger, die aus der Saat der Drachenzähne erwachsen sind, überwältigt haben würde. Durch Medea's Zaubermittel wird das Abenteuer bestanden. Die Drachenbrut mordet sich im gegenseitigen Kampfe (VII). — Medea schläfert durch ihr Gift den Drachen ein, der das Vließ bewacht. Jason nimmt es von der Esche, an der es hängt, und flieht mit Medea und seinen Gefährten. Absyrtus, der Bruder, und der Albaner Styrus, der Verlobte Medea's, verfolgen die Fliehenden zu Schiffe. Auf der Insel Peuce an der Donaumündung feiern Jason und Medea ihre Vermählung, als die Feinde nahen. Juno sendet einen Sturm, der die Schiffe auseinander hält. Styrus kommt im Meere um; aber Absyrtus belagert die Argonauten in der Bucht, und diese verlangen von Jason, daß er Medea ausliefere, damit ihnen die Rückkehr offen stände. Jason schwankt; Medea droht dem Undankbaren Rache, wenn er sie den Ihrigen übergebe (VIII). — Hier bricht das Gedicht ab.

2. C. Silius Italicus.

Ueber des Silius Italicus Lebensumstände sind Plinius (ep. III, 7) und Martial unsere Hauptquellen. Er war um 25 n. Chr. geboren. Aus seinem Beinamen Italicus hat man gefolgert, daß Italica in Spanien seine Vaterstadt sei; doch ist dies darum nicht glaublich, weil sonst der Spanier Martial nicht verfehlt haben würde, ihn seinen Landsmann zu nennen. Unter Nero befleckte er seinen Ruf durch Angeberei; aber als Freund des Vitellius empfahl er sich durch ein kluges und freundliches Benehmen. Er war Consul in dem Todesjahre des Nero, 68, und verwaltete als Proconsul Asien nicht ruhmlos. Hierauf zog er sich von dem öffentlichen Leben gänzlich zurück und suchte in einer rühmlichen Muße sich von den Flecken seiner früheren Thätigkeit zu reinigen. Als ein vermögender Mann besaß er viele Landgüter im südlichen Italien, darunter eine frühere Villa des Cicero (Mart. XI, 48). Auf diesen Besitzungen, die er mit Büchern, Statuen und Gemälden schmückte, brachte er seine letzte Lebenszeit zu und starb in seinem 76. Jahre, 101, eines freiwilligen Hungertodes, da er an einer unheilbaren Krankheit litt. Früher als Redner thätig, hat er sich erst nach seinem Consulate der Dichtkunst zugewandt (Mart. VII, 63). Daß er schon frühzeitig eine Vorliebe für Virgil gehegt, darf man wohl daraus folgern, daß ihm der Grammatiker Annaeus Cornutus seine Schrift über denselben gewidmet hat (Charis. p. 100); jedenfalls war er später

sein Lieblingsdichter und Vorbild. Er weihte ihm eine fast religiöse Verehrung. Seinem Grabmal bei Neapel pflegte er wie einem Tempel zu nahen und seinen Geburtstag beging er feierlicher als den eigenen. Er recitirte auch zuweilen seine Gedichte öffentlich, um das Urtheil der Leute zu hören.

Von ihm besitzen wir noch ein historisches Epos über den zweiten punischen Krieg, Punicorum libri XVII, auf das auch das Urtheil paßt, das Plinius a. a. O. über seine poetischen Leistungen überhaupt fällt: „Silius schrieb seine Gedichte mit mehr Sorgfalt als Geist.“ Der Dichter hat sich streng an die Geschichte gehalten, den Berichten der besten Historiker, des Polybius und Livius, folgend; nur hat er den Stoff dadurch in einen poetischen umzuwandeln versucht, daß er den Göttern eine unmittelbare Einwirkung auf die Ereignisse gestattet und in die Erzählung Episoden und Schilderungen einflicht. Venus ist, wie in der Aeneis, die Schutzgöttin der Römer, Juno die der Carthager. Juno ist es, die den Hannibal zur Rache und ewigen Feindschaft gegen die Römer anspornt (I, 35); die zu den Saguntinern die Tisiphone schickt, sie zum Tode durch eigene Hand anzutreiben (II, 526 ffg.); die dem Hannibal durch Anna, die Schwester der Dido, befiehlt, das Heer in die diomedischen Gefilde zu führen, wo ihm der Sieg bestimmt sei (VIII, 25 ffg.); die in der Schlacht bei Cannae den Sturmwind Vulturnus erregt, der die Römer am Kämpfen hindert und den Puniern den Sieg erleichtert (IX, 491 ffg.). Aber auch sie muß zuletzt dem Willen des Geschickes nachgeben und gestatten, daß Rom über Carthago triumphire. Nur um die eine Gunst bittet sie den Juppiter, daß Hannibal nicht in die Hände der Römer falle und Carthago nicht zerstört werde. Juppiter gestattet ihr die Rettung Hannibal's und beruhigt sie wegen Carthago's:

Frist noch gönn' ich den Mauern des hohen Carthago, wie du's willst.
Stehen sie Dank den Thränen und Bitten von dir; doch vernimm es,
Gattin, wie weit nachgeben ich darf. Nicht langes Bestehen
Bleibet der Stadt, und es kommt ein Führer desselbigen Namens,
Um zu zerstören die jetzo gerettete Veste von Grund aus.
(XVII, 372—376)

In der Schlacht bei Zama suchen Scipio und Hannibal sich gegenseitig; aber Juno entzieht Hannibal der Gefahr, indem sie ihn durch ein Scheinbild des Scipio vom Kampfplatze lockt (XVII, 523 ffg.).

Als Episoden sind theils italische Sagen eingeflochten, wie die, woher der Anna, der Schwester der Dido, in Latium göttliche

Verehrung geworden (VIII, 44—202), wie Bacchus den Falernern den Wein geschenkt (VII, 162—211); theils historische Begebenheiten früherer Zeit, wie die Geschichte des Regulus, die Marus, ein alter Kampfgenosse des Helden, dem Sohne desselben, Serranus, der in der Schlacht am trasimenischen See verwundet bei ihm Aufnahme und Pflege gefunden, erzählt (VI, 62—551). — In den Schilderungen von Schlachten und Einzelkämpfen folgt der Dichter seinen Vorbildern Homer und Virgil, so auch in der Beschreibung des Schildes Hannibal's (II, 395 ffg.). Scipio besucht, wie Odysseus und Aeneas, die Unterwelt, wo er die Schatten der Seinigen trifft und seine und seines Enkels Triumphe erfährt (XIII, 395 ffg.). Wie dem Hercules des Prodicus, so erscheinen auch dem jungen Scipio die Tugend und die Wollust und streiten um seinen Besitz (XV, 18 ffg.). Scipio wählt die Tugend, und die verschmähte Wollust entfernt sich mit der Drohung:

Für mich wird kommen, ja kommen die Zeit noch
Einst, wo Roma gelehrig sich fügt in mächtigem Wettkampf
Meinen Geboten und mir allein man zollet Verehrung.
(125—127)

Endlich, wie Virgil dem julischen Hause und besonders dem Augustus, so hat Silius den Flaviern und unter ihnen vorzüglich dem Domitianus, unter dessen Regierung die Abfassung des Gedichtes fällt, seine Huldigung dargebracht (III, 594 ffg.). Venus fürchtet für die Enkel ihres Aeneas. Sie redet klagend ihren Vater an: „Sollen die Leiden der Aeneaden nie enden? Soll Rom fallen und sie wieder nach Pergamum wandern?" — Juppiter beruhigt sie: „Deine Römer werden die tarpejischen Burgen behalten; sie werden aus den gegenwärtigen Leiden nur um so größer hervorgehen. Schon ist der geboren, der den Punier zum Rückzug aus Italien zwingen und vor den Mauern Carthago's entwaffnen wird. Hierauf wird Rom lange Zeit von den Deinen beherrscht werden, bis ein neues Herrschergeschlecht auf den Thron gelangt, das der Flavier, das Silius in folgender Weise preist:

Dann wird sich zu den Sternen empor von Cures erheben
Himmlische Tugend; es wird den heil'gen Julern den Namen
Mehren ein Kriegergeschlecht, ölreichem Sabinum entsprossen.
Davon schenket der Vater des dunkelen Thule Besiegung,
Führet zuerst Kriegsschaaren in Caledoniens Haine,
Bändigt die Ufer des Rheins, herrscht kraftvoll über die Afrer,
Zähmet als Greis im Kriege das palmenreiche Idume.
Nicht wird stygischen See und das lichtlose Reich er bewohnen,
Sondern die Sitze der Götter und unsere Ehren genießen.
Dann wird erben die Bürde des Vaters ein Jüngling, den große
Kraft auszeichnet des Geists, und hoch wird selber er steigen,

Hebend das Haupt in gleicher Gewalt. Im Beginne der Jugend
Bringt er den grausigen Krieg zum Schluß mit dem Volk Palaestina's.
Doch, Germanicus, du kommst über die Thaten der Deinen,
Schon als Knabe ein Schrecken dem goldig gelockten Bataver.
Und nicht möge dich schrecken der Brand der tarpejischen Höhe:
Mitten in ruchloser Gluth wirst doch du der Erde erhalten;
Denn noch lange Gemeinschaft an unserer Welt ist bestimmt dir.
Ihm wird legen dereinst gangetische Jugend die schlaffen
Bogen zu Füßen und Bactra ihm zeigen die Köcher geleeret.
Er wird fahren den Wagen vom nördlichen Pol durch die Stadt her,
Feiern des Ostens Triumph, daß Bacchus selber zurücksteht,
Er auch bänd'gen im Land der Sarmaten als Sieger den Ister,
Läßt unwillig er auch hinüber der Dardaner Fahnen.
Ja, er wird auch im Wort vorragen vor Romulus' Enkeln,
Die in Beredtsamkeit Ruhm sich erwerben. Ihm bringen die Musen
Opfer, und herrlicher als die Leier, die Rhodope kommen
Hieß und den Hebrus stehn, singt er, was Phoebus bewundert.
Auch wird er aufbauen, wo uns du siehest die alte
Burg stehn, ein Capitol von Gold auf dem Felsen Tarpeia's
Und mit unserem Himmel die Giebel der Tempel vereinen.
Sohn du von Göttern und selbst ein Erzeuger von Göttern, ein Vater
Lenke du dann die beglückete Welt. Spät wird dich des Himmels
Gastlicher Raum aufnehmen als Greis und den Thron dir Quirinus
Räumen und dich in die Mitte der Vater und Bruder sich setzen.
(III, 594—628)

Silius ist in der Erzählung da, wo er nicht Gelegenheit nimmt, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, einfach und natürlich. Die Charakteristik der Personen ist historisch treu; ihre Reden jedoch leiden an allzu vieler Rhetorik. Die Sprache ist correct, der Ton trocken trotz des rhetorischen Schmuckes. Der Versbau ist mit Strenge gehandhabt, aber eintönig. — Der Dichter scheint bei seinen Zeitgenossen nicht ohne Anerkennung geblieben zu sein. Martial, der ihm mehrere Gedichte geweiht hat, wie auf sein Consulat (VIII, 66), auf den Tod seines Sohnes Severus (IX, 86), u. a., nennt ihn die Zierde der castalischen Schwestern (IV, 14, 1) und prophezeit ihm die Unsterblichkeit seiner Gedichte (VII, 63, 1; VI, 64, 10). Wenn ihn Quintilian in seinem Werke

unerwähnt läßt, so ist dies wohl daraus zu erklären, daß er zur Zeit der Abfassung desselben sein Gedicht wenigstens noch nicht herausgegeben hatte. Bald aber scheint er in Vergessenheit gekommen zu sein, da seiner fast gar nicht erwähnt wird.

3. P. Papinius Statius.

Der begabteste unter den Dichtern dieser Zeit ist außer Martial unstreitig P. Papinius Statius. Fast die einzige Auskunft über sein Leben geben uns seine erhaltenen Gedichte. Geboren ist er um das Jahr 50 in Neapel, wo sein Vater, der selbst Dichter war, als Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst lebte (silv. V, 3, 146 ffg.). Später zog derselbe nach Rom, wo er die Kinder der Vornehmsten unterrichtete, daneben bis zu seinem um das Jahr 80 erfolgten Tode dichterisch thätig (ib. 176 ffg.). Er erlebte noch den Dichterruhm seines Sohnes, der ihm seine Bildung verdankte. Welchen Beifall Statius beim Publicum fand, schildert Juvenal (VII, 82 ffg.): wenn er einen Tag zur Vorlesung seiner Thebais bestimmt hatte, war ganz Rom entzückt, und wenn er las, so brachen fast die Bänke unter der Last der Zuhörer. Besonders zog ihm sein Talent im Improvisiren die Bewunderung seiner Zeitgenossen zu. Doch scheint er es nicht vermocht zu haben, sich eine selbständige Stellung zu wahren, sondern hing von der Gunst des Domitianus und der Großen ab, und die Schmeicheleien, die er ihnen reichlich spendete, finden hierin ihren Grund und ihre Entschuldigung. Er bewarb sich oft um die Preise, die Domitian in den Wettkämpfen ausgesetzt hatte, und gewann einige in den albanischen Kämpfen (silv. III, 5, 28); Sieger aber in den capitolinischen Spielen zu werden gelang ihm nicht (ib. 31). Er verließ später Rom und zog wieder nach Neapel. Man setzt seinen Tod in das Jahr 96.

Sein Hauptwerk ist die Thebais, ein Epos in 12 Büchern, an dem er mit Unterbrechungen 12 Jahre gearbeitet hat (Theb. XII, 811). Daneben geht die Abfassung kleinerer Gelegenheitsgedichte her, die eine Sammlung in 5 Büchern bilden (silvarum libri V). Wahrscheinlich hat er selbst nur die vier ersten Bücher herausgegeben, und seine Freunde haben später das fünfte zusammengetragen. Die unvollendete Achilleis in 2 Büchern war seine letzte Arbeit. Einen Entwurf zu einer Pantomime Agave erwähnt Juvenal (VII, 87).

Die Thebais scheint um das Jahr 92 veröffentlicht zu sein. Der Dichter hat sie dem Kaiser Domitian gewidmet. „Jetzt", sagt er in der Einleitung (I, 16 ffg.), „singe ich die häuslichen Wirren des Oedipus; denn noch wage ich es nicht, deine Triumphe

über den Norden, deine Thaten am Rhein und an der Donau zu feiern. Es wird eine Zeit kommen, wo ich tüchtiger sein werde, deine Thaten mit pierischer Begeisterung zu singen." — Statius hat wohl das gleichnamige griechische Epos des Antimachus vor Augen gehabt, doch ohne ihm sclavisch zu folgen. Er beschränkt sich auf den ersten thebanischen Krieg, hat jedoch den Stoff in ungebührlicher Weise gedehnt, vielleicht um, wie Virgil, seine zwölf Bücher voll zu machen. Die Episode von der Hypsipyle und ihrem Pflegekinde Opheltes nimmt allein zwei ganze Bücher, das fünfte und sechste, ein. Zu der Erzählung des Krieges selbst kommt er erst im siebenten Buche, im elften zu dem Zweikampf des Eteocles und Polynices. Das Gedicht schließt mit dem Einschreiten des Theseus gegen Creon, der die Beerdigung der gefallenen Feinde versagt, und dem Tode des letzteren von der Hand des athenischen Königs. In den letzten Büchern ermüden die immer wiederkehrenden Beschreibungen von Kämpfen. Es fehlt jedoch nicht an einzelnen gelungenen Partien: so die Schilderung von der Dürre in der Ebene von Nemea und dem vor Durst verschmachtenden und dann sich am Trunke labenden Heere (IV, 700 ffg.); die Erzählung von dem Tode der beiden Freunde Hopleus nnd Dymas (X, 346 ffg.); von Menoeceus, der sich als Opfer für das Vaterland von der Mauer stürzt (X, 756 ffg.); von dem Zusammentreffen der Argia, der Gattin, und der Antigone, der Schwester des Polynices, bei der Leiche desselben (XII, 177 ffg.). — In dem Prunke mit gelehrtem Wissen und in dem rhetorisch geschmückten Ausdrucke huldigt auch Statius dem Geschmacke der Zeit; doch hat er vor den gleichzeitigen Dichtern den Vorzug einer lebendigen Phantasie, einer leichten, gewandten Sprache und eines weichen, wohlklingenden Verses, Eigenschaften, denen er es verdankte, daß die Zeitgenossen sein Gedicht bewunderten und die Späteren noch gern lasen, daher es auch häufig commentirt wurde. Die noch vorhandenen Scholien des Lactantius (oder Lutatius) Placidus sind meist aus Hyginus und Servius entlehnte Notizen. — Der Dichter hat in richtiger Selbstschätzung seinen Abstand von Virgil erkannt, wenn er auch den Tadel, der ihm von Zeitgenossen wurde, nur dem Neide zuschreibt; denn er schließt sein Epos mit folgender Apostrophe an sein Werk:

Schon hält würdig der Kenntniß des Caesar erhabener Sinn dich,
Eifrig lernet dich schon und singt dich Italiens Jugend.
Lebe, so bitt' ich; doch stell' dich nicht gleich der erhab'nen Aeneis,
Nein, stets folg' ihr von fern und erweise den Spuren Verehrung.

Hüllt dich annoch Mißgunst in Nebel, so wird sie entschwinden
Baldig und nach mir wird man zollen verdienete Ehren.

Die Achilleis in zwei Büchern ist der Anfang eines größeren Epos, das die ganze Heldengeschichte des Achilles von seinem Aufenthalte in Scyros bis zu seinem Tode in Troja behandeln sollte (I, 4—7). Auch dieses Gedicht ist dem Domitianus gewidmet gleichsam als Vorspiel zu dem Gesange, der den Kaiser, dem der doppelte Lorbeer des Dichters und Helden blühte, verherrlichen sollte (I, 14—19). Der Tod hat wahrscheinlich den Statius gehindert, sein Epos zu vollenden. Das Gedicht unterscheidet sich vortheilhaft vor der Thebais durch den mannigfaltigeren Wechsel der Scenen und eine gedrängtere Darstellung, so daß dieses Bruchstück zu dem Besten gehört, das die Kaiserzeit in dieser Art der Poesie geschaffen hat. Der Dichter erzählt in einer Reihenfolge von einzelnen epischen Gemälden: wie Thetis zu Chiron kommt, bei dem der junge Achilles, schon in seinen Neigungen und Beschäftigungen den kühnen Helden zeigend, erzogen wird; wie sie ihn im Schlafe auf Delphinen nach Scyros zu Lycomedes als angebliche Schwester des Achilles bringt; wie ihn hier die Liebe zur schönen Königstochter Deidamia erfaßt und er sich gern in Weiberkleidern in den Chor der Töchter des Lycomedes mischt; wie die Griechen vergeblich nach Achilles' Aufenthalt forschen, Calchas ihnen sein Weilen in Scyros entdeckt und Ulixes und Diomedes sich erbieten, ihn zu holen; wie Achilles in stiller Nacht der Deidamia seine Liebe offenbart und sie um die Bewahrung seines Geheimnisses bittet (I); wie Ulixes und Diomedes in Scyros ankommen und vom König freundlich empfangen durch verfängliche Gaben den Achilles entdecken; wie der Jüngling, ihnen zu folgen bereit, dem Könige seine Liebe zur Deidamia gesteht und dieser ihm und der Tochter verzeiht; wie der scheidende Held der betrübten Geliebten Treue schwört und ihr die reichste Beute von Troja verspricht; wie das Schiff, lange noch von den Blicken der unglücklichen Geliebten verfolgt, hinsteuert, während der Laertiade den trauernden Jüngling mit milden Worten tröstet, ihm unsterblichen Ruhm versprechend in dem Kriege, den Paris' Raub angefacht; endlich wie Achilles bescheiden von seinem Leben und seinen Thaten bei Chiron berichtet (II). — Auch die Achilleis ist im Alterthume und Mittelalter viel gelesen worden.

Dem abhängigen Verhältnisse des Dichters von dem Kaiser und den Vornehmen verdanken die meisten kleineren Gedichte, die er unter dem Titel silvae gesammelt hat, ihren Ursprung. Sie sind, wie dies der Name silvae bezeichnen sollte, ähnlich den naturwüchsigen, ohne künstliche Pflege aufgeschossenen Baumgruppen, Erzeugnisse plötzlicher poetischer Eingebungen (Quint. X, 3, 17), die der Dichter ohne nachbessernde Hand ganz so, wie sie gele-

gentlich entstanden sind, veröffentlicht hat. Die Abfassung dieser Gedichte fällt mit Ausnahme von V, 3 ungefähr in die letzten acht Jahre des Statius, 88—96. Die meisten sind in Hexametern geschrieben, nur I, 6, II, 7, IV, 3; 9 in Hendekasyllaben, IV, 5 in alcaeischen und IV, 7 in sapphischen Strophen. Jedem Buche geht ein Widmungsschreiben in Prosa voraus mit kurzer Angabe des Inhaltes.

Das erste Buch ist dem Dichter Arruntius Stella dedicirt, bei dem sich der Verfasser entschuldigt, daß er ihm solche Kleinigkeiten anbiete. „Aber," meint er, „wir lesen ja auch die Mücke des Virgil und schenken dem Froschmäuslerkrieg des Homer unsere Anerkennung. Wo giebt es nicht einen berühmten Dichter, der nicht auch etwas im leichteren Stile zur Vorübung geschrieben hätte? Das Hauptverdienst meiner Gedichte liegt in der Schnelligkeit, womit sie entstanden sind; keines hat dem Dichter eine längere Zeit als zwei Tage gekostet; einige sind die Erzeugnisse eines Tages." — Um, wie er sagt, mit Juppiter den Anfang zu machen, stellt er an die Spitze des ersten Buches die Beschreibung der colossalen Reiterstatue des Domitianus auf dem Forum (equus maximus Domitiani), ein Gedicht, das er dem Kaiser am Tage nach der Einweihung des Denkmals überreicht hat und das von dem Lobe desselben überströmt. — Diesem folgt das Hochzeitsgedicht auf die Vermählung des Stella mit der Violantilla (epithalamium Stellae et Violantillae). Der Dichter rühmt sich, das 272 Hexameter enthaltende Gedicht in zwei Tagen verfaßt zu haben. Nicht ohne poetischen Reiz ist der in das Gedicht verflochtene Mythus, wie Amor die Venus bittet, daß sie sich des liebesiechen Jünglings erbarme und ihm zum Besitze seiner Geliebten verhelfe, und wie Venus dann sich in die Wohnung der schlafenden Violantilla begiebt und ihr im Traume mit folgenden Worten zuredet (162 ffg.):

O du mir so geliebte vor allen laurentischen Mädchen,
Wo ist das Ziel jungfräulicher Scheu! Willst nie du des Mannes
Joche dich fügen? Es kommt gar balde das traurige Alter.
Nütze die Schönheit und mache Gebrauch von den flüchtigen Gaben!
Deshalb schenkt' ich dir nicht derartigen Reiz und den stolzen
Blick und mich selbst, daß vereinsamet du hinbringest die Jahre,
Gleich als liebt' ich dich nicht. O genug hast du und zu viel schon
Frühere Freier verschmäht; doch dieser, der dir sich mit ganzer
Seele ergeben, bewundert und liebt allein dich vor Allen,
Arm nicht an Schönheit und Adel; wo ist in der Stadt denn der Jüngling,

Oder die Maid, die gelernt nicht seine Gedichte, so kunstvoll?
Ihn auch wirst du die Beile die zwölf — des ausonischen Herrschers
Huld und Gnade verbleib' ihm nur ferner auch — sehen erheben
Noch vor der Zeit.

— — — —

Auf denn! Knüpfe den Bund und entsage der Stille der Jugend!

Carm. III giebt eine Beschreibung des tiburtinischen Landgutes des Manlius Vopiscus (villa Tiburtina Manlii Vopisci), eines fein gebildeten Mannes, der zugleich Dichter war. Der Verfasser hatte einen Tag dort verlebt und alle Herrlichkeiten, womit Natur und Kunst den reizenden Aufenthalt geschmückt, bewundert:

Tag, des lange ich noch muß denken! Was bringe an Freuden
Heim ich im Geist! wie matt von der Menge der Wunder die Augen!
Wie ist der Ort schon lieblich an sich! Was lieh der beglückten
Stätte an Reiz noch künstliche Hand! Freigeb'ger beschenkte
Nirgends sich selber Natur. Hinab auf eilende Wässer
Neigen sich ragende Haine; das Laub giebt wieder ein täuschend
Bild und entfliehet zugleich durch die Weite der Schatten als Welle.
Anio selbst — ein Wunder, doch wahr —, der oben und unten
Ueber Gestein hinstürzt, stillt hier sein tosendes Wüthen,
Schäumendes Brausen, als scheut' er zu stören des sanften Vopiscus
Musengeweihete Tag' und Dichtungen spendenden Schlummer.
(13—23)

Carm. IV feiert die Genesung des Rutilius Gallicus von einer schweren Krankheit (soteria Rutilii Gallici. — Carm. V beschreibt das Bad des Claudius Etruscus (balneum Claudii Etrusci) und carm. VI die Feier des ersten Decembers (Kal. decembres).

Das zweite Buch ist dem Melior Atedius, einem Freunde des Dichters, gewidmet. Im carm. I betrauert der Dichter den Tod des Glaucias, des Lieblingsknaben des Melior (Glaucias Melioris Atedii delicatus). — Carm. II ist eine Beschreibung der durch ihre Lage, wie durch ihre Kunstschätze gleich anziehenden Villa des Pollius bei Surrentum (villa Surrentina Pollii Felicis). — Carm. III feiert eine merkwürdige Platane an dem Rande eines Sees auf dem Landgute des Melior (arbor Melioris Atedii). Der Dichter erzählt, wie sie entstanden. Vor Pan flohen einst die Nymphen. Der Gott hatte es auf Eine abgesehen, die durch Wälder und Flüsse dem Verfolger zu entkommen suchte.

Endlich sinkt sie ermattet an der Stelle nieder, wo jetzt des Melior Landhaus steht, am Rande des Sees. Schon glaubt der Gott sich seiner Beute sicher, da lenkt Diana ihre Schritte dahin und zu ihren Begleiterinnen gewendet sagt sie: „Soll ich dieses freche, häßliche Thier nie von der Beute, nach der es giert, abhalten können? Soll Pan immer die Schaar meines keuschen Chores mindern dürfen?" Und sie sendet einen unschädlichen Pfeil auf die Nymphe und weckt sie aus ihrer Betäubung. Und wie diese erwacht die Göttin und zugleich den frechen Feind erblickt, stürzt sie sich in den See und birgt sich in dessen Schilfe. Pan aber, des Schwimmens unkundig, wagt ihr nicht zu folgen; doch an der Stelle, wo ihm die Nymphe entschwunden ist, pflanzt er eine junge Platane, häuft Erde um sie und tränkt sie mit Wasser unn spricht:

Lebe du lange als Pfand und Denkmal unseres Wunsches,
Baum, und wenigstens du neig' über der grausamen Nymphe
Heimliches Lager dich liebend und ruh' mit dem Laub' auf dem Wasser.
Zwar hat sie es verdient; doch, bitt' ich dich, laß sie des Himmels
Feuer nicht glühen und treffen den härtlichen Hagel. Bedenke,
Daß du mit Blättern bestreuen nur darfst und trüben das Wasser.
Dann auch pflege ich dein und der Herrin der freundlichen Stätte
Lang' und erhalte euch beide in nimmer versehretem Alter.
(43—50)

Carm. IV ist ein Klagelied auf den Tod des Papageies des Melior (psittacus Melioris) und carm. V auf den Tod eines zahmen Löwen des Kaisers, der durch einen unglücklichen Zufall im Amphitheater umkam (leo mansuetus imperatoris). — Carm. VI betrauert den Tod des Philetus, des Lieblingsdieners des Flavius Ursus (consolatio ad Flavium Ursum de amissione pueri delicati) und carm. VII preist am Geburtstage des Lucan den verstorbenen Dichter und seine Gattin Polla Argentaria (genethliacon Lucani).

Das dritte Buch ist dem Pollius Felix gewidmet. Carm. I beschreibt den Herculestempel, den Pollius mit vieler Pracht und bedeutendem Kostenaufwande am Ufer von Surrentum hatte wiederherstellen lassen (Hercules Surrentinus Pollii Felicis). Der Dichter giebt die Veranlassung des frommen Werkes an. Pollius hatte einst eine muntere Gesellschaft am Ufer des Meeres versammelt. Mitten beim fröhlichen Mahle bricht ein Unwetter los. Man findet Schutz in einem alten, verfallenen Herculestempel. Der Raum faßt kaum die Schaar. Theils erröthend, theils lachend wendet der Gott sich an Pollius und begehrt von dem begüterten

und kunstliebenden Manne eine würdigere und geräumigere Wohnung. Die Bitte wird gewährt. Es erhebt sich ein prachtvoller Tempel, an dem Hercules selbst in nächtlicher Zeit arbeitet, und des schönen Denkmals freut sich die ganze Umgegend. Bei der Weihe des Tempels hört der Dichter den Gott zu Pollius die Worte sprechen:

Heil dir ob deiner Gesinnung und Güter, Nacheiferer meiner
Mühen, der starrenden Fels du zähmest und häßliche Wüsten
Unfruchtbarer Natur und wandelst die Schluchten, wo Wild nur
Hauset, in nutzbares Land und ziehest aus schmutzigem Dunkel
Götter ans Licht. Was zahlen dir jetzt als Lohn der Verdienste?
Wie dir danken? Ich will einhalten den Faden der Parzen,
Dehnen den Rocken — ich weiß ja den grausamen Tod zu besiegen —,
Will abwenden dir Leid und traurigen Schaden verhüten,
Unversehret und frisch dich erhalten in munterem Alter
Und dir lange gewähren die Jugend der Enkel zu schauen,
Bis der Eine der Braut, die And're dem Manne gereift ist:
Wieder erwachs' auch von ihnen ein neues Geschlecht, und die kecke
Schaar kriech' bald Großvater hinauf auf die Schultern und dränge
Bald um die Wette sich schmeichelnd zum Kusse der freundlichen Polla.
Nie wird unserem Tempel ein Ziel des Bestehens gesetzt sein,
Allsolange mich trägt das Gebäude des flammenden Himmels;
Nemea werde ich mehr nicht und Argos, das alte, bewohnen,
Noch das tiburnische Haus, noch Gades, das Lager der Sonne.
(166—183)

Carm. II ist eine Abschiedsgabe an des Dichters jungen Gönner, **Maecius Celer**, den der Kaiser zum Heere nach Syrien schickte (propempticon Maecio Celeri). — Carm. III tröstet den **Claudius Etruscus** über den Tod seines greisen Vaters (lacrimae Claudii Etrusci). — Carm. IV, **das Haupthaar des Earinus** (coma Flavii Earini), ist ein Weihegedicht bei Gelegenheit, als der junge Earinus, der Freigelassene und Liebling des Domitianus, sein Haupthaar in einer mit Edelsteinen besetzten Büchse und einen Spiegel dem Tempel des Aesculap in seiner Heimath Pergamum zum Weihegeschenk schickte. — In carm. V, an seine **Gattin Claudia** (ad Claudiam uxorem), sucht der Dichter diese zu bewegen, mit ihm aus Rom nach seiner Heimath Neapel zu ziehen. Das Gedicht schließt:

Undankbarer, der mehr ich hinzu noch füg' und an deiner
Willigkeit zweifle! Du kommst, o theuerste Gattin, zuvor mir
Kommst du sogar. Reizlos wird ohne mich Tiber, der Ströme
König, dir sein und die Stadt Quirinens, des waffenbewehrten.

Das vierte Buch, von Neapel aus an Victorius Marcellus gerichtet, beginnt mit drei Gedichten zur Verherrlichung des Domitianus. Carm. I feiert das siebzehnte Consulat desselben, 95 (XVII consulatus imperatoris Augusti Germanici Domitiani). — Carm. II ist ein Dankschreiben für die Einladung zur Tafel des Kaisers (eucharisticon ad imp. Aug. Germ. Domitianum) und carm. III beschreibt die Kunststraße, die der Kaiser nach Baiae angelegt hatte (via Domitiana). — Carm. IV ist ein poetischer Brief an Marcellus (ad Victorium Marcellum epistula), den ihm der Dichter von Neapel aus schickt und worin er bei ihm anfragt, wo er seinen Sommeraufenthalt genommen habe. „Entäußere dich jetzt," räth er ihm, „aller Sorgen und Mühen. Ich fülle meine Muße mit der Dichtkunst aus:

— sitzend am Rand des maronischen Tempels
Schöpf' ich Begeist'rung und sing' an dem Grab des erhabenen Meisters (54—55).

Du wirst, wenn du des Kaisers Gunst ferner pflegest, wohl einst in fernen Ländern herrliche Kriegsthaten verrichten, werth, künftig besungen zu werden. Ich habe jetzt nach Vollendung der Thebais den großen Achilles zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht; aber Apollo ruft mich anderswohin und zeigt mir die mächtigen Waffen des ausonischen Führers. Schon längst reißt mich mein Verlangen dahin; aber die Furcht, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, zieht mich wieder zurück." — Carm. V ist eine Ode an Septimius Severus (carmen lyricum ad Sept. Severum). Der Dichter grüßt von seinem bescheidenen albaner Landgute aus, wo er den Frühling zubringt, seinen jungen Freund, der, obgleich in Afrika geboren, doch durch seine Würde, seine Beredtsamkeit und seine Dichtungen ganz Römer ist. — Carm. VI beschreibt einen Tafelaufsatz des Nonius Vindex, den Hercules vorstellend, wie er eben in den Himmel aufgenommen wird, in der Linken den mit Nectar gefüllten Becher, in der Rechten die Keule haltend und auf einem mit der Löwenhaut bedeckten Steine ausruhend (Hercules epitrapezios Nonii Vindicis). Den Dichter hatte dieses Kunstwerk des Lysippus neben anderen Meisterwerken bei dem Gastmahle, wozu ihn Vindex eingeladen, begeistert:

Groß ist die Schönheit des Werks und die Majestät, in so enge
Grenzen geschlossen. Der Gott, ja der Gott ist's. Dir, o Lysippus,
Hat er zu sehn sich vergönnt. Ist klein er zwar nur von Ansehn,
Fühlt man, daß groß er doch ist (35—39).

So schön das Kunstwerk, so merkwürdig ist auch seine Geschichte. Es war einst im Besitze Alexander's des Großen, dann des Hannibal und später des Sulla. Jetzt ist es das Eigenthum des Vindex, der, ein Dichter, im Liede die Thaten des Hercules

preisen wird. — Carm. VII ist eine Ode an Maximus Junius (lyricum ad Maximum Iunium). Der Dichter wünscht dessen baldige Rückkehr aus Dalmatien, weil er seines Rathes bei seinen dichterischen Arbeiten entbehre; doch entschuldigt er sein Säumen, da, wie er hört, ihm ein Sohn geworden, zu dessen Geburt er ihm Glück wünscht. — Carm. VIII ist ein Glückwunsch an Julius Menecrates, einen angesehenen Neapolitaner, wegen der Geburt eines dritten Kindes (ad Iulium Menecratem ob prolem). — Carm. IX ist ein Scherz an Plotius Grypus (risus Saturnalicius ad Plotium Grypum), der an den Saturnalien dem Dichter für sein schön gebundenes Büchlein ein abgeschabtes, von Motten zerfressenes Buch, die langweiligen Sachen des alten Brutus enthaltend, geschickt hatte. „Konntest du," sagt er, „mir nichts Besseres schicken, so hättest du wenigstens ein Geschenk von gleichem Werthe wie das meinige auswählen können:

> Zürn' ich, Grypus, dir, soll es doch dir wohlgehn;
> Nur nicht mußt du mit dir beliebtem Witze
> Jetzt Eilfsylber zurück mir wieder senden" (53—6).

Das fünfte Buch ist wahrscheinlich erst nach dem Tode des Dichters zusammengetragen worden. Den Anfang macht ein Trostgedicht an Abascantius über den Tod seiner Gattin Priscilla (Abascantii in Priscillam pietas). Vorausgeschickt ist ein Dedicationsschreiben in Prosa, worin der Dichter seine Theilnahme dadurch motivirt, daß die Verstorbene eine Freundin seiner Gattin gewesen und daß die nähere Beziehung, in der die Familie des Abascantius zu dem Herrscherhause stehe, ihn auffordere, in den Priestern die Götter zu ehren. Wenn er ein Künstler wäre, beginnt er das Gedicht, so würde er das Abbild der Priscilla zu fertigen versucht haben; er ist aber Dichter, und als solcher will er, wenn es Apollo und der mit ihm immer vereinte Kaiser zulassen, sie durch Gesang verewigen. Fast zwei Jahre seien seit ihrem Tode verflossen; doch habe er nicht, wie die Wunde noch neu war, den Gatten vergeblich trösten wollen, da auch jetzt noch seine Thränen fließen. Der Dichter schildert hierauf die Tugenden der Verstorbenen und das Glück ihrer Ehe, den Tod derselben, das prachtvolle Leichenbegängniß, ihre Seligkeit in Elysium, wo ihr Gatte sich einst mit ihr vereinigen werde. — Carm. II ist ein in väterlichem Tone gehaltenes Ermahnungsschreiben an den jungen Vettius Crispinus, als er sich zum Heere begab (protrepticon ad Crispinum). — In carm. III feiert der Dichter das Andenken seines verstorbenen Vaters (epicedion in patrem suum). — Carm. IV ist eine Bitte an den Schlaf (ad Somnum), daß er, nachdem er ihn sieben Nächte gemieden, endlich doch komme und, wenn er auch nicht mit seinem ganzen Gefieder sich über seine

Augen senke, doch ihn wenigstens mit der Spitze seines Stabes berühre oder leicht über ihn hinwegfliege. — In carm. V klagt der Dichter über den Tod seines Pflegesohnes (epicedion in puerum suum).

4. M. Valerius Martialis.

Als seinen Geburtsort nennt Martial selbst das celtiberische Bilbilis in Spanien (I, 61, 12 u. ö.). Sein Geburtsjahr setzt man zwischen 40—43 n. Chr. In seiner Jugend zum Rechtsgelehrten bestimmt, ward er, zweiundzwanzig Jahr alt (X, 24, 4; 103, 7; 104, 9), während Nero's Regierung zur Vollendung seiner Bildung nach Rom geschickt. Hier aber wandte er sich ganz der Dichtkunst zu, die er schon von früher Jugend an geübt hatte (I, 113), und indem er sich mit ihrer Hülfe die Gunst und Unterstützung der Mächtigen und Großen, sogar des Titus und Domitian, gewann, fristete er vierunddreißig Jahre (X, 103, 7; XII, 34, 1) in der Hauptstadt ein bescheidenes Dasein, zuletzt sogar im Besitze eines Häuschens in Rom und eines kleinen Landgutes bei Nomentum im Sabinischen. Unter Trajan kehrte er, 98, in seine Vaterstadt zurück, wie es scheint, nicht ganz freiwillig, vielleicht weil er unter der neuen Regierung keinen rechten Anklang mehr fand, und zwar so arm, daß ihn Plinius mit einem Reisegelde unterstützen mußte. Auch in der Heimath, aus der er sich jedoch immer wieder nach Rom zurücksehnte, erwarb er sich durch seine Kunst Gönner, so insbesondere in einer durch eine echt römische Bildung ausgezeichneten Landsmännin Marcella (XII, 21; 31), die ihm ein Landgut schenkte und von der er sagt (XII, 21, 9—10):

Du, du bist es, die mir nach der Herrin der Städte die Sehnsucht
Milder ja machet; für Rom giebst du allein mir Ersatz.

Ueber seinen um 102 erfolgten Tod schreibt der jüngere Plinius an Cornelius Priscus folgender Maßen (ep. III, 21): „Die Nachricht von dem Tode des Valerius Martialis betrübt mich. Er war ein Mann von Geist, Witz und Schärfe; seine Schriften enthalten viel Salz und Galle, aber auch nicht weniger Wahrheit. Ich versah ihn, als er von hier schied, mit Reisegeld und that dies theils aus Freundschaft, theils des kleinen Lobgedichtes wegen, das er auf mich verfaßt hat (epigr. X, 19); Grund genug, ihn damals auf das Freundlichste zu entlassen, und jetzt, da er gestorben ist, als den besten Freund zu betrauern. Er hat mir nämlich das Beste, was er konnte, gegeben und würde mir noch Besseres gegeben haben, wenn er gekonnt hätte. Und doch, was

kann man dem Menschen Besseres geben, als Ruhm, Lob und Ewigkeit? — Aber, sagst du, seine Gedichte werden nicht ewig dauern. — Vielleicht nicht, wiewohl sie Jener so geschrieben hat, als sollten sie für die Ewigkeit sein." — Den Plinius hat sein Glaube an die Ewigkeit der martialischen Gedichte nicht getäuscht; Martial hat unzählige Leser und Nachahmer bis auf den heutigen Tag gehabt und wird sie noch ferner haben.

Er ist der Schöpfer einer eigenen poetischen Gattung geworden. „Es hat," wie Lessing sagt, „unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl, als bei den Römern gegeben, welche Epigramme gemacht; aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat." — Das Eigenthümliche des martialischen Epigramms, wodurch es sich von den Epigrammen der Griechen und seiner römischen Vorgänger unterscheidet, setzt Lessing darein, daß es nach Art der eigentlichen Aufschrift, wovon es den Namen hat, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hinhält, um sie mit einem Male zu befriedigen. Daher sind die beiden wesentlichen Bestandtheile dieser Art von Epigrammen die Erwartung und der Aufschluß. In dem Aufschluß liegt die Pointe, der Stachel, der durch Witz, Sarkasmus oder Ironie überrascht oder verwundet. „So verschieden Martial's Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer inneren Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Classe auch ein Leser empfindet, der Nichts weniger als Kunstrichter ist. Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben. Nur Wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und Niemand unter so vielen so viele gute und so viele ganz vortreffliche."

Sehr viele Gedichte Martial's sind Gelegenheitsgedichte, die er zum Dank für seine Gönner und Freunde oder zu ihrer Belustigung, oft aus dem Stegreif nach einer gestellten Aufgabe, gemacht hat. Es ist daher natürlich, daß nicht alle bei der großen Zahl gleich witzig und vollkommen sein konnten. „Man schweige doch nur," sagt Lessing, „von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist und giebt ihn für nichts Anderes; seine müssigen Finger

spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläst er es aus der Hand." — Der Dichter selbst sagt von seinen Gedichten (I, 16):

Manches, das gut ist, und Manches, das mäßig, und mehr noch, das schlecht ist,
Liesest du hier; nicht wird anders, Avitus, ein Buch.

Er beklagt sich, daß ihm oft Aufgaben gestellt werden, aus denen Nichts zu machen sei (XI, 42):

Lebende Sinngedichte verlangst du und stellest mir todte
Themata. Was läßt sich, Caecilianus, da thun?
Corsischen Quendel nur setzest du vor der cecropischen Biene,
Um zu erzeugen den Seim Hybla's dir oder Hymett's!

Er selbst macht gar keinen Anspruch auf großen Dichterruhm; doch seinen Vorzug als Epigrammendichter kennt er wohl. Sein Freund, der Dichter Stertinius Avitus hatte in seiner Bibliothek das Bildniß des Martial neben die der anderen Dichter gestellt. Martial schlägt ihm eine Inschrift des Bildes in folgendem Epigramme vor (IX, praef.):

Willst du es gleich nicht, bekannt doch als Dichter erhabenen Schwunges,
Du, dem als Asche noch spät wird der gebührende Lohn,
Mag dies kleine Gedicht dir unter dem Bilde von uns steh'n,
Welches zur Seite, Avit, Männern von Namen du stellst:
Ich bin Jener, der Keinem an Ruhm nachstehet im Scherzlied;
Zwar nicht bewunderst, doch liebst, denke ich, Leser, du mich.
Singen die Größeren Größeres auch: mir, der ich nur Kleines
Dichte, genüget es schon, nehmet ihr oft mich zur Hand.

Er weiß es, daß er auch neben den alten Dichtern werde gelesen und daß ihm nur wenige werden vorgezogen werden; nur dem Catullus räumt er willig den Vorrang ein (X, 78, 14—16). Man preist die schwülstigen Dichter von Epen und Dramen, indeß man ihn allein liest (IV, 49):

Glaube mir, Flaccus, es weiß nicht, was Epigramme bedeuten,
Wer derartiges nur Spielerei nennet und Scherz.
Spiel in höherem Maß treibt, wer die Bewirthung des wilden
Tereus oder dein Mahl, grauser Thyestes, beschreibt,
Oder den Polyphem, wie sicilische Schafe er weidet,
Oder wie Daedalus lieh schmelzende Flügel dem Sohn.
Nicht bauscht unsere Muse sich auf mit unsinnigem Schleppkleid;
Jeglicher Bambast bleibt uns'ren Gedichtchen entfernt.
„Jene Gedichte vergöttern, bewundern und loben doch Alle."
Richtig: sie loben sie; doch lesen die meinen sie nur.

Die beiden Fehler, die man von jeher dem Martial vorgeworfen, die übertriebene Schmeichelei gegen die Großen und die

Lust an dem Obscönen, haben zum großen Theil ihren Grund in der Stellung, die der Dichter zu seinem Publicum einnahm. Dem Martial war der Witz das Capital, von dem er lebte. Er bedurfte der Gunst der Großen zu seiner Existenz, und es darf uns daher nicht wundern, wenn er namentlich den Domitianus, der an seinen Gedichten ein besonderes Gefallen gefunden zu haben scheint und der ihm nicht nur die schon von Titus verliehenen Privilegien der Väter von drei Kindern (ius trium liberorum) bestätigt, sondern auch durch Verleihung des Tribunats in den Ritterstand erhoben hatte, mit den plumpesten Schmeicheleien überschüttet. Um was es ihm hierbei eigentlich zu thun gewesen, giebt er deutlich genug in folgendem Epigramm an Domitian zu erkennen (VIII, 24):

Lasse ich bitten einmal durch ein schüchternes, schmächtiges Büchlein,
Gönne die Bitte, wo mein Schreiben unartig nicht ist.
Gönnst du sie, Caesar, auch nicht, so erlaube doch, daß ich dich bitte;
Bitten und Weihrauch sind lästig dem Juppiter nie.
Nicht, wer Bilder von Göttern aus Gold formt oder aus Marmor,
Machet die Götter; es macht solche der Bittende nur.

Die an Nerva und Trajan gerichteten Gedichte (XI, 2; XII, 6; X, 34, XI, 4; 5; XII, 8; 9) halten sich in den Schranken der gerechten Anerkennung der Verdienste dieser Herrscher. Das Lob des Nerva faßt er am Schlusse von XII, 6 in die Worte zusammen:

Unter dem grausamen Fürsten
Und in der frevelnden Zeit wagtest du gut doch zu sein!

Und von Trajan läßt er Roma, die Göttin der Länder und Völker, der Nichts gleich ist und der nichts Zweites folgt, stolz auf solchen Herrscher, sagen (XII, 8, 8—11):

Partherfürsten, der Serer Kriegsanführer,
Thraker, Geten, Britanner, Sauromaten,
Zeigen kann ich euch einen Caesar: kommet!

Wenn er gegen vornehme Gönner den Mund etwas voll nimmt, so ist er gegen Freunde wahr und herzlich. Unter allen seinen Bekannten scheint ein gewisser Decianus, ein Landsmann von ihm, dem er das zweite Buch seiner Epigramme gewidmet hat, wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften die innigste Zuneigung des Dichters gehabt zu haben. Epigr. I, 39 liefert uns ein Bild des Mannes:

Giebt es nur Einen, der unter die seltenen Freunde zu zählen,
Wie sie der Vorwelt Treu kennt und das alte Gerücht;

Giebt es nur Einen, der voll von den Künsten der latischen Pallas
Wie der cecrop'schen und aus wahrer Natürlichkeit gut;
Giebt es nur Einen, der Hüter des Guten, Bewundrer des Edlen
Ist und mit heimlichem Mund Nichts von den Göttern erfleht;
Giebt es nur Einen, dem Stütze die Stärke und Hoheit der Seele:
Hol' mich der Henker, wenn nicht mein Decianus es ist!

Für den Neider solchen Lobes fügt er das folgende Epigramm hinzu:

Der das Gesicht du verziehst und gern nicht solcherlei liesest,
Neidhard, selber beneid' Alle du, Keiner dich je!

Decianus war Stoiker, aber nicht von der strengen Observanz des Cato und Thrasea, die in den Selbstmord den Triumph der stoischen Tugend setzten (I, 8):

Daß du des herrlichen Paetus und unübertrefflichen Cato
Satzungen also befolgst, daß du am Leben dich wünschst
Und mit entblößeter Brust nicht rennst in gezückete Schwerter,
Darin handelst du so, wie, Decianus, ich's will.
Leiden nicht mag ich den Mann, der mit billigem Blute sich Ruhm kauft,
Doch den, welchen man kann loben auch ohne den Tod.

Scherzend beklagt sich Martial, daß seine Besuche von dem Freunde nicht immer angenommen werden (II, 5):

Mein Decianus, ich will nicht gesund sein, wenn ich nicht alle
Tage und Nächte mit dir wünschte zusammen zu sein.
Aber es sind zwei Tausend an Schritten, die zwischen uns liegen;
Macht viertausend, wenn ich hin zu dir geh' und zurück.
Oftmals bist du zu Haus nicht, und bist du, verleugnest du oft dich:
Zeit für Processe nur hast öfter du oder für dich.
Um dich zu sehen, verdrießt zwei Tausend an Schritten zu geh'n nicht;
Doch vier Tausend zu geh'n, nicht dich zu sehen, verdrießt.

Nicht minder scheint eine herzliche Freundschaft zwischen dem Dichter und seinem Namensvetter Julius Martialis, dem er das sechste Buch der Epigramme gewidmet (VI, 1) und an den er mehrere Gedichte gerichtet hat (IV, 64; V, 20; VII, 17), bestanden zu haben. Ihm zählt der genügsame Dichter alles Das her, was seiner Ansicht nach zu einem glücklichen Leben gehört (X, 47):

Was ein Leben beglückter machen kann, ist,
O mein süßester Martialis, dieses:
Erbvermögen und nicht mit Müh' erworb'nes;
Ein erkenntlicher Acker; stäter Wohnsitz;
Nie Streit; selten aufwarten; Seelenruhe;
Rüst'ge Kräfte und ein gesunder Körper;
Mutterwitz und Genossen, die uns gleichen;
Ungekünstelte Tafel; leichte Tischkost;
Nicht durchzechte, doch sorgenfreie Nächte;
Ein nicht grämliches Ehgespons, das keusch doch;
Ferner Schlaf, der die Finsterniß verkürzet;
Sein nur wollen das, was man ist, und Nichts mehr;
Weder fürchten, noch wünschen 's letzte Stündlein.

Er stand mit den berühmtesten Schriftstellern und Dichtern seiner Zeit in Beziehung, wie die Epigramme an Quintilian (II, 90), Plinius (X, 19), Silius Italicus (IV, 14), Juvenal (VII, 24; 91; XII, 18) u. A. beweisen. Dagegen scheint zwischen ihm und Statius ein gespanntes Verhältniß bestanden zu haben; denn obgleich sie in denselben Kreisen verkehrten und vielfach über dieselben Gegenstände Gelegenheitsgedichte gemacht haben, erwähnen sie dennoch niemals einander. — Daß ihm seine Epigramme wegen der Gunst, die sie ihm verschafften, viele Neider zugezogen haben, giebt er öfter zu erkennen, am drolligsten IX, 97:

Jemand berstet vor Neid, o Julius, du mir der liebste,
Weil mich Roma ja doch lieset; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil unter dem ganzen Getümmel der Menge
Stets mit dem Finger man mich zeiget; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil beide Caesarengebrüder verliehen
Vatergerechtsame mir haben; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil dicht an der Stadt ich ein reizendes Landgut
Und ein Häuschen in Rom habe; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil gerne gesehen von Freunden ich werde,
Weil man mich häufig zu Tisch ladet; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil Alle mich lieben und Alle mich loben.
Nun denn berste nur zu Jeder, der berstet vor Neid!

Ein gewisser Cinna schrieb gegen ihn; ihm erwiedert Martial (III, 9):

Verschen, so wird mir erzählt, wagt gegen mich Cinna zu schreiben.
Wessen Gedicht kein Mensch lieset, der schreibet auch nicht;

oder wie Lessing das Epigramm nachgebildet hat:

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

Daß trotz Neidern und Feinden Martial vier und dreißig Jahre lang, wie es scheint, ohne persönliche schlimme Folgen in Rom seinen Spott treiben konnte, beweist, daß er nicht blos witzig, sondern auch klug war. Noch lebende Personen, die er verspottet, nennt er nie mit ihrem wirklichen Namen. Er selbst bemerkt in dem einleitenden Briefe zum ersten Buche: er unterscheide sich dadurch von den älteren Satirikern, welche Namen nicht nur von wirklichen, sondern selbst von angesehenen Personen gemißbraucht haben, daß er die Rücksicht selbst gegen die niedrigste Persönlichkeit nie außer Acht lasse; er dürfe daher auch fordern, daß nicht ein böswilliger Interpret aus seinen Epigrammen herausdeute, was nicht in ihnen liegt. Epigr. X, 33, 9—10 sagt er:

Dies als Maß zu bewahren verstehen sich uns're Gedichtchen:
Schonung wird der Person, Rüge dem Laster zu Theil.

Martial hat die verschiedenen Thorheiten, Lächerlichkeiten und Fehler der Menschen in Epigrammen gegeißelt, die in allen Zeiten von Dichtern aller Völker Europa's in unzähligen Uebertragungen wiedergegeben und zu unzähligen Nachbildungen benutzt worden sind. Mit besonderer Vorliebe hat er sich die geschlechtlichen Verirrungen zur Zielscheibe seines Witzes und Spottes gemacht und hierbei unverschleiert die unsaubersten Dinge zur Sprache gebracht, so daß, wie Lessing sagt, Nichts dem Ruhme des Martial in der neueren Zeit mehr geschadet hat, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. — Der Dichter vertheidigt sich deshalb selbst in der einleitenden Epistel zum ersten Buche: „Die Freiheit," sagt er, „die ich mir mit unzüchtigen Worten nehme, d. h. die Sprache der Epigramme, würde ich entschuldigen, wenn ich allein das Beispiel gäbe; so aber schreibt ganz so Catull, ganz so Marsus, ganz so Pedo, ganz so Jeder, der nur irgend Leser findet. Wenn Jemand jedoch so über die Maßen prüde ist, daß er nirgends ein derbes lateinisches Wort dulden will, so mag er sich mit meiner Vorrede oder selbst nur mit dem Titel meines Buches begnügen. Epigramme werden für solche Leute geschrieben, die die üppigen Darstellungen am Florafeste anzusehen pflegen. Ein Cato braucht ja unser Theater nicht zu betreten; betritt er es aber, so schaue er ruhig zu." — Martial hing von seinem Publicum ab und mußte sich nach dem Geschmacke des Publicums, das solche Kost verlangte, richten.

Scherzgedichten ist dies Gesetz gegeben,
Daß sie nur, wenn piquant sie sind, gefallen,

bemerkt er dem Cornelius (I, 35), der geklagt hatte, daß seine Verse zu wenig ernst seien, so daß sie kein Lehrer seinen Schülern vorlesen könne. Darum will er auch nicht, daß man sein Buch castrire:

Nichts ist häßlicher, denn Priap als Hämmling.

Die Lust an dem Obscönen lag im Charakter der Römer und hat sich von ihnen auch auf die romanischen Völker der späteren Zeit verpflanzt. Der sinnliche Südländer verlangt nach solchen piquanten Reizmitteln, die die Alten auf offener Schüssel zu reichen pflegten, von der sich der an reine, gesunde Kost Gewöhnte voll Ekel abwenden konnte, während die Modernen das Gift in unschuldige Nahrung mischen, die der Unerfahrene arglos zu seinem Verderben genießt. Sehr wahr bemerkt Lessing, daß die Entschuldigung des Dichters (I, 4, 8):

Unkeusch auf dem Papier, bin ich im Leben doch keusch,

nicht weit reiche; doch sei eine Rüge schmutziger Dinge in schmutzigen Worten immer noch solchen Schriften vorzuziehen, wie sie der von Martial mit Recht getadelte Dichter Sabellus schrieb (XII, 43), der mit aller möglichen verführerischen Beredtsamkeit die Begierden erweckte und zu unlauteren Lüsten aufreizte. Ist Martial ein Spötter, so war Sabellus ein Verführer. — Uebrigens müssen wir uns hüten, die chronique scandaleuse, wie sie nicht blos Martial's Epigramme, sondern auch die Schriften der anderen Satiriker liefern, für durchaus beglaubigte Geschichte zu halten, sondern dürfen wohl zur Ehre der Menschheit annehmen, daß, wie groß auch das Sittenverderbniß in Rom sein mochte, die Phantasie dieser Dichter oder ihr Glaube an allerlei Stadtgeschichtchen und Stadtklatsch doch oft noch größer gewesen sei. — Wenn neuere Kritiker an Martial rügen, daß er zu wenig sittliche Entrüstung über die damalige Sittenlosigkeit zeige, daß er selbst in den schamlosesten Aeußerungen der Verderbtheit nicht die Sache angreife, sondern die Situation verspotte, so vergessen sie, daß es eben in dem Charakter der ganzen Dichtgattung der nugae, wozu Martial auch seine Epigramme rechnet, lag, alle ernsten Betrachtungen und moralisirenden Aeußerungen fernzuhalten. Darum räth der Dichter (X, 19) seinem Buche, das er an Plinius schickt, nicht an die Thür zu pochen, wenn der Mann seinen ernsten Geschäften und Studien obliege:

Sichrer kommst du bei spätem Lampenscheine.
Deine Stunde ist, wenn Lyaeus tollet,
Rose Kön'gin und salbenfeucht das Haar ist.
Dann liest gar mich ein sittenstrenger Cato.

Martial ist jedoch nicht blos Spaßmacher, sondern versteht auch zuweilen ernste Gedanken auf eine geistreiche Weise zu behandeln. Lessing rühmt an ihm, daß, wenn er auch oft falschen Witz habe, er doch nie in demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt habe. „Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen,

großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein, und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf." Als Beispiel wählt Lessing das bekannte Epigramm auf den Tod der Porcia (I, 42):

Als die Porcia hörte den Tod des Gemahles, des Brutus,
Und nach Waffen ihr Schmerz suchte, die man ihm entzog,
Sprach sie: Ihr wißt noch nicht, daß den Tod zu verwehren unmöglich?
Dachte ich doch, durch den Tod hätt' es der Vater gelehrt!
Sprach's, und mit gierigem Mund schlürft' ein sie glühende Kohlen.
Geh' jetzt, lästiges Volk, weigre zum Morde den Stahl!

An den Epigrammen desselben Inhaltes von Casanova, Faustus Sabaeus, Nicolaus Grudius und Wernike zeigt Lessing, wie sehr die späteren Nachahmer hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben sind. — Als Seitenstück kann das Epigramm auf die Arria gelten (I, 13):

Als dem Paetus das Schwert die züchtige Arria reichte,
Welches mit eigener Hand sie aus dem Busen sich zog,
Sagte sie: Wahrlich, es schmerzt die Wunde mich nicht, die ich selbst schlug;
Aber es schmerzet mich, die, Paetus, du schlagen dir wirst.

Lessing stellt es dem ähnlichen des Ewald von Kleist gegenüber:

Als Paetus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: Es schmerzet nicht!

und bemerkt hierzu: „Fand Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben, so glaubte Martial, daß das erhabene ‚Es schmerzt nicht' noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigene Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund. Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße ‚non dolet' zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden."

Die Jugendgedichte des Martial, von denen der Buchhändler Q. Polius Valerianus eine Sammlung veranstaltet hatte (I, 113), sind verloren. Von den erhaltenen mehr als 1550 Epigrammen bilden 33 eine abgesonderte, nach der Ueberlieferung als epigrammaton liber, gewöhnlich aber nach dem Inhalte spectaculorum liber betitelte Sammlung: die übrigen sind von dem Dichter selbst

in 14 Bücher vertheilt (M. Valerii Martialis epigrammaton libri XIV) und abgesehen von XIII—XIV in zeitlicher Reihenfolge herausgegeben worden. Einige Bücher werden von einer kleinen Dedications-Epistel in Prosa eingeleitet (I, II, VIII, IX, XII). Am frühesten, im Anfange der Regierung Domitian's, ist der liber spectaculorum veröffentlicht, dessen Gedichte sich auf Schauspiele des Titus und seines Nachfolgers beziehen. Von den Büchern der großen Sammlung ist weitaus der größte Theil im Laufe der Herrschaft des Domitian herausgegeben, nämlich I—X und XIII—XIV, XI unter Nerva, Ende des Jahres 96, darauf unter Trajan eine neue Bearbeitung von X, die uns erhaltene, kurz vor der Uebersiedelung nach Spanien; in der Heimath schließlich verfaßte der Dichter das zwölfte Buch, wie er in der Vorrede sagt, nach dreijähriger Trägheit. — Buch XIII und XIV haben nicht nur selbst von dem Dichter besondere Titel erhalten, xenia und apophoreta, sondern auch die einzelnen Distichen, aus denen sie bestehen. Dieselben sind Epigramme im ursprünglichsten Sinne, Aufschriften auf Gegenstände, und zwar Festgeschenke, wie man sie sich bei den Saturnalien zu machen pflegte, Eßwaaren, kleine Gebrauchs- und Luxusgegenstände, Bücher, Kunstsächelchen und dergl. Die Ueberschrift Xenien haben Schiller und Goethe zu ihren bekannten Epigrammen von Martial entlehnt.

Martial's Sprache ist gewandt, wenn auch nicht immer correct. Reminiscenzen aus älteren Schriftstellern, namentlich aus Virgil und Horaz, finden sich hin und wieder. Seine Verse zeichnen sich durch Leichtigkeit aus. Er bedient sich meist des elegischen Distichons, der Hendekasyllaben und der jambischen Scazonten; zuweilen kommen auch seltenere Versmaße und Zusammensetzungen vor, wie III, 29 der Sotadeus und I, 61 die distichische Vereinigung des jambischen Scazonten mit dem jambischen Dimeter. — Die Epigramme sind im Alterthum und Mittelalter häufig gelesen und abgeschrieben worden, daher von Corruptionen und Interpolationen nicht frei. Sie waren nächst den Gedichten des Ovid die beliebteste Lectüre der galanten Welt in Rom und daher ein sehr gesuchter Artikel. Der Buchhändler Atrectus wird von Martial selbst als Verleger und Verkäufer seiner Epigramme angegeben (I, 117); ebenso Tryphon, der Verleger der Rhetorik des Quintilian, der die Xenien, ein schmächtiges Büchlein, für vier Nummi verkaufte, einen Preis, der dem Verfasser selbst zu hoch scheint; denn, meint er (XIII, 3), der Buchhändler Tryphon könnte es für zwei Nummi lassen und würde dabei immer noch ein gutes Geschäft machen:

Dann kannst du als Geschenk Gastfreunden die Disticha schicken,
Sind die Groschen bei dir ebenso rar, wie bei mir.

Für eine bequeme Taschenausgabe, die man auf Reisen mitnehmen konnte, hatte ein anderer Buchhändler, ein Freigelassener des Secundus Lucensis, gesorgt, dessen Adresse der Dichter genau angiebt (I, 2).

Martial hat schon die Erfahrung gemacht, daß Modeschriftsteller bei aller ihrer Beliebtheit doch immer mehr Leser als Käufer finden. Leute, die wohl im Stande waren, ein Buch zu kaufen, ersuchten oft den Verfasser um ein Exemplar, das sie geschenkt oder wenigstens zum Durchlesen geliehen haben wollten. Zwei solcher Dichterfreunde und Gönner führen uns epigr. IV, 72 und I, 117 vor:

An Quintus.

Meine Gedichte verlangst zum Geschenke du, Quintus; ich habe
Kein Exemplar; doch hat Tryphon in seinem Verlag. —
Ich als vernünftiger Mensch Geld geben für Schnurren und deine
Dichtungen kaufen! So dumm bin ich nicht, sagst du. —
Ich auch!

An Lupercus.

Immer, wenn du mich triffst, Lupercus, sagst du
Alsbald: „Darf ich den Burschen schicken, daß du
Ihm dein Büchelchen Epigramme gebest?
Schick's, sobald ich's gelesen, gleich zurück dir." —
Brauchst, Lupercus, den Burschen nicht bemühen;
Weit ist's, wollt' er nach meiner Straße kommen,
Und drei Treppen, die auch noch hoch sind, wohn' ich.
Was du wünschest, das kannst du näher haben:
Oft ja führt dich der Weg zur Töpferstraße;
Caesar's Markte genüber liegt ein Laden,
Dessen Pfosten beschrieben ganz und gar sind,
Daß im Nu man sich alle Dichter durchliest.
Fordre dort mich und bitte nicht: Atrectus —
Also nennt sich der Herr des Bücherladens —:
Giebt dir gleich aus dem ersten oder zweiten
Fach geglättet mit Bims den Martialis
Und mit Purpur verziert für fünf Denare. —
„Soviel bist du nicht werth." — Lupercus, Schlaukopf!

Die Bewunderer des Dichters begnügten sich nicht, ihn zu lesen; es fanden sich Liebhaber, die seine Epigramme auswendig wußten, wie der Rechtsgelehrte Pompeius Auctus, der unermüdlich war, sie den Leuten vorzudeclamiren (VII, 51). — Helius Verus, der Adoptivsohn des Kaisers Hadrian und der Vater des Kaisers Verus, nannte den Martial seinen Virgil (Spart. Ver. 5).

B. Prosa.

Während die Poesie auf den gebahnten Wegen sich fortbewegte, trat in der Prosa gegen die herrschende Manier eine Reaction ein. Die äußere Möglichkeit dazu, daß nicht nur von gebildeten Privatmännern, wie Petronius in seinem satirischen Roman, sondern auch von Fachmännern Opposition gegen den herrschenden Geschmack gemacht werden konnte, lag in der Unabhängigkeit, in die Vespasian und seine Nachfolger die Lehrer der Rhetorik durch eine feste Staatsanstellung versetzt hatten. Sie brauchten nicht mehr nach der Gunst der Einzelnen zu streben, sondern konnten ihre Ueberzeugung selbständig geltend machen. Die heilsame Wirkung zeigte sich bald in der Thätigkeit Quintilian's, der in Wort und Schrift gegen die herrschende Manier ankämpfte und auf die älteren besseren Muster, namentlich auf Cicero, wieder hinwies. Aus seiner Schule ist dann eine Reihe von Männern hervorgegangen, aus deren Schriften solcher Einfluß ersichtlich ist. Aber der Vorzug war doch nur ein formeller, da der große Rhetor, und wer sonst mit ihm in gleicher Bestrebung wetteiferte, nicht zugleich den Geist jener Zeit einzuhauchen vermochten. Diesen Mangel fühlte der junge Tacitus; darum stellt er in seinem dialogus de oratoribus eine Parallele zwischen der alten und gegenwärtigen Beredtsamkeit an, deren Resultat ist, daß die Rede ein Product der Zeit sei und daß Jeder das Gute seiner Zeit ohne Beeinträchtigung einer anderen benutzen müsse.

Geschichte und Beredtsamkeit sind noch immer die Hauptfächer der prosaischen Literatur. Die milde Regierung des Vespasian und Titus gestattete eine größere Freiheit, welche Männer des Staates und Krieges benutzten, das Selbsterlebte in Memoiren und historischen Monographien zu schildern. Domitian's Despotie legte den Schriftstellern wieder Schweigen auf. Vieles, was unter seiner Regierung geschrieben wurde, mag später erst veröffentlicht worden sein. Es haben sich von den Historikern dieser Zeit nur die Namen, nicht die Werke erhalten. Fabius Rusticus, ein Freund Seneca's, schrieb die Geschichte Nero's (Tac. ann. XIII, 20; XIV, 2; XV, 61). Ihn rühmt Tacitus (Agr. 10) als den beredtesten unter den neueren Historikern, wie Livius unter den älteren. — Ebenfalls von den Zeiten Nero's und von den folgenden Ereignissen unter Galba, Otho und Vitellius handelt das von Tacitus (ann. XIII, 20; XIV, 2) benutzte Geschichtswerk des M. Cluvius Rufus, der Consul schon unter Caligula und Statthalter von Spanien im Jahre 69 war. — Von besonderem Interesse waren die Kriegsberichte berühmter Feldherren. Noch in die Zeiten Nero's fällt die Abfassung der Memoiren des 67 hin=

gerichteten Cn. Domitius Corbulo über die Kriege, die er im Jahre 58 und 63 gegen Tiridates von Armenien und Vologaeses von Parthien geführt hat. — C. Suetonius Paulinus, der im Jahre 42 Mauretanien verwaltete und zuerst den Atlas überstieg, im Jahre 59 Britannien als Provinz erhielt und die empörten Briten überwand, im Jahre 69 für Otho kämpfte und sich nach dem Tode desselben dem Vitellius unterwarf, schrieb Commentarien, die besonders für die Kenntniß Afrika's wichtig waren und die der ältere Plinius (V, 1. 14) benutzt hat. — Vipstanus Messalla, ein tüchtiger Redner, dem Tacitus im dialogus de oratoribus eine Rolle zuertheilt hat, kämpfte als Kriegstribun für Vespasian gegen Vitellius und beschrieb dann die Kriegsereignisse, an denen er Theil genommen (Tac. hist. III, 25). — C. Licinius Mucianus, der unter Claudius und Nero bis zum Tode des Galba Syrien verwaltete, dann besonders thätig war für die Erhebung des Vespasian zum Kaiser und, von ihm nach Italien geschickt, bis zu dessen Ankunft mit Domitian die Regierung leitete, später aber in Zurückgezogenheit seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten gelebt zu haben scheint, verfaßte ein Werk, aus dem der ältere Plinius oftmals naturgeschichtliche und geographische Angaben anführt. Auch hat er eine Sammlung von Actenstücken der Beredtsamkeit in wenigstens 11 Büchern und von Briefen in 3 Büchern veranstaltet (Tac. dial. de orat. 37). — Der ältere Plinius schrieb eine Geschichte seiner Zeit als Fortsetzung der Geschichte des Aufidius Bassus, über die Kriege der Römer in Deutschland und eine Biographie des Pomponius Secundus. — Unter Domitian wurden Arulenus Rusticus und Herennius Senecio hingerichtet, weil jener den Thrasea Paetus, dieser den Helvidius Priscus in Lebensbeschreibungen gepriesen hatten (Tac. Agr. 2).

Ein nicht minder reges Leben herrscht in der Beredtsamkeit. Die Schulberedtsamkeit der Rhetoren dauert zwar noch in der früheren Weise fort; doch scheint, seitdem Vespasian Rhetoren mit einem Gehalte aus der Staatskasse angestellt hatte, eine größere Rücksicht auf das praktische Bedürfniß genommen worden zu sein. Die Rhetoren, die in früherer Weise die Jugend mit unpraktischen Declamationen übten, verloren immer mehr an Ansehen und Einkommen, so daß sich manche von ihnen dazu bequemten, ihre frühere Methode aufzugeben und den Uebungen, die sie mit der Jugend anstellten, lieber Fälle aus dem wirklichen Leben, als erdichtete Aufgaben zu Grunde zu legen (Iuven. II, 165 ffg.). Die Declamationen gewandter Rhetoren dienten dabei immer noch als eine Unterhaltung, an der sich gebildete Männer ergötzten. So spricht Plinius (ep. II, 3) voll Bewunderung von

den Leistungen des griechischen Rhetors Isaeus, eines ausgezeichneten Improvisators, der sich von den Zuhörern das Thema und oft auch die Disposition zu Controversen geben ließ, die er mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit der Sprache und Gewandtheit der Darstellung ausführte (Iuv. III, 74). — Die praktische Beredtsamkeit hatte fortdauernd ihren beschränkten Kreis in den privatrechtlichen Processen der Centumviralgerichte (causae centumvirales). Sie boten, da es sich bei ihnen meist um geringfügige Dinge handelte, dem Redner wenig Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, und dennoch drängten sich, wie Plinius klagt (ep. II, 14), meist junge Leute zur Führung solcher Processe und ließen ihre unreifen Leistungen von erkauften Zuhörern wie im Theater beklatschen, so daß ernste Männer sich wo möglich von dem Schauplatze eitler Ruhmsucht fern hielten. Die Criminalprocesse, die im Senat verhandelt wurden, boten unter den schlechten Kaisern den Angebern Gelegenheit, ihr Talent geltend zu machen, indeß Männern von edlerer Gesinnung die Furcht, durch ein freies Wort das Mißfallen des Machthabers zu erregen, den Mund schloß. Eine traurige Berühmtheit haben als öffentliche Ankläger Vibius Crispus, den wir oben schon angeführt haben, Eprius Marcellus und M. Aquilius Regulus erlangt. Eprius Marcellus, aus Capua, hatte unter Claudius und Nero hohe Aemter bekleidet. Als Statthalter in Asien der Erpressungen angeklagt, wurde er freigesprochen und seine Ankläger mit der Verbannung bestraft, 59 (Tac. ann. XIII, 33). Hierauf spielte er selber den Angeber, unter Anderen auch gegen den edelen Thrasea Paetus. Unter Vespasian klagte ihn Helvidius Priscus, der Schwiegersohn des Thrasea, an; doch schützte ihn die Gunst des Kaisers (Tac. hist. IV, 6—10; 43). Als aber später eine von ihm gegen Vespasian gerichtete Verschwörung entdeckt ward, entzog er sich der Strafe durch Selbstmord, 79. — M. Aquilius Regulus, der ältere Bruder des Vipstanus Messalla, trieb von Nero bis Domitian sein Geschäft als öffentlicher Ankläger mit nur zu gutem Erfolge. Seinen Anklagen unterlag das Haus des Crassus und Orfitus unter Nero (Tac. hist. IV, 42) und der edle Arulenus Rusticus, der Lobredner des Thrasea Paetus, unter Domitianus (Plin. ep. I, 5). Nach Domitian's Tode zeigte er sich furchtsamer und demüthiger (ib.). Plinius, der in ihm einen Gegner fürchtete, schildert ihn als einen Mann von vielem Fleiße und großer Willenskraft, doch ohne alle Eigenschaften eines Redners, und dennoch, sagt er, hat er es durch Unverschämtheit dahin gebracht, daß er von den Meisten für einen Redner angesehen wird (IV, 7). Martial, der an ihm einen Gönner haben mochte, preist ihn wegen seiner Tugenden und seiner Beredtsamkeit, die er mit der des Cicero vergleicht (epigr. I, 12; 82; 111; IV, 16;

V, 28; 63). Auch als Schriftsteller trat er auf. Er veröffentlichte eine Schmähschrift auf Arulenus Rusticus nach dessen Tode (Plin. ep. I, 5) und eine Biographie seines verstorbenen jungen Sohnes, die er in tausend Exemplaren durch alle Provinzen verbreiten ließ (Plin. ep. IV, 7). — Groß war die Zahl der öffentlichen Redner und Sachwalter. Als die gefeiertsten lernen wir aus Tacitus' dialogus de oratoribus den Vipstanus Messalla, den Curiatius Maternus, der sich jedoch schon vom Forum zurückgezogen und der Dichtkunst gewidmet hatte, M. Aper aus Gallien und Julius Secundus kennen. Letzteren nennt sein Freund und Altersgenosse Quintilian einen Mann von wunderbarer Redegabe und unendlicher Sorgfalt (X, 3, 12) und rühmt im Vergleiche mit anderen Rednern an ihm die Eleganz (XII, 10, 11); hätte er länger gelebt, so würde er, was ihm zur Vollkommenheit fehlte, noch erworben und sich auch bei der Nachwelt einen gefeierten Namen als Redner gewonnen haben (X, 1, 120). Auch Quintilianus wirkte nicht ohne Ruhm als praktischer Redner, und der jüngere Plinius und Tacitus waren ebenfalls schon auf dem Forum thätig.

Aus der reichen Literatur dieser Zeit sind uns nur erhalten die große naturwissenschaftliche Encyklopädie des älteren Plinius, das Lehrbuch der Rhetorik des Quintilianus, des Tacitus Gespräch über die Redner und von Frontinus eine Sammlung historischer Beispiele nebst einer technischen Schrift über Feldmeßkunst.

1. C. Plinius Secundus.

Der Neigung der Römer zur Polyhistorie und zur encyklopädischen Verarbeitung des gesammten wissenschaftlichen Materials verdankte die römische Literatur schon früher Werke von der wichtigsten Bedeutung, wie die des Cato und Varro. Standen zur Zeit der Republik die historischen Wissenschaften in dem Vordergrunde, so mußte in der Kaiserzeit Alles, was an das freiere politische Leben der früheren Zeit erinnerte, zurückgedrängt werden, und man wandte sich lieber solchen Gebieten des menschlichen Wissens zu, die den Despoten unverdächtig waren, dem Studium der Natur und der Kunst. Wenn es in den historischen Wissenschaften genügt, den überlieferten Stoff zu sammeln, kritisch zu sichten und übersichtlich zu ordnen, so bedürfen die Naturwissenschaften der Prüfung durch eigene Beobachtung und des Forschertalentes eines Fachmannes. Die Römer waren jedoch fast ohne Ausnahme mehr Liebhaber, als Forscher der Natur; sie gaben sich, wenn sie des politischen Lebens überdrüssig waren, gern der Betrachtung und

dem Genusse der Natur hin, ohne in das Wesen derselben einzudringen. Nicht wissenschaftlicher Sinn, sondern die aus dem Ueberdrusse des politischen und socialen Treibens hervorgegangene Stimmung machte sie zu Freunden der Natur. Ein solcher Dilettant war auch Plinius, der im Besitze eines eisernen Fleißes und aller literarischen Hülfsmittel, wie sie damals nur Rom bieten konnte, Alles, was er über die Natur im Allgemeinen und über die einzelnen Naturwesen und Naturerscheinungen und ihre Beziehungen zu dem Menschen fand, sammelte und in einen äußeren Zusammenhang brachte, ohne auf kritische Sichtung und systematische Ordnung zu achten. Wenn daher auch der wissenschaftliche Werth seiner Encyklopädie ein untergeordneter ist, so ist ihre historische Bedeutung als Repertorium des gesammten naturwissenschaftlichen Materials der damaligen Zeit um so größer, und sie wird immer ein merkwürdiges Denkmal des Römergeistes bleiben, der auch in der Wissenschaft es verstanden hat, Fremdes sich zu eigen zu machen und das Massenhafte zu bewältigen.

Ueber das Leben des Plinius besitzen wir eine dürftige Biographie unter dem Namen des Suetonius und Notizen in den Briefen seines Neffen, des jüngeren Plinius. C. Plinius Secundus war zu Novumcomum in Oberitalien im Jahre 23 n. Chr. geboren. Während seines ganzen Lebens bekleidete er wichtige Militär- und Civilämter, die er mit ebensoviel Eifer als Unbescholtenheit verwaltete, und lag dabei dennoch den wissenschaftlichen Studien in einer Weise ob, daß, wie Sueton sagt, wohl schwerlich ein Anderer in einem geschäftslosen Leben mehr geschrieben hat, als er im Drange der Geschäfte und er sich den Namen des gelehrtesten Mannes seiner Zeit erwarb (Gell. IX, 16). Unter Claudius war er Anführer einer Abtheilung der Reiterei in Germanien (Plin. ep. III, 5, 3), unter Vespasianus, von dem er wie von dessen Sohne Titus besonders begünstigt wurde, mehrfach kaiserlicher Statthalter in den Provinzen (Suet.), so im tarraconensischen Spanien (Plin. III, 5, 17), und Verwalter der kaiserlichen Einkünfte in Italien, zuletzt befehligte er die bei Misenum stationirte Flotte und fand bei dem Ausbruche des Vesuv, der die Städte Pompeii und Herculanum verschüttete, am 24. August 79, seinen Tod im Eifer, die Flüchtenden zu retten und die furchtbare Erscheinung in der Nähe zu beobachten. Wir besitzen über dieses Ereigniß einen ausführlichen Bericht von seinem Neffen an den Geschichtschreiber Tacitus (ep. VI, 16; 20). — Ueber die außerordentliche Thätigkeit des Plinius und über seine Schriften giebt ebenfalls sein Neffe Nachricht in einem Briefe an Baebius Macer (III, 5). Er schrieb als Befehlshaber der Reiterei in Germanien ein militärisches Werk: de iaculatione equestri liber. Dem Andenken seines Freundes Pomponius Secundus widmete er die

Biographie desselben: de vita Pomponi Secundi libri II. Ein historisches Werk über sämmtliche Kriege der Römer mit den Germanen: bellorum Germaniae libri XX, begann er während seiner Dienstzeit in Germanien, angeblich durch eine Traumerscheinung des Drusus Nero, der als Sieger am weitesten in Deutschland vorgedrungen und dort umgekommen war, aufgefordert, ihn der ungerechten Vergessenheit zu entreißen. Die Schrift ist von Tacitus benutzt worden (ann. I, 69). Eine Art Rhetorik war die Schrift studiosi tres, wegen ihres Umfanges in 6 Bände vertheilt. Sie lehrte unter Beibringung erlesener Beispiele aus den Declamationen von Controversen (Gell. IX, 16), was zur Bildung eines Redners gehöre von der Wiege an bis zu seiner Vollendung. In den letzten Jahren Nero's, als die Knechtschaft jede Art von Studien, die einen etwas freieren Schwung des Geistes gestatteten, gefährlich machte, verfaßte er ein von den folgenden Grammatikern viel benutztes grammatisches Werk über den schwankenden Sprachgebrauch in Declination, Conjugation und Wortbildung: dubii sermonis libri VIII. Diesem folgte ein weitläuftiges historisches Werk über seine Zeit, das sich dem Geschichtswerke des Aufidius Bassus anschloß: historiae temporum meorum a fine Aufidii Bassi libri XXXI (hist. nat. praef. 20). Sein Neffe rühmt (epist. V, 8, 5) die große Gewissenhaftigkeit dieser Historien, die Tacitus zuweilen benutzt hat (ann. XIII, 20; XV, 53; hist. III, 28). Seine letzte Arbeit war das große naturwissenschaftliche Werk in 37 Büchern, das wir noch besitzen. Er selbst nennt es: naturalis historiae libri, sein Neffe giebt den Titel an: naturae historiarum libri XXXVII. Es ward mit der Widmung an Titus im Jahre 77 herausgegeben, aber auch nachher noch bis zum Tode des Verfassers mit immer neuen Nachträgen und Aenderungen versehen.

Ueber des Plinius unermüdliche Schriftstellerthätigkeit schreibt sein Neffe an Macer: „Du wunderst dich, wie ein vielbeschäftigter Mann so viele Schriften, worin so viele schwierige Gegenstände abgehandelt werden, habe vollenden können. Du wirst dich noch mehr wundern, wenn du erfährst, daß er auch eine Zeit lang Sachwalter gewesen, daß er schon in seinem 56. Jahre gestorben, daß ihn in der Zwischenzeit theils die wichtigsten Aemter, theils die Freundschaft der Herrscher in Anspruch genommen und abgezogen haben. Er besaß aber auch einen regsamen Geist, einen unglaublichen Eifer und die größte Uebung im Nachtwachen." — Selbst die Zeit des Essens und Badens benutzte er zu seinen Studien. Von jedem Buche, das er las, machte er Auszüge. Er pflegte zu sagen, kein Buch sei so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Kein Wunder daher, daß er seinem Neffen 160 auf beiden Seiten mit der kleinsten Schrift beschriebene Hefte Collectaneen (electorum commentarii libri CLX) hinterlassen

konnte. „Ich pflege zu lachen," schreibt dieser, „wenn mich die Leute fleißig nennen, der ich mit ihm verglichen der größte Müßiggänger bin."

Von allen seinen Schriften scheint Plinius die Naturgeschichte mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt bearbeitet zu haben. Wie er selbst bemerkt (praef. 17), hat er 20,000 Notizen aus ungefähr 2000 Schriften zusammengetragen und Manches hinzugefügt, was entweder die Früheren nicht gewußt hatten, oder was erst später entdeckt worden ist. „Doch zweifle ich nicht," fügt er hinzu, „daß ich noch Vieles übergangen habe; denn ich bin nur ein Mensch, und durch Berufspflichten beschäftigt, habe ich nur in freien Stunden, das heißt zur Nachtzeit, meine Sorgfalt darauf verwenden können." — Die Eintheilung des Werkes ist folgende: Nach der Dedication an Titus enthält Buch I ein Verzeichniß, das von jedem Buche den Inhalt, die Summe der Notizen und die Namen der benutzten lateinischen (147) und fremden (327) Schriftsteller angiebt. Buch II giebt Allgemeines über die Welt und über die kosmischen und tellurischen Erscheinungen. B. III—VI enthält die Geographie und Ethnographie, meist nur aus bloßen Namen bestehend. Hierauf folgt die eigentliche Naturgeschichte. B. VII behandelt die Anthropologie; B. VIII—XI die Zoologie, und zwar B. VIII die Landthiere, B. IX die Wasserthiere, B. X die Vögel und B. XI die Insecten, worauf noch Einiges aus der vergleichenden Anatomie folgt. B. XII—XIX enthält die Botanik, und zwar handelt B. XII—XVII von den Bäumen, B. XVIII. vom Getreide und B. XIX von den Gartenpflanzen. B. XX—XXXII giebt die Pharmakologie: B. XX—XXVII die Heilmittel aus dem Pflanzenreiche und B. XXVIII—XXXII aus dem Thierreiche. Die folgenden Bücher geben die Mineralogie, Metallurgie und Lithurgie, und zwar handelt B. XXXIII—XXXIV von den Metallen und ihren Heilkräften; B. XXXV von der Malerei und den Farbestoffen, von der Plastik, von der Benutzung und künstlichen Verarbeitung der Erden; B. XXXVI von den Steinen und ihrer Benutzung; B. XXXVII von den Edelsteinen und ihrer Bearbeitung. Diese letzten Bücher sind besonders für die Kunstgeschichte wichtig. Den Schluß macht eine Art comparativer Geographie, die mit dem Lobe Italiens und Spaniens schließt, und wie der Verfasser sein großes Werk mit der Erklärung eröffnet hat, daß die Welt und der Himmel, in dessen Umfang Alles lebt, die ewige, unermeßliche, unerzeugte und unvergängliche Gottheit sei (II, 1), so schließt er es mit dem Abschiedsgruße an diese Gottheit: „Heil dir, Natur, du Mutter aller Dinge, und schenke mir deine Gunst, der ich allein unter den Quiriten dich in allen deinen Beziehungen gefeiert habe!"

Wohl konnte Plinius bei aller Unvollkommenheit seines Werkes sich des Verdienstes rühmen, die Welt als ein Ganzes erfaßt und den ersten Versuch gemacht zu haben, sie in ihrem Zusammenhange darzustellen. Was ihm als Ideal vorschweben mochte, das ist erst in unseren Tagen erreicht worden von Alexander von Humboldt in seinem Kosmos, und Keiner war mehr berechtigt als dieser, ein Urtheil über des Römers großartige Leistung abzugeben, was er denn auch gethan hat. Im Allgemeinen nennt er das Werk seines ältesten Vorgängers „ein Erzeugniß des unwiderstehlichen Hanges zu allumfassendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach und aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt, schon seiner Form wegen an individuellen Naturschilderungen arm, aber überall, wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall, auf den wohlgeordneten Kosmos (naturae maiestas), gerichtet ist, eine wahre, aus dem Inneren quellende Begeisterung verrathend" (Kosmos II, S. 23). Und in einer ausgeführteren Charakteristik sagt er (Kosmos II, S. 230 flg.): „Im ganzen Alterthume ist nichts der Weltbeschreibung des Plinius Aehnliches versucht worden; und wenn das Werk auch während seiner Ausführung in eine Art von Encyklopädie der Natur und Kunst ausartete (der Verfasser, in der Zueignung an Titus, scheut sich selbst nicht, den damals edleren griechischen Ausdruck ἐγκυκλοπαιδεία, gleichsam den Inbegriff und Vollkreis allgemeiner Bildungswissenschaften, auf sein Werk anzuwenden): so ist doch nicht zu leugnen, daß trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung darbietet. — Die historia naturalis begreift Himmel und Erde zugleich; die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Prozesse des Luftkreises, die Oberflächengestaltung der Erde, alles Tellurische, von der Pflanzendecke und den Weichgewürmen des Oceans an bis hinauf zu dem Menschengeschlecht. Dieses ist betrachtet nach Verschiedenheit seiner geistigen Anlagen, wie in der Verherrlichung derselben zu den edelsten Blüthen der bildenden Künste. Ich nenne die Elemente des allgemeinen Naturwissens, welche in dem großen Werke fast ungeordnet vertheilt liegen. ‚Den Weg, den ich wandeln werde,' sagt Plinius mit edeler Zuversicht zu sich selbst, ‚ist unbetreten; Keiner unter uns, Keiner unter den Griechen hat unternommen, das Ganze der Natur zu behandeln. Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, so ist es doch etwas Schönes und Glänzendes, dergleichen versucht zu haben.' — Es schwebte dem geistreichen Manne ein einiges großes Bild vor; aber durch Einzelheiten zerstreut, bei mangelnder Selbstanschauung der Natur, hat er dies Bild nicht festzuhalten gewußt. Die Ausführung ist unvollkommen geblieben; nicht etwa blos wegen der Flüchtigkeit

und oftmaligen Unkenntniß der zu behandelnden Gegenstände, als wegen der Fehler in der Anordnung. Man erkennt in dem Verfasser einen vielbeschäftigten vornehmen Mann, der sich gern seiner Schlaflosigkeit und nächtlichen Arbeiten rühmte, aber als Statthalter in Spanien und Oberaufseher der Flotte in Unteritalien gewiß nur zu oft seinen wenig gebildeten Untergebenen das lockere Gewebe einer endlosen Compilation anvertraute. Dies Streben nach Compilation, d. h. nach mühevollem Sammeln einzelner Beobachtungen und Thatsachen, wie sie das damalige Wissen liefern konnte, ist an sich keineswegs zu tadeln; das unvollkommene Gelingen des Unternehmens lag in der Unfähigkeit, den eingesammelten Stoff zu beherrschen, das Naturbeschreibende höheren, allgemeineren Ansichten unterzuordnen, den Gesichtspunct einer vergleichenden Naturkunde festzuhalten. Die Keime zu solchen höheren, nicht blos orographischen, sondern wahrhaft geognostischen Ansichten liegen in Eratosthenes und Strabo; der Erstere ist ein einziges Mal, der Zweite nie benutzt. Aus der anatomischen Thiergeschichte des Aristoteles hat Plinius weder die auf die Hauptverschiedenheit der inneren Organisation gegründete Eintheilung in große Thierclassen, noch den Sinn für die allein sichere Inductionsmethode in Verallgemeinerung der Resultate zu schöpfen gewußt. — Mit pantheistischen Betrachtungen anhebend, steigt Plinius aus den Himmelsräumen zum Irdischen herab. Wie er die Nothwendigkeit anerkennt, der Natur Kräfte und Herrlichkeit (naturae vis et maiestas) als ein großes und zusammenwirkendes Ganzes darzustellen, so unterscheidet er auch, im Eingange des dritten Buches, generelle und specielle Erdkunde; aber dieser Unterschied wird bald wieder vernachlässigt, wenn er sich in dürre Nomenclatur von Ländern, Bergen und Flüssen versenkt. Den größeren Theil der Bücher VIII — XXVII, XXXIII — XXXIV, XXXVI—XXXVII, füllen Verzeichnisse aus den drei Reichen der Natur aus. Der jüngere Plinius charakterisirt in einem seiner Briefe (III, 5, 6) die Arbeit seines Oheims sehr richtig als ein ‚inhaltschweres und gelehrtes Werk, das nicht minder mannigfaltig als die Natur selbst ist‘ (opus diffusum, eruditum, nec minus varium quam ipsa natura). Manches, was dem Plinius zum Vorwurf gemacht worden ist, als wäre es eine unnöthige und zu fremdartige Einmischung, bin ich geneigt hier lobend hervorzuheben. Es scheint mir besonders erfreulich, daß er so oft und immer mit Vorliebe an den Einfluß erinnert, welchen die Natur auf die Gesittung und geistige Entwicklung der Menschen ausgeübt hat. Nur die Anknüpfungspuncte sind selten glücklich gewählt. Die Natur der Mineral- und Pflanzenstoffe z. B. führt zu einem Fragment aus der Geschichte der bildenden Künste, einem Fragment, das für den heutigen Stand unseres Wissens

freilich wichtiger geworden ist, als fast Alles, was wir von beschreibender Naturgeschichte aus dem Werke schöpfen können. — Der Stil des Plinius hat mehr Geist und Leben als eigentliche Größe; er ist selten malerisch bezeichnend. Man fühlt, daß der Verfasser seine Eindrücke nicht aus der freien Natur, so viel er auch diese unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen genossen, sondern aus Büchern geschöpft hat. Eine ernste, trübe Färbung ist über das Ganze ausgegossen. In diese sentimentale Stimmung ist Bitterkeit gemischt, so oft die Zustände des Menschengeschlechtes und seine Bestimmung berührt werden. Fast wie in Cicero (acad. II, 41), doch in minderer Einfachheit der Diction, wird dann als aufrichtend und tröstend geschildert der Blick in das große Weltganze der Natur. — Der Schluß ist in dem echten Geiste einer Weltbeschreibung abgefaßt. Er enthält einen Blick auf die vergleichende Naturgeschichte der Länder in verschiedenen Zonen, das Lob des südlichen Europa's zwischen den natürlichen Grenzen des Mittelmeeres und der Alpenkette, das Lob des hesperischen Himmels: wo Mäßigung und sanfte Milde des Klimas (ein Dogma der ältesten Pythagoreer) früh die Entwilderung der Menschheit beschleunigt haben."

Das weitläuftige Werk des Plinius wurde zur bequemeren Benutzung schon frühzeitig ausgezogen. So wurde um die Zeit des Hadrian ein geographischer Auszug gemacht, den man mit Zusätzen aus Mela und anderen Schriftstellern vermehrte. Diesen auch von Anderen häufig benutzten Auszug hat insbesondere der Grammatiker C. Julius Solinus in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts als Grundlage für seine im Mittelalter viel gelesenen collectanea rerum memorabilium, bekannter unter dem späteren Titel Polyhistor, als Hauptgrundlage verwerthet.

2. M. Fabius Quintilianus

Die Errichtung öffentlicher Lehrstühle für die Beredtsamkeit durch Vespasian hatte die heilsame Folge, daß dem vorzüglich durch Seneca's verführerische Manier eingerissenen Verderben der Rede durch Männer, die von der Gunst des Publicums unabhängig waren, entgegengearbeitet werden konnte, und dies geschah vor Allen mit dem glücklichsten Erfolge durch den Rhetor Quintilianus. — M. Fabius Quintilianus war nach Hieronymus zu Calagurris in Spanien, wahrscheinlich um 35 n. Chr. geboren. Seine erste Bildung scheint er in Rom erhalten zu haben, wo sein Vater ebenfalls Rhetor war (IX, 3, 73; Sen. contr. praef. 2). Er erwähnt (I, 2, 23), daß seine Lehrer die Schüler in Classen getheilt und die Ordnung der Vortragenden nach den Fähigkeiten

und Leistungen der Schüler bestimmt haben. Hierdurch sei ein bedeutender Wetteifer unter ihnen entstanden, da es für den schönsten Ruhm galt, der Erste in der Classe zu sein. Alle Monate sei um die Plätze certirt worden, so daß die Ersten in ihrem Eifer nicht nachlassen durften und die Letzten der Schmerz über die Zurücksetzung anspornte, die Schande zu tilgen. Dies habe mehr gewirkt als die Ermahnungen der Lehrer, die Aufsicht der Erzieher und die Wünsche der Eltern. An einer anderen Stelle (II, 4, 26) spricht er von einer nützlichen und zugleich ergötzlichen Uebung des Scharfsinnes, die seine Lehrer mit ihren Schülern angestellt haben, indem sie ihnen Fragen zur schnellen Beantwortung aufgegeben, wie: Warum die Lacedaemonier die Venus bewaffnet dargestellt haben? Warum Cupido als Knabe, beflügelt und mit Fackel und Pfeilen abgebildet werde? — Nach dem Scholiasten des Juvenal zu sat. VI. 452 war der Grammatiker Remmius Palaemon der Lehrer Quintilian's. Von den berühmtesten Rednern, die er selbst gehört hat, nennt er den Domitius Afer, Julius Africanus, Servilius Nonianus, Galerius Trachalus, Vibius Crispus und Julius Secundus. — Nach Spanien zurückgekehrt, kam er 68 mit dem Kaiser Galba wieder nach Rom. Von dieser Zeit an wirkte er in Rom theils als Sachwalter, theils als Lehrer. Er erwähnt seiner forensischen Thätigkeit selber mehrfach, so IV, 2, 86, wo er sagt, daß man ihm gewöhnlich die Aufgabe, den Thatbestand darzulegen, übertragen habe. Von allen Reden, die er gehalten, bemerkt er, habe er nur eine, die in dem Criminalprocesse des Naevius Arpinianus, aus jugendlicher Eitelkeit veröffentlicht; die anderen unter seinem Namen cursirenden seien durch die Nachlässigkeit der Nachschreiber vielfach verderbt, so daß er nur das Wenigste an ihnen als das Seinige anerkennen könne (VII, 2, 24). Von anderen Proceßreden, die er gehalten, erwähnt er beiläufig einer Rede pro regina Berenice (IV, 1, 19) und einer anderen in einer Erbschaftssache (IX, 2, 73). — Mehr Ruhm als seine forensische Thätigkeit verschaffte ihm seine Lehrthätigkeit. Er war der Erste, bemerkt Hieronymus, der aus dem Staatsschatze besoldet einer öffentlichen Schule vorstand. Einer seiner Schüler war der jüngere Plinius (ep. II, 14, 10; VI, 6, 3). Martial nennt ihn den angesehensten Leiter der unstäten Jugend und den Ruhm der römischen Toga (II, 90, 1), und seinen Namen braucht Juvenal (sat. VI, 75; 280; VII, 186) für den gelehrten Rhetor überhaupt. Nach zwanzigjähriger Thätigkeit zog sich Quintilian von seinem öffentlichen Lehramte ins Privatleben zurück, um das Jahr 90, übernahm aber nach einiger Zeit auf Wunsch des Domitian die Erziehung der Enkel von dessen Schwester Domitilla (IV, prooem. 2). Er wurde daher vom Kaiser mit den ornamenta consularia beschenkt (Auson. grat. act.; vgl. Iuven. VII,

197). Neben der Ehre scheint ihm sein Lehramt auch einen gewissen Wohlstand eingetragen zu haben (Iuven. ib. 186 ffg.). In seinem häuslichen Leben hatte er manches Bittere zu erfahren. Er verlor seine noch nicht neunzehnjährige Gattin und später die beiden Söhne, die er von ihr hatte. Nicht ohne Rührung lesen wir im Vorworte zu dem sechsten Buche der Institutionen die Klage des unglücklichen Vaters über den Verlust des letzten hoffnungsvollen Sohnes, der in seinem zehnten Jahre starb. Sein eigenes Todesjahr läßt sich nicht nachweisen; man setzt es gewöhnlich, doch wahrscheinlich viel zu spät, in das Jahr 118.

Nicht blos durch den mündlichen Unterricht, sondern auch durch die Schrift, hauptsächlich nach Niederlegung seines Lehramtes, suchte Quintilian für die Hebung der Beredtsamkeit zu wirken. Nach seinen Vorträgen (sermones) waren zwei Bücher über die rhetorische Kunst (artis rhetoricae libri II) von seinen Zuhörern veröffentlicht worden (I, prooem. 7; III, 6, 68). Er selbst gab eine Schrift de causis corruptae eloquentiae heraus (VI, prooem. 3; VIII, 6, 76, und sonst). Sein Hauptwerk, das wir noch besitzen, sind die institutionis oratoriae libri XII. Nach seiner eigenen Angabe (epist. ad Tryph.) hat er den umfangreichen Stoff in wenig mehr als zwei Jahren gesammelt und ausgearbeitet, dann aber erst das Werk noch längerer Durchsicht und Verbesserung unterworfen, ehe er es veröffentlichte. Geschehen ist dies jedenfalls noch vor 96, dem Todesjahre des Domitianus, den er in dem Vorworte zu dem vierten Buche wie der Dichter die Musen anruft, da er wie in allen Studien, so besonders in der Beredtsamkeit Alle überrage, und in der literarhistorischen Uebersicht der Musterschriftsteller, die er in dem zehnten Buche giebt, erklärt er ihn geradezu für den größten Dichter, dem die Götter, weil ihnen dieser Ruhm noch zu gering geschienen, die Weltherrschaft übertrugen, damit, wie es bei Virgil heißt (ecl. VIII, 13):

Zwischen dem Lorbeerkranze des Siegers sich schlinge der Epheu.
(X, 1, 91 ffg.)

Man hat diese übertriebenen Schmeicheleien mit Recht dem Quintilian zum Vorwurf gemacht; doch finden sie in der Dankbarkeit des Verfassers für die ihm gewordenen hohen Gunstbezeugungen und in dem damaligen officiellen Stile ihre Erklärung und bieten eine indirecte Entschuldigung, wenn aus der Schule des trefflichen Lehrers doch keine Redner hervorgingen, wie sie die Republik hatte. Wie hätte auch eine echte Beredtsamseit da ihre Stätte finden sollen, wo selbst Männer von besserer Gesinnung dem Despoten durch so plumpe Schmeicheleien zu huldigen genöthigt waren?

Die institutio oratoria ist das Resultat des Nachdenkens und der Erfahrung des großen Rhetors über seinen Beruf. Indem er den Bildungsgang eines vollkommenen Redners von seiner Ge-

burt an bis zu seiner Vollendung vorführen wollte, hatte er das Bedürfniß seiner Zeit vor Augen, und daher beschränkte er seine Aufgabe auf die Bildung des römischen Redners, wie ihn die Gegenwart verlangte, der sein Talent meist nur im Kreise bürgerlicher Verhältnisse anwenden konnte, da die politische Unfreiheit die Einwirkung des Redners auf die staatliche Entwicklung unmöglich machte. Wir erkennen aus der Schrift den praktischen Fachmann, der selbständig seine Grundsätze und seine Erfahrungen ausspricht. Er hat von seinen Vorgängern nur dem Cicero, weniger den griechischen Rhetoren ein gründliches Studium gewidmet. Sein gesundes Urtheil, sein feiner Geschmack und seine milde, humane Gesinnung entschädigen uns für den Mangel an philosophischer Bildung, der sich in der unsystematischen Anordnung des Ganzen und in der Unklarheit einzelner Begriffsbestimmungen offenbart. Er selbst gesteht seine Abneigung gegen die Philosophen ein, über die er sich, vielleicht dem Domitian zu Liebe, auf das Bitterste äußert (I, prooem. 14 ffg.; XII, 2). Nichts aber giebt mehr Zeugniß von dem wahren Berufe Quintilian's zum Reformator der gesunkenen Beredtsamkeit, als die vollendete sprachliche Form, durch die er selber als Muster vorleuchtet. Bei seinem Streben, den classischen Ausdruck, wie ihn Cicero festgestellt hat, wieder zur Geltung zu bringen, ist er doch weit entfernt, ein bloßer Copist der ciceronianischen Rede zu sein; sondern der Geist der eigenen Zeit spiegelt sich in den seinem Zeitalter angehörenden Eigenthümlichkeiten wieder, ohne daß der Eleganz und natürlichen Einfachheit Eintrag geschieht.

Dem Werke vorausgeschickt ist eine kleine Zuschrift an den Verleger Tryphon, dem der Verfasser das von dem Publicum so sehr ersehnte Werk übergiebt, mit der Bitte, es in möglichst correcter Gestalt in die Hände der Leute kommen zu lassen.

Hierauf folgt die Vorrede an Victorius Marcellus, einen begeisterten Freund der Literatur, dem Quintilian das Werk gewidmet hat theils als Pfand der innigsten Freundschaft und Liebe zu ihm, theils zur Benutzung bei der Erziehung seines jungen, talentvollen Sohnes. Er habe, sagt er, bei der Abfassung des Werkes den vollkommenen Redner vor Augen gehabt; daher stelle er an ihn nicht blos die Forderung einer ausgezeichneten Rednergabe, sondern auch aller Tugenden des Herzens. Es könnte scheinen, daß er bei solchen Ansprüchen in das Gebiet der Philosophie hinüberschweife; man verkenne indeß nicht, daß das, was die Natur vereinigt und der Beruf verbunden hat, Weisheit und Beredtsamkeit, erst künstlich in die zwei Fächer der Philosophie und Rhetorik getrennt worden sei. Hierbei leugne er nicht, daß viele der älteren Philosophen das Gute gelehrt und daß sie nach ihren Lehren auch gelebt haben; in der jetzigen Zeit aber habe

den Meisten die Philosophie nur zum Deckmantel ihrer Laster gedient; sie haben sich nicht bemüht, durch Tugend und eifriges Forschen für Philosophen zu gelten, sondern dadurch, daß sie eine ernste Miene und eine ungewöhnliche Tracht zur Schau trugen, während ihr sittliches Leben das verworfenste war. Gäbe es einen vollkommenen Redner, so könnte man des Philosophen wohl entbehren. Denn das Ideal eines Redners ist ein Mann, den man wahrhaft einen Weisen nennen könnte, im Besitz der vollkommensten Sittlichkeit, wie aller Kenntnisse und Eigenschaften, die zum Reden erfordert werden. Findet sich auch ein solches Ideal in der Wirklichkeit nicht, so müssen wir es doch immer vor Augen haben. Daher muß die Bildung zum Redner schon mit der Geburt beginnen, und deshalb soll das erste Buch das angeben, was dem eigentlichen rhetorischen Unterrichte vorausgehen muß; das zweite Buch wird dann von den Anfangsgründen der rhetorischen Studien und von dem Begriff und dem Inhalt der Rhetorik handeln; die fünf nächsten Bücher werden sich über die Auffindung (inventio) und die Eintheilung (dispositio) des Redestoffes, die vier folgenden über den sprachlichen Ausdruck (elocutio), über das Memoriren (memoria) und über den Vortrag (pronuntiatio) auslassen; das letzte Buch endlich soll den Redner selbst zum Gegenstand haben: wie sein Charakter beschaffen sein müsse, was er zu thun habe bei der Uebernahme, Erkenntniß und Führung von Rechtssachen, welche Gattung der Rede er zu wählen, wann er seine Thätigkeit zu schließen und womit er sich dann zu beschäftigen habe. Der Verfasser will bei Allem nur auf das praktische Bedürfniß sehen, dem künftigen Redner gleichsam Nahrung und Stärkung seiner Kräfte zuzuführen. Hierbei muß freilich die Natur den Lehrer unterstützen. Für einen Talentlosen ist ein Lehrbuch der Rhetorik ebenso wenig geschrieben, wie ein landwirthschaftliches Buch für unfruchtbare Ländereien. Gewisse äußere angeborene Hülfsmittel, wie eine angenehme Stimme, eine gute Lunge, Gesundheit, Ausdauer, ein schönes Aeußere, sind sehr förderlich; sind sie in geringerem Maße vorhanden, so können sie durch eine vernünftige Behandlung besser ausgebildet werden; wo sie gänzlich fehlen, da tragen die Vortheile des Talentes und Fleißes nur geringe Früchte; aber sie sind ganz nutzlos ohne erfahrenen Lehrer, ohne beharrlichen Eifer im Schreiben, Lesen und Sprechen, ohne viele und beständige Uebung.

Nach der oben angegebenen Eintheilung wird in dem Lehrbuche der Stoff von dem Verfasser abgehandelt. Von besonderem Interesse auch für den heutigen Leser sind die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes, die Quintilian an die Spitze seines Werkes gestellt hat. „Gleich bei der Geburt eines Kindes," so

beginnt er seinen pädagogischen Abriß, „soll der Vater die beste Hoffnung von demselben fassen; um so mehr wird er ihm von Anfang an Sorgfalt schenken. Denn es ist eine falsche Klage, daß nur den wenigsten Menschen die Fähigkeit, was ihnen gelehrt wird zu begreifen, verliehen sei, die meisten aber Zeit und Mühe wegen Trägheit des Geistes verlieren. Im Gegentheil, du wirst finden, daß der größte Theil Leichtigkeit im Denken und Geschick zum Lernen besitzt; denn das ist des Menschen natürliche Eigenschaft. Wie die Vögel zum Fliegen, die Rosse zum Laufen, die wilden Thiere zum Raube geboren werden, so ist unsere Eigenthümlichkeit die Regsamkeit und Thätigkeit des Geistes, und darum hält man auch den Geist für himmlischen Ursprunges. Stumpfsinnige und ungelehrige Menschen sind ebenso wider die Natur und ebenso selten, wie unförmliche Bildungen und Mißgeburten. Ein Beweis ist, daß die Kinder zu der schönsten Hoffnung in den meisten Beziehungen Veranlassung geben, und wenn diese mit den Jahren hinstirbt, so ist es deutlich, daß nicht die Natur, sondern die Pflege gefehlt habe. Nur dem Grade nach sind die Menschen an Geistesfähigkeiten verschieden; daher findet man Niemanden, der es durch Fleiß nicht zu Etwas gebracht hätte." — Er empfiehlt die sorgfältigste Auswahl der Ammen, Wärterinnen und Erzieher, weil diese auf die Sitten und die Sprache des Kindes den wichtigsten und nachhaltigsten Einfluß üben. Er räth, das Kind früher in der griechischen als in der Muttersprache zu unterrichten, weil es diese schon durch den Umgang lernt; doch müsse die fremde Sprache nicht auf Unkosten der eigenen getrieben werden, so daß das Kind sich den fremden Accent und die fremden Redewendungen angewöhne. Der Unterricht im Lateinischen muß daher bald dem des Griechischen folgen und beide dann parallel gehen. Das Kind lerne die Elemente, sobald es zum Lernen geeignet ist; man verbittere ihm das Lernen nicht durch eine abstoßende Methode, sondern führe es vielmehr spielend dem Wissen zu. Der Unterricht in der öffentlichen Schule ist der Privatunterweisung vorzuziehen. Ein wichtiges Geschäft des Lehrers ist es, die Anlagen des Kindes zu prüfen und danach die Forderungen zu stellen. Frühgenies tragen in der Regel keine Früchte; sie gleichen Samenkörnern, die auf die Oberfläche des Bodens gefallen sind: diese entwickeln sich schneller, schießen bald in Halme auf; aber die Aehren bleiben leer und sie welken vor der Ernte. Das Kind soll nicht gleichgültig gegen Lob sein, soll sich durch Ruhm treiben lassen und weinen, wenn es Anderen nachsteht. — Ununterbrochenes Lernen stumpft den Geist ab; Erholung muß Allen gegönnt werden. Das Spielen ist am Kinde das Zeichen eines regsamen Geistes. Ein trübseliges Kind, das immer den Kopf hängen läßt, giebt wenig Hoffnung, daß es die Studien mit auf-

gewecktem Geiste ergreifen werde. Im Spiele offenbart das Kind am unbefangensten seinen Charakter. — Das Böse muß frühzeitig im Kinde gebrochen werden, ehe es zur Gewohnheit wird. Schläge sind etwas Häßliches und Knechtisches und daher ein schlechtes Erziehungsmittel. Wer durch Tadel sich nicht bessern läßt, wird auch bald hartschlägig. Ueberhaupt soll sich Niemand gegen das schwache Alter, das dem Unrechte Nichts entgegensetzen kann, allzu Viel erlauben (I, 1—3).

Dem ersten Elementarunterrichte im Lesen und Schreiben folgt die Unterweisung in der Grammatik und die Lectüre und Erklärung der Dichter, verbunden mit Uebungen im Nacherzählen von Fabeln und Geschichten und leichten schriftlichen Aufsätzen (4—9). Der Unterricht soll nicht ein einseitiger, auf das bloße Fachstudium berechneter sein. Der künftige Redner soll auch mit allgemein bildenden Künsten und Wissenschaften bekannt gemacht werden, wozu besonders die Musik und die Mathematik zu empfehlen sind. Endlich soll er zeitig an einen richtigen Vortrag und eine passende Gesticulation gewöhnt werden (10—11). — Das Buch schließt mit der Frage: ob die verschiedenen Gegenstände hintereinander oder nebeneinander gelehrt werden sollen? Der Verfasser entscheidet sich für das Letztere, weil die Einförmigkeit den Geist ermüdet und abstumpft, die Mannigfaltigkeit und Abwechselung aber ihn stärkt und frisch erhält (12).

Aus der Schule des Grammatikers tritt der junge Zögling in die Schule des Rhetors. Dem stufenweisen Unterrichte in der Rhetorik muß die Lectüre der besten Redner und Historiker zur Seite gehen. Die Lehre der Beredtsamkeit selbst handelt von der Kunst, der Rhetorik, von dem Künstler, dem Redner, und endlich von dem Kunstwerke, der Rede. Nach dieser Eintheilung wird zuerst von der Kunst, der Rhetorik, gehandelt. Die Rhetorik ist aber die Kunst gut zu reden (ars bene dicendi). Ihr Zweck und Ziel ist, das Gute durch die Rede zur Geltung zu bringen; daher ist sie eine nützliche Kunst, die freilich die natürliche Fähigkeit zu reden voraussetzt, und zugleich eine Tugend, wenn sie schon von schlechten Menschen zuweilen gemißbraucht wird; wie ja auch die Tapferkeit eine Tugend bleibt trotz dem, daß Räuber zu ihrem schlechten Zwecke auch tapfer sein können. Der Stoff der Beredtsamkeit ist unbeschränkt. Der Redner wird über Alles sprechen können, wovon er eine Kenntniß hat (II).

Nach einer kurzen Geschichte der rhetorischen Kunst giebt der Verfasser B. III—XI die eigentliche Theorie der Beredtsamkeit, wobei er vorzüglich Rücksicht auf die gerichtliche Beredtsamkeit nimmt. Die Beispiele wählt er meist aus Cicero und anderen römischen Rednern. Für uns von besonderem Interesse ist der Abschnitt X, 1, über die den angehenden Rednern zur Lectüre zu

empfehlenden griechischen und römischen Schriftsteller. Er giebt hierbei einen literarhistorischen Abriß mit kurzen, aber treffenden Urtheilen.

In Buch XII kommt er zu dem zweiten Haupttheile, der von dem Redekünstler handelt. Erklärt Cato den Redner als einen sittlich guten, des Redens kundigen Mann, so geht Quintilian noch weiter, indem er sagt, daß ein Redner nicht blos ein sittlich guter Mann sein müsse, sondern daß überhaupt nur ein sittlich guter Mensch ein Redner werden könne, und wenn es bisher noch keinen vollkommenen Redner gegeben hat, so ist eben das der Grund, daß das Ideal eines Redners mit dem höchsten sittlichen Ideale eines Menschen zusammenfällt. Alle besseren Redner haben diesem Ideale nachgestrebt, und jeder künftige Redner wird sich dieser Forderung nicht entziehen können. Der Redner wird sich also alle Tugenden aneignen müssen, die den Menschen schmücken. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Redner ein Philosoph werden solle; vielmehr wäre zu wünschen, daß eine Zeit käme, wo ein vollkommener Redner die Rolle des Philosophen ohne den stolzen Namen und die Fehler, wodurch Manche das Gute der Philosophie nichtig machen, übernehme und das, was bisher der Philosophie angehört hat, in das Gebiet der Beredtsamkeit hinüberziehe. Denn die Theile der Philosophie: die Logik, Ethik und Physik, gehen ebenso den Redner, wie den Philosophen an. Waren doch auch die besten griechischen Redner Schüler von Philosophen, und Cicero gesteht, daß er seine Beredtsamkeit weniger den Schulen der Rhetoren, als den Räumen der Akademie verdanke. Der Redner braucht nicht gerade zu einer bestimmten Philosophensecte zu schwören. Wo er nur immer das Gute findet, da benutzt er es; außerdem stehen dem römischen Redner wie keinem anderen die Tugendmuster der großen Männer seiner Vorzeit zu Gebote. Hieraus wird er die Gerechtigkeit und die Freimüthigkeit schöpfen, die er in seinen gerichtlichen und berathenden Reden an den Tag legen soll, und er wird so der vollkommene Redner werden, der sowohl die Kenntniß, als auch den Muth hat, das Rechte zu äußern. — Als nöthige Hülfswissenschaften wird er sich noch die Rechtswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und die Kenntniß der Geschichte und Mythologie, die ihm Beispiele jeglicher Art liefert, aneignen müssen. So mit allen Eigenschaften und allem Wissen ausgerüstet, bedarf der Redner nur noch der Geistesgegenwart, die keine Furcht zu erschüttern, kein lärmender Zuruf zu erschrecken, kein Ansehen der Zuhörer über die schuldige Achtung hinaus einzuschüchtern vermag. Wie einerseits freche Zuversicht und Anmaßung, so ist andererseits eine falsche Schamhaftigkeit zu meiden (1—5). — Es folgen die Vorschriften, wann der Redner anfangen soll, öffentlich aufzutreten

(6), wie er eine Rechtssache übernehme (7), wie er sich über sie instruire (8) und was er bei der Führung derselben zu beobachten habe (9).

Der dritte Haupttheil handelt von der Rede selbst (10). Es kommt hier in Betracht, welche Gattung der Rede zu wählen sei. Denn wie es verschiedene Malerschulen giebt, so auch verschiedene Rednerschulen: bei den Griechen die attische, die rhodische und die asiatische; bei den Römern die rohe, archaistische des Laelius, Africanus, Cato und Gracchus, die mittlere des L. Crassus und Hortensius, die classische des Cicero und die neuere. Ebenso giebt es verschiedene Stilarten: die erhabene, gemäßigte und niedere. Ein richtiger Tact und ein feiner Geschmack wird den geübten Redner immer das der Zeit, dem Orte und dem Gegenstande Angemessene treffen lassen. Am sichersten ist immer ein mittlerer Weg zwischen den Extremen, in denen meist das Fehlerhafte liegt.

Zuletzt (11) wird dem Redner gerathen, die Ausübung der Beredtsamkeit einzustellen, sobald die Kräfte durch Krankheit oder Alter erschöpft sind, damit er nicht den Schmerz habe, seinen Ruf zu überleben. Ihm bleibt dann noch eine nützliche und ehrenvolle Beschäftigung in der Schriftstellerei und in der mündlichen Belehrung der Jugend. — Durch die vielen und schweren Forderungen, die an den Redner gestellt werden, möge sich, ermahnt der Verfasser am Schlusse, Niemand abschrecken lassen, sich dem Studium und der Ausübung der Beredtsamkeit zu widmen. Denn durch einen ernsten Willen und einen weisen Gebrauch der Zeit erreicht man auch hierin viel, und wenn man auch nicht hoffen darf, die erste Stelle einzunehmen, so kann man schon zufrieden sein, die zweite oder dritte erlangt zu haben. Die großen Leistungen der Früheren dürfen die Späteren von einem Wetteifer mit ihnen nicht abhalten. Ohne die Hoffnung, die Vorgänger zu übertreffen, wäre nach einem Lucretius und Macer kein Virgil, nach einem Crassus und Hortensius kein Cicero erstanden. „Daher," so schließt Quintilian sein Werk, „laßt uns nach dem erhabenen Vorzuge der Rede, einem Geschenke, wie die unsterblichen Götter kein größeres dem Menschen gegeben haben und ohne welches Alles stumm ist und des Lichtes der Gegenwart und des Andenkens der Nachwelt entbehrt, mit ganzer Seele streben und hierin immer das Beste zu erreichen suchen. Thun wir dieses, so werden wir uns entweder zur höchsten Stufe emporschwingen, oder wenigstens Viele unter uns stehend erblicken.".

Das Lehrbuch des Quintilian stand im Alterthum und im früheren Mittelalter in hohem Ansehen, gerieth aber später ziemlich in Vergessenheit, so daß es zur Zeit des Petrarcha fast verschollen war.

Dem Quintilian wird auch eine Sammlung von declamationes zugeschrieben. Sie bestand ursprünglich aus 388 Declamationen, von denen noch 19 größere und 145 kleinere im Auszuge erhalten sind. Sie sind ohne sachlichen und rhetorischen Werth und daher des großen Redners unwürdig, wenn auch die Sprache nicht schlecht ist. Wahrscheinlich vereinigte die Sammlung manches aus den von Quintilian geleiteten Schulübungen Entnommene mit den Producten unbekannter Rhetoren, unter denen sich auch der jüngere Postumus, der Sohn des im Jahre 260 in Gallien zum Kaiser ausgerufenen Postumus, befunden haben mag, von dem Trebellius Pollio sagt (trig. tyr. 4), er sei ein so beredter Declamator gewesen, daß seine Declamationen unter die des Quintilian eingereiht worden seien. — Eine ähnliche Sammlung sind die Excerpte aus 51 declamationes des Rhetors Calpurnius Flaccus, der vielleicht unter Hadrian und Antoninus Pius lebte.

3. Tacitus' dialogus de oratoribus.

Ein würdiges Seitenstück zu des Quintilian Lehrbuch der Rhetorik ist das etwa um dieselbe Zeit verfaßte Gespräch über die Redner (dialogus de oratoribus) des jungen Tacitus. Daß dieser der Verfasser ist, hat man zwar wegen der in Geist und Sprache zwischen dieser und den anderen Schriften des Tacitus bestehenden Verschiedenheit vielfach bezweifelt; doch ist diese Verschiedenheit nicht so groß, daß sie die Abfassung durch Tacitus ausschlösse, und bei einer Jugendarbeit gegenüber den Werken eines späteren Lebensalters wohl erklärlich. Ueberdies wird die Autorschaft des Tacitus bestätigt durch das Zeugniß des Plinius, der mit seiner Bemerkung in einem Briefe an Tacitus (IX, 10. 2): „Und so ruhen die Gedichte, die, wie du glaubst, am bequemsten in Hainen und Wäldern vollendet werden," offenbar hinweist auf die Stelle im Dialog (c. 9), wo es heißt, daß die Dichter, wenn sie etwas Würdiges schaffen wollen, sich in die Haine und Wälder, d. h. in die Einsamkeit zurückziehen müssen. Das Gespräch gehört zu dem Geistreichsten, das uns aus der Kaiserzeit erhalten ist. Es zeichnet sich durch lebendige Darstellung und geschickte Charakterzeichnung aus; es offenbart eine milde, humane Gesinnung und empfiehlt sich durch die treffende Beurtheilung früherer und späterer Redner, durch die treue Schilderung alter und neuer Erziehung und Bildung, durch eine lebhafte, fließende, an die besten Muster erinnernde Sprache. Der Text ist uns lückenhaft und nicht von Verderbnissen frei überliefert worden.

Der Verfasser hat das Schriftchen einem gewissen Fabius Justus, einem auch dem jüngeren Plinius befreundeten Manne

(ep. I, 11; VII, 2), gewidmet. Dieser hatte, wie das kurze Vorwort berichtet, an den Verfasser öfter die Frage gestellt: woher es komme, daß, während die früheren Zeiten die ausgezeichnetsten und berühmtesten Redner gehabt, die jetzigen Zeiten, aller echten Beredtsamkeit bar, kaum noch den Namen „Redner" beibehalten haben, da Männer von Beredtsamkeit sich lieber Sachwalter, Advocaten, Patrone oder sonst wie, als Redner nennen. Die Antwort will ihm der Verfasser in der Mittheilung eines Gespräches geben, das von den beredtesten Männern ihrer Zeit gehalten worden und das er selbst als ein noch ganz junger Mann mit angehört habe (1). — Die Unterredung fällt in das sechste Regierungsjahr des Vespasian, 75 (c. 17). Sie findet Statt in der Behausung des Curiatius Maternus, einen Tag, nachdem dieser sein Trauerspiel Cato öffentlich vorgelesen hatte. Ihn besuchen nämlich Marcus Aper und Julius Secundus, damals die größten Berühmtheiten des Forums. Sie finden ihn mit der Durchsicht seines Trauerspieles beschäftigt, und Aper ergreift die Gelegenheit, ihm seine Vorliebe für die Dichtkunst vorzuwerfen, worüber er seine rhetorischen und historischen Studien vernachlässige und die vielen Freunde, Colonien und Municipien, die seinen forensischen Beistand in Anspruch nehmen, von sich weise. Die Beredtsamkeit, meint Aper, verleiht Vortheil und Würde dem, der sie ausübt, und Ruhm und Ansehen dem Vaterlande. Der Redner gewährt den Freunden Schutz, den Fremden Hülfe, dem Bedrängten Rettung, den Gegnern und Feinden aber flößt er Furcht und Schrecken ein, so daß Niemand seine Sicherheit zu gefährden wagt. Ist er aber in Gefahr, so schützt ihn die Beredtsamkeit besser, als Panzer und Schwert. Zu dem Nutzen kommt noch das Vergnügen. Der Redner wird von den angesehensten Männern in seinem Hause aufgesucht, auf der Straße von dem Volke voll Bewunderung umgeben, in den Gerichten mit Verehrung und Beifall überschüttet. Welcher Ruf und welches Lob, das jede andere Kunst bringt, kann mit dem Ruhme der Redner verglichen werden, die nicht nur in der Stadt bei den Geschäfts- und Gewerbsleuten, sondern selbst schon bei der reifen und heranwachsenden, hoffnungsvollen Jugend, die dem Besseren nachstrebt, sich der Auszeichnung erfreuen? Welcher Anderer Namen prägen die Eltern früher den Kindern ein? Welche nennt selbst der unwissende Haufe und die gemeine Bürgerclasse öfter und weist auf sie mit Fingern, wenn sie vorübergehen? Ja, selbst Reisende und Fremde, sobald sie in die Stadt gekommen, suchen die, von denen sie schon in ihren Landstädten und Flecken gehört haben, auf und wünschen sie von Angesicht kennen zu lernen. Durch die Beredtsamkeit endlich erheben sich niedrig geborene und unbegüterte Menschen zu den höchsten Aemtern, Würden und

Reichthümern. Die Dichtkunst hingegen läßt ihre Verehrer in Dunkel und Armuth; das Vergnügen, das sie gewährt, ist ein kurzes, das Lob ein eitles und unfruchtbares. Hat ein Dichter nach langer Tagearbeit und vielen Nachtwachen ein Werk mühsam zu Stande gebracht, so muß er überall bitten und werben, daß man sich nur herablasse, seiner Vorlesung beizuwohnen. Und selbst diese kann er nicht ohne Kostenaufwand veranstalten. Er leiht sich ein Local, er baut einen Zuhörerraum, borgt Sitze und schickt Einladungskarten umher, und wenn ihm das Glück recht günstig war und seine Vorlesung mit Beifall gekrönt hat, so blüht sein Lob wie eine Blume einen oder zwei Tage, ohne eine solide, genießbare Frucht zu bringen; denn er trägt weder eines Menschen Freundschaft, noch Gönnerschaft, noch dauernde Verpflichtung davon, sondern ein wüstes Geschrei, leere Worte und eine flüchtige Freude. Dazu kommt, daß ein Poet, wenn er etwas Würdiges leisten will, sich von dem Verkehr mit den Freunden und von den Annehmlichkeiten der Stadt zurückziehen, alle seine Berufsgeschäfte aufgeben und, wie die Dichter selber sagen, in Haine und Wälder, d. h. in die Einsamkeit, flüchten muß. Ja selbst der Ruhm, dem die Dichter allein dienen, und der, wie sie gestehen, der einzige Lohn aller ihrer Mühen ist, wird ihnen in geringerem Maße zu Theil, wie den Rednern. Mittelmäßige Dichter kennt Niemand, gute nur Wenige. Der Ruf selbst der gelungensten Vorlesung dringt kaum durch die Stadt, geschweige denn durch so viele Provinzen. Wer keine Anlage zum Redner hat, der möge immerhin in der Dichtkunst Ergötzung und Ruhm suchen. Einen Mann wie Maternus aber ruft sein Talent von den Auditorien und Theatern hin zum Forum, zur Führung von Rechtssachen und in wahre Treffen. Die Entschuldigung gilt nicht, daß die Dichtkunst weniger Anstoß errege als die Redekunst. Hat Maternus doch nicht für einen Freund, sondern für Cato einen weit gefährlicheren Anstoß gegeben (2—10).

Maternus ergreift zu seiner Vertheidigung das Wort. Aus eitelen Auszeichnungen, wie sie Aper als Lohn der Redner hervorgehoben, mache er sich Nichts, und Sicherheit gewähre ihm sein gutes Gewissen besser, als die Beredtsamkeit. Die Wälder und Haine und die Einsamkeit, die er ihm vorgeworfen, schaffen ihm so viel Lust, daß er das gerade als die herrlichste Frucht der Dichtkunst ansehe, daß sie ihn aus dem Geräusch und dem Elende der wirklichen Welt in eine ideale Welt der Unschuld und Reinheit versetzt. Die Dichtkunst ist die Schwelle und das Allerheiligste der Beredtsamkeit; denn in poetischer Form hat diese ihren Strom in die keuschen und von keinen Lastern befleckten Herzen der Menschen ergossen; in ihr haben die Orakel gesprochen. Der Gebrauch der gewinnsüchtigen und blutdürstigen Beredtsamkeit ist ein neuer,

aus dem Sittenverderbniß entstandener, oder, wie Aper sagt, statt der Geschosse erfunden. Das goldene Zeitalter hatte keine Redner und keine Verbrecher, dafür aber Dichter und Seher, die das Gute besangen, nicht aber das Schlechte vertheidigten. Bei Göttern und Menschen standen Dichter in hoher Achtung, und heute noch ist der Ruhm Homer's nicht geringer als der des Demosthenes, und weit mehr Tadler hat Cicero als Virgil. Bringt Beredtsamkeit Ehre und Reichthum, so bringt sie aber auch Furcht und Mißgunst und die Nothwendigkeit zu schmeicheln, so daß die Redner den Herrschern nicht knechtisch genug, den Anderen nicht frei genug scheinen. Ihn mögen, so wünscht er, die süßen Musen, wie sie Virgil nennt, befreien von Kummer und Sorgen und von der Nothwendigkeit, täglich Etwas wider seinen Willen thun zu müssen, und ihn führen in ihre Tempel und an ihre Quellen. Frei von Ehrgeiz und Habsucht gehe er seinem Grabe entgegen, und für sein Denkmal brauche Niemand zu sorgen noch zu bitten (11—13).

In diesem Augenblick tritt Vipstanus Messalla ein. Von dem Gegenstande der Unterhaltung in Kenntniß gesetzt, drückt er seine Freude aus, daß Männer wie sie nicht blos in Geschäften auf dem Forum oder in Declamationen ihren Geist üben, sondern sich auch über so lehrreiche und anziehende Gegenstände zu unterhalten verstehen. Mit Recht, sehe er, werde daher an Secundus gelobt, daß er durch die Lebensbeschreibung des Julius Asiaticus die Hoffnung auf mehrere solche Bücher rege gemacht habe, und an Aper, daß er noch nicht sich von den Schulcontroversen losmachen könne und seine Mußezeit lieber nach Art der neueren Rhetoren, als der alten Redner verbringen wolle. — Aper findet hierin einen Spott auf seine und seiner Zeitgenossen Studien, da er den Messalla als Bewunderer der Alten kennt. — Dieser gesteht ihm seine Vorliebe zu und glaubt, daß auch Secundus und Maternus, ja Aper selbst, wenn er auch zuweilen dagegen disputire, ihm hierin beistimmen werden. Er wünscht daher, daß Einer von ihnen die Gründe aufsuche und angebe von der unendlichen Verschiedenheit der alten und der jetzigen Beredtsamkeit. — „Keiner vermag das besser als du selbst, Messalla!" sagt Secundus. — Und dieser erklärt sich denn auch bereit unter der Bedingung, daß sie ihm ihre Unterstützung leihen. — Maternus und Secundus sagen sie ihm zu; aber Aper nimmt das Wort, den Vorzug der Neueren vor den Alten zu erweisen. Zuerst greift er die Bezeichnung der Früheren als der Alten an, da von dem Tode des Cicero bis zur Gegenwart kaum 120 Jahre verflossen seien. Ferner, meint er, habe auch unter diesen sogenannten Alten die größte Verschiedenheit der Manier geherrscht. Sie haben zu ihrer Zeit gefallen, weil diese in der Bildung noch nicht so vorgeschritten

gewesen, als die heutige. Jetzt verlange man nicht mehr ihre langweiligen Auseinandersetzungen und trivialen philosophischen Einlagen, sondern kurze Beweisführungen, schimmernde Sentenzen, glänzende und zierliche Schilderungen, poetischen Schmuck, Witzworte und kurze Sinnsprüche, die man mit nach Hause bringen und Anderen mittheilen könne. Wenn er die alten Redner lese, so könne er sich bei einigen des Lachens, bei anderen des Schlafes kaum enthalten. Selbst die Reden des Cicero, bei allen ihren Vorzügen, gleichen doch nur einem soliden Bürgerhause ohne allen Schmuck und zierlichen Hausrath. Ihre nüchterne und trockene Weise werde für Gesundheit ausgegeben. Aber nicht krank sein, das ist noch wenig; munter, frisch und froh muß der Mensch sein. Es liegt nur an Männern wie Maternus, Messalla und Secundus, ihre Zeit durch die schönste Art der Rede ebenso berühmt zu machen, wie die alte (14—23).

Es folgt die Entgegnung des Messalla. Ob man die Alten mit Recht so nenne oder nicht, ist ein bloßer Wortstreit. Auch er leugne nicht, daß unter ihnen, wie ja schon unter den classischen Rednern der Griechen, sich verschiedene Manieren finden. Doch bei aller Verschiedenheit beseelte sie ein Geist, und darin liegt der Hauptunterschied der alten und der jetzigen Redner. Der eigentlich rednerische, männliche Schmuck ist geschwunden; die jetzigen Redner sind weichlich im Ausdruck, seicht in den Gedanken; sie lassen sich in der Komposition allzu sehr gehen und stellen eher Schauspieler, als Redner vor. Daher die schmähliche, aber häufige Aeußerung: „Unsere Redner reden kokett, und unsere Schauspieler tanzen beredt!" Die Gründe solchen Verfalles kennen Alle. Die Beredtsamkeit wie die anderen Künste haben ihren Glanz verloren nicht aus Mangel an Ausübenden, sondern aus Trägheit der Jugend, Nachlässigkeit der Eltern, Unwissenheit der Lehrer und Verfall der alten Sitten. War in früheren Zeiten einem Vater von seiner keuschen Gattin ein Kind geboren, so wuchs es nicht in der Kinderstube bei einer erkauften Amme auf, sondern im Schoße und an dem Busen der Mutter, deren höchstes Lob war, dem Hauswesen vorzustehen und für die Kinder zu sorgen. Man wählte eine ältere Verwandte von erprobter Sittlichkeit, der die Aufsicht über die Kinder anvertraut wurde. Diese duldete kein unehrbares Wort, keine unsittliche Handlung; sie leitete mit frommem, züchtigem Sinne nicht blos die Beschäftigungen und Studien, sondern auch die Spiele und Erholungen der Kinder. Bei einer solchen strengen Erziehung fand sich bald das jugendliche, unverdorbene Gemüth zu einem ehrenvollen Berufe hingezogen, und mochte die Neigung des jungen Mannes auf den Kriegsdienst oder auf die Rechtswissenschaft oder auf das Studium der Beredtsamkeit gehen, immer trieb er nur dies Eine und widmete sich ihm ganz.

Jetzt hingegen übergiebt man das neugeborene Kind einer griechischen Magd, der Einer oder der Andere von der übrigen Dienerschaft, meist der Schlechteste, der zu keinem anderen Dienste taugt, beigesellt wird. Das zarte und noch ungebildete Gemüth nimmt die Märchen und den Aberglauben dieser Leute in sich auf, und im ganzen Hause scheut sich keiner von den Leuten, vor dem jungen Herrn zu reden und zu thun, was er will. Ja die Eltern selbst gewöhnen die Kinder nicht an ein sittliches und bescheidenes Benehmen, sondern an schamlose und spöttelnde Reden. Kein Wunder, daß sich bald Frechheit einschleicht und der Mensch die Achtung vor sich selbst und Anderen verliert. Die hauptstädtischen Untugenden nehmen die Kinder schon im Mutterleibe an, die Vorliebe für Schauspieler, Gladiatoren und Pferde. Diese erfüllen die Gedanken der jungen Leute und lassen ihnen für nützliche Beschäftigungen keine Zeit. Davon sprechen sie zu Hause und unter einander; davon müssen selbst die Lehrer sie unterhalten; denn diese dürfen nicht durch strenge Zucht und erprobtes Talent, sondern nur durch kriechende Höflichkeit und lockende Schmeichelei auf eine große Schülerzahl rechnen. In dem ersten Jugendunterrichte wird wenig geleistet; man giebt sich wenig Mühe mit der Lectüre der Schriftsteller, mit der Kenntniß des Alterthums und der Geschichte, sondern man eilt zu den sogenannten Rhetoren. Wie ganz anders die alten Redner ihre Jugend benutzt haben, zeigt Cicero am Ende seines Brutus, wo er seinen eigenen Erziehungsgang beschreibt. Die Alten declamirten nicht in den Rhetorenschulen und übten nicht Zunge und Stimme in erdichteten und unwahrscheinlichen Controversen, sondern sie nahmen die Wissenschaft auf, die über das Gute und Schlechte, über das Sittliche und Unsittliche, über das Gerechte und Ungerechte zu disputiren lehrt. Sie zeigten, daß sie sich eine allgemeine Bildung angeeignet hatten, was nicht blos die gelehrten und sachkundigen Zuhörer, sondern selbst das Volk gleich merkte und durch Lob belohnte. Denn es kann keinen wahren Redner geben und hat auch noch keinen gegeben, der nicht, wie man zur Schlacht sich mit allen Waffen versieht, so auch das Forum mit allen Kenntnissen ausgerüstet betritt. Heute vernachlässigen die Redner die allgemeine Bildung so sehr, daß man ihre mangelhafte Kenntniß der Sprache, des Rechtes, der Gesetze und der Philosophie gleich erkennt, und doch sind solche Wissenschaften unerläßliche Forderungen an den Redner (25—32).

Messalla hat seinen Vortrag geendet; dem Maternus aber scheint die Sache noch nicht erledigt. Er verlangt noch zu wissen, durch welche Uebungen die Jünglinge, die sich dem Forum widmeten, ihren Geist genährt und gestärkt haben. Messalla giebt hierauf eine Schilderung, wie der junge Mann, der sich der Be=

redtsamkeit widmete, nach gehöriger häuslicher Vorbereitung von dem Vater oder von Verwandten zu demjenigen Redner, der für den ersten im Staate galt, geführt wurde. Diesem hing er an, diesen begleitete er, allen dessen Verhandlungen in den Gerichten, wie in der Volksversammlung wohnte er bei und lernte so im Kampfe selbst kämpfen. Wiewohl Jeder nur in dem Gefolge eines Einzigen war, so lernte er doch alle gleichzeitigen Patrone in den mannigfaltigsten Rechtssachen und zugleich den Geschmack des Volkes kennen. So ward er praktisch zum Redner gebildet, indeß jetzt nur die Knaben und Jünglinge im engen Schulzimmer vor ihren gleich unwissenden Altersgenossen ihre Suasorien und Controversen declamiren über Gegenstände, wie sie selten oder nie im wirklichen Leben vorkommen (33—35).

Der Text hat hier eine bedeutende Lücke, und der Schluß der Rede des Messalla fehlt. Es hat hierauf, wie es scheint, Maternus das Wort ergriffen, um auseinanderzusetzen, daß der Unterschied der Beredtsamkeit der früheren und jetzigen Zeit nicht blos auf der Verschiedenheit der Erziehung und Bildung beruhe, sondern eine nothwendige Folge der veränderten politischen Verfassung sei. Nur in dem freien Rom konnte die öffentliche Beredtsamkeit zur Blüthe gelangen; in der Monarchie hat sie ihren eigentlichen Boden verloren. Es kann kaum die Frage sein, ob die Blüthe der Redekunst so hoch zu stellen sei, daß sie mit der Ruhe und dem inneren Frieden des Staates, wie ihn die Monarchie gewährt, erkauft werden solle. Jene große und berühmte Beredtsamkeit ist ein Kind der Frechheit, die Thoren Freiheit nennen; ein Reizmittel für ein entzügeltes Volk, kannte sie keinen Gehorsam und keine Unterordnung, war sie widerspenstig, frech und anmaßend, und sie kommt daher in wohlgeordneten Staaten nicht auf. Jetzt dient sie nicht politischen Zwecken und wird denen, die sie ausüben, selten gefährlich; sie schützt den Unglücklichen und macht den Verbrecher unschädlich. Gäbe es einen Staat, worin kein Verbrecher sich fände, so wären in demselben die Redner unnütz, wie der Arzt unter lauter Gesunden. Wie aber die Heilkunst die wenigste Anwendung und Ausbildung unter denjenigen Völkern findet, die von fester Gesundheit und kräftigem Körperbau sind, so ist auch der Ruhm der Redner gering und wenig leuchtend, wo gute Sitten herrschen und die Unterthanen ihren Herrschern bereitwillig gehorchen. „Glaubet es mir," so schließt er, „ihr trefflichsten und, so weit es nöthig ist, beredtesten Männer, wenn ihr entweder in den früheren Jahrhunderten, oder Jene, die wir bewundern, in dem jetzigen geboren wären und ein Gott plötzlich euere Lebenszeiten vertauscht hätte, so würde weder euch jenes hohe Lob und jener Ruhm in der Beredtsamkeit, noch Jenen unsere bescheidene Mittelmäßigkeit gefehlt haben. Jetzt, da Niemand zu gleicher

Zeit einen großen Ruf und eine große Ruhe erlangen kann, mag Jeder das Gute seiner Zeit ohne Beeinträchtigung der Anderen benutzen."

Sie trennten sich, indem Maternus scherzend zu Aper sagte: „Dich werden wir, ich bei den Poeten, Messalla bei den Alterthümlern verklagen." — „Und ich," sagte Aper, „euch beide bei den Rhetoren und Schulrednern" (36—42).

4. Sextus Julius Frontinus.

Einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit war Sextus Julius Frontinus. Geboren um das Jahr 40, war er unter Vespasian Stadtpraetor, im Jahre 70 (Tac. hist. IV, 39) bekleidete er zum ersten Male das Consulat und focht als Nachfolger des Petilius Cerialis in Britannien mit Auszeichnung, um 76—78 (Tac. Agr. 17). Auch im Chattenkriege scheint er thätig gewesen zu sein. Nerva übertrug ihm das Amt eines curator aquarum, im Jahre 97 (de aquis 1), und zum zweiten Male das Consulat (Plin. paneg. 61), das er unter Trajan zum dritten Male, 100, bekleidete. Unter demselben Fürsten verwaltete er auch das Augurat. Da ihm in demselben der jüngere Plinius im Jahre 103 oder 104 folgte (ep. IV, 8), so wird er um diese Zeit gestorben sein. — Er stand bei seinen Zeitgenossen in hoher Achtung. Plinius nennt ihn princeps vir (IV, 8, 3) und erwähnt (IX, 19, 6), daß er vor seinem Tode verboten habe, ihm ein Grabdenkmal zu setzen, indem er sagte: „Mein Andenken wird fortdauern, wenn ich es durch mein Leben verdient habe." Martial preist ihn als seinen Gönner X, 58. — Unter Domitian verfaßte Frontinus, wie er selbst sagt (praef. strat.) als Nachtrag zu einem für uns verlorenen Werke über das Kriegswesen die erhaltenen strategematon libri III. Denselben ist noch ein viertes Buch, strategematica, angehängt; doch unterscheidet sich dasselbe in Sprache, Anlage und Geist so wesentlich von den strategemata, daß man es mit Recht dem Frontinus abspricht und einer späteren Zeit zuschreibt. Die drei ersten Bücher geben Musterbeispiele von der eigentlichen strategischen Thätigkeit des Feldherrn, und zwar enthält das erste Buch Beispiele von Strategemen vor dem Kampfe, das zweite während und nach dem Kampfe und das dritte von Strategemen Belagernder und Belagerter. Die Beispiele sind aus der griechischen und römischen Geschichte gewählt und enthalten manche sonst nicht bekannte Notizen; doch ist die Sammlung stark interpolirt. Das vierte Buch liefert in der Weise des Valerius Maximus nach moralischen Rubriken geordnete Beispiele strategischer Pflichten in Bezug auf Disciplin und moralisches Verhalten der Feldherren wie der

Heere. — Unter demselben Fürsten schrieb Frontinus noch ein agrimensorisches Werk in mindestens zwei Büchern, aus denen Auszüge (I de agrorum qualitate, de controversiis; II de limitibus, de controversiis agrorum) in dem Commentare des Aggenus Rusticus aus christlicher Zeit erhalten sind. — Sein Amt als curator aquarum gab ihm die Veranlassung zu der noch vorhandenen, durch ihre historischen Notizen und Urkunden wichtigen Schrift de aquis urbis Romae in zwei Büchern, die noch unter Nerva verfaßt, aber erst unter Trajan herausgegeben ist und die Geschichte und Beschreibung der Bewässerungsanstalten in Rom und die gesetzlichen Bestimmungen über die Erhaltung und Benutzung derselben enthält.

III. Die Literatur unter Nerva und Traian.

Nerva, 96—98.
Traianus, 98—117.

M. Cocceius Nerva, nach Domitian's Tode von dem Senat zum Kaiser erwählt und von dem Heere angenommen, eröffnet eine Reihe guter Regenten, unter denen das Reich sich einer fast hundertjährigen milden und gesetzlichen Regierung erfreute. Er war aus einer angesehenen Familie, ein Mann von tüchtiger Bildung, in jüngeren Jahren als elegischer Dichter bekannt und als solcher von Nero geehrt (Mart. VIII, 70, 7; IX, 26, 9). Als Kaiser sorgte er nicht blos für das materielle Wohl, sondern auch für die sittliche Hebung des Volkes. Er gab strenge Gesetze gegen die Angeber und beschränkte die Majestätsverbrechen.

Nach einer sechzehnmonatlichen Regierung folgte ihm M. Ulpius Traianus aus Italica in Spanien. In den Waffen aufgewachsen und als Kaiser unermüdlich in den Arbeiten des Krieges, schenkte er doch der Erziehung der Jugend und den Künsten des Friedens seine Sorge, so daß Plinius rühmend zu ihm sagen konnte (paneg. 47): „Wie wahrhaft kaiserlich sorgst du für die Bildung der Jugend zum Leben und zur Sitte! Welche Ehre schenkst du den Lehrern der Beredtsamkeit und den Meistern der Weisheit! Wie haben unter deiner Regierung die Studien Athem, Blut und Heimath wiedergewonnen, sie, welche die Grausamkeit früherer Zeiten mit Verbannung strafte, da der Fürst, sich aller Laster bewußt, die den Lastern feindlichen Wissenschaften ebenso aus Schamgefühl, wie aus Haß verwies. Du aber trägst dieselben Wissenschaften in den Armen, in den Augen und Ohren. Denn du leistest Alles, was sie vorschreiben, und du liebst sie

ebenso sehr, wie du von ihnen bewährt befunden wirst." — Von Traian werden Commentare über den dacischen Krieg erwähnt (Prisc. VI, p. 682); doch hat er selbst weniger einen unmittelbaren Einfluß auf die Literatur, wie auf die bildenden Künste geübt, die seiner Neigung zu prachtvollen Bauten dienen mußten. Die Unabhängigkeit vom Hofe gestattete daher den Schriftstellern eine größere Freiheit, welche die kleine Zahl älterer edler Männer, die, von Domitian's Grausamkeit verschont, den Druck des Despoten schweigend hatten hinnehmen müssen, benutzten, ihrem Unwillen Luft zu machen. Rührend sagt Tacitus (Agr. 5): „Wir haben wahrlich ein großes Beispiel von Geduld gegeben, und wie das Alterthum die höchste Freiheit, so hat unsere Zeit, in der durch die gerichtlichen Untersuchungen selbst der im Reden und Hören bestehende Verkehr benommen war, die höchste Knechtschaft gesehen. Wir hätten mit dem Worte selbst auch die Erinnerung eingebüßt, wenn es ebenso in unserer Macht stände zu vergessen, als zu schweigen. Jetzt erst leben wir wieder auf; doch wiewohl gleich beim Beginn des glücklichsten Zeitalters der Kaiser Nerva die sonst unverträglichen Dinge, die Alleinherrschaft und die Freiheit, mit einander zu vereinigen verstanden hat, und Nerva Traianus täglich noch das Glück der Zeit mehrt und die öffentliche Sicherheit nicht nur Muth zu hoffen und wünschen, sondern selbst schon ein mächtiges Vertrauen auf die Erfüllung des Wunsches gefaßt hat, so liegt es doch in der Natur der menschlichen Schwäche, daß die Heilmittel hinter den Schäden zurückbleiben, und wie unser Körper langsam wächst, schnell verdirbt, so ist es leichter, die Geister und Wissenschaften zu unterdrücken, als wieder zu heben. Es schleicht sich nämlich die süße Lust der Trägheit von selbst ein, und die Unthätigkeit, die anfangs verhaßt war, gewinnt man zuletzt lieb. Wie nun gar, wenn fünfzehn Jahre hindurch, einen für das Menschenleben so bedeutenden Zeitraum, Viele durch zufällige Ursachen, gerade die Thätigsten aber durch die Grausamkeit des Herrschers ihren Untergang gefunden und wir Wenigen so zu sagen, nicht blos die Anderen, sondern uns selbst überlebt haben, da uns mitten aus dem Leben so viele Jahre gerissen worden sind, in denen wir Jungen zum Alter, die Alten fast bis zur äußersten Grenze des Lebens im Schweigen gelangt sind?" — Auf das jüngere Geschlecht wirkte, wie auch Tacitus andeutet, die Gleichgültigkeit des Kaisers gegen die Literatur erschlaffend, da die Studien kein Mittel waren, sich die besondere Gunst des Herrschers zu erringen, und wenn in früheren Zeiten angesehene Männer zu den Studien ihre Zuflucht genommen hatten, um in ihnen Trost für die traurige Gegenwart zu finden, so fiel unter der milden Regierung des Traian auch dieser Grund weg. Nur die Opposition gegen den Despotismus der Kaiser

hatte der Literatur noch Leben eingehaucht, und nachdem unter Traian die letzten Stimmen verklungen waren, schwieg die römische Muse für immer. Was man von nun an noch in römischer Zunge hörte, war meist der erborgte Laut Fremder, denen der römische Geist fehlte.

A. Poesie.

Die Poesie diente immer noch wie früher als dilettantischer Zeitvertreib gebildeter Männer, die sich theils in den leichten Gattungen der Lyrik, theils in epischen und dramatischen Dichtungen versuchten, ohne daß sie einen bleibenden Ruf erlangen konnten. Wie groß die Menge der Dichter und ihre Sucht, sich öffentlich hören zu lassen, gewesen, können wir aus einem Briefe des Plinius an Sosius Senecio (I, 13) entnehmen, worin es heißt: „Dieses Jahr hat uns eine große Menge Dichter gebracht; im ganzen Monat April fast kein Tag, an dem nicht einer eine Vorlesung hielt. Es macht mir Freude, daß die Wissenschaften blühen, die guten Köpfe hervortreten und sich zeigen, wie lässig sich auch die Zuhörer sammeln.“ In der That scheint auch die Lust an dem Anhören von Vorlesungen bedeutend abgenommen zu haben, wie Plinius in demselben Briefe klagt: „Die Meisten sitzen draußen, verbringen die Zeit, wo es zu hören giebt, mit Gesprächen und lassen sich von Zeit zu Zeit melden, ob der Vorleser schon eingetreten, ob er mit der Vorrede bereits fertig sei, ob er die größte Hälfte des Werkes schon gelesen habe. Dann erst kommen sie, und auch dann nur langsam und zögernd, und bleiben doch nicht bis zu Ende, sondern gehen noch vor dem Schlusse hinaus, Einige heimlich und verstohlen, Andere frei und offen. — Auch der Müßigste, lange vorher gebeten und wiederholt gemahnt, kommt entweder gar nicht, oder er klagt, wenn er kommt, einen Tag verloren zu haben, nur weil er ihn nicht verloren hat.“ — Diese Fluth von Dichtern, deren Leistungen sich über die Mittelmäßigkeit nicht erhoben haben, veranlaßte Juvenal (I, 17) zu der sarkastischen Aeußerung:

> Thörichte Rücksicht ist's, da so viele Poeten an allen
> Orten du triffst, des Papieres zu schonen, geweiht dem Verderben.

Bemerkenswerth ist, daß einige dieser Dichter in griechischer und lateinischer Sprache zugleich, einige, wie es scheint, ausschließlich in griechischer Sprache dichteten. Aus Martial, Juvenal und Plinius lernen wir die Namen einer ziemlichen Anzahl solcher Dilettanten kennen. Im epischen Fache versuchte sich Caninius Rufus (Plin. VIII, 4); in der Comödie und zwar anfänglich in

der Art des Menander und später in der der alten griechischen Komiker Verginius Romanus (ib. VI, 21); in der Lyrik Paulus Passennus, aus der Familie des Properz, mit dem er wie in der Elegie mit Horaz in der Ode wetteiferte (VI, 15; IX, 22), Sentius Augurinus und Pompeius Saturninus, Nachahmer des Catullus und Calvus (ib. IV, 27; I, 16), Vestricius Spurinna, den wir schon oben angeführt haben, u. A. Arrius Antoninus, der Großvater des Kaisers Antoninus Pius, dichtete Epigramme und Jamben in griechischer Sprache, die Plinius ins Lateinische übersetzte (IV, 3; 18. V, 15). Auch Plinius selbst, wie er an mehreren Stellen erwähnt, gab sich gern in der Mußezeit solchem poetischen Spiele hin. „Denn", sagt er (VII, 9), „sie heißen Spiele, aber diese Spiele verschaffen zuweilen nicht geringeren Ruhm, als ernste Beschäftigungen." Eine Sammlung Hendekasyllaben überschickte er seinem Freunde Paternus (IV, 14) mit der Bemerkung, daß er sich damit seine Zeit beim Fahren, Baden und Speisen vertreibe; in solchen bald längeren, bald kürzeren Dichtungen drücke er seinen Spott, seine Laune, seine Liebe, seinen Schmerz, seine Klagen und seinen Zorn aus und suche durch die Mannigfaltigkeit zu bewirken, daß dem Einen Dieses, dem Anderen Jenes, Einiges vielleicht Allen gefalle. Er folge hierin dem Beispiele sehr hoher und würdiger Männer, die sich in dergleichen Spielen selbst anstößiger Dinge und Worte nicht enthalten haben, was er meide, nicht etwa aus größerer Sittenstrenge, sondern aus größerer Schüchternheit. In einem anderen Briefe (VII, 4) gesteht er, daß er sich immer zur Dichtkunst hingezogen gefühlt habe; ja, schon mit vierzehn Jahren habe er eine griechische Tragödie geschrieben; wie sie geheißen, das wisse er selbst nicht mehr. Später, als er vom Kriege heimkehrend auf der Insel Icaria durch Stürme zurückgehalten wurde, dichtete er lateinische Elegien auf das Meer und die Insel. Hierauf habe er sich auch in der heroischen Gattung versucht. Zur Abfassung von kleineren Gedichten, die er Hendekasyllaben genannt, die man aber ebenso gut auch Epigramme oder Idyllen oder Eclogen oder kleine Gedichte nennen könnte (IV, 14, 9), sei er durch ein Epigramm Cicero's an Tiro veranlaßt worden. Als er einst Mittagsruhe halten wollte und nicht einschlafen konnte, sei ihm eingefallen, ob er nicht ebenfalls, was die größten Redner zuweilen zur Erholung gethan und worin sie selbst etwas Lobenswerthes gefunden, versuchen könnte. Er habe sogleich eine Probe gemacht, ob er noch zu dichten im Stande sei, und sie sei so glücklich ausgefallen und von den Freunden so bewundert worden, daß er seitdem, wenn er sonst Nichts zu thun hatte, meist auf Reisen, sich in verschiedenen Versgattungen versucht habe. Zuletzt habe er nach dem Beispiele Vieler ein Heft Hendekasyllaben zusammengetragen, die gelesen,

abgeschrieben, sogar gesungen und selbst von Griechen, die aus Liebe zu dem Büchelchen Lateinisch gelernt haben, bald zur Cither, bald zur Lyra vorgetragen werden. „Doch was rühme ich mich dessen", schließt er seinen Bericht; „wiewohl den Dichtern ein gewisser Enthusiasmus erlaubt ist. Und doch spreche ich nicht von meinem, sondern von Anderer Urtheile. Sei nun dieses Urtheil gegründet oder nicht: das Eine wünsche ich, daß auch der Nachwelt Urtheil auf ähnliche Weise gegründet oder ungegründet sei." — Zum Glück ist die Nachwelt mit diesen und ähnlichen Producten dilettantischer Muße verschont geblieben. In einer so unpoetischen Zeit, in welcher keine höhere Idee die Menschheit über die gemeine Wirklichkeit erhob, konnte auch die Dichtkunst keinen würdigen Vertreter finden. Es blieb dem geistreichen Manne nur der Witz und dem edelen Gemüthe die Bitterkeit, sich über die tief gesunkene Welt auszusprechen. Und so sind die Einzigen, deren Dichtungen auf die Nachwelt gekommen, der Epigrammendichter Martial, dessen letzte Leistungen, wie erwähnt, noch unter Trajan fallen, und der Satiriker Juvenal.

1. D. Junius Juvenalis.

Ueber die Lebensumstände des Juvenal besitzen wir einzelne Notizen theils in einer von ihm selbst in seiner Vaterstadt gesetzten Weihinschrift und in seinen Satiren, theils in den Scholien zu denselben und in einigen kurzen Lebensbeschreibungen, unter denen die älteste dem Probus beigelegt ist. Jedoch sind die Angaben der letzteren zum Theil so widersprechend, daß man auf mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen angewiesen ist. — Man setzt seine Geburt in das Jahr 47 n. Chr. Juvenal selbst giebt als seinen Geburtsort Aquinum im Volskerlande an (III, 319) und erwähnt der grammatischen und rhetorischen Studien seiner Jugend (I, 15—16). Nach der Lebensbeschreibung des angeblichen Probus war er entweder der Sohn oder der Pflegesohn eines reichen Freigelassenen. Bis in sein mittleres Lebensalter beschäftigte er sich in Rom mit rhetorischen Declamationen, mehr aus Neigung, als um sich für das Forum oder die Schule vorzubereiten. Wie es scheint, hat er sich den Ruf eines tüchtigen Redners erworben; wenigstens nennt ihn Martial (VII, 91, 1) den beredten (facunde Iuvenalis). Nach der erwähnten, wahrscheinlich unter Domitian errichteten Inschrift war er Tribun oder Praefect der ersten Cohorte der Dalmatier und bekleidete in Aquinum die Würde eines duumvir quinquennalis und eines Flamen des Vespasian. Die schon von Apollinaris Sidonius (carm. IX, 267) bezeugte Ueberlieferung berichtet, daß er auf Veranlassung eines

einflußreichen Schauspielers, dessen Zorn er erregt, verbannt wurde, und zwar heißt es, unter dem Scheine einer militärischen Ehrenbezeugung als Praefect einer Cohorte. Die Ursache der Verbannung sollen die ursprünglich gegen den Pantomimen Paris, den Günstling des Domitian, gerichteten und später von dem Dichter in die siebente Satire aufgenommenen Verse (90—92), angeblich die ersten, mit denen er an die Oeffentlichkeit trat:

Was nicht die Großen, das giebt ein Mime: um Barea kümmerst
Und Camariner du dich und der Adligen prunkende Hallen?
Macht Pelopea Praefecten ja doch, Philomela Tribunen,

gewesen sein. Ueber die Zeit der Verbannung weichen die Berichte von einander ab. Nach dem einen wäre die Strafe die unmittelbare Folge des Angriffes auf Paris gewesen und von Domitian in seinen letzten Regierungsjahren verhängt worden; doch steht dieser Nachricht der Umstand entgegen, daß die Anwesenheit des Dichters in Rom zu dieser Zeit durch Martial (VII, 24; 91; XII, 18) bezeugt wird. Andere verlegen das Ereigniß unter Trajan oder lassen den Dichter als achtzigjährigen Greis verbannt werden, was auf Hadrian führen würde. In diesem Falle hätte man anzunehmen, daß es damals einen Schauspieler gegeben habe, der einen ähnlichen Einfluß wie Paris ausübte und seine Günstlinge zu hohen Ehren zu befördern wußte, und daß die bewußten Verse als eine Anspielung auf diesen betrachtet und bestraft wurden, als Juvenal ihr Andenken durch Aufnahme in die siebente Satire erneuerte. Gleiche Verschiedenheit herrscht in der Angabe des Verbannungsortes. Die Meisten lassen den Dichter an die äußersten Grenzen von Aegypten verbannt werden, und in diesem Lande muß er sich nach sat. XV, 45 in der That zu irgend einer Zeit aufgehalten haben. Nach anderen Berichten hätte ihn der Kaiser nach Britannien, wo wirklich die Cohorte, bei der er früher Officier war, zu seiner Zeit mehrfach stand, in den Krieg gegen die Schotten geschickt, damit er dort seinen Tod fände. Er starb in hohem Alter, nach einer Nachricht in seinem 82. Lebensjahre, also um das Jahr 130, vor Gram und Altersschwäche in der Verbannung; denn so melden die meisten Berichte, während andere ihn aus der Verbannung nach Rom zurückkehren und dort sterben lassen.

Die Satiren des Juvenal unterscheiden sich dadurch von denen seiner Vorgänger, daß er nicht wie Lucilius die Welt von dem politischen Standpuncte eines freien Republikaners, noch wie Horaz von dem geselligen eines urbanen Weltmannes, noch wie Persius von dem abstract-philosophischen eines Stoikers betrachtet, sondern von dem persönlichen eines in seinen sittlichen Gefühlen auf das Tiefste verwundeten edelen Mannes, der, zum langen Schweigen über die Verworfenheit seiner Zeit verurtheilt, endlich, nachdem es

ihm gestattet ist, sich zu äußern, mit aller leidenschaftlichen Heftigkeit seinem empörten Herzen Luft macht. Derselbe sittliche Unwille, der gleichzeitig des Tacitus Geschichtswerke hervorgerufen, hat auch die Satiren des Juvenal entstehen lassen. Während Tacitus mit philosophischem Ernste das öffentliche Leben der Kaiserzeit schildert, hat Juvenal sich zur Aufgabe gemacht, in einer Reihe von Gemälden das gesellige Leben dieser Zeit zu veranschaulichen. Er ist Meister in der Kunst, das Häßliche in seiner nackten, abschreckenden Gestalt mit grellen, dick aufgetragenen Farben zu malen. In seiner galligen Aufwallung über die Nichtswürdigkeit der Welt macht er oft den Eindruck der Uebertreibung; er sieht zu schwarz und urtheilt zu hart; er kennt weder Nachsicht mit der menschlichen Schwäche überhaupt, noch Schonung irgend einer Persönlichkeit. Er richtet seine Satire weniger gegen die Laster, als gegen die Lasterhaften, die er mit bitterem Hasse verfolgt und um so mehr bloßstellen kann, als er seiner eigenen Sicherheit wegen die Namen seiner Muster aus der Vergangenheit genommen hat (I, 170). Er verzweifelt an der Menschheit; das Böse hat den höchsten Gipfel erreicht (I, 147); dem Guten bleibt Nichts, als Resignation. Doch scheint das Alter ihn ein Wenig milder gestimmt zu haben. Von der zehnten Satire an stumpft sich der Stachel seines Spottes mehr ab, und er mildert die Rüge durch Rath und Lehre. Dem Horaz an Urbanität, dem Persius an Tiefe der Empfindung nachstehend, übertrifft er beide an üppiger Phantasie und an Feuer der Leidenschaft. Treffend charakterisirt die drei Satiriker J. C. Scaliger: Iuvenalis ardet et iugulat, Persius insultat, Horatius irridet. Sein Witz ist meist bitterer Sarkasmus, derb und rücksichtslos. Seine Sprache verleugnet den Rhetor nicht: gedrängt und piquant, im rhetorischen Glanze schimmernd, geht sie auf Effect los durch überraschende Wendungen, dunkle Anspielungen, gelehrte Nachbildungen und Anklänge aus früheren Dichtern. Meisterhaft ist die Oekonomie seiner Satiren. Er hält sein Thema immer fest und verliert bei aller Freiheit, die er sich nimmt, nie den Faden des Zusammenhanges; wie oft er auch durch Abschweifungen auf Abwege zu gerathen scheint, lenkt er doch immer wieder ein, bis er den Leser zu dem befriedigenden Schlusse geführt hat. Trotz seiner üppigen Rhetorik weiß er doch im Einzelnen jedes müßige Wort zu meiden; jeder Ausdruck erscheint als bedeutungsvolles Bild des Gedankens.

Ueber die Wirkung seiner Satiren auf die Zeitgenossen berichtet uns die vita des angeblichen Probus, daß, nachdem er lange nicht gewagt hatte, etwas von seinen Satiren selbst vor einem kleinen Publicum vorzulesen, er sich dann bald zahlreicher Zuhörer und eines großen Erfolges zu erfreuen hatte. Auch in den fol-

genden Jahrhunderten blieb Juvenal ein beliebter Schriftsteller, wie Ammianus Marcellinus bezeugt, welcher sagt (XXVIII, 4): „Leute, die sonst gelehrte Dinge wie Gift verabscheuen, lesen doch mit eifrigem Interesse den Juvenal; außer seinen Schriften rühren sie in der tiefsten Muße keine anderen an." Im Mittelalter stand er in hohem Ansehen; man ehrte ihn mit dem Namen des Sittenlehrers (ethicus). — Frühzeitig machten sich Erklärungen des Dichters nothwendig; wir besitzen in den erhaltenen Scholien noch Ueberreste früherer Commentare.

Die Grammatiker haben die 16 Satiren, die wir von Juvenal besitzen, in 5 Bücher getheilt: sat. I—V bilden das erste, sat. VI das zweite, sat. VII—IX das dritte, sat. X—XII das vierte und sat. XIII—XVI das fünfte Buch.

Die erste Satire ist die Einleitung der ganzen Sammlung. Ihre Abfassung fällt nach dem Jahre 100, in dem die v. 49 erwähnte Verurtheilung und Verbannung des Marius Priscus stattfand. — Der Dichter fragt sich selber:

Soll Zuhörer ich stets nur sein? Soll nie ich erwiedern,
Den so oft die Theseis des heiseren Cordus gequält hat?
Soll straflos denn der Eine Togaten, der Andr' Elegieen
Mir recitiret, den Tag mir straflos gestohlen ein ries'ger
Telephus haben, ein voll bis zum untersten Rande des Buches
Und rückseitig geschrieb'ner und noch nicht fert'ger Orestes?

Und immer die abgedroschenen Geschichten! Auch ich bin schon der Ruthe des Lehrers entwachsen; auch ich will schreiben:

Thörichte Rücksicht ist's, da so viele Poeten an allen
Orten du triffst, des Papiers zu schonen, geweiht dem Verderben.
(17—18)

Warum aber Satiren? Weil es, wenn Männer der Weiber und Weiber der Männer Rolle tauschen; wenn mein ehemaliger Barbier alle Patricier durch seine Schätze herausfordert; wenn Crispin, der verworfene Sclave aus Aegypten, in Purpur mit Gold und Edelsteinen sich brüstet:

Schwer ist, keine Satire zu schreiben. Denn wer ist so duldsam
Gegen die Bosheit der Stadt, so eisern, daß an sich er hielte.
(30—31)

Wenn ich Angeber, Erbschleicher, betrügerische Vormünder, Blutsauger der Provinzen ihren Raub ruhig genießen sehe:

Sollt' ich es werth nicht halten der venusinischen Leuchte?
Sollt' ich's nicht rügen? (51—52)

Soll ich Fabeln dichten von Hercules, Diomedes, Theseus und Daedalus, wenn Ehemänner einer Erbschaft wegen ihre Frauen verkuppeln; wenn junge Verschwender, nachdem sie ihr Vermögen im Sport durchgebracht, sich Hoffnung auf das Commando einer Cohorte machen können; wenn Notare durch Fälschungen es so weit

bringen, daß sie sich wie Maecenas in Sänften tragen lassen; wenn die vornehme Matrone dem durstenden Gemahl den vergifteten Wein reicht; wenn das, worauf Verbannung oder Kerker steht, man thun muß, um es zu Etwas zu bringen; wenn die Rechtschaffenheit gelobt wird, aber friert; wenn Verbrechen Gärten und Paläste, Silber und seltene Kunstwerke einbringen; wenn Jung und Alt den Lüsten fröhnet?

Weigert es auch die Natur, so macht Unwille die Verse,
Wie er nur immer vermag. (79—80)

— — — —

Was nur treiben die Menschen: ihr Wünschen und Fürchten und Zürnen,
Rennen, Vergnügen und Lust, giebt bunten Gemisches mein Büchlein. (85—86)

Und wann war je eine ergiebigere Fülle von Lastern? Wann war der Geiz, wann die Spielsucht größer? Wann waren die Nachkommen unserer großen Männer tiefer gesunken, der Uebermuth und die schmutzige Verschwendung der Emporkömmlinge verletzender

Nichts mehr wird zufügen die Nachwelt unseren Sitten
Können; es werden das Gleiche nur thun und begehren die Jüngern.
Jegliches Laster ja steht auf der Spitze. (147—9)

Auf denn: Die Segel gespannt! — Fragt Jemand: Ist dein Geist auch dem Stoffe gewachsen? Wer giebt dir der Alten Einfalt — das eigentliche Wort wag' ich nicht zu nennen —, zu schreiben, was dir auf der Seele brennt? Fürchtest du, wenn du die Leute namhaft machst, Angeber nicht und Strafen? — nun so

Will ich versuchen, was gegen Personen gestattet ist, deren
Asche bedeckt die flaminische und latinische Straße (170—1).

Die zweite Satire ist gegen die Entartung und Verweichlichung des Männergeschlechtes in Rom gerichtet. Eingeleitet wird sie durch den Wunsch des Dichters, jenseit der Sauromaten und des Eismeeres fliehen zu können, um nicht die Heuchler zu sehen, die sich Curier stellen und ein Bacchanalienleben führen; die sich der Philosophen Bilder kaufen und sich dann selber Philosophen dünken; die das Laster züchtigen und selbst im tiefsten Schlamme der Gemeinheit stecken. Weit vorzuziehen ist der, welcher sein Laster durch Miene und Gang eingesteht. Verachtet doch ein solcher selbst den, der vor der Welt den Stoiker spielt, doch im Geheim das Schändlichste begeht.

Möge der G'rade den Krummen, der Weiße den Mohren verlachen;
Doch wer ertrüg' es, wenn Gracchen sich über Empörung beschweren? (23—24)

Einem solchen Heuchler, der immer schrie: „Wo bist du, julisches Gesetz? Schläfst du?“ las einst die verrufene Laronia den Text, ihm zeigend, wie die Männer weit an unnatürlichem Gelüst die Weiber übertreffen und selber Weiber werden, so daß beschämt die angeblichen Stoiker flohen, weil sie die offene Wahrheit nicht ertragen konnten. Was ist die unausbleibliche Folge, wenn ehrbare Männer selbst in weibischer Tracht einhergehen? Die Unsitte wird wie eine ansteckende Krankheit um sich greifen. Bald wagt man, was noch schändlicher als diese Tracht. Aufnahme sucht man in den unsaubersten Mysterien und gegen Sitte und Natur feiert man die schaudervollsten Feste, oder der Ekel hoher Ahnen tritt vor dem Volk als Fechter auf.

Daß es ein unterirdisches Reich und wirkliche Manen
Giebt und den Fergen und schwärzliche Frösch' im stygischen Schlunde,
Ueber die Fluth auf einzigem Kahn viel Tausende setzen,
Glauben die Kinder ja nur, die noch nicht zahlen im Bade.
Doch nimm an es als wahr: was müssen ein Curius, beide
Scipiaden, Fabriz und Camillus' Manen empfinden,
Was der Cremera Schaar, die bei Cannae vernichtete Jugend,
Kriegesseelen so viele, so oft solch Schatten zu ihnen
Kommet von hier? Wohl müßten zur Sühne sie Reinigung wünschen,
Fänden sich Schwefel und Fackeln und gäb' es befeuchteten Lorbeer. (149—57)

Rom hat die Welt unterjocht; aber was in der Stadt des Siegervolkes geschieht, das begehen nimmer die Besiegten. In Rom ist der junge Zalaces aus Armenien zum Wüstling geworden:

Sieh', was thut der Verkehr nicht! Er war als Geisel gekommen.
Hier wird erst man zum Menschen. Denn wenn Rom Kindern vergönnet
Längeren Aufenthalt, wird nie ausbleiben ein Buhle;
Der schickt Hosen und Dolch nebst Zaum und Geißel. Sie bringen
So nach Artaxata heim die Sitten der römischen Jugend. (166—170)

Die dritte Satire, eine der gelungensten des Dichters, schildert die Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens in Rom. Umbricius, ein Freund des Dichters, hat den Entschluß gefaßt, nicht länger in Rom zu bleiben; er hat sich das stille Cumae zum künftigen Wohnsitz gewählt, und während sein Hausrath aufgepackt wird, gehen beide Freunde voraus in das Thal der Egeria. Hier setzt Umbricius dem Freunde die Gründe auseinander, warum er Rom verlasse. Für ein ehrbares Gewerbe ist kein Platz in Rom

mehr; mit Arbeit schafft man seinen Unterhalt sich nicht. Große Unternehmer und Speculanten, wie Artorius und Catulus, die Schwarz in Weiß zu wandeln verstehen, mögen in Rom bleiben. Einst arme Hornisten, die bei den Festspielen in kleinen Städten bliesen, geben sie jetzt dem Volke Spiele und pachten dann wieder die öffentlichen Bedürfnißanstalten.

Und warum nicht Alles? Gehören
Doch sie zur Sorte der Menschen, die tief aus dem Kothe Fortuna
Hebet zum Gipfel der Macht, so oft ihr zu scherzen beliebet. (38—40)

Was soll ich in Rom? fährt Umbricius fort; ich kann nicht lügen, kann nicht ein schlechtes Buch loben und mir ausbitten, verstehe nicht in den Sternen zu lesen, will und kann nicht eines Vaters Tod versprechen, bin kein Giftmischer, kein Unterhändler Verliebter, kein Diebeshelfer; ich bin wie ein Krüppel, der mit seiner abgestorbenen Rechten Niemand mehr nütze ist. Nur Mitschuldige liebt man jetzt; der Ehrliche findet keine Gönner. Doch gestehen will ich dir: was mich am meisten zur Flucht bewegt, es ist der Griechen Völklein, von allem fremden Gesindel jetzt unseren Reichen die Liebsten. Es giebt nicht einen Ort in Griechenland, der einen solchen Kerl uns nicht zuschickte, und kein vornehmes Haus in Rom, wo nicht ein Grieche sich einnistete, um einst der Herr darin zu werden:

Schnell sein Verstand, heillos die Frechheit, geläufig das Mundwerk,
Strömender noch wie das des Isaeus. O sage mir, wofür
Hältst du ihn? Bracht' er in sich jedmöglichen Menschen doch zu uns.
Rhetor, Grammatiker, Messer des Feldes und Bader und Maler,
Arzt, Seiltänzer, Prophet und Magier. Alles versteht solch
Hungriges Griechlein; es steigt, wenn man es ihm heißt, in den Himmel. (73—78)

Und einen solchen Kerl soll ich in Purpur sehen? Er, den ein Pflaumen- oder Feigenschiff aus Syrien nach Rom gebracht, soll vor mir, dem geborenen Römer, sein Siegel drücken, sich auf dem besseren Platz im Sopha ausstrecken dürfen, weil er ein besserer Schmeichler, besserer Mime ist? Es ist eine wahre Comödiantennation.

Du lachst: in lauterem Lachen
Schüttelt er sich; weint, sieht er den Freund in Thränen, und fühlt doch
Keinerlei Schmerz; wenn du dir im Winter ein Feuerchen forderst,
Zieht er den Pelzrock an; du sagst: warm macht's, und er schwitzet.

Darum steh'n wir uns gleich nicht; der stehet sich besser, der immer
Tag und Nacht nach fremdem Gesicht annehmen die Miene
Kann und die Hände zu werfen und hoch es zu loben bereit
ist, (100—6)

wenn sein Freund auch nur die natürlichen Bedürfnisse gut verrichtet. Ihm ist Nichts heilig; er drängt sich in des Hauses Geheimnisse, damit man ihn um so mehr fürchte. Am schlimmsten aber sind die griechischen Philosophen. Ein alter Stoiker war es, der des Barea, seines Freundes und Schülers, Angeber und Mörder wurde. Gegen sie kommt kein Römer auf. Doch, um auch unseren Leuten nicht zu schmeicheln: wir selber messen Alles nur nach dem Besitz und Gelde. Der Arme gilt für Nichts; dem Armen trauet man nicht; der Arme ist das allgemeine Ziel des Spottes. Und doch ist der Reichthum selbst nur Schein, ein glänzend Elend, da der Aufwand weit über das Vermögen geht:

Das ist das allgemeine Gebrechen; in prunkender Armuth
Leben ein Jeder wir hier. Denn kurz es zu sagen: es kostet
Alles in Rom Geld. (182—4)

Wie ruhig und sicher lebt man in einer kleinen Stadt, indeß in Rom Leben und Gesundheit in ewiger Gefahr sind. Ein Haus brennt; der Besitzer räumt schon sein Gerümpel, der dritte Stock raucht schon; doch der im Dachstübchen merkt noch Nichts. Der arme Poet, der dort oben wohnt, ist froh, kommt er mit dem nackten Leben davon. Sein ärmliches Geräth und seine Bücher gehen darauf. Er hatte Nichts, und doch hat der arme Tropf auch dieses Nichts verloren! Und wenn er in dem höchsten Elend bettelnd umherzieht, bietet Keiner ihm Obdach oder Speise. Brennt aber des Asturicus Palast, da ist allgemeine Bestürzung und Klage. Noch ist der Brand nicht gelöscht, und schon beeilen sich Alle den Schaden zu ersetzen, und reicher wird der Abgebrannte durch den Verlust, so daß der Verdacht nicht ungegründet ist, er habe selbst sein Haus sich angesteckt. — Hängst du nicht allzu sehr an den Schauspielen der Hauptstadt, so kaufe dir in einem kleinen Ort ein Häuschen mit einem Gärtchen; es kostet nicht mehr, als die jährliche Miethe für ein finsteres Loch in Rom. Hier bist du dein eigener Herr, kannst ungestört vom Wagengerassel in den engen Straßen und vom Geschrei der Leute schlafen, was in Rom der Reiche nur für schweres Geld vermag. Der Reiche läßt sich in seiner Sänfte durch die Straßen tragen; du wirst im Gedränge getreten und gestoßen. Gehst du des Nachts aus, drohen andere Gefahren. Aus den Fenstern hoher Häuser fliegen Töpfe, so daß es Leichtsinn ist, zum Abendschmaus zu gehen, bevor du nicht dein Testament gemacht. Wie natürlich ist der Wunsch, daß lieber noch der Töpfe Inhalt, als sie selbst dich träfen. Ein junger Raufbold fängt betrunken Händel mit dir an. Erwiedre

ihm oder bleibe ruhig, immer hast du deine Prügel weg, wenn nicht zuletzt noch einen Proceß. Auch fehlt's an Dieben und Banditen nicht, die ihr Geschäft mit dem Dolche treiben. Denn wie nach einer Wildbahn flieht alles Gesindel nach Rom, wenn die Polizei einmal die Wälder und die Sümpfe säubert. Nur Ketten werden in den Oefen noch geschmiedet; bald wird zu Pflug und Egge das Eisen fehlen. Glückliche Zeit, als unter Königen und Tribunen Rom sich noch mit einem einzigen Kerker begnügte!

Noch mehr andere Gründe vermöcht' ich zu diesen zu fügen;
Aber das Zugvieh ruft und es neigt sich die Sonne. Ich muß fort.
Denn längst winket mir zu mit geschwungener Peitsche der Fuhrmann.
Drum so lebe mir wohl und denke an mich, und so oft Rom
Dich, der Erholung zueilend, zurückgiebt deinem Aquinum,
Laß zur helvinischen Ceres und eurer Diana aus Cumae
Holen auch mich; wenn mein sie sich schämen nicht, komm' ich als Helfer
Bei den Satiren gespornt und gestiefelt in's kühle Gefilde.
(315—322)

Die vierte Satire führt uns in eine Cabinetsversammlung im Albanerpalaste des Kaisers Domitian. Eingeleitet wird sie durch den Angriff auf denselben Crispinus, den wir schon in der ersten Satire (27) als den mit seinem Reichthum großthuenden früheren ägyptischen Sclaven kennen gelernt haben und von dem es hier heißt: ein Scheusal, dessen Laster auch nicht eine Tugend gut macht. Von seiner grenzenlosen Verschwendung zeugt, daß er einst eine Seebarbe für 6000 Sesterzien kaufte, die doch nur ein Nebengericht eines mäßigen Schmauses bildete. — Jetzt ruft der Dichter die Musen auf, zu verkünden, was Domitian einst gethan, als ihm ein Fischer aus Ancona eine ungeheuere Seebutte, die er gefangen, mit den Worten gebracht hatte:

„Nimm, was
Allzu groß für die Küchen gewöhnlicher Leute; begehe
Festlich den Tag; schnell weite dir nur für die Mästung den Magen!
Aufgespart ist die Butte für dein Jahrhundert; verzehr' sie.
Selber ja wollte gefangen sie sein!" — Wie plump! Und es schwoll ihm
Dennoch der Kamm. Nichts giebt's, was der, der den Göttern an Macht sich
Gleichstellt, glauben von sich nicht könnte, sobald du ihn preisest.
(65—70)

Es fand sich keine Schüssel, die für einen solchen Fisch groß genug gewesen wäre. Schnell werden die vornehmen Räthe des Kaisers aus Rom berufen. Sie kommen, und der Dichter stellt sie uns einzeln vor mit ihren Tugenden und Lastern. Die große Frage wird aufgeworfen: „Soll der Fisch zerschnitten werden?" — „Fern sei eine solche Schmach!" sagt Montanus; „eine eigene Schüssel muß für ihn verfertigt werden, und von heut an, o Caesar, müssen Töpfer immer deinem Hoflager folgen." — Die Meinung geht durch, und die Versammlung wird aufgehoben. Die Räthe eilen fröhlich heim.

Hätte der Wütherich doch ganz solcherlei Possen geschenket
Lieber die Zeit, in der er berühmte und treffliche Männer
Raubte der Stadt straflos und ohne daß Einer sie rächte.
Doch als dem Lumpengesindel er anfing furchtbar zu werden,
War's mit ihm aus; das stürzt' ihn, der troff von der Lamier Blute. (150—4)

Die fünfte Satire giebt ein Bild des Hochmuthes reicher Patrone und des schmachvollen Looses armer Clienten. Des armen Trebius sehnlichster Wunsch ist erfüllt; ihm ist der Lohn so vieler Bemühungen geworden: der reiche Virro hat ihn zu Tische geladen. Lieber sein Brot erbetteln, meint Juvenal, als am Tische eines Vornehmen sitzen und mit Hohn und Kränkungen abgespeist werden! Den Herrn bedient ein schöner Knabe, den Gast ein grober, verdrossener Knecht; dem Herrn setzt man den ältesten Wein vor, dem Gast einen schlechten Krätzer, der ihm zu Kopfe steigt und Händel mit der Schaar der Freigelassenen zuzieht, und dabei sieht ihm ein Diener immer auf die Finger, daß er nicht etwa die kostbaren Edelsteine aus dem goldenen Pokale kratze. Der Herr kühlt seinen Rausch mit einem köstlichen Eistrank, der Gast mit gewöhnlichem Wasser; jenem ist ein weißes Weizenbrötchen bestimmt, diesem langt der Diener den Korb mit schimmlichten Brocken zu. Der Herr labt sich an einem großen Seekrebs, rings mit Spargel besetzt; der Gast muß sich mit einem halben Ei und einem Hummer begnügen. Jener schüttet das feinste Oel aus Venafrum darüber; das Oel, das man diesem reicht, riecht nach der Lampe. Der Fisch, den Virro verspeist, ist eine Barbe aus Corsica oder Tauromenium, eine Muräne aus Sicilien; den Trebius erwartet ein Aal oder ein schlechter Fisch, der sich im Schlamme des Tiber gemästet.

Weniges wollt' ich ihm, schenkt' ein geneigtes Gehör er mir, sagen:
Niemand verlangt, daß du spendest, was sonst unbemittelten Freunden
Seneca pflegte zu schicken, was Cotta, was Piso, der Gute;
Denn vor Zeiten genoß Freigebigkeit größeres Ruhmes

Als selbst Titel und Aemter. Was einzig ich fordre, ist, daß du
Ungeschliffen beim Mahle nicht seist. Das thu' nur und sei dann,
Sei wie jetzo so Viele, für dich reich, arm für die Freunde!
(107—113)

Jetzt kommt der Hauptgang: Gänseleber, ein Huhn, so groß wie eine Gans, ein wildes Schwein, Trüffeln. Der arme Trebius hat das Vergnügen, zu sehen, wie der Vorschneider den Braten zertheilt, ohne daß für ihn ein Bissen abfällt. Er darf den Mund nicht öffnen, darf nicht einmal dem Wirthe zutrinken, will er nicht hinausgeworfen werden.

Sehr Vieles doch giebt es,
Was zu sagen nicht wagt ein Mann mit zerrissenem Rocke!
Schenkte ein Gott dir oder ein Menschlein, ähnlich den Göttern,
Gütiger als das Geschick ein Rittervermögen: aus einem
Nichts würd'st gleich du wie groß und wie innig befreundet dem Virro!
„Gieb doch dem Trebius! Setze das vor dem Trebius! Bruder,
Willst du vom Lendenstück?" O Geld, dir zollt er die Ehre,
Du bist der Bruder! (130—137)

Der Nachtisch wird gebracht. Die feinsten Delicatessen nascht Virro! Trebius muß sich mit einem räudigen Apfel begnügen. Glaubst du, Trebius, Virro thue dies Alles aus Geiz? Nein! Er thut's, dich zu kränken; ihm ist es die lustigste Comödie, zu sehen, wie du deinem Zorn über die Behandlung mit Thränen Luft machst und mit den Zähnen knirschest. Du bildest dir ein, als ein freier Mann der Tischgenosse eines vornehmen Herrn zu sein; er aber meint, der Dampf seiner Küche mache dich zu seinem Sclaven. Und seine Vermuthung ist nicht ohne Grund; denn wer ist so von Allem entblößt, daß er zweimal sich von ihm dasselbe sollte gefallen lassen?

Jener ist klug, der so dich behandelt. Wenn Alles du tragen
Kannst, so verdienst du es auch. Bald wirst du den Scheitel dir scheeren
Und ihm den Kopf hinreichen zum Schlag, nicht scheuen, die harte
Knute zu fühlen, der solcher Bewirthung und Freundschaft du werth bist. (170—4)

Die sechste Satire, die ausgeführteste von allen, ist ein grauenerregendes Gemälde der Verworfenheit des weiblichen Geschlechtes in Rom. — Die ganze Satire ist eingekleidet in eine Warnung an Ursidius Postumus, einen früheren Wüstling, der jetzt den Entschluß gefaßt hat, ein biederes Weib zur Ehegenossin zu wählen. Der Dichter zweifelt, ob eine solche zu finden bei der allgemeinen Entsittlichung, wozu hochgestellte Personen, wie die Eppia, die Gattin eines Senatoren, und die Kaiserin Messallina

das Beispiel gegeben. An der Versunkenheit des Frauengeschlechtes sind die Männer Schuld, die bei der Wahl der Gattin nur auf die Mitgift und auf die äußere Schönheit sehen, die dadurch die Knechte ihrer Launen werden und ihre Habsucht, ihren Aufwand, ihre Ziererei, ihre Streitsucht, ihre Ränke und Gelüste nähren. Denn der allgemeinen Verderbtheit und Ueppigkeit der Zeit haben auch die Frauen nicht widerstehen können. Sie feiern wie die Männer ihre nächtlichen Orgien, ihre scheußlichen Mysterien; sie fröhnen einem sinnlosen Aufwande, sie geben sich ihren widernatürlichen Gelüsten, ihrer Klatschsucht, ihrem Jähzorn ohne Scheu hin. Die thörichte Eitelkeit treibt die römische Matrone, die Emancipirte zu spielen. Sie wetteifert mit den Männern im Turnen und im Trinken; sie führt ästhetische Gespräche, bringt selbst Grammatiker und Rhetoren zum Schweigen und hält zuletzt gar philosophische und moralische Vorträge. Sie hat Rhetorik, Geschichte, Archaeologie studirt und tadelt ihrer altfränkischen Freundin Ausdrücke; kaum daß sie ihrem Gatten einen Sprachfehler durchgehen läßt. Nichts Unerträglicheres, als eine reiche Frau. Sie hält Nichts für schändlich, sobald sie ihren Schmuck an Hals und Ohren trägt. Im Hause bietet sie dem Manne den widerlichsten Anblick, wenn sie mit Schönheitsmitteln ihren Körper bedeckt hat. Nur für die Welt entfaltet sie ihre Schönheit. Doch in ihrer scheußlichsten Gestalt zeigt sie am Morgen sich, wenn sie Toilette macht. Da empfinden ihre Dienerinnen schwer ihre üble Laune; da empfängt sie eine Schaar von Priestern, Wahrsagern, Sterndeutern, die durch Sühnmittel ihr böses Gewissen beschwichtigen, ihren Unternehmungen Gelingen prophezeien, ihr die Tränke und die Mittel bringen, sich aller derer zu entledigen, die ihrem Glück entgegenstehen, und wären es die eigenen Kinder.

Doch wir erdichten das nur; anmaßt sich des hohen Cothurnus
Unsre Satire; Gesetz und Schranken der Frühern verlassend,
Singen mit Sophocles' Schwung ein erhabenes Lied wir im Taumel,
Wie es der Rutuler Berge nicht kennen und Latiums Himmel.
O daß ein Wahn nur es wäre! Doch Pontia schreiet: „Ich that es,
Ja, ich gesteh's: Gift hab' ich den eigenen Kindern bereitet;
Ist es entdeckt doch und kund; ein Frevel, doch führt' ich ihn selbst aus." —
„Beide zugleich mit einem Gericht, du wüthende Natter,
Beide zugleich?" — „Ja, sieben, wenn sieben ich grade besessen!" —
Laßt uns den Tragikern glauben, was Alles erzählt von der grausen
Kolcherin wird und von Procne. Ich streite nicht gegen. Zu ihren

Zeiten erfrechten auch sie sich unmenschlicher Frevel: doch aber
Nimmer dem Gelde zu Liebe. Es dürfen die größten Unthaten
Wunder ja weniger nehmen, so oft zum Verbrechen der Zorn treibt
Dieses Geschlecht. Setzt Wuth ihr Herz in Flammen, so kommen
Jäh sie in Sturz, wie Felsen, gelöset vom Gipfel, wenn ihnen
Unten der Berg sich entzieht und am Abhang weichet die Seite.
Doch unerträglich das Weib, das ein großes Verbrechen berechnet
Und ausführt bei Verstande. Sie sehen Alcestis des Gatten
Schicksal über sich nehmen; doch böte ein ähnlicher Tausch sich,
Retteten gern mit dem Tode des Manns sie das Leben des Schoßhunds.
Zahlreich werden Beliden begegnen dir und Eriphylen
Schon in der Frühe; es hat Klytämnestren ein jegliches Viertel.
Darum dreht es sich nur, daß Tyndarus' Tochter die dumme,
Alberne Mordaxt fest mit der Rechten und Linken gefaßt hielt,
Heute das Ding sich macht mit der winzigen Lunge der Kröte;
Aber doch auch mit dem Stahl, wenn des dreimal besiegeten Königs
Pontisches Mittel zuvor einnimmt der Atride aus Vorsicht.
(634—661)

Die siebente Satire hat das unglückliche Loos der Männer von Bildung zum Gegenstande. Es ist nur noch der Kaiser, Trajan, auf dem ihre Hoffnung und ihre Aussicht beruht. Gefeierte und bekannte Dichter sind genöthigt, ein Bad in Gabii, einen Backofen in Rom zu pachten, während Andere es nicht für erniedrigend halten, das Amt eines Auctionators zu übernehmen, da Klio, Aganippe's Thäler verlassend, hungernd in die Empfangssäle der Großen gewandert ist. Immer noch besser ein Ausrufer, als ein falscher Zeuge; das bleibe den neugebackenen Rittern vorbehalten, die einst als Sclaven aus Asien nach Rom gekommen sind. Wenn du, Dichter, anderwärts Unterstützung hoffest, dann verbrenne lieber dein Gedicht oder laß es die Motten fressen. Der reiche Geizhals bewundert und lobt die Dichtungen, wie die Kinder den Pfau, und der Gönner, der selber Dichter ist und nur dem Homer seines Alters wegen den Vorrang läßt, borgt dir vielleicht, wenn du deinen Ruhm durch einen Vortrag gründen willst, ein schmutziges Local und schickt dir seine Freigelassenen; die Kosten aber mußt du selber tragen. Und dennoch setzest du das unfruchtbare Geschäft des Dichtens fort:

Denn willst los du dich machen, so hält die Gewohnheit der leid'gen

Eitelkeit fest dich am Stricke; es hält die unheilbare Schreibsucht
Fest gar Viele und altert mit ihnen im siechenden Herzen.
(50—3)

Ein echter Dichter, der nicht triviales Zeug für das gemeine Publicum schreibt, ein Ideal, wie wir es blos denken, nicht zeigen können, gedeiht nur, wenn frei von Sorgen die Seele ist, wenn er des Lebens Bitterkeit nicht kostend in den Hainen und an den Quellen der Musen weilet, wie einst Horaz und Virgil. Unsere Dichter müssen, um zu schreiben, Rock und Kochgeschirr versetzen oder sich dazu hergeben, Entwürfe für die Ballete der Pantomimen zu machen. Die Maecenaten sind ausgestorben! Gleich unfruchtbar ist das Geschäft der Historiker, Advocaten, Richter, Redner und Rhetoren; am traurigsten aber ist des Grammatikers Loos. Kein Ding kommt billiger dem Vater als der Sohn. Ist vielleicht einmal Einer dieser Leute reich geworden, so hat er es wahrlich nicht seiner Kunst zu verdanken.

Will es Fortuna, so wirst aus dem Rhetor du werden ein Consul;
Wiederum will sie es, wirst aus dem Consul du werden ein Rhetor.
Denn was war's bei Ventidius, was bei Tullius anders
Sonst als ihr Stern und die Wundermacht des verborgenen Schicksals?
Ja, das Geschick giebt Sclaven den Thron und Gefangnen Triumphe (197—201).

Die achte Satire ist an den jungen Ponticus gerichtet, den der Dichter ermahnt, den Tugenden seiner Ahnen nachzustreben; denn ein hochberühmter Name schadet ohne eigenes Verdienst dem Besitzer mehr, als er ihm nützt.

Zieren auch ringsherum Wachsbilder der Ahnen die ganze
Halle, ist dennoch die Tugend der eine und einzige Adel.
Sei ein Paulus du nur und Cossus und Drusus an Sitten.
Sie mußt vor du noch ziehen den Bildern von deinen Vorfahren;
Ihnen gebührt, bist Consul du selbst, vor den Beilen der Vorrang.
Weise mir auf erst Güter des Herzens; verdienst du als lauter
Und festhaltend am Recht in Worten und Thaten zu gelten,
Seh' ich als adlig dich an. Gruß dir, Gaetulicus! Magst auch
Sein ein Silan: von welchem Geblüt sonst immer, gereichst du
Zum Frohlocken dem Lande als seltener, trefflicher Bürger,
Ruf' ich mit Freuden das aus, was, hat man Osiris gefunden,
Rufet das Volk. Denn wer kann den als Edlen bezeichnen,
Welcher, des edlen Geschlechts unwürdig, geehrt durch berühmten

Namen nur ist? Wir nennen auch Atlas Jemandes Zwerg wohl,
Schwan den Mohren, Europa ein krummes, verwachsenes Mädchen,
Rufen verdrossene Hunde, die kahl von veralteter Räude
Sind und belecken den Mund der vertrockneten Lampe, zuweilen
Parder und Tiger und Löwe und wenn auf Erden es sonst was
Giebt, das wilder noch brüllt. Drum magst du dich hüten und fürchten,
Daß du nicht ebenso auch Camerinus und Creticus heißest.
(19—38)

So läßt Rubellius Blandus, stolz auf seine Verwandtschaft mit den Drusern und Juliern, von Leuten gemeiner Abkunft in den Künsten des Krieges und Friedens sich weit übertreffen, nicht bedenkend, daß auch bei Rennpferden es nicht auf die Abkunft, sondern auf die Schnelligkeit ankommt. Drum, Ponticus, suche nicht die gebrechliche Stütze fremden Ruhmes, wie die auf dem Boden liegende Rebe sich nach der Ulme sehnt, um die sie sich schlinge:

Zeige dich wacker als Krieger, als Vormund wacker, als Schiedsmann
Unparteiisch, und wirst du geladen als Zeug' in unsichrer,
Schwankender Sache, so mag dir ein Phalaris Lügen gebieten
Und herbringen den Stier und Meineid an dir befehlen:
Halt's für das größte Vergehn, vorziehen das Leben der Ehre
Und, um zu leben, den Zweck, weshalb du lebest, verfehlen.
(79—84)

Empfängt dich endlich die längst erwartete Provinz als ihren Leiter, so lege dem Jähzorn und der Habsucht Zügel an; habe selber Mitleid mit den armen Bundesgenossen und halte im Zaum, die in deinem Gefolge sind:

Wenn blindlings dich dahin die Ehrsucht reißt und die Wollust,
Wenn die Ruthen du brichst im Blute der Bundesgenossen,
Wenn es dich freuet, ermüdet den Lictor zu sehn und das Beil stumpf;
Dann tritt gegen dich auf der Adel der eigenen Eltern
Und trägt leuchtend voran die Fackel dem schändlichen Treiben.
Desto auffälliger nur zieht jegliches Seelengebrechen
Nach sich die Schuld, für je größer man den hält, der sich versündigt (135—141).

Das beweist dir das Beispiel des Lateranus, eines so vornehmen, hochgestellten Herrn, der sich nur wohl fühlt, wenn er mit seinen Pferden zu thun hat, selbst bei feierlicher Amtshandlung den Stall nicht vergessen kann und sich in unsauberen Kneipen bewegt und die Manieren der Stallknechte sich zu eigen macht. Auch wir,

sagst du vielleicht, haben es in jungen Jahren ebenso gemacht. Wohl wahr; doch hast du bei Zeiten aufgehört. Gewisse Untugenden müssen mit dem ersten Barte wegrasirt werden. Nachsicht gewährt man den Knaben, aber nicht Männern solches Alters und solcher Stellung. Triebe sich dein Sclave so in Kneipen umher, würdest du ihn sicherlich ins tuscische Zuchthaus schicken. Und wäre solches noch das Schlimmste! Für Geld treten Patricier in Possen auf; das Volk erblickt Fabier als Hanswürste und lacht über die Ohrfeigen, die man Mamercern giebt. Kein Wunder: ist der Fürst ein Citherspieler, warum soll der Edle nicht ein Possenreißer, ein Gracchus nicht ein gemeiner Netzfechter sein, der vor seinem Gegner flieht? Ja, allen Frevelthaten, die Nero, der Muttermörder, beging, setzte er damit die Krone auf, daß er auf fremden Bühnen als Tänzer und Sänger sich prostituirte. So schützt vor Schändlichkeit die edelste Abkunft nicht. Catilina und Cethegus waren die Sprößlinge der höchsten Familien, indeß ihr Gegner Cicero, den Rom den Vater des Vaterlandes nannte, von unberühmten Eltern aus einer Municipalstadt stammte. Sein Landsmann Marius, der Sieger der Cimbern, schwang sich von einem Ackerknechte und gemeinen Krieger zur höchsten Würde empor, indeß sein hochgeborener College nur mit dem zweiten Lorbeer geschmückt ward. Die Decier, die die Unterirdischen zum Opfer für das gesammte Latium annahmen, weil höheren Werthes, als Alle, die durch sie erhalten wurden, waren Plebejer, und Servius, der letzte gute König Roms, einer Sclavin Sohn. Ein Sclave war's, der des Consuls eigene Söhne verrieth, die den vertriebenen Tyrannen die Thore öffnen wollten, und damit eigentlich verdient hätte, daß seinen Tod Roms Matronen betrauerten, wie den des Brutus, dessen Söhne in gerechter Strafe die Geißel fühlten und dem Beil des ersten Consuls zum Opfer fielen.

Besser, du hast zum Vater Thersit, gleichst Aeacus' Enkel
Du nur und weißt die Waffen Vulcan's zu führen, als zöge
Groß sich Achilles in dir ein Ebenbild des Thersites.
Und führst weit du zurück und verfolgest den Namen du weit auch,
Leitest du her dein Geschlecht doch aus der berüchtigten Freistatt.
Wer auch der erste gewesen von deinen Vorfahren, entweder
War er ein Hirt nur oder auch gar — was ich sagen nicht möchte (269–75).

Die neunte Satire, in Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter und Naevolus, dem Clienten des Virro, rügt den Geiz der reichen Patrone, die ihre scheußlichen Lüste ohne Kosten zu befriedigen suchen, und die Niederträchtigkeit der Clienten, die ihnen dienen in der Aussicht, auch einst die vornehmen Herren spielen zu können.

In der **zehnten** Satire giebt der Dichter seine eigene, auf stoischen Grundsätzen beruhende Lebensansicht. Was wir vernünftiger Weise fürchten und wünschen? fragt er. Nur Wenige auf Erden wissen den Nebel des Irrthums zu zerstreuen und das wahre Gut von dem falschen zu unterscheiden. Meist erflehen die Menschen das von den Göttern, was sie für ein Glück halten und was doch ihr Unglück ist. Sie wünschen Geld und Besitz, und doch ist der Reiche Angriffen ausgesetzt, indeß in des Armen Dachstübchen nur selten ein Feind dringt. Dem reichen Reisenden lauert der Bandit auf, doch

Leer kann singen der Wandrer im Angesichte des Räubers (22); dem Reichen wird im goldenen Becher der Gifttrank gereicht, den man aus irdenem Gefäße nie trinkt. Darum bewundere nicht, was Demokrit belacht und Heraklit beweint. — Gleich nichtig ist der Wunsch nach Ehre und Macht. Sie stürzt die Mißgunst, wie Sejan's Beispiel zeigt:

Also gestehst du, daß nicht, was wünschenswerth sei, Seianus
Wußte; denn Ehren sich wünschend im Uebermaß und begehrend
Macht sich im Uebermaß, baut auf er zum ragenden Thurme
Viele Gestocke, auf daß von dort um so tiefer der Fall nur
Werde und grauser der Sturz des erschütterten, brechenden Baues.
Was hat Männer gestürzt wie Crassus, Pompeius und Jenen,
Der die Quiriten in's Joch sich und unter die Knute gebracht hat?
Doch, daß zum obersten Platz sie gestrebt durch allerlei Ränke
Und böswillig die Götter erhört die gewaltigen Wünsche.
Ohne Verwundung und Mord steigt selten ein König zu Ceres'
Eidam hinab und selten Tyrannen unblutigen Todes.
(103—113)

— Viele wünschen sich die Kunst der Rede, nicht bedenkend, wie den größten Rednern, Demosthenes und Cicero, ihre Rednergabe der Grund ihres Falles gewesen. — Andere bitten um Kriegsruhm und Kriegsbeute, vergessend Hannibal's und Alexander's Ende und wie Xerxes mit einer Flotte, die den Hellespont bedeckte, und mit einem Heere, das der Flüsse Betten leerte, nach Griechenland kam und auf einem Fischerkahne, der langsam sich durch blutige Wogen und der Leichen Haufen drängte, heimkehrte. — „Gieb, Juppiter, langes Leben und der Jahre viele mir!" rufen Andere. Und doch wie viele Uebel und Entbehrungen bringt das Alter nicht! Wie Manchen hätte ein früher Tod vor Schmach und Unglück bewahrt! — Um Schönheit fleht die Mutter für ihr Kind. Lucretien's und Virginien's Geschick sollte sie warnen; sie sollte bedenken, welchen Versuchungen ein schöner Jüngling ausgesetzt ist; wie selbst, wenn er keusch ist, ihm des Hippolytus und Bellerophon Schicksal droht oder derer, die in Messalina's Netz

geriethen und ihren schönen, weißen Nacken dem Schwerte bieten mußten. —

„Sollen die Menschen demnach Nichts wünschen?" Wenn rathen ich sollte,
Ueberlasse den Göttern es selbst zu erwägen, was uns mag
Frommen und unserem Glücke sich mag zuträglich erweisen.
Statt des Vergnüglichen werden die Götter das Dienliche geben.
Lieben den Menschen sie doch noch mehr, als er selbst sich. Im Drange
Unseres Herzens, vom blinden, gewaltigen Triebe geleitet,
Hegen den Wunsch nach Vermählung und Kindern wir; aber nur ihnen
Ist es bekannt, wie die Kinder gerathen, die Frau sich bewähret.
Doch, daß du auch was heischest und Eingeweide den Tempeln
Weihest und Opferstücke des weißlichen Ferkels, so bitte,
Daß ein gesunder Geist in gesundem Körper dir wohne.
Fordre ein tapferes Herz, das, frei von der Furcht vor dem Tode,
Unter die Gaben, die uns Natur schenkt, rechnet des Lebens
Aeußerstes Ziel und vermag jedwede Beschwerde zu tragen,
Zorn nicht kennet, Begehren nach Nichts trägt, Hercules' harte
Kämpfe und Mühen für weit vorzüglicher achtet als alle
Wollust, Schmausereien und Daunen des Sardanapalus.
Was du selbst dir zu geben vermagst, das zeig' ich. Es führet
Sicher der einzige Pfad zum ruhigen Leben durch Tugend.
Keine der Gottheiten fehlt, wenn vorhanden die Weisheit. Nur wir sind's,
Die dich, Fortuna, vergöttern, den Platz dir geben im Himmel.
(346—366)

Die eilfte Satire ist eine Zuschrift an Persicus, den Freund des Dichters, den Juvenal auffordert, das Fest der Megalesien bei ihm zu feiern. — Wenn Atticus einen köstlichen Schmaus giebt, so heißt er ein Mann, der zu leben versteht, thut es Rutilius, so gilt er für verrückt. Jener nämlich hat das Geld dazu, indeß dieser durch sein prachtvolles Mahl sich in Schulden stürzt. Und doch ist Nichts häufiger.

So ist meist der Verlauf: man borget sich Geld und verzehrt es
Unter den Augen der Leiher in Rom; alsdann, wenn ein kleiner
Rest noch übrig verbleibt und schon sich der Gläubiger bleich sorgt,
Siedelt man um und enteilt nach dem Austernstrand und nach Baiae.
Denn vom Forum verschwinden ist heutzutage nicht schlimmer,
Als aus Subura's Geschwirr weg nach den Esquilien ziehen.

Das ist der einzige Schmerz für sie, wenn die Heimath sie fliehen,
Das ihr Kummer, ein Jahr zu entbehren die Spiele im Circus.
Nicht mehr haftet ein Tropfen von Blut im Gesichte; es halten
Wenige auf sich mit Scham, die, ein Spott, schon fort aus der Stadt flieht (46—55).

Meine Bewirthung, o Persicus, wird dir zeigen, daß ich nicht blos Moral zu predigen, sondern auch darnach zu handeln verstehe. Die einfachsten Gerichte sollst du bei mir finden, ein Mahl, wie es unsere großen Vorfahren liebten, womit aber jetzt der geringste Sclave sich nicht begnügt. Dürftig, wie die Kost, war auch das Haus und das Geräth Jener. Wer wußte damals die Kunstwerke Griechenlands zu schätzen?

Mehlbrei setzte man vor in tuscischer irdener Schüssel;
Was man von Silber besaß, das glänzte allein an den Waffen. (108—9)

Die Götter waren schneller mit ihrer Hülfe gegenwärtig, als noch ein thönerner Juppiter im Tempel stand. Damals speiste man vom selbstgefertigten Tisch aus Nußbaumholz; jetzt freut den Reichen kein Leckerbissen, kein Duft von Salben und Rosen, wenn nicht ein elfenbeinern Kunstwerk die runde Platte trägt. Dergleichen siehst du nicht bei mir; auch keine Schaar aufwartender Diener. Zwei derbe Burschen vom Lande versehen den Dienst: der eine reicht die Speisen, der andere den Wein. Nicht üppige Sängerinnen und Tänzerinnen, nicht Würfel werden dich unterhalten; aus Homer's und Virgil's Gedichten sollst du vorlesen hören; von welcher Stimme? Darauf kommt es bei solchen Versen wohl nicht an. Du aber laß die Sorgen hinter dir; nicht denke an Geschäfte; gieb dich ganz der süßen Ruhe hin. Was sonst dich kümmern mag, vergiß es jetzt. Während Rom die Megalesien im lärmenden Circus feiert, gespannt auf den Erfolg der Grünen, und die jungen Zuschauer tolle Wetten anstellen, laß unsere gerunzelte Haut die Frühlingssonne in sich ziehen, entlastet von der Toga, und ohne Scheu darfst du schon eine Stunde früher dich in das Bad begeben. Nur treibe solchen Luxus nicht fünf Tage nach einander; denn auch bei solchem Leben bleibt der Ueberdruß nicht aus:

— es macht werth Freuden ein seltner Genießen.

In der zwölften Satire schildert der Dichter dem Corvinus die Freude über seines Freundes Catullus glückliche Heimkehr. Sie will er fröhlicher als seinen eigenen Geburtstag durch ein Opfer feiern; denn nicht viel fehlte, so hätte er den Freund nie wiedergesehen. Ein Blitzstrahl traf das Schiff, das ihn trug; es schöpfte Wasser; alle Kunst des Steuermannes war umsonst; vergebens warf Catullus die reichen Schätze, womit das

Schiff beladen war, ins Wasser. Der Mastbaum ward gekappt. Da endlich beruhigt sich die See; die Hoffnung kommt mit der Sonne wieder, und glücklich laufen sie in den Hafen von Ostia ein. Darum des Hauses Schmuck. Doch keine Absicht liegt solcher Zurüstung zu Grunde. Drei kleine Erben hat Catullus. Solch einem unergiebigen Freunde opfert ein Erbschleicher nicht einmal eine kranke Henne, die schon die Augen schließt; ja, selbst nicht eine Wachtel fällt für Einen, welcher Vater ist. Ganz andere Opfer werden dargebracht, sobald Paccius und Gallitta, die kinderlosen Reichen, Fieberhitze verspüren. Der ganze Porticus wird mit Votivtafeln behangen, eine Hekatombe angelobt, und Novius und Pacuvius würden selbst einen Elephanten schlachten, könnten sie ihn nur für Geld bekommen. Zum Ersatz würde Pacuvius seinen jungen Knechten und Mägden die Opferbinde anlegen, ja, hätte er eine heiratsfähige Iphigenie zu Hause, er weihte sie dem Altare, selbst ohne die Hoffnung, daß eine tragische Hindin zur Sühne untergeschoben würde. Warum auch nicht? Die tausend Schiffe der Griechen in Aulis wiegen ein Testament nicht auf; denn wenn der Kranke dem Tode entginge, würde er nach solchem wunderbaren Verdienst nicht sein Testament ändern und Alles dem Pacuvius vermachen, so daß er stolz vor den besiegten Nebenbuhlern einherschritte?

So siehst du, wie sehr sich
Lohnet der Mühe ein Mord gleich dem des myceniſchen Mädchens.
Hab' im Besitz er so viel, wie Nero geraubet, und berghoch
Häuf' er das Gold und — liebe er Keinen und liebe ihn Keiner!
(126—30)

Die dreizehnte Satire, deren Abfassung nach V. 17 60 Jahre nach dem Consulat des Fonteius, 59, also in das Jahr 119 fällt, verdankt einem unglücklichen Ereignisse, das einen Freund Juvenal's, einen gewissen Calvinus, betroffen, ihre Entstehung. Dieser war um eine Summe von 10,000 Sesterzien dadurch gekommen, daß der Freund, dem er sie anvertraut, ihren Empfang schändlicher Weise abgeschworen hatte. Juvenal tröstet den erbitterten Calvinus:

Mißfällt selbst doch dem Thäter ein jedes Vergehen von böser Art. Die vornehmlichste Strafe ist dies, daß vor eigenem Richtstuhl
Keiner, der schuldig sich fühlt, sich frei spricht selber, und wenn schon
Siegte unredliche Gunst, Dank trügender Urne des Praetors.
(1—4)

Dich, Calvinus, macht der Verlust nicht gerade arm, und du bist nicht der Erste, dem solches passirt ist. Darum ende die übertriebenen Klagen und trage den Verlust, wie es einem Manne

von deinen Jahren und deiner Erfahrung zukommt. Denn nicht aus den Schriften der Philosophen allein, sondern auch in der Schule des Lebens lernt man sich über Unannehmlichkeiten wegsetzen und in das Joch der Nothwendigkeit fügen. Welcher Tag ist so heilig, der nicht Diebstahl, Untreue, Betrug, Mord und andere Verbrechen, die die Gewinnsucht verübt, hervorbrächte? Die Zahl der Guten ist sehr gering, kaum so groß, wie die der Thore Thebens oder der Mündungen des Nils; denn schon leben wir im neunten Zeitalter, das, schlimmer als das eiserne, den Glauben an die Götter und an die Tugend als Einfalt verlacht. In Saturnus' Zeiten war es freilich anders: da galt es schon für ein todwürdiges Verbrechen, wenn ein Jüngling vor einem Greise nicht aufstand; heute ist es ein Wunder, wenn ein Freund das anvertraute Gut nicht ableugnet. Daß es die Götter wissen, daraus macht man sich Nichts; wenn nur die Menschen es nicht erfahren. Die Einen schwören bei den Göttern falsch, weil sie an die Götter gar nicht glauben: der Zufall ist es, der die Welt regiert. Die Anderen glauben zwar, daß Strafe auf das Laster folgt; doch, meinen sie, ein wenig Kranksein kann man sich des Geldes wegen schon gefallen lassen; wünscht sich ein armer Schnellläufer wie Ladas doch ein reiches Podagra. Und, sagen sie, die Götter eilen mit der Strafe nicht; ehe mich die Strafe trifft, hat's wohl noch Zeit; indessen finde ich vielleicht noch Gnade; denn leicht zu erbitten sind ja die Götter; auch zeigt uns die Erfahrung, daß gleichem Frevel nicht gleiches Loos geworden:

Dem trug ein das Verbrechen den Galgen und Jenem die Krone. (105)

Du, Calvinus, der du dir den Betrug so sehr zu Herzen nimmst, mußt dich wohl für einen Bevorzugten halten, als habest du das Vorrecht, von der allgemeinen Bosheit nicht zu leiden? Siehe nur, was Meuchelmörder, Mordbrenner, Räuber, Tempelschänder und Vatermörder verüben, und dir wird, was an dir gesündigt worden, nur gering erscheinen. Du meinst:

Aber ein Gut ist die Rache, das süßer als selber das Leben! —
Freilich so spricht der Rohe, deß Herz du zuweilen aus keiner
Oder geringer Veranlassung siehst in Feuer und Flamme:
Wie unbedeutend der Grund auch immer, zum Zorne genügt er.
Nicht wird sagen Chrysipp das Nämliche, noch auch des Thales
Mildes Gemüth und des süßen Hymettus greisiger Nachbar,
Welcher im grausamen Kerker den Schierlingstrank mit dem Kläger
Doch nicht wünschte zu theilen. Es macht allmälig besel'gend
Frei von der Menge der Laster und jeglichem Irrthum die Weisheit,
Lehret das Rechte zuerst. Ja wirklich, immer ist kleinlich,

Schwach nur und dürftig der Geist, dem die Rache ein Wonnegefühl ist.
Mache sofort den Schluß daraus, daß Niemand der Rache
Mehr sich freut, als ein Weib!

Glaube nicht, daß die, welche die menschliche Gerechtigkeit nicht erreicht, der Strafe entgangen sind. Sie peinigt das Bewußtsein ihrer bösen That:

Hart ist und schrecklicher noch bei weitem die Strafe, als alle,
Die Rhadamanth und der strenge Caedicius haben erfunden:
Tag und Nacht in dem Herzen den eigenen Zeugen zu tragen!
(196—8)

Die Pythia hat es einst einem Spartaner verkündet, daß die Götter schon den Vorsatz der bösen That strafen:

Schon, wer heimlich bei sich auch nur ein Verbrechen erwäget,
Trägt die Verschuldung der That; wie erst, vollführte den Plan er?
Selber zur Tischzeit weichet von ihm die beständige Angst nicht,
Gleich als dörrte den Schlund ihm Krankheit und wüchse zur Qual ihm
Zwischen den Zähnen die Speise; der Unglückselige speiet
Aus den Setiner; es will selbst köstlicher, alter Albaner
Munden ihm nicht; stellst bessern du vor, so faltet in dichte
Runzeln die Stirn sich, als zöge sie saurer Falerner zusammen.
Gönnet des Nachts einmal ihm Schlummer ein Wenig die Sorge
Und ruh'n endlich die Glieder, nachdem sie umher auf dem ganzen
Bett sich gewälzt, schaut gleich Altar er und Tempel der Gottheit,
Die er beleidigt und, was Angstschweiß vornehmlich ihm auspreßt,
Dich im Traum. Es verwirrt dein heiliges, menschliche Größe
Ueberragendes Bild ihn mit Furcht und erzwingt das Geständniß.
Die sind's, welche bei jedem Gewitter erbleichen und zittern,
Donnert es nur, halbtodt beim ersten Erdröhnen des Himmels,
Als ob nicht zufällig, nicht durch das Rasen der Winde
Fiele zur Erde der Blitz, vielmehr im Zorn und als Richter.
Schadete Nichts dies Wetter, so fürchten das nächste mit größ'rer
Angst sie, als hätt' es verschoben der heitere Himmel für dies Mal.
Fangen zu leiden sie an zudem an schlaflosem Fieber
Nebst Brustschmerz, dann seh'n sie von feindlicher Gottheit auf ihre
Leiber geschleuderte Krankheit darin. Das, denken sie, seien
Stein' und Geschosse der Götter. Ein blökendes Schäfchen dem Tempel
Anzugeloben, den Laren den Kamm zu versprechen des Hahnes,

Wagen sie nicht; denn was darf hoffen ein Sünder, ist krank er?
Oder verdient ein Opferthier nicht eher das Leben?
Wankelmüthig und wechselnd ist meistens das Wesen der Bösen.
Wenn sie den Frevel begeh'n, dann haben sie mehr als genug Muth;
Ist er gescheh'n, dann fühlen sie erst, was Recht ist und Unrecht.
Dennoch kehrt die Natur, unfähig der Aendrung und zähe,
Wieder zurück zu dem Treiben, das selbst sie verdammet; denn hat schon
Einer gesetzt sich ein Ziel im Sündigen? wieder gewonnen
Je das einmal von geriebener Stirn verbannete Schamroth?
Wo hast je du den Menschen gesehn, der zufrieden mit einem
Frevel gewesen? Es wird in die Schlinge auch treten noch unser
Treuloser Freund und büßen am Haken des finsteren Kerkers
Oder im Aegeusmeer auf Fels und Klippen, bewohnt von
Edlen Verbannten. Du wirst noch freuen dich an des Verhaßten
Bitterer Strafe, und froh wirst schließlich du müssen gestehen:
Weder sei taub, noch auch ein Tiresias einer der Götter.
(209—249)

Die vierzehnte Satire, an einen gewissen Fuscinus gerichtet, ist eine ernste Ermahnung an die Eltern, die Kinder nicht blos durch Lehren, sondern durch das eigene Beispiel zum Guten zu erziehen.

Sehr viel, Fuscinus, giebt's, das verdienet den übelen Leumund
Und selbst glänzendem Glück festsitzenden Makel anheftet;
Dennoch zeigen und lehren die Eltern es selber den Kindern.
(1—3)

Geben die Eltern das Beispiel der Spielsucht, der Schlemmerei, der Härte gegen die Untergebenen, der Wollust, so ist es natürlich, daß es die Kinder um so eher befolgen, je höher das Ansehen der Eltern bei ihnen steht.

Möglich, daß ein und der andre
Jüngling solches verschmäht, wenn einem das Herz der Titane
Hat mit liebender Kunst und aus besserem Thone gebildet;
Aber die Uebrigen leitet der Eltern zu meidende Fußspur
Und lockt alter Verschuldung Geleise, das ihnen gezeigt längst.
Drum halt fern vom Verwerflichen dich selbst schon aus dem einen
Mächtigen Grunde, damit nicht unsere Kinder in unsern
Lastern uns folgen, zumal wir Alle, was schändlich und unrecht,
Nachzuahmen gelehrig uns zeigen. Du kannst Catilina
Sehen in jeglichem Volk und unter jedmöglichem Himmel;
Brutus jedoch und des Brutus Ohm wirst nirgends du finden.

Nichts, was schändlich zu hören und sehen, berühre die Schwelle,
Hinter der weilet ein Vater. Von dort bleib ferne, ja ferne
Liederlich Frauenvolk und der nächtliche Sang des Schmarotzers.
Schuldig sind wir den größten Respect dem Knaben! —
(33—47)

Du willst, daß vor Gästen dein Haus sauber und rein erscheine; warum nicht auch vor den Kindern? Mit Schlangen und Eidechsen ernährt der Storch seine Brut, und diese, sobald sie flügge, sucht dieselbe Nahrung sich. Der Geier theilt das Aas mit seinen Jungen, und sie, sobald sie erwachsen, suchen dieselbe Kost. Der Adler macht auf Rehe und Hasen Jagd und legt die Beute seinen Jungen vor; wenn diese reif sind, jagen gleichem Raub sie nach. Ganz so hat Cretonius' Sohn das Wenige, das des Vaters Baulust ihm übrig ließ, durch neuer, schönerer Häuser Bau durchgebracht. Andere Väter nehmen der Juden Glauben an, und ihre Söhne folgen eifrig dem Gesetz des Moses. Kurz, Alles ahmt die Jugend nach, nur nicht den Geiz, deß Aeußeres sie schreckt. Doch drängt man diesen wider Willen ihnen auf. Man rühmt den Sparsamen, den guten Wirth; das Volk bewundert den, der die Kunst des Gelderwerbs versteht, und der Vater führt den Sohn durch die ganze Schule der Entbehrung und der Härte, bis er ein vollendeter Geizhals ist. Und warum quält der Mensch sich, armselig zu leben, um reich zu sterben? Weil je mehr der Geldsack wächst, auch die Liebe zum Gelde zunimmt, der aber, der es nicht besitzt, es auch minder begehret. Darum schaffst du dir, oft zum Schaden und Verdruß des Nachbars, ein Landgut nach dem anderen. In jenen guten, alten Zeiten erhielt der Krieger als Lohn für seine Wunden kaum zwei Morgen Acker; die reichen jetzt zu einem Garten kaum.

Daher stammen zumeist die Verbrechen, und keinerlei Laster
Menschlichen Herzens hat je mehr giftige Tränke gemischet
Oder auch öfter gerast mit dem Dolch, als die wilde Begierde
Nach maßlosem Besitz. Wer reich zu werden begehret,
Will auch eilig es werden; doch wie kennt Scheu vor Gesetzen,
Wie Furcht jemals und Scham, wen Habsucht treibet zur Eile?
„Lebet mit eueren Hütten und eueren Hügeln zufrieden,
Kinder!" so pflegte zu sprechen der Marser und Herniker vormals
Und der vestinische Greis. „Mit dem Pflug laßt schaffen das Brot uns,
Das ausreicht für den Tisch. Dies loben die Götter des Feldes,
Denen der Mensch es verdankt, daß nach dem Geschenke der holden
Aehre verschmähen er kann die frühere Kost von der Eiche.

Nichts, das verboten, zu thun hat Lust, der bei Eis sich mit hohem
Stiefel den Fuß zu bedecken nicht schämt, sich vom Leibe den Ostwind
Hält mit gewendeten Fellen. Der fremde und uns unbekannte
Purpur, er sei, was er sei, zu Verbrechen nur führt er und Frevel.
Also belehreten sonst die Alten die Jungen; doch jetzo
Weckt nach dem Ende des Herbstes den schlafenden Jüngling der Vater
Mitternachts mit Geschrei: „Zur Hand das Papier und geschrieben;
Munter nur, Kind, Processe geführt, der alten Gesetze
Paragraphen studiert! Wenn nicht, komm ein um den Rebstock;
Doch daß nur Laelius wohl das vom Kamm unberührete Haupt merk'
Und an der Nase den Bart und die mächtigen Schultern bewundre.
Wirf der Briganten Castell' und die Hütten der Mauren in Trümmer,
Daß dir bringe das sechzigste Jahr den erträglichen Adler.
Oder wenn dir zu ertragen die langen Beschwerden des Lagers
Nicht zusagt und beim Schalle der Hörner, vereint mit den Zinken,
Furcht dir schlägt auf den Leib: schaff' an, was mehr als die Hälfte
Theurer verkaufen du kannst, und laß nicht ekeln dich eine
Waare, die schaffen man muß an's andere Ufer des Tiber,
Noch auch denke, daß irgend ein Unterschied sei zu machen
Zwischen Salben und Leder. Es hat, woher er auch rühre,
Guten Geruch der Profit. Dies Sprüchelchen, werth, daß es Götter,
Ja, daß es dichtete Juppiter selbst, führ' immer im Munde.
Niemand fraget, woher du das Geld hast; haben nur mußt du's.
Dies lehrt kriechende Knaben bereits die bejahrete Wärt'rin;
Dies lernt jegliches Mädchen noch vor dem Alpha und Beta."
(173—209)

Bei solchen Lehren muß der Schüler bald den Lehrer übertreffen. Falsches Zeugniß, Meineid und Meuchelmord werden ihm den noch kürzeren Weg zum Reichthum bahnen. „Das war nicht meine Absicht," sagst du. Freilich, doch legtest du den Grund dazu; denn wer Geldgier Kindern predigt, läßt ihnen freien Zügel zu allem Frevel; ja, wie der Löwe seinen zitternden Wärter, der ihn erzog, wird auch dein Zögling dich nicht verschonen; er wird, wenn du ihn zu lange auf das Erbe warten läßt, den Lebensfaden eher dir zerreißen, als es die Parze thut, du müßtest denn mit des

Mithridates Mittel dich versehen, das Väter wie die Könige vor der Mahlzeit schlucken sollten. Darum giebt es nichts Thörichteres, als lebenslang auf dem Meere sich umherzutreiben, um Schätze zu sammeln, die Gefahren eines Schiffbruches zu bestehen, um zuletzt vielleicht als Schiffbrüchiger zu betteln. Und jene Güter, die man mit so vielen Uebeln erwirbt, hat man mit noch größerer Furcht und Sorge zu bewahren. Ein wahrer Jammer ist des großen Vermögens Bewachung. Der reiche Licinus stellt Nachts eine Schaar von Wächtern auf, besorgt, daß eine Feuersbrunst seine Kostbarkeiten verzehre. Der nackte Cyniker braucht für seine Tonne das Feuer nicht zu fürchten, und wird sie ihm zerbrochen, so hat er morgen eine neue, oder kittet sich die alte wieder.

Fühlt' Alexander es doch, als den großen Bewohner in jener
Tonn' er gesehn, wie glücklicher der, der Nichts sich begehret,
Als wer gänzlich für sich die Erde verlange und dafür
Wolle Gefahren bestehn, die gleich zu stellen den Thaten.
Keine der Gottheiten fehlt, wenn vorhanden die Weisheit; nur wir sind's,
Wir, die zur Göttin, Fortuna, dich machen. Doch fragt man mich darnach,
Welch ein Maß von Besitz ausreiche, so spreche ich also:
Schon so viel, als Hunger und Durst und Kälte erfordern,
So viel, als, Epikur, dir genügt im Besitze des Gärtchens;
So viel, als vorher das Häuschen des Sokrates faßte.
Niemals spricht was Andres Natur, was Andres die Weisheit.
Scheint's, als beschränke ich dich mit zu strengen Exempeln: nun gut, füg'
Etwas von unseren Sitten hinzu noch; schaff' dir die Summe,
Welcher den Ritterplatz im Theater des Otho Gesetz leiht.
Läßt auch die noch Runzeln dich ziehn und hängen die Lippe,
Nimm zweimal noch Ritterbesitz und bring' es auf drei so:
Hab' ich noch nicht dir die Tasche gefüllt, zeigt Raum sie noch immer,
Wird sich nimmer das Herz dir an Croesus' Reichthum genügen
Lassen, noch auch an dem persischen Reich und den Schätzen Narcissens,
Dem einst Claudius Alles gestattete, dessen Geheiße
Folgsam er war, als die Gattin zu tödten ihm wurde befohlen.
(311—331)

Die fünfzehnte Satire enthält nicht die Rüge eines allgemeinen Lasters; sondern ausgehend von der Verwerfung des ägyptischen religiösen Aberglaubens und von der Schilderung eines in Oberägypten zwischen den Bewohnern von Ombi und Tentyra aus fanatischem Sectenhasse entstandenen Kampfes, wobei die siegenden Ombiten einen gefangenen Tentyriten zerrissen und verzehrten, setzt der

Dichter die entarteten Aegypter noch tief unter die rohesten Barbaren, weil sie nicht allein die natürlichen Forderungen der Menschlichkeit unbeachtet lassen, sondern selbst die wilden Thiere an Grausamkeit übertreffen. Aus V. 27, wo es heißt, daß der Kampf zwischen den Ombiten und Tentyriten erst neulich unter dem Consul Juncus vorgefallen sei, ergiebt sich, daß die Satire kurz nach 127, in welchem Jahre Juncus Consul war, abgefaßt sei. Gerade in der Regierungszeit des Hadrian war Rom der Sammelplatz des religiösen Aberglaubens aller Völker, und wohl mochte Juvenal es für angemessen halten, den fanatischen und barbarischen Superstitionen die Grundsätze einer natürlichen, auf Mitgefühl beruhenden Religion gemeinsamer Menschenliebe, wie sie der Schluß der Satire giebt (131—174), entgegenzuhalten:

Daß das weichste
Herz die Natur dem Geschlechte der Menschen verliehen, gesteht sie,
Welche die Thränen verlieh, das Edelste unsres Empfindens.
Drum heißt weinen sie uns, wenn ein Freund vor Gericht sich vertheidigt,
Wenn der Beklagte sich hüllt in Trauer, den schuftigen Vormund
Ruft vor die Richter der Mündel, des mädchenhaftes Gelocke
Uns noch zweifelhaft macht das thränengebadete Antlitz.
Seufzen gebeut uns Natur, wenn einer erwachsenen Jungfrau
Leichenzug uns begegnet, ein Kind man birgt in der Erde,
Das für den Scheiterhaufen zu klein. Denn achtet, wer gut und
Würdig der mystischen Fackel, sowie ihn der Priester der Ceres
Wünscht, wohl irgend ein Leid sich fremd? Trennt dies von den stummen
Thieren uns doch, ward darum zu Theil uns allein ein erhab'ner
Geist, sind fähig zu fassen das Göttliche wir, zu begreifen
Künste geschickt und zu üben, und haben die fühlende Seele
Aufgenommen in uns, die von himmlischen Höh'n sich herabließ,
Deren entbehrt, was gebückt nur die Erde anschauet; denn solchem
Hat beim Beginne der Welt der gemeinsame Schöpfer gewährt nur
Lebenshauch, uns aber auch Geist, damit uns gebiete
Gegenseitige Neigung, zu fordern und Hülfe zu leisten
Und die Zerstreuten zum Volk zu vereinen, zu wandern aus altem
Hain und die Wälder, worin die Ahnen gewohnt, zu verlassen,
Häuser zu bauen, ein anderes Dach zu verbinden mit uns'ren
Laren, daß sicheren Schlaf das Vertrauen gewähre, geschaffen
Durch nachbarliche Schwelle, mit Waffen den Bürger zu schützen,
Welcher gestürzt schon oder in schwerer Verwundung dahinwankt,

Sich mit gemeinsamem Horn Signale zu geben, dieselben
Thürme zu haben zum Schutz und die nämlichen Riegel der Thore.
Aber anjetzt ist größer die Eintracht unter den Schlangen.
Aehnlich Gethier schont ähnlichen Fells. Wann hätte der stärk're
Löwe dem Löwen geraubt das Leben? In welchem Gewälde
Wäre der Eber erlegen dem Zahne des größeren Ebers?
Hält doch in Indien auch mit dem wüthenden Tiger der Tiger
Ewigen Frieden; es leben in Eintracht grimmige Bären.
Aber dem Menschen genüget es nicht, auf gottlosem Ambos
Tödtliches Eisen zu schaffen, obgleich nur Karste und Hacke
Pflegten zu formen und sich abmühten mit Hacke und Pflugschar,
Doch nicht Schwerter zu recken verstanden die Schmiede im Anfang.
Völker erblicken wir, welchen im Jähzorn Einen zu tödten
Noch nicht genügt, die Brust und Gesicht und Arme für eine
Art von Speise ansehn. Was würde Pythagoras sagen
Oder wohin vielmehr nicht fliehen, wenn solcherlei Gräuel
Jetzt er erblickte, er, der sich sämmtlicher Thiere, als wären's
Menschen, enthielt und dem Bauche vergönnte nicht jegliche Hülsfrucht?

Die sechzehnte Satire scheint nur ein Fragment zu sein, das, wie wir aus dem Scholiasten erfahren, schon im Alterthume dem Juvenal abgesprochen worden ist. Es handelt von den Vortheilen des Kriegerstandes gegenüber den anderen Ständen, die dadurch arg beeinträchtigt werden. Ein Krieger darf ungestraft den Bürger mißhandeln; er findet, wenn er einen Proceß hat, schnell sein Recht, indeß des Bürgers Sache von den Richtern mit Lauigkeit und Zögerung betrieben wird; er allein genießt das Vorrecht, bei seines Vaters Lebzeiten schon ein Testament machen zu können, wodurch es vorkommt, daß ein Vater seines Sohnes Erbschleicher wird.

Liegt's in der That doch, so scheint's, in des Feldherrn eigenem Vortheil,
Daß, wer tapfer sich zeigt, zugleich auch der Glücklichste werde,
Daß sie Alle der Orden sich freuen und Alle der Ketten.
(57—60)

Mit Juvenal schließt nicht blos die Satire, sondern auch die römische Poesie überhaupt ab. Was später noch in der Dichtkunst geleistet wurde, ist künstliche Nachahmung, in der sich mit wenigen Ausnahmen ein tief gesunkener Geschmack offenbart, oder geistloses Machwerk. Die Poesie bahnt sich weder neue Wege, noch weiß sie die vorhandenen Richtungen organisch fortzubilden. Sie hatte früher schon den Boden im Volke verloren und büßte jetzt auch durch die Ungunst der Zeiten, die der einreißenden Barbarei und

Unwissenheit keinen Damm entgegenzusetzen vermochte, den kleinen Kreis Gebildeter ein, die schaffend oder fördernd auf ihre Entwickelung hätten einwirken können.

B. Prosa.

Die prosaische Literatur entfaltet sich in dem kurzen Zeitraum der Regierung des Trajan zu einer letzten Blüthe, nach der sie, wie die Poesie, für immer abstirbt. Beredtsamkeit und Geschichte sind noch immer die beiden Fächer, auf die sich die literarische Thätigkeit beschränkt. Das freie Wort konnte in der Rede wieder Platz greifen. Doch setzte natürlich die Rücksicht auf den Fürsten den Rednern Schranken und legte ihnen Verpflichtungen auf, wie sie die Republik nicht kannte. Der Geist der Zeit und die politischen Verhältnisse duldeten die stürmische republikanische Beredtsamkeit nicht; dafür äußerte sich die loyale Gesinnung in panegyristischer Weise über das Staatsoberhaupt und seine Verdienste. Die heilsame Wirkung einer gesetzlichen Regierung zeigte sich vorzugsweise in den gerichtlichen Reden. Hier konnte der gesinnungsvolle Redner das freie Wort für die verfolgte Unschuld und gegen die Unterdrücker, die in einer gesetzlosen Zeit schamlos ihr Werk hatten üben können, wieder ergreifen. Dem Senate wurde nicht mehr zugemuthet, die Anklagen feiler Angeber zu bestätigen, sondern er hatte als die oberste Gerichtsbehörde jetzt über wirklich Schuldige zu richten. Eine besondere Berühmtheit erlangte der vor dem Senat verhandelte Proceß des Marius Priscus, des Proconsuls von Afrika, gegen den die Bewohner der Provinz wegen Erpressungen und Grausamkeiten, die er und seine Untergebenen sich hatten zu Schulden kommen lassen, im Jahre 100 geklagt hatten. Drei Tage dauerten die Verhandlungen im Senat, woran sich unter dem Vorsitze des Kaisers die damals ausgezeichnetsten Redner betheiligten. Als Ankläger des Marius traten Plinius und Tacitus auf. Plinius sprach fünf Stunden und zwar mit solchem Feuer und Eifer, daß der Kaiser, besorgt, die Anstrengung könnte ihm schaden, ihn öfter erinnern ließ, sich zu schonen. Für Marius sprach am folgenden Tage Salvius Liberalis, ein scharfsinniger und gewandter Redner, der in dieser Sache alle seine Künste anwandte. Ihm antwortete Corn. Tacitus in einer meisterhaften Rede voll ernster Würde. Am dritten Tage erfolgte die Verurtheilung des Marius zur Verbannung aus der Stadt und Italien (Plin. ep. II, 11). Seinen Raub konnte er indeß ruhig in seinem Exil genießen (Iuv. sat. I, 49). — Die für die Beredtsamkeit günstigere Zeit hat auch, wie wir namentlich aus Plinius ersehen, eine Menge von Rednern

hervorgebracht, von deren Leistungen jedoch Nichts auf uns gekommen ist. Der Einzige, aus dessen Schriften wir die Richtung und den Geschmack der Zeit beurtheilen können, ist der jüngere Plinius.

Auch in der Geschichte entfaltete sich nach dem Tode Domitian's eine regere Thätigkeit. Die Zahl der historischen Schriftsteller scheint nicht gering gewesen zu sein. Namentlich scheinen sie ihre Thätigkeit den traurigen Zeiten unter den letzten Kaisern zugewandt zu haben, wie C. Fannius, der ein unvollendetes Werk über die letzten Schicksale der von Nero Getödteten oder Verbannten (exitus occisorum aut relegatorum a Nerone) hinterließ und von seinem Freunde Plinius (V, 5) sehr gerühmt wird. Sie Alle verdunkelte Tacitus durch seine unsterblichen Werke.

1. C. Plinius Caecilius Secundus.

Er war in Novumcomum, im transpadanischen Gallien, im Jahre 62 geboren; denn er erwähnt selbst, daß er bei dem Tode seines Oheims, des älteren Plinius, im Jahre 79, 17 Jahre alt gewesen sei (VI, 20, 5). Frühzeitig verlor er seinen Vater L. Caecilius. Der Bruder seiner Mutter Plinia, der berühmte Naturhistoriker Plinius, nahm ihn an Sohnes Statt an und sorgte für seine Erziehung (V, 8, 5). Als seine Lehrer nennt er selbst die Rhetoren Quintilianus und Nicetes Sacerdos (II, 14, 9; VI, 6, 3). In seinem 19. Jahre begann er seine öffentliche Laufbahn auf dem Forum als Redner und Sachwalter (V, 8, 8). Einige Jahre später diente er als Kriegstribun in Syrien, und hier lernte er die beiden Philosophen Euphrates und Artemidorus kennen (I, 10, 2; III, 11, 5). Zurückgekehrt, widmete er sich dem Staatsdienste und bekleidete in den letzten Jahren des Domitian mehrere Aemter. Zuerst ward er nebst seinem Kriegscameraden Calestrius Tiro Quaestor des Kaisers (VII, 16, 2), dann Volkstribun (I, 23, 2) und im Jahre 93 Praetor (III, 11, 2). Der Tod des Domitian rettete ihn von einer großen Gefahr. Mettius Carus, ein berüchtigter Angeber, hatte eine Klageschrift gegen ihn eingereicht, die sich unter den Papieren des Kaisers vorfand (VII, 27, 14). Unter Trajan erlangte er nebst seinem Freunde Cornutus Tertullus die Würde eines Consuls für mehrere Monate des Jahres 100; drei Jahre später erhielt er als Nachfolger des Frontinus das Augurat, 103 (IV, 8). Um das Jahr 112 verwaltete er als kaiserlicher Legat die Provinz Bithynien. Gestorben ist er wahrscheinlich noch vor 114.

Plinius ist bei allen seinen Schwächen eine erfreuliche und tröstliche Erscheinung in einer Zeit, die sich uns sonst in dem

düstersten Lichte zeigt. Seine Briefe lassen uns die Welt, die uns Martial's Epigramme als eine frivole, in sinnliche Lust versunkene, und Juvenal's Satiren als eine durch bodenlose Schlechtigkeit und Entsittlichung verkommene schildern, von einer besseren Seite erblicken. Es sind nicht blos einzelne Männer, die sich frei von dem allgemeinen Verderbnisse gehalten haben, sondern die Briefe des Plinius führen uns in einen ganzen Gesellschaftskreis ein, dem zwar manche Mängel der Zeit anhaften mochten, in dem aber trotzdem ein ehrenhaftes sittliches und geistiges Streben nicht zu verkennen ist. Plinius selbst nimmt die Welt, wie sie ist; er zieht sich weder selbstsüchtig und selbstgenügsam von ihr zurück, noch wirft er in eitler Selbsttäuschung sich zu ihrem Richter und Verbesserer auf. Er wirkt in seinem Kreise und nach seinen Kräften Gutes, wo er kann, und sucht auf seine Umgebung einen veredelnden Einfluß zu üben. Er ist kein Philosoph, am wenigsten ein verbissener Stoiker, der für die Welt nur Haß und Verachtung, aber keine Liebe hat; doch auch kein Epikureer, der die Welt genießen, aber Nichts für sie thun will. Er ist ein Mann von humaner Gesinnung, der die Philosophie nicht in die Lehre, sondern in die Werke setzt. Darum fühlte er sich auch besonders zu dem Philosophen Euphrates hingezogen, von dem er an seinen jungen Freund Attius Clemens schreibt (I, 10): „Ich habe ihn in Syrien, als ich in meiner frühen Jugend dort Kriegsdienste that, in seinem Hause kennen lernen und mir alle Mühe gegeben, von ihm geliebt zu werden, obgleich es der Mühe gar nicht bedurfte; denn er ist zugänglich, hingebend und voll Humanität, die er ja selbst lehrt. Ich wünschte, daß ich die Hoffnung, die er damals von mir gefaßt hat, so erfüllt hätte, wie er selbst in seinen Tugenden sich vervollkommnet hat. Oder bewundere ich sie jetzt mehr, weil ich sie besser verstehe? Wiewohl ich sie auch jetzt noch nicht hinlänglich verstehe; denn wenn über einen Maler, Bildhauer oder Steinschneider nur ein Künstler urtheilen kann, so vermag von einem Weisen nur ein Weiser eine vollkommene Anschauung zu haben. — Ich werde durch mein ebenso beschwerliches, wie umfängliches Amt ganz in Anspruch genommen: ich sitze zu Gericht, unterzeichne Acten, fertige Listen an nnd schreibe eine Unzahl Schriften, die aller Schriftstellerei sehr fern liegen. Zuweilen — und wann gönnt mir das Glück selbst dieses Zuweilen? — beklage ich mich bei Euphrates über solche Beschäftigungen; er tröstet mich, behauptet sogar, daß es auch zur Philosophie gehöre, ja den schönsten Theil derselben bilde, ein öffentliches Amt zu verwalten, als Richter zu untersuchen, zu urtheilen, das Recht ans Licht und zur Geltung zu bringen und das, was die Philosophen lehren, im praktischen Leben anzuwenden. Doch von dem Einen kann er mich nicht überzeugen, daß es besser sei, jenes zu verrichten, als

ganze Tage in seiner Gesellschaft mit Hören und Lernen zuzubringen. Um so mehr ermahne ich dich, der du Zeit hast, so bald als möglich in die Stadt zu kommen und dich von ihm poliren und feilen zu lassen. Denn ich beneide nicht, wie Viele, Andere um ein Glück, dessen ich selbst entbehre, sondern im Gegentheil, ich fühle eine gewisse innere Befriedigung und Lust, wenn ich sehe, daß das, was mir versagt ist, meinen Freunden im reichen Maße wird."

Plinius ist auch kein Staatsmann in der Art, wie ihn die Republik forderte, sondern ein treuer und gewissenhafter Beamter, wie ihn die Monarchie verlangte. Die Politik liegt ihm fern. Die Monarchie ist ihm eine vollendete Thatsache; die Freiheit der Republik läßt sich nicht wieder schaffen; es ist die Pflicht der Besseren, nicht sich grollend von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen, sondern sich in die Umstände zu fügen und sich des Gemeinwesens anzunehmen. Er bekleidete daher selbst unter einem Domitian öffentliche Aemter, weil er, wenn auch mit eigener Gefahr, manches Böse verhindern und manches Gute stiften konnte, nur daß er, wie er sagt (paneg. 95), trotzdem er sah, welche kürzeren Wege unter dem hinterlistigen Tyrannen zur Erlangung von Ehrenstellen offen standen, den längeren Weg vorgezogen habe. Wie er seinen Einfluß zum Besten unschuldig Verfolgter anwandte, davon erzählt er selbst ein Beispiel (III, 11). Der Philosoph Artemidorus befand sich in Rom, als Domitianus die Philosophen aus der Stadt verbannte. Er zog sich auf ein nahes Landgut zurück, und hier suchte ihn Plinius auf, obgleich er damals Praetor war, was, wie er bemerkt, die Gefahr für ihn um so größer machte. Gedrängt von seinen Gläubigern wegen einer Schuld, die er in den löblichsten Absichten gemacht hatte, bedurfte Artemidorus einer bedeutenden Summe, um die er vergebens einige vermögende Freunde angesprochen hatte und die ihm Plinius ohne Entgelt vorschoß. „Und dies that ich," fügt Plinius hinzu, „nachdem sieben meiner Freunde theils getödtet, theils verbannt worden waren, getödtet: Senecio, Rusticus und Helvidius, verbannt: Mauricus, Gratilla, Arria und Fannia, und nachdem so viele Blitze, die um mich eingeschlagen, mich gleichsam versengt hatten und ich aus gewissen Merkmalen schließen konnte, daß mir ein gleiches Unglück bevorstehe." Bescheiden lehnt er die übermäßige Erkenntlichkeit des Artemidorus als eine unverdiente ab: er habe nur das gethan, was er der Achtung gegen C. Musonius, den Schwiegervater des Artemidorus, und der Freundschaft des Artemidorus selbst schuldig gewesen sei. — Seine Thätigkeit auf dem Forum war den Bedrängten und Unglücklichen gewidmet, im Senat trat er als Ankläger gewissenloser Beamten auf, und aus den Berichten, die er als Proconsul von Bithynien dem Trajan überschickte und die uns in dem zehnten Buche der Briefe erhalten

sind, erkennen wir, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit er das Beste der Provinz wahrnahm. In seinem Benehmen gegen die verfolgten Christen wußte er mit seiner Amtspflicht die Rücksicht auf die Menschlichkeit zu verbinden, indem er sich wegen der großen Zahl der Gefährdeten besondere Verhaltungsbefehle vom Kaiser erbat (X, 96).

In seinem Privatleben zeigte er sich uneigennützig, mildthätig und dankbar. „Mir gilt,“ äußert er sich (IV, 10, 3), „die Ehrenhaftigkeit so viel, als Anderen die Nothwendigkeit.“ Sein häusliches Leben war ein reines und gemüthliches. Er war dreimal verheirathet, zuletzt mit der geistreichen und gebildeten Calpurnia, über die er kurz nach seiner Verheirathung an ihre Tante Calpurnia Hispulla, die sie erzogen hatte, folgender Maßen schreibt (IV, 19): „Ich zweifle nicht, daß es dir die größte Freude machen wird, zu vernehmen, sie sei ihres Vaters, sie sei deiner, sie sei ihres Großvaters würdig. Sie ist die verständigste Frau und die beste Hauswirthin; sie liebt mich mit treuer Zärtlichkeit, und aus Liebe zu mir hat sie auch Neigung zur Literatur gefaßt. Sie nimmt meine Schriften zur Hand, liest sie fleißig, ja lernt sie auswendig. Wie ist sie voll Unruhe, wenn ich in einer öffentlichen Verhandlung auftreten soll! Wie freut sie sich, wenn die Sache gut abgelaufen ist! Sie läßt sich von ihrer Dienerschaft berichten, welche Zustimmung, welche Beifallsäußerungen mir geworden, welchen Erfolg ich in der Entscheidung der Richter davongetragen. Wenn ich öffentliche Vorlesungen halte, nimmt sie in der Nähe hinter einem Vorhange Platz und horcht mit gierigem Ohr auf die Lobsprüche, die mir werden. Meine Lieder singt sie und componirt selbst die Begleitung zur Cither dazu, und dies hat sie nicht ein Künstler, sondern die Liebe gelehrt, die die beste Lehrmeisterin ist. Aus diesen Gründen hege ich die sicherste Hoffnung, daß unsere Eintracht dauernd sein, ja täglich wachsen werde. Denn sie liebt nicht meine Jugend oder mein Aeußeres, die allmälig hinschwinden und altern, sondern meinen Ruhm. Und so ziemt es auch Einer, die unter deinen Händen aufgewachsen, durch deine Lehren gebildet worden ist, die in deinem Umgange nur Frommes und Ehrbares vor Augen gehabt, die endlich aus deiner rühmenden Erwähnung meiner mich zu lieben sich gewöhnt hat. Denn da du meiner Mutter eine kindliche Verehrung schenktest, so pflegtest du von meiner Kindheit an Theil an meiner Bildung zu nehmen, mich zu loben und in mir schon einen Solchen zu vermuthen, wie ich jetzt meiner Gattin erscheine. Wir wetteifern daher in dem Danke gegen dich: ich, weil du sie mir; sie, weil du mich ihr gegeben hast, gleichsam als hättest du uns für einander ausgesucht.“ — Von seiner zärtlichen Liebe zu seiner Gattin zeugen auch die Briefe an sie: VI, 4; 7. VII, 5. Der letztere lautet fol-

gender Maßen: „Es ist gar nicht zu glauben, wie groß meine Sehnsucht nach dir ist. Daran ist erstens die Liebe Schuld, und dann, weil wir an eine Trennung nicht gewöhnt sind. Daher kommt es, daß ich einen großen Theil der Nächte schlaflos verbringe, indem ich mir dein Bild vergegenwärtige; daher kommt es, daß am Tage in den Stunden, in welchen ich dich zu besuchen pflegte, meine Füße mich so recht eigentlich von selbst zu deinem Zimmer hinziehen und ich endlich ärgerlich und traurig und wie Einer, dem man den Zutritt verweigert hat, von der unbetretenen Schwelle zurückweiche. Nur eine Zeit ist frei von diesen Qualen, nämlich die ich auf dem Forum mit den Streitsachen meiner Freunde hinbringe. Erachte daraus, was das für ein Leben ist, das Ruhe in der Arbeit und Trost in einer jammer- und sorgenvollen Beschäftigung findet."

Ausgebreitet war der Kreis seiner Bekannten und Freunde. Er stand mit den angesehensten und berühmtesten Männern seiner Zeit in Verbindung, mit Keinem aber wohl in engerer, als mit Tacitus. Wie verschieden auch die Richtungen sein mochten, die beide in ihren Studien und Schriften verfolgten, so verband sie doch ein gleich eifriges wissenschaftliches Streben und eine gleich edle Gesinnung. Man wird unwillkürlich an das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe erinnert, wenn man die Herzensergießung des Plinius an den Freund liest (VII, 20): „Ich habe dein Buch gelesen und mit der möglichst größten Sorgfalt angemerkt, was, wie ich glaube, verändert oder weggelassen werden muß. Denn wie ich gewohnt bin, die Wahrheit zu sagen, so du, sie gern zu hören. Verträgt doch Niemand den Tadel geduldiger, als wer das größte Lob verdient. Jetzt erwarte ich von dir mein Buch mit deinen Bemerkungen. Wie angenehm und schön ist doch solch ein wechselseitiger Verkehr! Wie viele Freude macht es mir, daß, wenn je die Nachwelt auf uns achtet, man immer erzählen wird, in welcher Eintracht, Einfachheit und treuer Anhänglichkeit wir mit einander gelebt haben! Es wird als etwas Seltenes und Bemerkenswerthes betrachtet werden, daß zwei Männer, an Alter und Würde fast gleich, die sich in der Literatur einen gewissen Namen gemacht haben — ich muß schon von dir diesen gemäßigten Ausdruck brauchen, da ich zugleich von mir selber spreche —, sich wechselseitig in ihren Studien gefördert haben. Schon in meiner frühesten Jugend, als dein Name und dein Ruhm bereits in voller Blüthe stand, hegte ich den Wunsch dir nachzueifern und, wenn auch in weitem Zwischenraume, der Nächste nach dir zu sein und dafür zu gelten. Wohl gab es viele andere, sehr ausgezeichnete Geister; du aber schienst mir vermöge der Aehnlichkeit unserer Natur derjenige, dem ich am meisten nachahmen könne und nachahmen müsse. Um so mehr freue ich mich, daß,

wenn von gelehrten Bestrebungen die Rede ist, man uns immer zusammen nennt; daß Jedem, der von dir spricht, zugleich auch mein Name beifällt. Es fehlt nicht an solchen, die uns Beiden vorgezogen werden; doch werden wir immer zusammen genannt, in welcher Ordnung, das ist mir gleichgültig; denn mir ist der der Erste, der der Nächste nach dir ist. Du mußt auch schon die Bemerkung gemacht haben, daß selbst in Testamenten, wenn es nicht gerade ein besonders Befreundeter Eines von uns beiden ist, wir immer dieselben Legate und zwar zu gleichen Theilen erhalten. Das Alles deutet darauf hin, daß wir uns um so inniger gegenseitig lieben sollen, da uns durch so viele Bande, Studien, Charakter, Ruf und endlich die Urtheile der Menschen, die sie in ihrem letzten Willen aussprechen, aneinander knüpfen." — Mit vieler Selbstgefälligkeit äußert er gegen seinen Freund Maximus die große Freude, die ihm neulich aus einer Mittheilung des Corn. Tacitus geworden sei (IX, 23). Er sei oft in den Gerichten und im Senat mit Lob überschüttet worden; doch keine Anerkennung habe ihm größeres Vergnügen gemacht, als von der ihm vor Kurzem Tacitus erzählt. Dieser saß in den letzten circensischen Spielen neben einem Unbekannten, der nach einem Gespräche von mannigfaltigem gelehrten Inhalte ihn fragte: „Bist du ein Italiener oder aus der Provinz?" — Tacitus antwortete: „Du kennst mich aus meinen wissenschaftlichen Leistungen." — Worauf Jener ausrief: „Bist du Tacitus oder Plinius?" — „Soll ich mich'" fügt Plinius hinzu, „über die Berühmtheit meines Namens nicht freuen? Ja wohl freue ich mich und gestehe, daß ich mich freue; denn ich fürchte nicht, daß ich zu prahlerisch erscheine, da ich ja das Urtheil Anderer über mich, nicht mein eigenes aufführe." — Die Eitelkeit theilte Plinius mit seinem Vorbilde und Muster Cicero. Daß er sich überschätzt habe, läßt sich nicht leugnen, wohl aber entschuldigen, da er hierin dem Urtheile seiner Zeitgenossen folgte, denen vielmehr die Ueberschätzung zur Last fällt. Dabei ging jedoch seine Eitelkeit nicht so weit, daß er nicht die Ueberlegenheit des Tacitus gefühlt und anerkannt hätte. Er bekennt sich als seinen Schüler (VIII, 7, 1) und prophezeit ihm die Unsterblichkeit seiner Geschichtswerke mit der festen Ueberzeugung, daß er nicht falsch prophezeie; daher bittet er ihn, auch seiner darin zu erwähnen; „denn", sagt er, „wie wir es uns angelegen sein lassen, daß unser Bildniß von dem besten Künstler gemalt werde, sollen wir uns nicht das Glück wünschen, daß unsere Thaten von einem Manne wie du beschrieben und gepriesen werden?" (VII, 33). — Nicht ganz ungerecht mag die Beschuldigung sein, daß Plinius die Leistungen seiner Zeitgenossen gelobt habe, um wieder von ihnen gelobt zu werden. Ihm selber ist schon der Vorwurf übertriebener Neigung, Andere zu loben, gemacht worden, und er vertheidigt sich deshalb in einem

Briefe an Septicius (VII, 28): „Du sagst, gewisse Leute haben sich gegen dich tadelnd geäußert, als lobte ich meine Freunde bei jeder Gelegenheit über Gebühr. Ich erkenne meine Schuld; ja, ich thue mir sogar etwas darauf zu Gute. Denn was ist edler, als Verschuldung aus Gutmüthigkeit? Und wer sind diejenigen, die meine Freunde besser kennen wollen? Gesetzt aber, sie kennten sie besser: warum mißgönnen sie mir den beglückendsten Irrthum? Denn mögen Jene auch nicht so sein, wie sie von mir gerühmt werden, so bin ich doch glücklich, daß sie mir so erscheinen. Darum mögen sie ihren ungelegenen Eifer an Andere — und es giebt deren gerade nicht Wenige — wenden, die das urtheilen nennen, wenn sie ihre Freunde tadeln; mir werden sie nie die Meinung aufdringen, daß ich die meinigen zu sehr liebe." — Dem Plinius hat man auch den Vorwurf übertriebener Schmeichelei deshalb gemacht, weil seine Lobrede an Trajan von des Kaisers Preise überströmt. Doch, abgesehen von dem Contraste der milden Regierung Trajan's gegen die blutige Despotie des Domitianus, der auch eine minder gerechte Herrschaft in einem günstigen Lichte hätte erscheinen lassen müssen, wollte Plinius mit dieser Rede in dem Lobe des Trajan zugleich das Musterbild eines Regenten überhaupt liefern; er hat daher die im Senat gehaltene kürzere Rede später weitläuftiger ausgearbeitet. „Denn", sagt er, „unterweisen, wie ein Fürst sein müsse, ist zwar schön, aber lästig und erscheint fast als Anmaßung; den besten Fürsten aber loben und dadurch den künftigen Fürsten gleichsam wie von einem Leuchtthurme das Licht zeigen, dem sie folgen müssen, hat denselben Nutzen ohne jede Anmaßung" (III, 18). In dem geschäftlichen Briefwechsel zwischen Plinius und dem Kaiser, den das zehnte Buch enthält, herrscht ein durchaus ungezwungener Ton, voll Achtung gegen den nicht blos durch seine Würde, sondern auch durch seine größere Erfahrung und Geschäftskenntniß über ihm stehenden Vorgesetzten, aber fern von aller kriechenden Schmeichelei. Selbst die officiellen Glückwunsch- und Dankschreiben (X, 1, 2, 14, 52, 88, 102) sind kurz und würdig.

Musterhaft war das Leben des Plinius. Obgleich ein sehr begüterter Mann, hielt er sich doch von jedem Luxus fern. Seine Lebensweise war einfach und mäßig, aber dabei anständig (I, 15; II, 6). Seine Zeit füllten Geschäfte und Studien abwechselnd aus. Wie er seine Muße im Sommer und im Winter auf seinen Landgütern verbracht, davon giebt er eine Schilderung IX, 36 und 40. Er liebte die Jagd, doch so, daß er, der Vorschrift des Tacitus gehorchend, nach welcher Minerva und Diana gleichzeitig verehrt werden müssen (IX, 10), seine Schreibtafel auch dahin mitzunehmen pflegte (I, 6). Am liebsten verweilte er auf seinen zahlreichen und ausgedehnten Besitzungen, von denen die beiden

villae Plinianae am Comersee (IX, 7), das Laurentinum (II, 17) und die Tusci (V, 6) die bekanntesten sind. „Auf meinem Laurentinum," schreibt er an seinen Freund Minucius Fundanus (I, 9), „spreche ich nur mit mir und meinen Büchern. O wahres und reines Leben! O süße Muße, ehrenvoll und fast schöner als jede Berufsthätigkeit! O Meer, o Ufer, mein wahres und geheimes Studirzimmer, wie Vieles gebt ihr mir zu denken, wie Vieles zu schreiben!" — Ueber Plinius, den Freund der Natur, äußert sich Alex. von Humboldt (Kosm. II, S. 24): „Die Briefe des jüngeren Plinius liefern uns anmuthige Beschreibungen zweier seiner zahlreichen Villen (Laurentium und Tuscum). Wenn man auch in beiden der Baulichkeiten, von beschnittenem Buxus umgeben, mehr zusammengedrängt findet, als nach unserem Naturgefühl zu wünschen wäre, so beweisen doch diese Schilderungen, daß, neben der Liebe zur Kunst, neben der ängstlichen Sorgfalt für Behaglichkeit durch Stellung der Landhäuser nach Verhältniß zur Sonne und zu vorherrschenden Winden, auch Liebe zu freiem Genusse der Natur den römischen Stadtbewohnern nicht fremd war. Mit Freude setzen wir hinzu, daß dieser Genuß auf den Landgütern des Plinius durch den widrigen Anblick des Sclavenelendes minder gestört war. Der reiche Mann war nicht blos einer der gelehrtesten seiner Zeit, er hatte auch, was im Alterthum wenigstens selten ausgedrückt ist, rein menschliche Gefühle des Mitleids für die unfreien unteren Volksclassen. Auf den Villen des jüngeren Plinius gab es keine Fesseln, der Sclave als Landbauer vererbte frei, was er sich erworben." — Die väterliche Sorge für seine Leute gesteht Plinius selbst bei Gelegenheit, als er seinen Freund Paulinus bittet, einem seiner Freigelassenen, der an der Brust litt, Aufnahme auf seinem Landgute bei Forum Julii (jetzt Frejus) zu gewähren, damit er dort in der milden Luft und durch die vortreffliche Milch seine Wiederherstellung finde. „Ich weiß," beginnt er den Brief, „wie milde du gegen deine Leute verfährst; um so unumwundener kann ich dir gestehen, mit welcher Rücksicht ich die meinigen behandle. Mir ist jenes homerische ‚Wie ein Vater so mild war er' und jene unsere Bezeichnung ‚Hausvater' immer gegenwärtig" (V, 19). — In einem Briefe an Paternus (VIII, 16) klagt er seinem Freunde über die häufigen Krankheits- und Sterbefälle unter seinen Leuten. Zwei Dinge, fügt er hinzu, gewähren ihm einigen Trost in dem Schmerze: daß er es seinen Sclaven leicht mache, sich ihre Freiheit zu erwerben, und daß er es ihnen gestatte, über ihr Eigenthum auch nach ihrem Tode frei zu verfügen. „Doch," meint er, „fühle ich mich, wenn mir auch diese Trostgründe einige Beruhigung gewähren, entmuthigt und gebrochen eben aus derselben Menschlichkeit, die mich bewogen hat, ihnen jenes zu gestatten. Deshalb

aber möchte ich mir doch nicht ein härteres Herz wünschen. Wohl weiß ich, daß Andere dergleichen Unfälle Nichts weiter als einen Verlust nennen und dabei sich große und weise Menschen dünken. Ob sie groß und weise sind, weiß ich nicht; Menschen sind sie nicht! Denn es gehört zum Menschen, dem Schmerze zugänglich zu sein, ihn zu fühlen, doch auch ihm Widerstand zu leisten und Trostgründe zuzulassen, nicht aber des Trostes nicht bedürfen. Doch darüber habe ich mich vielleicht schon mehr, als ich sollte, wiewohl weniger, als ich wollte, ausgelassen. Denn es giebt auch eine gewisse Wollust des Schmerzes, zumal wenn man ihn an dem Busen eines Freundes ausweinen kann, bei dem die Thränen entweder Billigung oder Nachsicht finden."

Plinius war ein Mann von feiner Bildung und großer Belesenheit, aber ohne tiefes Wissen und ohne schöpferische Kraft. Daher glänzen seine Schriften mehr durch ihre geschmackvolle Form, als durch die Bedeutsamkeit und Originalität ihres Inhaltes. Er hatte ein feines Gefühl für das Schöne, und dieses leitete ihn zu dem besten Muster, zu Cicero, wie er selbst gesteht (I, 5, 12): „Ja, ich wetteifere mit Cicero und begnüge mich nicht mit der Beredtsamkeit unseres Jahrhunderts." Daß er ein glücklicher Nachahmer ist, zeigen seine Briefe mehr, als seine Rede an Trajan; er bewegte sich ungezwungener, wie er selbst fühlte (III, 18, 10), in der leichten Stilgattung, wie sie der Inhalt der Briefe forderte, als in der gehobenen Schreibart, wie sie die Rede verlangte. In dem Streben nach geistreichen Wendungen und künstlichen Antithesen huldigte er dem Geschmacke der Zeit. Oft schließen seine Briefe mit einer fast epigrammatischen Pointe; wie sie denn überhaupt die Merkmale berechneter Wirkung allzu sehr an sich tragen und daher oft der natürlichen Einfachheit entbehren.

Die Briefsammlung in 9 Büchern (epistularum libri IX) hat er selbst veranstaltet, wie aus epist. I, 1 hervorgeht. „Du hast mich oft ermahnt," schreibt er an seinen Freund Septicius, „daß ich meine mit einiger Sorgfalt geschriebenen Briefe sammeln und herausgeben möchte. Ich habe sie gesammelt, ohne die Zeitfolge zu beobachten, denn ich wollte ja nicht Geschichte schreiben, sondern wie sie mir gerade in die Hände fielen. Es bleibt nur noch übrig, daß weder du deinen Rath, noch ich die Befolgung desselben bereue. Nur so ist es möglich, daß ich die Briefe, welche noch unbeachtet daliegen, hervorsuche und künftige nicht unterdrücke." — Als zehntes Buch ist die amtliche Correspondenz zwischen Plinius und dem Kaiser Trajan wahrscheinlich erst nach seinem Tode hinzugefügt worden. — Plinius bemerkt es selbst, daß er in dem Stoffe seiner Briefe beschränkter sei, als Cicero,

dem sowohl sein reiches Talent, als auch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Ereignisse sehr zu statten kamen (IX, 2, 2). Trotzdem fehlt es auch seinen Briefen nicht an Abwechselung und Interesse. Sie gewähren eine klare Einsicht in das öffentliche, gesellige und literarische Leben der damaligen Zeit und liefern dem Historiker manche Beiträge zur politischen, Cultur- und Sittengeschichte Roms. Als besonders anziehend heben wir die Briefe hervor, die von wichtigen gerichtlichen Verhandlungen, an denen Plinius selbst Theil nahm, handeln (II, 11; III, 4; 9; IV, 9; V, 20); die Briefe literarhistorischen Inhaltes: über öffentliche Recitationen (I, 13; II, 19; III, 18; VII, 17); über das Leben, den Tod und die Schriften berühmter Autoren, wie des älteren Plinius (III, 5; VI, 16), des Silius Italicus (III, 7), des Martialis (III, 21), des C. Fannius (V, 4) u. A.; die Schilderungen seiner Landgüter (II, 17; V, 6; IX, 7), der Villa des Hadrianus (VI, 31); die Beschreibung des Clitumnus (VIII, 8), der merkwürdigen Quelle am Larius, deren Wasser täglich regelmäßig steigt und fällt (IV, 30), des Ausbruches des Vesuvs (VI, 20), der Ueberschwemmung des Tiber und Anio (VIII, 17); die beiden Briefe über die Christen (X, 96, 97). Als Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens, von dem auch gebildete Männer nicht frei waren, dient epist. VII, 27, einige Gespenstergeschichten als beglaubigte Thatsachen anführend. Epist. IX, 33 erzählt die Geschichte von der Liebe eines Delphins zu einem Knaben, die Plinius dem Caninius als Stoff zu einem Gedichte empfiehlt. — Die Briefe der ersten neun Bücher fallen in die Zeit nach dem Tode des Domitianus bis zum Jahre 109.

Die Rede an Trajan (panegyricus ad Traianum), gehalten im Jahre 100 vor dem Senat zum Dank für das dem Redner verliehene Consulat und darauf umgearbeitet und erweitert, diente den späteren Panegyrikern zum Muster und ist lange als eines der bedeutendsten Denkmäler römischer Beredtsamkeit bewundert worden. Treffend beurtheilt sie Bernhardy, wenn er sagt: „Sie ist ein nach allen Regeln der Rhetorik künstlich angelegter Bau, der eine Fülle der Kunstmittel und des feinsten hofmännischen Witzes aufwendet, um die Beschränktheit des Stoffes und die Dürftigkeit seiner Ideen zu verhüllen. Plinius überbietet sich in glänzenden Schilderungen und einer Malerei, die breit, maßlos und kleinlich ausfällt; mit zarter Empfindung und dem Studium mannigfaltiger Effecte mischt sich der Zwang der Schmeichelei; seine Composition ist geziert, die Rede wenig fließend und unkräftig durch zerschnittene Sätze, der Eindruck selten gemüthlich: sie verräth den Untergang der wahren und edelen Beredtsamkeit."

Verloren sind die von ihm selbst herausgegebenen gerichtlichen Reden des Plinius und seine Gedichte. Der Aufforderung seines Freundes Titinius Capito, sich auch in der Geschichte zu versuchen (V, 8), ist er wahrscheinlich nicht nachgekommen.

2. Cornelius Tacitus.

Gaius (nach Sidon. Apoll. ep. IV, 14; 22 und schlechteren Handschriften) oder Publius (nach der besten Handschrift) Cornelius Tacitus ist vermuthlich um das Jahr 54 geboren. Sein Geburtsort ist unbekannt; daß es Interamna (Terni) im südlichen Umbrien sei, ist eine bloße Vermuthung, die sich allein darauf gründet, daß dies die Heimath des späteren Kaisers Tacitus ist, der mit ihm verwandt zu sein behauptete (Vopisc. Florian. 2). Von des Tacitus Eltern wissen wir Nichts; doch scheint seine Familie dem Ritterstande angehört zu haben (Plin. n. h. VII, 16). Daß er sich in seiner Jugend an die Redner M. Aper und Julius Secundus anschloß, bezeugt er selbst (dial. 2); daß er auch den Unterricht des Quintilian genossen, ist wahrscheinlich. Frühzeitig trat er als Sachwalter auf dem Forum auf. Im Jahre 77 ward ihm von Julius Agricola, dem damaligen Consul, seine Tochter versprochen und noch in demselben Jahre verheirathet (Agr. 9). Seine politische Laufbahn begann er unter Vespasian, wie er selber erwähnt (hist. I, 1), indem er im Jahre 78 oder 79 Quaestor wurde. Unter Titus, im Jahre 80 oder 81, erhielt er das Tribunat oder die Aedilität, und unter Domitian war er Mitglied des Priestercollegiums der quindecimviri und zugleich Praetor, als im Jahre 88 die Säcularspiele gefeiert wurden (ann. XI, 11). Im Jahre 90 verließ er aus unbekannten Gründen mit seiner Gattin Rom und war, als im Jahre 93 sein Schwiegervater Agricola starb, nicht gegenwärtig (Agr. 45). Kurz darauf kehrte er nach Rom zurück und mußte als Mitglied des Senats stummer Zeuge der Wuth des Despoten gegen die angesehensten Männer sein (Agr. 45). Unter Nerva, 97, wurde er consul suffectus an Stelle des verstorbenen Verginius Rufus, dem er die Leichenrede hielt (Plin. ep. II, 1, 6). Im Jahre 100 trat er nebst Plinius als Ankläger des Marius Priscus auf (Plin. ep. II, 11). Sein Todesjahr ist unbekannt; wahrscheinlich erlebte er noch den Regierungsantritt des Hadrian, 117, da er um diese Zeit seine Annalen herausgegeben hat.

Tacitus hat erst in seinem reiferen Mannesalter sich der Geschichtschreibung zugewendet. In seinen jüngeren Jahren beschäftigte ihn die Praxis auf dem Forum. Daß er als Redner frühzeitig Ruf und Ruhm gewonnen, bezeugt sein etwas jüngerer

Freund Plinius, der sich ihn zum Vorbilde genommen zu haben erklärt (ep. VII, 20). In seinen späteren Jahren galt er neben Plinius für den größten Redner der Zeit und versammelte in seinem Hause um sich eine zahlreiche Schaar von bewundernden Anhängern (Plin. ep. IV, 13). Seine Beredtsamkeit war eine nicht gewöhnliche; als ihr charakteristisches Merkmal giebt Plinius (II, 11, 17) den würdevollen Ernst *(σεμνότης)* an. Er hat gewiß auch manche seiner Reden veröffentlicht; doch ist Nichts davon erhalten. — In die erste Zeit seiner oratorischen Thätigkeit, etwa in die Regierungszeit des Titus, fällt die Abfassung des dialogus de oratoribus. Vertritt in dem Gespräche Maternus des Tacitus Ansicht, so mißbilligte er die herrschende rhetorische Manier, aber ebenso auch die Nachahmung der republikanischen Redner, weil der Geist der Zeit ein anderer geworden und die Ruhe der Monarchie die stürmische politische Beredtsamkeit nicht aufkommen lassen dürfe.

Der Despotismus des Domitian verurtheilte Tacitus wie andere edele Männer zu einem unfreiwilligen Schweigen. In dieser Zeit mag ihm sein Beruf zum Historiker klar geworden sein, und eine günstigere Zeit abwartend, bereitete er sich durch Beobachtung der Ereignisse und durch eifrige Studien zu seinem großen Vorhaben vor. Was ihn zur Geschichtschreibung getrieben hat, war das Gefühl der Unbehaglichkeit, das ihm die gegenwärtigen politischen und socialen Zustände einflößten. Dieses Gefühl theilten alle besseren Zeitgenossen. Während die Einen in dem gewaltsamen Sturz des Tyrannen die Rettung sahen, verzweifelten die Anderen an der Möglichkeit einer Besserung und stürzten sich entweder absichtlich durch trotzige Opposition in einen sicheren Tod oder suchten in Studien oder sinnlichen Genüssen die Gegenwart zu vergessen. Den Tacitus bewahrte sein tüchtiger Charakter und sein klarer, leidenschaftsloser Geist vor beiden Verirrungen. Daß es auch möglich sei, unter einem Tyrannen Gutes zu wirken, das lehrte ihn das Beispiel des M. Lepidus, der manches Schlimme, wozu Schmeichler den Tiberius veranlaßt hatten, zu mildern verstand und dennoch sich die Achtung und Gunst des Kaisers dauernd zu erhalten wußte. „Darum," sagt Tacitus (ann. IV, 20), „entsteht nothwendig in mir der Zweifel, ob wie das Uebrige, so auch die Zuneigung der Fürsten gegen Einige und die Abneigung gegen Andere dem Schicksale und einer Vorherbestimmung zuzuschreiben sei, oder ob es von unserer Klugheit abhänge, zwischen jähem Trotz und häßlicher Unterwürfigkeit unseren Weg von Ehrgeiz und Gefahr frei zu wandeln." Von dem Letzteren gab ihm sein Schwiegervater Agricola das Beispiel, und so entzog auch er sich selbst unter einem Domitianus nicht dem Dienste des Staates. Als aber die Zeit gekommen war, in welcher das freie Wort sich

wieder hören lassen konnte, da führte er der Welt die nächste Vergangenheit vor, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelte, ohne Haß und Vorliebe (sine ira et studio), wozu ihm, wie er sagt (ann. I, 1), die Veranlassung fern liege, nicht um die kaum beschwichtigten Leidenschaften von Neuem durch die Schilderung der Gräuel aufzuregen, sondern um zu zeigen, wie das Gute seine Anerkennung, das Böse seine Strafe findet. „Denn," sagt er (ann. III, 65), „ich halte das für den hauptsächlichsten Beruf der Geschichte, daß die Tugenden nicht verschwiegen bleiben und daß die Menschen dafür, was sie Schlechtes gethan und geäußert haben, die Schande bei der Nachwelt fürchten." Er betrachtet so den Geschichtschreiber als den Herold der vergeltenden sittlichen Macht. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. „Giebt es auch keine vorsorgende Gottheit, so giebt es doch eine rächende." Dies Resultat hat er, wie er selbst gesteht (hist. I, 3), aus der selbst erlebten Geschichte von dem Sturze des Nero bis zu dem Tode des Domitianus gezogen; sie lieferte ihm den Beweis, daß die Götter nicht für unsere Sicherheit, aber für unsere Strafe Sorge tragen. Der Uebel größtes ist die Schuld: das ist das Princip seiner ethischen Lebensansicht, die sich in seinen Geschichtswerken ausspricht. Das Bekenntniß einer bestimmten philosophischen Schulmeinung weist er entschieden von sich ab, indem er sich kein sicheres Urtheil anmaßen will, ob die menschlichen Angelegenheiten durch ein Schicksal und eine unabänderliche Nothwendigkeit oder durch den Zufall geleitet werden. „Unter den größten Philosophen des Alterthums und ihren Anhängern haben Viele die Meinung gehegt, daß die Götter um unseren Anfang und unser Ende, wie überhaupt um die Menschen sich gar nicht kümmern; daher gehe es häufig den Guten schlecht und den Schlechten gut. Dagegen glauben Andere an ein nicht nach unstäten Sternen, sondern kraft der Urgründe und der Verknüpfung der natürlichen Ursachen die Dinge bewältigendes Fatum, und doch lassen sie uns eine freie Wahl des Lebens; sobald diese aber getroffen, sei die Ordnung des uns Bevorstehenden bestimmt; und nicht sei Glück oder Unglück, was der gemeine Haufe dafür hält, vielmehr seien Viele, die mit dem Unglücke zu kämpfen scheinen, glücklich, hingegen die Meisten trotz ihrer großen Erdengüter die Unglücklichsten, wenn Jene nämlich ihr schweres Geschick mit Standhaftigkeit tragen, Diese von ihren Glücksgütern einen unüberlegten Gebrauch machen. Die Meisten aber lassen es sich nicht nehmen, daß Jedem sein Loos gleich bei der Geburt vorherbestimmt werde, und wenn manche Vorherverkündigungen nicht eintreffen, so liege das an Täuschungen derer, die ihnen unbekannte Dinge sagen, indeß die Zuverlässigkeit der Kunst selbst durch klare Beweise der alten wie der gegenwärtigen Zeit bestätigt werde" (annal. VI, 22). Tacitus ist weder ein

Stoiker, noch ein Epikureer, noch ein Atheist, wofür Alles man ihn hat ausgeben wollen, wenn er auch manche Zeitansicht in sich aufgenommen hat, wie die von dem Verdienstlichen des Selbstmordes und von der Bedeutung der chaldäischen Kunst, der Prodigien und Weissagungen, einen Glauben, den er zwar nicht unbedingt theilt, doch aber nicht gänzlich verwirft (ann. IV, 58; VI, 20; XII, 64). Er ist ein Fatalist in dem Sinne der alten griechischen Tragiker, die dem Fatum eine sittliche Macht entgegensetzten, welche es überwindet. Und diese sittliche Macht ist dem Tacitus das honestum, das Ehrenhafte, das sich in der Selbständigkeit des Charakters, in der Unabhängigkeit unserer Meinungen und Handlungen von äußeren Einflüssen äußert, und dem die Anerkennung der Guten zu jeder Zeit folgt, während die Charakterlosigkeit, die sich in Knechtessinn und Schmeichelei ausspricht, unrettbar der Schande bei den Besseren der Gegenwart und der Nachwelt verfällt. Die persönliche Tüchtigkeit und Untüchtigkeit ist ihm der Maßstab, wonach er den Werth oder Unwerth der Menschen bestimmt, und von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der Bürger, nicht von Verfassung und Gesetzen hängt das Wohl und Wehe des Staates ab. Er hat auch in der traurigen Umgebung, in der er lebte, den Glauben an die sittliche Natur des Menschen nicht verloren. Er hebt es besonders hervor, daß es auch in den schlimmsten Zeiten nicht an Tugendmustern jeder Art gefehlt habe, an Beispielen von Liebe und Aufopferung der Verwandten, von Treue der Diener, von Standhaftigkeit in Leiden und von Todesmuth (hist. I, 3). „Die Ueppigkeit," bemerkt er, „hat bis zu den Bürgerkriegen nach Nero's Tode den höchsten Grad erreicht; hierauf, nachdem der Mord unter den edelen Geschlechtern gewüthet und ein großer Name zum Verderben gereicht hatte, wandten sich die Uebrigen zu einer verständigeren Lebensweise. Zugleich brachten Männer aus den Municipien, Colonien und Provinzen, die häufig in den Senat aufgenommen wurden, ihre heimische Sparsamkeit mit, die sie auch bewahrten, selbst wenn sie es durch Glück und Betriebsamkeit zu Reichthum brachten. Vor Allen aber gab Vespasian das Beispiel einer altväterlichen Mäßigkeit des Lebens, und der Gehorsam gegen den Kaiser, wie auch die Nachahmungssucht wirkten mehr, als gesetzliche Strafen und Furcht. Man müßte denn annehmen, daß in Allem gleichsam ein Kreislauf stattfinde und wie die Zeiten, so auch die Sitten wechseln. War doch nicht auch Alles bei den Früheren besser, vielmehr hat auch unsere Zeit vieles Lobenswerthe hervorgebracht, das unsere Nachkommen nachahmen können" (ann. III, 55). Der große Geschichtschreiber hat es erkannt, daß nach jeder maßlosen Ueberschreitung der sittlichen Grenzen immer eine Reaction erfolgt, zu

der die Keime in den nie ganz zu zerstörenden besseren Gefühlen des Menschenherzens liegen.

Wenn so Tacitus seine Auffassungen der historischen Ereignisse aus der tiefen Kenntniß der menschlichen Natur geschöpft hat, so mußte auch seine Geschichtschreibung eine durchaus ethische sein und auf psychologischer Charakterentwicklung der handelnden Personen beruhen, und darin besteht seine Meisterschaft, daß er Situationen und Charaktere mit einer Wahrheit und Anschaulichkeit zu malen versteht, die ihn den besten Dichtern der alten und neuen Zeit zur Seite stellt. Während er uns das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des Chores, der mit gewichtigen Worten die Handlungen begleitet, bald belehrend und warnend, bald durch seine psychologische Bemerkungen das Verständniß der Personen und ihres Thuns fördernd. Seine Geschichte ist nicht eine objective Darstellung des Geschehenen, bestimmt die Wißbegierde zu befriedigen, sondern sie ist der Stoff, woran sich sein Denken und Fühlen äußert. Und hierin liegt das Interesse, das des Tacitus Geschichte wie keine andere zu erregen versteht. Er leiht uns sein Auge und sein Herz, die Thatsachen zu schauen und ihre Wirkung zu empfinden wie er. Tacitus ist so der einzige Historiker, der es vermocht hat, der Geschichte die Zauberkraft der Poesie zu verleihen, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, und wenn der Tragiker durch Mitleid und Furcht die Leidenschaften reinigt, so weiß er dem in das wilde Treiben des gottverlassenen kaiserlichen Roms hineingezogenen Leser die Klarheit des Geistes und die Ruhe des Gemüthes zu bewahren, daß er in dem allgemeinen Sturze den Glauben an die Menschheit nicht verliere und auf den Sieg der Tugend vertraue, wenn sie auch augenblicklich der Macht des Bösen unterliegt.

Er hat es selber erkannt und ausgesprochen (ann. IV, 32—33), wie die veränderte Lage des römischen Reiches auch eine andere Art der Geschichtschreibung bedinge. Das großartige politische Leben des freien Roms gab dem Historiker Stoff zu glänzenden Beschreibungen von gewaltigen Kriegen, von Eroberungen der Städte, von besiegten und gefangenen Königen, und wenn er sich wieder zu den inneren Zuständen wandte, so konnte er in freimüthiger Auslassung von den Zerwürfnissen der Consuln und Tribunen, von Acker- und Getreidegesetzen, von den Kämpfen des Volkes und der Vornehmen handeln. Er, der Geschichtschreiber der Kaiserzeit, könne sich nur in einem engen Kreise bewegen, und seine Arbeit sei eine ruhmlose, da der äußere Friede nicht unterbrochen oder nur mäßig gestört ward, der Zustand der Stadt kein erfreulicher war und der Fürst sich nicht um die Vergrößerung des Reiches kümmerte. Nur von Anklagen und Verurtheilungen habe er zu melden, einem Stoffe, der dem Leser geringfügig und

unbedeutend erscheinen mag. Und doch dürfte es nicht ohne Nutzen sein, eine tiefere Einsicht auch in dieses beim ersten Anblicke Unbedeutende zu gewinnen, da aus Solchem größere Ereignisse oft ihren Anstoß erhalten. Wie man früher, als das Volk noch die Macht hatte oder der Senat die Herrschaft führte, die Natur des großen Haufens und die Art, ihn richtig zu behandeln, kennen lernen mußte, und wie diejenigen, welche den Geist des Senats und der Vornehmen am besten studirt hatten, für Kenner ihrer Zeit und für Weise galten, so mag es bei dem veränderten Zustande des Staates, der jetzt dem Wesen nach eine Monarchie ist, wenn er auch den Namen nicht trägt, nicht ohne Nutzen sein, Obiges zusammen zu suchen und zu berichten, weil Wenige durch eigene Einsicht das Ehrenhafte von dem Entgegengesetzten, das Nützliche von dem Schädlichen unterscheiden, der größere Theil nur durch den Erfolg der Anderen belehrt wird. Eine solche Geschichtschreibung, meint er, wird freilich, wenn sie auch ihren Nutzen hat, durchaus nicht ergötzlich sein. Schilderungen von Völkern, abwechselnden Kämpfen, ruhmvollem Ende der Führer fesseln immer wieder von Neuem die Aufmerksamkeit der Leser. Wenn aber immer nur von grausamen Befehlen, von beständigen Anklagen, von Verrath der Freunde, von dem Untergange Unschuldiger, von Processen, die sich in ihrem Ausgange alle gleichen, zu melden ist, so kann, da immer Aehnliches wiederkehrt, der Ueberdruß nicht ausbleiben. Dazu kommt, daß den alten Schriftstellern selten ein Tadler erstand; denn wem liegt daran, ob du die kämpfenden Heere der Punier oder Römer mit mehr Lust schilderst? Aber von den Vielen, die unter des Tiberius Regierung entweder Strafe oder Schande sich zuzogen, sind noch Nachkommen vorhanden, und gesetzt, die Familien wären auch erloschen, so werden sich doch Leute finden, die wegen ihres ähnlichen sittlichen Verhaltens glauben werden, daß man fremde Uebelthaten ihnen vorwerfe. Auch Ruhm und Verdienst haben ihre Gegner, da sie, einer zu nahen Vergangenheit angehörig, Ankläger des Gegentheils werden.

Tacitus ist der Geschichtschreiber der hinsterbenden Freiheit (morientis libertatis). Nicht in der Umwandlung der Republik in die Monarchie unter Augustus lag ihm der Grund des sinkenden Römerthumes. Er sah die Nothwendigkeit ein, daß der unermeßliche Körper des Reiches eines Lenkers bedürfe, damit er sich aufrecht und im Gleichgewicht erhalte (hist. I, 16), und deshalb mißbilligte er den Trotz der Freiheitsmänner, die in Cassius und Brutus die letzten Römer sahen. Er erkannte, daß die Freiheit immer gefährdet sei, wo die Macht einseitig von einem der Staatsfactoren in Besitz genommen werde. Mit überraschendem politischen Scharfblicke sah er nur in einer constitutionellen Ver-

fassung, wo Fürst, Vornehme und Volk sich in die Regierung theilen, die sicherste Bürgschaft einer gesetzlichen Freiheit, nur daß er bei den eigenthümlichen Verhältnissen der alten Welt mit Recht zweifelte, ob es möglich sei, eine solche Verfassung irgendwo herzustellen, und würde sie hergestellt, ob sie auch lange Bestand haben würde. „Alle Staaten und Völker," sagt er (ann. IV, 33), „werden entweder von dem Volke, oder von den Vornehmen, oder von einem Einzelnen regiert. Eine Staatsform, aus diesen drei Gewalten in richtiger Mischung zusammengesetzt, möchte wohl leichter gepriesen, als verwirklicht werden können, und wird sie verwirklicht, so dürfte sie wohl nicht von langer Dauer sein." — Aber auch in der reinen Monarchie kann die Freiheit eine Stätte finden, und Nerva schien ihm die schwere Aufgabe gelöst zu haben, das Principat und die Freiheit zu verbinden (Agr. 3). Nur wo die Willkür statt des Gesetzes herrscht, da ist es um die Freiheit geschehen, und Tacitus datirt diese Willkürherrschaft in Rom von dem Zeitpunkte an, wo, im Jahre 23, nach dem Tode des Drusus, Seianus seinen Einfluß auf Tiberius zu üben begann (ann. IV, 7). Die Despotie ist nur möglich, wenn die höheren Stände in serviler Hingebung (servili patientia) sich den Launen des Machthabers fügen, und wenn die sittliche Erschlaffung des Volkes es dem Tyrannen leicht macht, Werkzeuge seines Willens zu finden. Tacitus schickte daher gewiß nicht absichtslos seiner Kaisergeschichte zwei Monographien voraus, in der einen, der Biographie des Agricola, das Muster eines Staats- und Kriegsmannes, wie ihn die Monarchie verlangte, aufstellend; in der anderen, der Germania, das Bild einer zwar rohen, aber in sittlicher Reinheit erwachsenen Nation zeigend, die in ungebrochener Kraft ihrer naturwüchsigen Tüchtigkeit den äußeren und inneren Unterdrückern widerstand und, wie er ahnte, dazu bestimmt war, dem morschen Römerreiche einst ein Ende zu machen. Die Geschichte des römischen Principats oder die historia Augusta begann er mit der Erzählung der selbsterlebten Ereignisse von den Bürgerkriegen nach Nero's Tode und der Erhebung des flavischen Hauses an bis zu dem Tode des Domitian in den Historien. Die Geschichte der vorhergehenden julischen Kaiser, von Tiberius bis Nero, gab er in den Annalen. Die Geschichte des Augustus hat er auf eine spätere Zeit verschoben (ann. III, 24); es ist aber zweifelhaft, ob er sie je auch nur in Angriff genommen hat, wie auch die Geschichte des Nerva und Trajan, deren Darstellung er sich gleichfalls vorgenommen (hist. I, 1).

Tacitus ist durchaus originell; er hat die großen Historiker der Griechen und Römer gekannt, aber nicht nachgeahmt. An politischer Bildung, an sittlichem Ernste und psychologischer Kenntniß des menschlichen Herzens steht er dem Thucydides würdig zur

Seite und hoch über Sallust, jenen an Wärme, diesen an Wahrheit der Empfindung übertreffend. An patriotischem Gefühle gleicht er dem Livius; nur daß Livius sich über den Verfall des Vaterlandes mit der Größe und dem Glücke der Vergangenheit tröstet, Tacitus aber sich dem Schmerze über die gegenwärtige Gesunkenheit hingiebt. Er ahnet es, daß er der letzte Römer sei, dessen Seele Rom ganz erfüllte; daß er in seiner Geschichte dem hingestorbenen Römerthume die Leichenrede halte; daß mit ihm der echte Römersinn zu Grabe getragen werden würde; daher der wehmüthige, zuweilen bittere Ton und das hohe Pathos seiner Darstellung. Nicht würdiger als mit Tacitus konnte die eigentliche Geschichte und Literatur der Römer schließen.

Die Erzählung verläuft einfach in chronologischer Ordnung, wobei die auswärtigen Ereignisse von den inneren getrennt werden. Nur selten wird ein späterer Vorfall absichtlich anticipirt. Zuweilen unterbrechen Betrachtungen und Schilderungen die Erzählung. Des Tacitus Meisterschaft besteht in der Gruppirung der Massen, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten, in der kräftigen Zeichnung der Personen und in der dramatischen Anschaulichkeit der Situationen. Seltener wie die anderen Historiker giebt er seinen Personen längere Reden in den Mund, die dann nicht rhetorische Schaustücke sind, sondern zur Charakteristik der Zeiten und Personen wesentlich beitragen.

Im Einklange mit dem Inhalte steht die sprachliche Form. Nicht besser lassen sich die Vorzüge und Mängel der taciteischen Darstellungsweise schildern, als es Bernhardy gethan hat: „Ein treuer Ausdruck seiner Gesinnung und historischen Kunst sind Composition und Sprache: beide so kühn und neu, so reich an Würde und Tiefe des Geistes als künstlich und manierirt. Ihre Grundlage gehört der silbernen Latinität an, mit den besten seiner Zeitgenossen hat er das Streben nach Kürze, Wirkung, epigrammatischem Witz gemein, mit ihnen theilt er den Kern seines Sprachschatzes und seiner Structuren; auf dieser Grundlage hat aber Tacitus eine durchaus subjective Form in großer Originalität geschaffen, über welche die monarchischen Jahrhunderte nicht hinausgegangen sind. Seine Composition ist in Aphorismen gehalten, in abspringenden und wenig rhythmischen Sätzen, die häufig den Gedanken nur skizziren und durch die Schärfe des Vortrages zur selbstthätigen Verarbeitung auffordern; wiewohl manche Beispiele, namentlich glänzende Stellen seiner Reden, außer Zweifel setzen, daß er einer schwunghaften Beredtsamkeit ebenso mächtig war, als eines schön gegliederten Periodenbaues. Die Farbe seines Ausdruckes ist weit über einfache Prosa hinaus gewählt, sie glänzt und wird durch ein erhabenes Pathos bedingt. Zunächst läßt sie eine glückliche Mischung des Archaismus und der poetischen Eleganz

durchblicken, wobei sorgfältige Studien des Sallust und noch mehr der durch Virgil gebildeten Diction hervortreten. Diese stilistischen Fäden hat er aber in einen selbständigen, mit Geist geneuerten Sprachschatz gewirkt, der im Ganzen durch Berechnung und fein abgestufte Farbentöne überrascht, in Einzelheiten neben den treffendsten Erfindungen nicht geringe Härten zeigt. Das oberste Gesetz seines Stils war Raschheit und Präcision, daher der Vortrag körnig, gedrängt und so bestimmt als möglich, und wie aus Widerwillen gegen jeden Ueberfluß nur bemüht, den Gedanken mit dem Worte genau zu decken. Nun ist Tacitus von aller Breite, ja von aller zulässigen Fülle so sehr entfernt, daß er die Brachylogie und Sparsamkeit im Wort durch Auslassungen, durch Ellipsen und die vielfachsten Verkürzungen, durch Benutzung der freieren griechischen und poetischen Syntax, zuletzt durch die pathetischen Mittel der Rhetorik bis über die äußersten, sogar dem Latein gesteckten Grenzen verfolgt. Aus dieser fast empfindsamen Vertiefung und aus diesem Streben nach Bedeutsamkeit entsteht Dunkelheit und Schwere, die an Schwerfälligkeit grenzt; und wenn jene grollende, schlagfertige Kürze nur einen denkenden Leser zuläßt, so übertreibt er doch den Hang zur künstlichen Sprachbildung, indem er oft ohne Noth und Bedürfniß von der gewohnten Phrase abweicht. Allein nirgends ist Tacitus in seinem Stile kleinlich oder eitel, um mit Geist und Witz zu prunken; und eben diese Mängel, die der Schönheit der Form Eintrag thun, sind das Organ, wodurch wir seine Vorzüge in ihrer ganzen Stärke fassen."

Tacitus war kein populärer Schriftsteller. Der Kreis seiner Leser mochte schon zu seiner Zeit ein beschränkter und gewählter gewesen sein. Je tiefer die folgenden Generationen sanken, desto mehr mußte das Verständniß des Tacitus abnehmen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Werke schon im Alterthume untergegangen wären, wenn nicht der Kaiser Tacitus, der sich der Verwandtschaft mit dem großen Historiker rühmte, befohlen hätte, sie durch Abschriften zu vervielfältigen und in allen Bibliotheken aufzustellen (Vopisc. Tac. 10). Von den späteren Geschichtschreibern hat ihn Ammianus Marcellinus fortzusetzen und nachzuahmen gesucht. Im Mittelalter scheint er nur sehr wenige Leser gehabt zu haben.

Die Biographie des Agricola (de vita et moribus Iulii Agricolae liber) war ein Ehrendenkmal, das Tacitus seinem im Jahre 93 verstorbenen Schwiegervater setzte. Die Abfassung fällt in den Anfang der Regierung des Trajan, 98 (Agr. 3; 44). Der Verfasser hat zugleich in dem Agricola das Musterbild eines Bürgers aufgestellt, der, frei von Ehrgeiz und Habsucht, durch Mäßigung und Klugheit es vermocht hat, auch unter einem Despoten seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten,

indem er nicht durch Trotz und mit eitler Prahlerei nach dem Ruhme eines Freiheitsmannes strebte und so sein Schicksal herausforderte. „Diejenigen," sagt Tacitus (Agr. 42), „die nur das Widerstreben gegen die herrschende Macht zu bewundern pflegen, mögen wissen, daß es auch unter schlechten Fürsten große Männer geben könne, und daß Gehorsam und ein bescheidenes Benehmen, wenn nur Eifer und Thatkraft vorhanden sind, zu einer solchen Höhe des Ruhmes emporsteigen können, zu der die Meisten nur auf schroffen Pfaden, aber ohne allen Nutzen für den Staat durch einen ruhmsüchtigen Tod gelangt sind."

In der Einleitung bemerkt Tacitus: es sei von Alters her Gebrauch, Thaten und Charakter berühmter Männer der Nachwelt zu überliefern, und auch die jetzige Zeit, die sonst das Ihrige wenig achtet, habe diesen Gebrauch nicht ganz vernachlässigt, so oft irgend ein Mann von ausgezeichneter Tugend den großen wie kleinen Staaten gemeinsamen Fehler, die Unkenntniß des Rechten und die Mißgunst, besiegt und überwunden habe. Aber wie es bei den Vorfahren auch erwähnenswerthe Thaten zu verrichten leichter und augenfälliger war, so ließen sich auch gerade die ausgezeichnetsten Talente ohne Rücksicht auf Gunst und ohne Ehrgeiz allein durch den Lohn des guten Bewußtseins bestimmen, das Andenken der Tüchtigkeit fortzupflanzen. Sehr Viele haben ihr Leben selbst beschrieben, wie Rutilius und Scaurus, nicht aus Eitelkeit, sondern in der Selbstüberzeugung ihres sittlichen Werthes, und es hat weder ihre Glaubwürdigkeit, noch ihren Ruf beeinträchtigt. So werden die Tugenden am besten geschätzt in Zeiten, in welchen sie am leichtesten erzeugt werden. Jetzt dagegen würde er, um das Leben eines Verstorbenen zu erzählen, einer besonderen Erlaubniß bedurft haben, um die er nicht gebeten haben würde, da er im Begriffe stehe, Zeiten anzuklagen, welche die Tugenden mit so wüthendem Hasse verfolgten, daß ein Arulenus Rusticus und Herennius Senecio, weil sie den Thrasea Paetus und den Priscus Helvidius gelobt hatten, hingerichtet und ihre Schriften verbrannt wurden, als wenn das Feuer das Andenken der Menschen vernichten könnte. Erst seit Nerva die Alleinherrschaft mit der Freiheit verbunden hat und Trajan täglich das Glück des Staates mehrt, dürfe das freie Wort sich wieder hören lassen, und er wolle, wenn auch mit schlichtem und ungeschmücktem Ausdruck, ein Gedächtniß der vorigen Knechtschaft und ein Zeugniß des gegenwärtigen Glückes aufstellen. Inzwischen möge diese Schrift, bestimmt zum Ehrendenkmal seines Schwiegervaters Agricola, als der Ausdruck seiner kindlichen Liebe mit Anerkennung oder Nachsicht aufgenommen werden (1—3).

Es werden zuerst die früheren Lebensumstände des Mannes angegeben: seine Abkunft, seine Erziehung und Bildung. „Sein

hoher und aufstrebender Geist," heißt es (4), „trachtete nach der Schönheit und dem Glanze eines großen und erhabenen Ruhmes mit mehr Leidenschaft als Vorsicht; bald aber mäßigten Vernunft und Alter sein Feuer, und er zog aus der Weisheit, was das Schwierigste ist: das richtige Maß finden." — Seine ersten Kriegsdienste that er in Britannien unter Suetonius Paulinus. „Die Begierde nach Kriegsruhm erfaßte ihn in einer Zeit, in welcher Auszeichnung einer ungünstigen Deutung unterlag und ein guter Name nicht weniger Gefahr brachte als ein schlimmer." Er kehrte nach Rom zurück, sich um Staatsämter zu bewerben. Hier heirathete er die Domitia Decidiana, aus einer der angesehensten Familien, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Während Nero's Regierung ward er Quaestor des Proconsuls Salvius Titianus in Asien, dann Tribun und Praetor, und in allen Aemtern bewies er trotz aller Versuchungen die größte Uneigennützigkeit verbunden mit der größten Klugheit. Des Galba Auftrag, die Tempelschätze zu untersuchen, führte er mit Eifer und Sorgfalt aus. Nach Vespasian's Thronerhebung ließ Mucianus durch ihn Truppen anwerben. Bald darauf wurde er der zwanzigsten Legion, die damals in Britannien stand, vorgesetzt. Unter dem milden und friedlichen Vettius Bolanus, dem Praefecten Britanniens, fand er keine Gelegenheit sich auszuzeichnen; aber als diesem Petilius Cerialis gefolgt war, wußte er durch sein kriegerisches Talent wie durch sein bescheidenes Benehmen sich großen Ruhm zu erwerben, ohne den Neid seines Vorgesetzten zu erregen. Aus Britannien zurückgekehrt, ward er von Vespasian zum Range eines Patriciers erhoben und zum Statthalter von Aquitanien ernannt, bei dessen Verwaltung er Ernst mit Milde und Freundlichkeit so zu vereinen wußte, daß weder seine Leutseligkeit sein Ansehen, noch seine Strenge die Liebe zu ihm minderte. Nach kaum drei Jahren zurückgerufen, erhielt er das Consulat und hierauf die Statthalterschaft von Britannien (4—9). — Es folgt die Beschreibung von Britannien und seinen Bewohnern und die Geschichte des Landes bis zur Ankunft des Agricola (10—17), hierauf die Erzählung der Thaten desselben während seines sechsjährigen Oberbefehls, von 78—84 (18—38). Die Berichte, die Agricola dem Kaiser überschickte, schilderten in schlichten Worten die glänzenden Erfolge seiner Waffen. Domitianus nahm sie nach seiner Art mit scheinbarer Freude, doch mit innerer Angst auf; denn der wirkliche und große Sieg, den Agricola über so viele Tausende von Feinden davongetragen hatte, machte dem Domitianus das Lächerliche seines neulichen Triumphes über Deutschland erst recht fühlbar. Daß ein Privatmann den Fürsten verdunkelte, das war es, was ihm besonders furchtbar erschien; doch wußte er seinen Groll zu verbergen. Er ließ ihm durch den Senat die Zeichen des Triumphes

und eine bekränzte Ehrensäule in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zuerkennen und verbreitete die Meinung, er habe die Absicht, ihm die Provinz Syrien zu übertragen. Agricola kehrte nach Rom zurück, hielt seinen Einzug des Nachts, um alles Aufsehen zu vermeiden, und begab sich auch des Nachts, wie ihm befohlen war, in den Palast. Domitian empfing ihn mit einem kurzen Kusse ohne irgend eine Aeußerung, worauf sich Agricola in die Schaar der Aufwartenden mischte. Durch ein stilles und zurückgezogenes Leben suchte er von nun an die Aufmerksamkeit des Kaisers von sich abzulenken. Trotz dem fehlte es nicht an Anklägern, und wiewohl keine Schuld vorlag, so war doch die Eifersucht des Fürsten, der Ruhm des Agricola und die schlimmste Art der Feinde, die Lobpreiser, Grund genug zur Gefahr. Und es folgten Zeiten, die über Agricola's Verdienste nicht schweigen ließen. Ueberall erlitten römische Heere durch die Tollkühnheit oder Schlaffheit der Führer Niederlagen und Verluste, und unwillkürlich wurde man zu einer Vergleichung mit Agricola's Leistungen aufgefordert. Es kam das Jahr heran, wo die Provinzen Asien und Afrika verloost werden sollten. Agricola, von Domitian's Mißgunst gegen ihn unterrichtet, bat den Kaiser, ihm die Bewerbung zu erlassen. Dieser bewilligte die Bitte und empfing den Dank dafür, bot ihm aber das Gehalt, das dem Proconsularen gezahlt zu werden pflegte, nicht an, sei es, weil er nicht darum gebeten, oder weil Domitian wohl wußte, daß man glauben würde, er habe um diesen Preis seinen Verzicht erkauft. Es ist dem menschlichen Gemüthe eigen, den zu hassen, dem man wehe gethan hat (39—42). — Der Tod des Agricola erregte das allgemeine Bedauern, und es fehlte nicht der Verdacht, daß er auf Befehl des Kaisers vergiftet worden sei. Als Domitian erfuhr, daß Agricola todt sei, heuchelte er äußerlich einen tiefen Schmerz, da er ihn zu hassen keine Ursache mehr hatte, und als er das Testament desselben, worin er ihn neben seiner Gattin und Tochter zum Miterben eingesetzt hatte, las, bezeugte er seine Freude über das ehrenvolle Urtheil, das der Verstorbene hiermit über ihn auszusprechen schien. So verblendet und bestochen war sein Geist durch die beständigen Schmeicheleien, daß er nicht erkannte, wie von einem guten Vater nur ein schlechter Fürst zum Erben gemacht wird. Agricola starb in seinem 56. Jahre. Er war ein Mann, den man leicht für einen guten und gern für einen großen anerkannte. Wiewohl er in seinen besten Jahren dem Leben entrissen wurde, so hatte er, wenn man den Ruhm, den er erworben, veranschlagt, doch sehr lange gelebt. War es ihm auch nicht vergönnt, die glücklichen Zeiten des Trajan zu erleben, so hatte er doch den Trost, den Jammer der letzten Regierungsjahre des Domitian nicht länger zu sehen. Er starb muthig und gern, als hätte er, so viel an ihm lag, die Unschuld des Kaisers an seinem

Tode bestätigen wollen. Seiner Tochter und seinem Schwiegersohne war es nicht gestattet, an seinem Krankenbette zu sitzen, den Sterbenden zu pflegen, sich an seinem Anblicke und seiner Umarmung zu laben, seine letzten Aufträge und Worte zu vernehmen, um sie sich tief ins Herz zu prägen. Seine zärtliche Gattin ließ es gewiß an Nichts fehlen, was seiner Ehre gebührte; doch wurde sein Grab mit weniger Thränen benetzt, und seine Augen vermißten Etwas, ehe sie sich für immer dem Lichte schlossen. „Wenn die Manen der Frommen,“ so endet Tacitus seine Lebensbeschreibung, „an irgend einem Orte weilen; wenn, wie die Weisen glauben, große Seelen nicht mit dem Körper erlöschen: so ruhe sanft und rufe uns, die Deinigen, ab von nutzlosem Sehnen und weibischen Klagen zur Betrachtung deiner Tugenden, die Trauer und Klagen nicht zulassen. Ehren wir dich vielmehr durch Bewunderung und durch unvergängliches Lob und, soweit unsere Natur zureicht, durch Nacheiferung. Das ist die wahre Ehre, das die Pietät gerade der Nächststehenden; dazu will ich auch deine Tochter und deine Gattin bewegen, des Vaters und Mannes Andenken so zu ehren, daß sie Alles, was du gethan und gesprochen, sich immer von Neuem zurückrufen und sich mehr das Bild deines Geistes als deines Körpers vergegenwärtigen; nicht als hätte ich gegen die Abbildungen in Marmor und Erz Etwas einzuwenden, sondern wie die Züge der Menschen, so ist auch die Darstellung derselben hinfällig und sterblich, die Gestalt des Geistes aber ewig. Und diese können wir festhalten und wiedergeben, nicht künstlich in einem fremden Stoffe, sondern in unseren eigenen Sitten. Was wir an Agricola geliebt, was wir an ihm bewundert haben, bleibt und wird bleiben in den Herzen der Menschen, in der Ewigkeit der Zeiten durch die Kunde der Geschichte. Denn viele der Vorfahren hat Vergessenheit begraben, als seien sie ruhmlos und unedel gewesen; Agricola, der Nachwelt geschildert und überliefert, wird fortleben“ (43—46).

Die Monographie über Deutschland, die sogenannte Germania (de situ, moribus ac populis Germaniae), ist wahrscheinlich kurz nach dem Agricola, ebenfalls in der ersten Regierungszeit Trajan's, verfaßt worden (Germ. 37). Ueber den Zweck der Schrift giebt Tacitus selbst keine Andeutung; man hat daher die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt und ihr bald eine wissenschaftliche Tendenz zur Verbreitung richtiger Kenntnisse über ein den Römern so wichtiges Volk, bald eine moralische, als Sittenspiegel für das entartete Rom zu dienen, bald eine politische, Trajan von einem beabsichtigten Kriege gegen die Deutschen abzurathen, beigelegt. Einige haben in ihr nur eine Vorarbeit gesehen, die im Abrisse das über den Gegenstand gesammelte und geordnete Material enthalte, das einer späteren aus-

führlicheren Darstellung zu Grunde gelegt werden sollte. Endlich haben Andere sie gar für eine aus den verlorenen Büchern der Historien noch erhaltene Episode gehalten. — Des Tacitus Geschichtschreibung war, wie er an mehreren Stellen andeutet, keine planlose und von äußeren Veranlassungen hervorgerufene. Er hat seinen Hauptwerken, die die vollständige Kaisergeschichte von Augustus bis Traianus umfassen sollten, den Agricola und die Germania vorausgeschickt, in jenem das Musterbild eines Mannes, in dieser das eines Volkes vorführend, gleichsam um sich und den Leser in dem Glauben an die Tugend Einzelner und ganzer Nationen erst zu bestärken, ehe er sich an die Schilderung der Gräuelzeiten seines Vaterlandes begebe. Und wie diese gewissermaßen den Prolog, so sollte die Geschichte des Nerva und Traianus, mit der er seine Schriftstellerthätigkeit zu schließen gedachte, den beruhigenden Epilog zu dem ganzen Drama bilden. Sein Scharfblick indeß erkannte es, daß einzelne treffliche Regenten den Fall Roms zwar aufhalten, doch nicht abwenden könnten; und woher seinem Vaterlande einst der Untergang kommen werde, das sah er mit wahrem Seherauge voraus, und darum hat er in seiner Germania dem tief gesunkenen Rom die Deutschen als die drohende Nemesis gezeigt zur Warnung und zur Lehre, daß Freiheit und Sittlichkeit die einzigen Mächte sind, die die Welt überwinden. „Schon zweihundert und zehn Jahre," sagt er (Germ. 37), „wird Germanien besiegt. Während dieses Zeitraumes viele Verluste auf beiden Seiten. Nicht die Samniten, nicht die Punier, nicht Hispanien oder Gallien, ja nicht die Parther haben uns öfter gewarnt. Denn gefährlicher als des Arsaces Königsherrschaft ist der Deutschen Freiheit. In den letzten Zeiten ist mehr über sie triumphirt, als gesiegt worden." Er deutet es an, daß Rom schon längst der Deutschen Beute wäre, wenn nicht Uneinigkeit sie trennte; darum wünscht er: „O bliebe doch dauernd diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, doch wenigstens der Haß unter sich, da ja, wenn des Reiches Verhängniß drängt, das Glück uns nichts Besseres gewähren kann, als der Feinde Zwietracht" (Germ. 33).

Die Kenntniß Germaniens und seiner Bewohner schöpfte Tacitus, wenn er auch vielleicht auf Reisen oder Feldzügen einzelne deutsche Gaue und Völkerschaften kennen gelernt haben mochte, doch wohl größtentheils aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten, letztere namentlich aus Caesar, den er allein nennt (28), Sallust, Livius, Aufidius Bassus, dem älteren Plinius und aus Kriegsberichten römischer Heerführer. Seine Glaubwürdigkeit haben neuere Forschungen glänzend bestätigt. — Nach einer kurzen Angabe der Lage, der Grenzen und Hauptströme Deutschlands (1), geht er gleich zur Schilderung des Volkes im Allgemeinen über

(2—27). Er spricht von der Deutschen Abstammung, von ihrem Aeußeren, von ihrem Lande und dessen Erzeugnissen, von den Waffen und dem Kriegswesen, von den Fürsten, Feldherren und Priestern, von ihrem Götterdienste, von ihrer Lebensweise im Frieden, von ihrer Wohnung, Kleidung, Ehe, von ihrem häuslichen Leben, von ihren Fehden, ihrer Gastlichkeit, ihren Trinkgelagen, ihren Speisen und Getränken, ihren Waffentänzen und Spielen, von ihrer Behandlung der Sclaven, von ihrem Abscheu gegen Wucher, von der Art, wie sie die Aecker als Gemeindegut unter die Einzelnen vertheilen, endlich von der Leichenbestattung derselben. — In der Schilderung namentlich der sittlichen Zustände der Deutschen ist die Beziehung auf Roms Verderbniß nicht zu verkennen. Mit besonderem Nachdruck weist Tacitus auf die festen Bande der Verwandtschaft, auf die hohe Bedeutung des weiblichen Geschlechts und die Achtung, die es genoß, hin: „Ein besonderes Reizmittel der Tapferkeit ist, daß nicht das Ungefähr und die zufällige Zusammenhäufung, sondern Familien und Verwandtschaften das Geschwader oder die Keilordnung bilden. Und ihre nächsten Angehörigen befinden sich in der größten Nähe, aus der man das Geheul der Weiber, das Gewimmer der Kinder hört. Diese sind Jedem die heiligsten Zeugen, diese die höchsten Lobredner. Zu den Gattinnen, zu den Müttern bringen sie die Wunden, und diese fürchten sich nicht, die Streiche zu zählen und zu prüfen. Speisen und Ermahnungen tragen sie den Kämpfenden zu. Man erzählt, daß manche schon nachgebende und wankende Schlachtreihen von Weibern wieder zum Stehen gebracht worden seien durch ihre unablässigen Bitten und indem sie selber ihre Brust entgegenstemmten und auf die nahe Gefangenschaft hinwiesen, welche die Deutschen viel empfindlicher für ihre Weiber fürchten, so daß der Wille der Staaten weit wirksamer gebunden wird, wenn ihnen unter den Geiseln auch mannbare Jungfrauen abgefordert werden. Sehen sie ja doch in den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches, und sie verschmähen weder ihre Rathschläge, noch lassen sie ihre Aussprüche unbeachtet. Wir haben unter Vespasian die Veleda gesehen, die lange bei den Meisten für eine Gottheit galt. Aber auch vor Zeiten haben sie die Albruna und mehrere Andere göttlich verehrt, nicht aus Schmeichelei, noch als könnten sie Göttinnen schaffen" (7—8). — Er hebt die Treue der Deutschen gegen ihre Fürsten hervor: „Kommt es zur Schlacht, so ist es eine Schande für den Fürsten, an Tapferkeit übertroffen zu werden, eine Schande für das Gefolge, der Tapferkeit des Fürsten nicht gleichzukommen. Gar schimpflich aber ist es und ein Vorwurf für das ganze Leben, seinen Fürsten überlebend aus dem Treffen zurückgekehrt zu sein. Ihn zu vertheidigen, zu schützen, auch die eigenen Heldenthaten dessen Ruhme beizulegen,

ist heiligste Vasallenpflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, die Vasallen für den Fürsten" (14). — Das Lob der deutschen Sittenreinheit und der Keuschheit beider Geschlechter giebt er nicht ohne wehmüthigen Hinblick auf die römische Entsittlichung: „Dort nimmt man es noch ernst mit den Ehen, und in keinem Puncte mag man ihre Sitten mehr loben. Denn sie sind fast die einzigen von den Barbaren, die sich mit einer Frau begnügen, mit Ausnahme von nur sehr Wenigen, die nicht aus Sinnenlust, sondern wegen ihres hohen Standes zu mehreren ehelichen Verbindungen veranlaßt werden. Die Mitgift bietet nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau an. Zugegen sind die Eltern und Verwandten und prüfen die Geschenke, Geschenke, nicht zu weibischen Tändeleien ausgesucht, oder daß sich die Neuvermählte damit schmücke, sondern Rinder und ein aufgezäumtes Roß und ein Schild sammt Frame und Schwert. Auf solche Geschenke bekommt man die Frau, und ihrerseits bringt sie selbst dafür etwas von Waffenstücken dem Manne zu. Das ist nach ihrem Glauben das stärkste Band, das die heiligen Weihen, das die Götter des Ehebundes. Damit sich die Frau nicht außer allen heldenmüthigen Gesinnungen und außer den Wechselfällen der Kriege wähne, wird sie durch solche Weihe des beginnenden Ehestandes gemahnt, daß sie als Genossin der Mühen und Gefahren komme, um Gleiches im Frieden, Gleiches im Kampfe zu dulden und zu wagen. Das bedeuten die zusammengejochten Rinder, das das kampffertige Roß, das die gereichten Waffen; so müsse sie leben, so sterben; sie empfange, was sie unverletzt und würdig ihren Kindern übergebe; was ihre Schwiegertöchter überkommen und was wiederum an die Enkel fallen solle. Daher leben sie in wohlgeschützter Schamhaftigkeit, nicht durch verführerische Schauspiele, nicht durch aufregende Gastereien verdorben. Geheime Liebesbriefe sind Männern und Frauen gleich unbekannt. Sehr selten ist in einem so zahlreichen Volke der Ehebruch; seine Strafe erfolgt augenblicklich und ist dem Ehemanne überlassen. Er treibt in Gegenwart der Verwandten die Ehebrecherin mit abgeschnittenem Hauptlhaar und nackt aus dem Hause und peitscht sie durch das ganze Dorf. Erst gar keine Nachsicht findet die öffentliche Preisgebung der Schamhaftigkeit: nicht Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum würden dann einen Mann verschaffen. Denn dort lacht Niemand der Laster; noch nennt man verführen und verführt werden Zeitgeist. Noch besser halten es diejenigen Gemeinden, in welchen nur Jungfrauen heirathen und es mit dem Hoffen und Wünschen der Gattin ein für alle Mal ein Ende hat. So erhalten sie den einen Mann gleich wie einen Leib und wie ein Leben, damit kein Gedanke darüber hinaus, damit keine weitere Begierde möglich sei, damit sie gewissermaßen nicht den Ehemann, sondern den

Ehestand lieben. Die Zahl der Kinder zu begrenzen oder eines der Nachgeborenen zu tödten, wird für einen Gräuel gehalten, und mehr gelten dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze. In jedem Hause wachsen die Kinder in Nacktheit und Schmutz auf zu Menschen mit solchen Gliedmaßen und solchen Leibern, die wir anstaunen. Jede Mutter nährt ihre Kinder an ihrer eigenen Brust, und nicht werden sie Ammen und Mägden überwiesen. Herren und Sclaven kannst du nicht an der zarteren Erziehung unterscheiden. Unter demselben Viehe, auf demselben Boden leben sie, bis das Alter die Freigeborenen sondert, die Tüchtigkeit sie erkennen läßt. Spät erst lernt der Jüngling die Liebe kennen; daher unerschöpfte Manneskraft. Auch die Jungfrauen werden nicht übereilt: dieselbe Jugend und ähnliche Hochgestalt. Gleich an Alter und Kraft verbinden sie sich, und der Eltern Rüstigkeit weisen die Kinder auf" (18—20). — Der Deutschen Gastfreiheit, Treue und Aufrichtigkeit finden ebenfalls in ihm ihren Lobredner, wie er andererseits ihre Trunk- und Spielsucht nicht ungerügt läßt: „Bewirthung und Gastrecht übt kein anderes Volk so freigebig aus. Irgend einen Menschen vom Hause abweisen, wird für Sünde gehalten. Jeder bewirthet nach Vermögen mit reichem Mahle; ist nichts mehr da, so besuchen ungeladen der Wirth und der Gast das nächste Haus: und es thut auch Nichts; sie werden mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen. Zwischen bekannt oder unbekannt macht Niemand in Ansehung des Gastrechtes einen Unterschied. Sitte ist es, dem Scheidenden mitzugeben, was er erbittet, und ebenso wenig nimmt man Anstand, eine Gegenforderung zu machen. Sie freuen sich an Geschenken; doch hat das Geben nicht Ansprüche, das Annehmen nicht Verpflichtung zur Folge" (21). — „Tag und Nacht ununterbrochen zu zechen, ist Keinem eine Schande. Die unter Trunkenen häufigen Streitigkeiten werden selten mit Schimpfworten, öfter mit Todtschlag und Wunden zu Ende geführt. Aber hinwiederum berathen sie meist auch bei Gastgelagen über Aussöhnung von Feinden, über Abschließung von Verschwägerungen, über die Wahl der Fürsten, schließlich über Krieg und Frieden, als wenn zu keiner Zeit das Herz für aufrichtige Gesinnungen offener oder für große Entschlüsse entzündlicher wäre. Dieses Volk ohne Trug und List eröffnet jetzt noch die Geheimnisse seiner Brust bei ausgelassener Fröhlichkeit. Die also aufgedeckte und unverhüllte Meinung Aller wird am folgenden Tage wieder verhandelt, und so widerfährt jeder Zeit ihr Recht: sie berathschlagen, während sie keine Verstellung kennen, und sie beschließen, während ein Irren unmöglich ist" (22). — „Das Würfelspiel treiben sie wunderbarerweise nüchtern unter ernsten Geschäften mit einem solchen Leichtsinne bei Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verspielt ist, auf

den allerletzten Wurf Freiheit und Person einsetzen. Der Verlierende begiebt sich freiwillig in die Knechtschaft; wenn auch jünger, wenn auch stärker, läßt er sich binden und verkaufen. So weit geht in einer schlechten Sache ihr Starrsinn; sie selbst nennen es Biederkeit. Sclaven dieser Art verhandeln sie, um auch sich selbst von der Scham eines solchen Sieges zu befreien" (24). — In der milden Behandlung der Sclaven, die mehr Lehnsleute als Knechte sind, und in dem geringen Einfluß der Freigelassenen, die nur da, wo Einer herrscht, über die Freigeborenen, ja über die Edlen emporsteigen, unterscheiden sie sich ebenfalls von den Römern (25). Ebenso sind ihnen auch Zins- und Wuchergeschäfte unbekannt und darum besser verhütet, als durch Verbote (26). Endlich kennen sie keinen Unterschied des Ranges und Vermögens bei Bestattungen. „Der Denkmäler beschwerliche und lästige Ehre verschmähen sie als für die Verstorbenen drückend. Klagen und Thränen legen sie schnell ab, Schmerz und Betrübniß langsam. Frauen ziemt Klagen, Männern Andenken" (27).

Nach dem Allgemeinen von der Germanen Ursprung und Sitten setzt Tacitus in dem zweiten Theile (28—46) die Einrichtungen und Gebräuche der einzelnen Völkerschaften, so weit sie verschieden sind, auseinander. Er erwähnt zuerst der aus Gallien hinübergewanderten Helvetier und Bojer und der Grenzvölker des Rheins und der Donau und führt dann die deutschen Stämme in der Reihenfolge vor von den Batavern und Mattiakern im äußersten Westen bis zu den Peucinern, Venedern und Fennen im äußersten Osten, von denen, wie er sagt, es zweifelhaft ist, ob sie zu den Germanen oder Sarmaten zu zählen seien.

Die Historien (historiarum libri), die Geschichte der Kämpfe nach Nero's Tode und der flavischen Kaiser, wurden als ein Theil der vollständigen Kaisergeschichte von Tacitus zuerst bearbeitet. Obgleich er die Historien von den später geschriebenen Annalen unterscheidet, wollte er beide Abtheilungen doch als Ganzes betrachtet wissen, und so wurden sie auch im Alterthum vereint als historia Augusta bezeichnet (Vopisc. Tac. 10), und ihre Bücher in fortlaufender Reihe gezählt. So sagt Hieronymus (in Zachar. III, 14): Tacitus habe die Lebensbeschreibungen der Kaiser nach Augustus bis zu dem Tode des Domitianus in 30 Bänden ausgearbeitet. Da nun die Bücherzahl der Annalen sechszehn betrug, so ergiebt sich aus dieser Notiz zugleich, daß die Historien aus vierzehn Büchern bestanden. Ein wesentlicher Unterschied in der Auffassung und Methode ist zwischen den Historien und Annalen nicht vorhanden. Die bemerkbare Verschiedenheit beruht größtentheils darauf, daß in den Historien Tacitus seine nächste, selbsterlebte Vergangenheit, in den Annalen aber eine frühere, mehr abgeschlossene Zeit schildert. Die meisten Persönlichkeiten, die in

den Historien auftreten, hat Tacitus theils selbst gekannt, theils hat er sich aus ihrem Thun und den Berichten Solcher, die ihnen nahe standen, ein lebendiges Bild von ihnen entwerfen können, und von den Hauptereignissen war er theils selbst Zeuge gewesen, theils konnte er sich aus den Mittheilungen von anderen Augenzeugen eine bis in das Einzelne gehende Anschauung verschaffen. Daher die ausgeführtere und lebendigere Darstellung in den Historien, die in fast dramatischer Weise die Begebenheiten und die bestimmenden Personen vor uns vorüberführen, während in den Annalen der überlieferte Stoff in epischer Art mehr zusammengedrängt ist und sich in ruhigerem Strome fortbewegt. Dieser Unterschied hat auch auf die sprachliche Form eingewirkt. Während in den Historien der Ausdruck bei aller Kürze doch klar und fließend ist, wird in den Annalen dem Streben nach Gedrängtheit selbst die Rücksicht auf Deutlichkeit geopfert, und die großartige Kühnheit in dem Gebrauche der sprachlichen Mittel zur Ermöglichung des präcisesten Vortrags hat die äußerste Grenze erreicht. — Beide Werke beruhen auf den eingehendsten Quellenstudien, und zwar hat Tacitus theils frühere und gleichzeitige Historiker, theils Denkwürdigkeiten, Briefe, Reden und Urkunden wie auch die acta diurna und mündliche Ueberlieferungen benutzt. Er nennt seine Quellen nur selten.

Von den 14 Büchern der Historien sind uns nur die 4 ersten Bücher und ein Theil des 5. erhalten, die zusammen die Geschichte von noch nicht zwei Jahren, von 69—70, umfassen. Tacitus giebt gleich zu Anfang den Zeitpunct an, von wo die Erzählung ausgeht, nämlich von dem zweiten Consulat des Galba und dem des Titus Vinius, d. h. vom Jahre 69. Denn die frühere Geschichte der Republik, meint er, haben viele Geschichtschreiber ebenso beredt wie freimüthig geschildert; erst mit des Augustus Alleinherrschaft erscheint ein Mangel an Geist und Wahrheit in der Geschichtschreibung. Die Wahrheit wurde theils aus Erbitterung, theils aus Unterwürfigkeit getrübt. Von einem feilen Schriftsteller wendet man sich bald unwillig ab; Verkleinerung und Scheelsucht finden ein geneigtes Ohr: denn an der Schmeichelei haftet der häßliche Vorwurf knechtischer Gesinnung; die Gehässigkeit trägt den falschen Schimmer des Freimuths. „Ich selbst", sagt er, „habe von Galba, Otho und Vitellius weder Gutes noch Schlimmes erfahren. Die Flavier zwar haben mich mit Würden und Aemtern begabt; doch wer sich unbestochene Wahrhaftigkeit zum Grundsatze gemacht hat, darf weder mit Vorliebe, noch mit Haß irgend Jemanden schildern" (1).

Der Erzählung geht ein kurzes, aber treffliches allgemeines Bild der Zeit voraus. „Ich schreite zu einem Werke, reich an Unfällen, voll blutiger Kämpfe, voll Zwietracht und Empörung,

selbst auch im Frieden voll Grausamkeit. Vier Fürsten durch das Schwert umgebracht, drei Bürgerkriege, mehrere auswärtige und meist beide gemischt. Glückliche Ereignisse im Orient, unglückliche im Occident. Italien durch neue oder nach einer langen Reihe von Jahrhunderten wiederholte Unglücksfälle niedergebeugt: Städte auf der fruchtbaren Küste Campaniens verschlungen oder verschüttet, Rom durch Feuersbrünste verwüstet, die ältesten Tempel verbrannt, das Capitol selbst von den Händen der Bürger angezündet, der Götterdienst befleckt, Ehebruch im Schwange, das Meer voll Verbannter, die Felsklippen mit dem Blute Edler bespritzt. Noch gräßlicher die Wuth in der Stadt. Adel, Reichthum, Ablehnung wie Verwaltung von Ehrenstellen als Verbrechen betrachtet; Tugenden der Grund des gewissesten Unterganges. Die Belohnungen der Angeber ebenso verhaßt wie ihre Frevelthaten. Diener gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patrone bestochen, und wer keinen Feind hatte, durch seine Freunde unterdrückt. Doch war diese Zeit an Tugenden nicht so unfruchtbar, daß sie nicht auch gute Beispiele hervorgebracht hätte: Mütter, die ihre flüchtigen Söhne begleiteten; Gattinnen, die ihren Gatten in die Verbannung folgten; Blutsverwandte voll Kühnheit; Schwiegersöhne voll Standhaftigkeit; selbst gegen die Folter hartnäckige Treue von Sclaven; erlauchte Männer, welche die letzte Noth mit Muth ertrugen und deren Ende den gefeierten Beispielen des Todes im Alterthume gleichkam. Außer den mannigfaltigen Unfällen in der Menschenwelt Zeichen am Himmel und auf der Erde, warnende Blitzschläge und Verkündigungen der Zukunft, frohe und traurige, zweifelhafte und offenbare. Denn niemals ist durch grauenvollere Unheilsschläge des römischen Volkes und durch untrüglichere Anzeichen dargethan worden, daß den Göttern nicht unsere Sicherheit, wohl aber unsere Strafe am Herzen liegt" (2—3).

Nach einer kurzen Schilderung des Zustandes der Hauptstadt, der Stimmung der Heere und der Haltung der Provinzen (4) geht der Verfasser gleich auf die Geschichte der Regierung und des Endes Galba's über, die er mit der allgemeinen Charakteristik des Mannes schließt (5—49): „Ein solches Ende hatte Servius Galba, der in 73 Jahren fünf Fürsten in günstigem Geschicke überlebt hatte und bei fremder Herrschaft glücklicher gewesen war als bei eigener. Alt war der Adel in seiner Familie, groß sein Vermögen. Er selbst ein mittelmäßiger Kopf, mehr frei von Lastern, als im Besitz von Tugenden; für Ruhm nicht gleichgültig, doch kein Prahler; nach fremdem Gelde nicht begierig, mit dem eigenen sparsam, mit öffentlichem geizig. Gegen Freunde und Freigelassene, wenn er auf gute stieß, ohne Tadel nachsichtig; wenn sie schlimm waren, bis zur Sträflichkeit verblendet. Aber der Glanz seiner Geburt

und die Schrecken der Zeiten dienten zur Beschönigung, so daß, was Schlaffheit war, Weisheit hieß. So lange er sich im kraftvollen Alter befand, glänzte er durch Kriegsruhm in Deutschland; Afrika verwaltete er als Proconsul mit Mäßigung, und schon im höheren Alter das diesseitige Hispanien mit gleicher Gerechtigkeit. Er schien zu Höherem als zum Privatstande bestimmt, so lange er Privatmann war, und wenn er nicht regiert hätte, nach allgemeinem Urtheile fähig zum Regieren."

Otho wird Kaiser; Vitellius in Niedergermanien empört sich, von Caecina gereizt. Otho zieht gegen ihn (50—90). — Ereignisse im Orient, wo Vespasianus und Titus den Grund zu ihrer künftigen Macht legen (II, 1—9). — Kampf zwischen Otho und Vitellius. Schlacht bei Bedriacum. Otho stirbt von eigener Hand, um dem Staate den letzten Sturz zu ersparen. Durch zwei Handlungen, höchst schändlich die eine (den Verrath an Galba), ruhmvoll die andere (seinen Tod), hat er einen ebenso guten, als schlimmen Ruf bei der Nachwelt verdient (II, 10—50).

Rom ergiebt sich dem Vitellius. Das morgenländische Heer schwört zu Vespasian und ruft ihn zum Kaiser aus. Des Vitellius Einzug in Rom. Er rüstet sich zum Kriege (II, 51—101). — Kampf zwischen den Heeren des Vitellius und Vespasian. Sieg der Flavianer bei Cremona. Zerstörung der Stadt. Kämpfe in Rom. Das Capitol gestürmt und verbrannt. „Seit Erbauung der Stadt der jammervollste und schmählichste Frevel, der dem römischen Staate widerfuhr, daß durch keinen auswärtigen Feind und während die Götter, soweit es unsere Sitten zuließen, uns wohlwollten, der Sitz des besten und größten Juppiter, feierlich von den Vorfahren als Pfand der Herrschaft gegründet, den nicht Porsenna nach Uebergabe der Stadt, noch die Gallier nach Einnahme derselben zu entweihen vermocht hatten, durch die Wuth der Parteihäupter vernichtet wurde" (III, 1—71). — Kampf in Rom. Mord und Plünderung. Erstürmung des prätorianischen Lagers. Ende des Vitellius. „Nur ein einziges Wort eines nicht entarteten Gemüthes ward von ihm vernommen, da er dem ihn höhnenden Tribunen antwortete: ‚Ich war doch dein Kaiser!' Und hierauf sank er unter den beigebrachten Wunden nieder. Der Pöbel vergriff sich an dem Getödteten mit derselben Schlechtigkeit, womit er dem Lebenden gehuldigt hatte. Er stand im siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Consulat, Priesterwürden, Namen und Rang unter den Ersten, hatte er nicht durch eigenes Verdienst, sondern Alles durch seines Vaters Berühmtheit erlangt. Das Principat trugen ihm die an, welche ihn selbst nicht kannten. Die Gunst des Heeres hatte selten Einer durch gute Mittel in dem Grade erworben, wie er durch Schlaffheit. Doch besaß er Aufrichtigkeit und Freigebigkeit, Eigenschaften, die, wenn sie das

Maß überschreiten, ins Verderben führen. Indem er Freunde durch große Geschenke, nicht durch charakterfeste Treue, an sich zu fesseln glaubte, erkaufte er sie mehr, als er sie wirklich besaß. Es lag ohne Zweifel im Vortheil des Staates, daß Vitellius überwunden wurde; aber ihre Treulosigkeit können die nicht als ein Verdienst geltend machen, die den Vitellius dem Vespasianus verriethen, da sie von Galba abgefallen waren" (III, 72—86).

„Die Ermordung des Vitellius war mehr des Krieges Ende, als des Friedens Anfang." Gräuel der Sieger in Rom. Der Rest der Vitellier ergiebt sich, Lucius Vitellius, der Bruder des Kaisers, hingerichtet. Vespasian als Kaiser anerkannt, seine Feldherren belohnt (IV, 1—4). Helvidius Priscus. Sein Streit im Senat mit Eprius Marcellus. Des Mucianus eigenmächtiges Walten in Rom (5—11). — Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis (12—37). — Senatsverhandlungen zu Anfang des Jahres 71. Soldatenunruhen; Zwistigkeiten zwischen Vespasian und Domitian durch Titus beigelegt. Bau des Capitols (38—53). — Fortgesetzter Krieg gegen Civilis bis zum Siege des Cerialis und dem Abfall der Agrippiner vom germanischen Bunde (54—79). — Vespasian in Alexandrien. Er heilt einen Blinden und einen Lahmen und besucht den Serapistempel. Geschichte dieses Tempels (80—86).

Titus in Judaea. Ursprung der Juden, nach sehr trüben griechischen Quellen. Ihre Religion: „Die Juden erkennen nur einen Gott und diesen blos im Geiste. Gottlosigkeit ist es, Bildnisse von Göttern aus vergänglichem Stoffe nach menschlichem Gleichnisse zu gestalten. Jenes höchste Wesen ist ewig, unnachahmbar und unvergänglich; daher errichten sie keine Bilder in ihren Städten, geschweige in ihren Tempeln: nicht Königen wird diese Schmeichelei, nicht Caesaren diese Ehre." — Beschreibung Judaea's und Jerusalems. Geschichte der Juden bis zum Aufstande unter dem Procurator Gessius Florus. Vespasian unterwirft das flache Land. Titus belagert Jerusalem. „Die Menge der Belagerten jedes Alters, männlichen und weiblichen Geschlechts, soll 600,000 gewesen sein. Waffen hatten Alle, die sie tragen konnten; und sie zu tragen wagten mehr, als man ihrer Zahl nach erwarten sollte. Gleiche Hartnäckigkeit bei Männern und Weibern, und, wenn sie zur Veränderung ihres Wohnsitzes gezwungen wurden, größere Furcht vor dem Leben, als vor dem Tode" (V, 1—13). — Fortsetzung der Geschichte des Kampfes gegen Civilis. Seine Unterhandlung mit Cerialis (14—26).

Die 16 Bücher Annalen, wie man gewöhnlich sagt, oder, wie der richtige Titel lautet, ab excessu divi Augusti, sind das späteste und reifste Werk des großen Geschichtschreibers. Ihre Abfassung nach den Historien deutet Tacitus selbst an, der sich in ihnen auf die Bücher beruft, in denen er die Geschichte des Do-

mitianus beschrieben habe (ann. XI, 11), und aus ann. II, 61, wo es heißt, daß das römische Reich sich jetzt bis zum persischen Meerbusen ausgedehnt habe, ergiebt sich, daß die Annalen zwischen 115—117 veröffentlicht worden sind, da diese Erweiterung unter Traian 115 erfolgte, aber Hadrian gleich nach seinem Regierungsantritt, im August 117, die Eroberungen jenseit des Euphrat aufgab. Erhalten sind B. I—IV vollständig, von B. V der Anfang, B. VI am Anfange verstümmelt, ebenso B. XI, B. XII—XV vollständig und von B. XVI ungefähr die erste Hälfte.

In der Einleitung motivirt der Verfasser sein Unternehmen, die Geschichte der julischen Kaiser nach Augustus zu schreiben. Die glücklichen und unglücklichen Schicksale des alten Römervolkes sind von berühmten Geschichtschreibern dargestellt worden; die Zeiten des Augustus haben ebenfalls treffliche Talente geschildert, bis die einschleichende Schmeichelei zurückschreckte. Die Geschichte der folgenden Kaiser aber ward bei ihren Lebzeiten verfälscht aus Furcht, nach ihrem Tode unter dem Eindrucke des noch frischen Hasses geschrieben. Daher sei es seine Absicht, nachdem er Weniges über die letzte Regierungszeit des Augustus vorausgeschickt, den Principat des Tiberius und das Uebrige ohne Zorn und Vorliebe, wozu er keine Veranlassungen habe, zu schildern (1).

Die sechs ersten Bücher sind der Regierungszeit des Tiberius gewidmet. B. I—IV und der vorhandene Anfang von B. V umfassen die Jahre 14—29, B. VI die Jahre 31—37. Vorausgeschickt wird eine kurze Charakteristik der Politik des Augustus. „Nachdem er die Krieger mit Geschenken, das Volk mit Getreide, Alle durch die Behaglichkeit der Ruhe gewonnen hatte, erhob er sich allmälig und zog die Befugnisse des Senats, der Behörden und der Gesetze an sich ohne irgend einen Widerstand, da die trotzigsten Männer in Schlachten oder durch Proscription gefallen waren, die Uebrigen unter den Adligen in dem Grade, als sie sich der Knechtschaft geneigt zeigten, durch Reichthümer und Ehren emporstiegen und durch die neue Ordnung der Dinge gehoben, die sichere Gegenwart der gefahrvollen Vergangenheit vorzogen. Auch die Provinzen waren diesem Zustande der Dinge nicht abgeneigt, da ihnen des Senats und des Volkes Herrschaft verleidet war wegen der Parteiungen der Mächtigen und der Habsucht der Beamten, und weil der Schutz der Gesetze sich unzulänglich gezeigt hatte, da sie durch Gewalt, Umtriebe und endlich durch Geld erschüttert wurden. Der Fortbestand des Herrscherhauses schien gesichert durch die Adoption des Tiberius, der wiederum Germanicus, den Sohn des Drusus, an Kindes Statt hatte annehmen müssen. Kein Krieg war mehr übrig außer gegen die Germanen; im Inneren Alles ruhig, von den Staatsämtern noch dieselben Benennungen fortbestehend. Die Jüngeren erst nach der Schlacht bei Actium,

selbst die meisten Greise während der Bürgerkriege geboren. Wie Wenige waren übrig, die noch den freien Staat gesehen hatten! Also war in dem umgewandelten Staatswesen Nichts mehr von dem alten, echten Brauche übrig; Alle harrten nach der Beseitigung der Gleichheit der Befehle des Fürsten" (2—5).

Mit wahrer Meisterschaft schildert hierauf Tacitus die Niederträchtigkeit der Großen und die Heuchelei und Tücke des Tiberius, womit jene ihm die Regierung antrugen und dieser sie anzunehmen zauderte. „Consuln, Senatoren, Ritter stürzten sich ins Sclavenjoch; je höheren Ranges, desto gleißnerischer und beflissener Jeder, und mit studirter Miene, um nicht froh über des Fürsten Hintritt, aber auch nicht allzu traurig bei dem Antritt des neuen Herrschers zu erscheinen, mischten sich Thränen und Freude, Klagen und Schmeicheleien. Tiberius ließ Alles von den Consuln ausgehen, als wäre noch die alte Freiheit und er zur Regierung unentschlossen" (7). — In der ersten Senatssitzung überbieten sich die Senatoren in den unwürdigsten Erniedrigungen, dem Augustus die letzte Ehre zu erweisen und dem neuen Fürsten zu huldigen. Unter Anderem trug Messalla Valerius darauf an: man solle jährlich den Eid auf des Tiberius Namen erneuern. Als Tiberius fragte: „Hast du auf mein Geheiß solchen Antrag gestellt?" erwiederte Jener: „Ich spreche aus freiem Antriebe und werde in Staatsangelegenheiten immer nur meiner Ansicht folgen, selbst auf die Gefahr zu beleidigen!" Diese einzige Art der Schmeichelei blieb nur noch übrig. — In der nächsten Senatssitzung erschöpfte sich der Senat in den demüthigsten Beschwörungen, den Tiberius zur Ergreifung der Regierung zu bewegen. „Müde des Geschreies Aller und der Aufforderung Einzelner gab er allmälig nach, nicht so, daß er die Uebernahme der Herrschaft erklärte, sondern daß er aufhörte sich zu weigern und sich bitten zu lassen" (8—13).

Mit der Despotie des Tiberius wuchs die Willfährigkeit des Senats; nur Einzelne wagten ein freies Wort, das sie bald schwer büßen mußten. „Ich habe mir vorgenommen," sagt Tacitus (III, 65), „nur diejenigen Meinungsäußerungen anzuführen, die sich durch ihre Ehrenhaftigkeit oder durch bemerkenswerthe Niederträchtigkeit auszeichneten; denn ich halte das für den vorzüglichsten Beruf der Geschichte, daß die Tugenden nicht verschwiegen bleiben und daß die Menschen dafür, was sie Schlechtes gethan und geäußert haben, die Schande bei der Nachwelt fürchten. Uebrigens waren jene Zeiten so verpestet und durch Schmeicheleien besudelt, daß nicht nur die Vornehmsten des Staates, die ihres berühmten Namens wegen Schutz in der Unterthänigkeit suchen mußten, sondern alle Consularen, ein großer Theil derer, die die Praetur verwaltet hatten, und auch viele der niederen Senatoren sich wetteifernd erhoben und ehrlose und übertriebene Anträge vertraten. Man

erzählt, daß Tiberius, so oft er aus der Curie ging, in griechischer Sprache auszurufen gepflegt habe: ‚O ihr Sclavenseelen!' So empfand denn selbst er, der von der öffentlichen Freiheit Nichts wissen wollte, Ekel vor der feilen Unterwürfigkeit knechtisch Gesinnter."

Einen Lichtpunct in den ersten Regierungsjahren des Tiberius bildet der germanische Krieg, auf beiden Seiten mit Heldenmuth, doch ohne Entscheidung geführt. Wenn Tacitus dem Germanicus, dem römischen Anführer, einem Jünglinge, wie er sagt (I, 33), von bürgerlichem Sinne und ungemeiner Freundlichkeit, ganz entgegengesetzt den anmaßenden und versteckten Reden und Mienen des Tiberius, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist es doch nicht zu verkennen, daß dessen großer Gegner Arminius sein Lieblingsheld ist. Nachdem er seine kriegerische Laufbahn geschildert und seinen durch Verrath der Verwandten erfolgten Tod erwähnt hat, faßt er sein Lob in die Worte zusammen: „Unstreitig war er Germaniens Befreier, der nicht wie andere Könige und Feldherren gegen die entstehende Macht des römischen Volkes, sondern das Reich in seiner höchsten Blüthe anfocht, in Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt. Siebenunddreißig Jahre des Lebens, zwölf der Herrschaft hat er erfüllt, und noch wird er bei den barbarischen Stämmen besungen, unbekannt in den Jahrbüchern der Griechen, die nur das Ihrige bewundern, bei den Römern nicht nach Verdienst gefeiert, indem wir nur das Alte erheben, das Neue nicht beachten" (II, 88).

Der Wendepunct in dem Geschicke Roms und seines Herrschers, „da bisher der Staat in Ordnung und das Fürstenhaus im blühenden Zustande war," trat im neunten Jahre der Regierung des Tiberius ein durch den Einfluß, den Seianus, der Praefect der praetorischen Cohorte, über den Kaiser gewann. „Das Schicksal des Staates und seines Leiters begann sich zu trüben: Tiberius wüthete oder lieh Anderen die Macht zu wüthen." — Seine Grausamkeit und Wollust zu verhüllen, vielleicht auch weil er sich seines schlimmen Aussehens im Alter schämte, oder weil ihn die Heftigkeit der Mutter, der er keine Theilnahme an der Regierung lassen wollte und die er doch nicht verstoßen konnte, forttrieb, zog sich Tiberius nach Capreae zurück, um nie mehr nach Rom zu kommen (IV, 57—58). — Sejan's Sturz zog mehrere der Vornehmsten nach sich. Mit der Wuth des Tiberius wuchsen auch die Qualen seines Gewissens, die er, der vollendete Heuchler, selber nicht zu bergen vermochte. „Merkwürdig erschien der Anfang eines Briefes an den Senat: ‚Ihr versammelten Väter, was ich euch schreiben, oder wie ich schreiben, oder was ich gegenwärtig durchaus nicht schreiben soll, wenn ich das weiß, so mögen mich Götter und Göttinnen ärger strafen, als ich mich täglich gestraft fühle.' So sehr hatten sich seine Verbrechen und Frevel zu seiner eigenen

Pein gewandt. Nicht vergebens pflegte der vortrefflichste Weise zu behaupten: wenn man die Brust der Tyrannen öffnen könnte, so würde man die Wunden und Schäden deutlich sehen, da, wie der Leib durch Geißelhiebe, so die Seele durch Wuth, Leidenschaft und böse Anschläge zerfleischt werde. Auch den Tiberius schützten weder seine hohe Stellung, noch seine Abgeschiedenheit, so daß er selber die Qualen und Martern seines Herzens eingestand" (VI, 6).

Und grauenvoll, wie sein Leben, war auch sein Tod. „Es war am 16. März, als sein Athem stockte und man glaubte, er habe seiner Sterblichkeit genügt. Und unter großem Zudrange der Glückwünschenden tritt Gaius Caesar hervor, um die Regierung zu übernehmen, als plötzlich hinterbracht wird, Tiberius spreche und sehe wieder; er rufe nach Speise, daß er sich von seiner Schwäche erhole. Hierauf allgemeiner Schrecken. Die Anderen liefen auseinander, indem sich Jeder traurig und unwissend stellt; Caesar, starr und stumm, erwartete nach der höchsten Hoffnung den Tod. Der unerschrockene Macro befiehlt, den Greis mit einem Haufen übergeworfener Decken zu ersticken und der Schwelle ferne zu bleiben. So endete Tiberius im 78. Jahre seines Lebens. — Sein Schicksal war von frühester Kindheit an wechselvoll. Er folgte seinem geächteten Vater in die Verbannung, und nachdem er als Stiefsohn in das Haus des Augustus getreten war, hatte er mit vielen Nebenbuhlern zu kämpfen, so lange Marcellus und Agrippa, Gaius und Lucius Caesar lebten. Auch sein Bruder Drusus erfreute sich größerer Gunst und Liebe beim Volke. In der schwierigsten Lage aber befand er sich nach der Heirath mit der Julia, indem er die Unkeuschheit seiner Gattin duldete oder ihr aus dem Wege ging. Dann aus Rhodus zurückgekehrt, nahm er 12 Jahre des Sohnes Stelle im kinderlosen Hause des Fürsten und hierauf fast 23 Jahre das unumschränkte Herrscheramt im römischen Staate ein. Auch in seinem sittlichen Verhalten gab es verschiedene Perioden: eine durch Wandel und Ruf lobenswerthe, so lange er als Privatmann oder in hohen Kriegsämtern unter Augustus sich bewegte; eine andere, in der er tückisch und schlau Tugenden heuchelte, so lange Germanicus und Drusus noch lebten; zwischen Gutem und Schlimmem schwankend bei Lebzeiten der Mutter, ein abscheulicher Wütherich, doch heimlicher Wollüstling, so lange er den Sejan liebte und fürchtete, stürzte er sich zuletzt in alle Verbrechen und Schändlichkeiten, nachdem er jede Scham und Furcht abgelegt hatte und blos der eigenen Neigung folgte" (VI, 50—51).

Des Caligula Herrschaft und die 6 ersten Regierungsjahre des Claudius bildeten den Stoff der verlorenen Bücher VII—X. Der erhaltene Rest von Buch XI erzählt die Geschichte des Claudius unter dem Einflusse seiner Gemahlin Messallina,

von 47—48, und Buch XII die unter dem Einflusse der Agrippina, die ihrem Sohne Nero die Nachfolge sicherte, von 49—55.

Die letzten Bücher, XIII—XVI, führen uns Nero's Geschichte bis zwei Jahre vor seinem Tode vor. Um des jungen Kaisers Leitung stritten sich Burrus und Seneca auf der einen Seite und seine Mutter Agrippina und ihr Günstling Pallas auf der anderen. Die guten Vorsätze, die Nero bei Antritt seiner Regierung gefaßt hatte, verschwanden unter dem Einflusse der Mutter, die bald von Günstlingen beiderlei Geschlechtes verdrängt wurde. Von Poppaea Sabina aufgereizt, wird Nero zum Mörder seiner Mutter. „An dieses Ende hatte Agrippina schon viele Jahre vorher geglaubt, aber es nicht beachtet. Denn als sie die Chaldaeer über Nero befragte, antworteten diese: er würde herrschen und seine Mutter tödten. Und Jene sagte: ‚Mag er mich tödten, wenn er nur Kaiser wird!‘ Nach vollbrachtem Frevel erst ward von Nero dessen Größe erkannt. Während der Mordnacht bald in starres Schweigen versenkt, häufiger vor Schrecken auffahrend und seiner Besinnung nicht mächtig, harrte er des Tages, als sollte er ihm den Tod bringen. Zur Hoffnung stärkte ihn zuerst die Huldigung, die ihm auf Burrus' Antrieb von den Centurionen und Tribunen dargebracht wurde, die seine Hand ergriffen und ihm Glück wünschten, daß er der unvermutheten Gefahr und der Bosheit der Mutter entgangen sei. Hierauf zogen seine Freunde zu den Tempeln, und nach ihrem Beispiele bezeugten ihm auch die nächsten Landstädte Campaniens mit Opfern und Gesandtschaften ihre Freude. Er selbst mit entgegengesetzter Heuchelei erschien tief betrübt, und gleichsam als verwünschte er seine Rettung, beweinte er den Tod seiner Mutter. Weil aber nicht wie der Menschen Mienen, so auch die Gestalt der Gegenden sich ändert und er den peinlichen Anblick jenes Meeres und jener Küsten vor Augen hatte — ja Einige wollten sogar Trompetenton auf den rings emporragenden Hügeln und Klagen vom Grabhügel der Mutter her hören —, begab er sich nach Neapel“ (XIV, 9—10).

Gleichfalls als Opfer der Poppaea fiel die Gemahlin Nero's, Octavia, Tochter des Claudius, von Anicetus fälschlich des Ehebruches beschuldigt. „Die Insel Pandataria bildete ihr Gefängniß. Keine Verbannte hat je, die sie sahen, zu größerem Mitleide gerührt. Einige erinnerten sich noch der Agrippina, die Tiberius, noch frischer war das Andenken an Julia, die Claudius verstoßen hatte. Aber diese hatten in der Kraft der Jahre gestanden; sie hatten auch manches Frohe gesehen und milderten die gegenwärtigen Leiden mit der Erinnerung der einstigen besseren Lage. Für Octavia war gleich zu Anfange der Hochzeitstag gleichsam ein Leichenbegängniß gewesen, da sie in ein Haus geführt wurde, worin sie nur Trauriges erleben sollte: ihr Vater durch Gift hin-

gerafft und gleich darauf der Bruder; dann die Magd von größerem Einfluß als die Gebieterin und Poppaea nur zum Verderben der Gattin geheirathet; zuletzt eine Beschuldigung härter als jede Todesart. Und das junge Weib, im zwanzigsten Lebensjahre, zwischen Centurionen und Soldaten, schon durch die Ahnung ihrer Leiden vom Leben geschieden, konnte doch sich noch nicht mit dem Tode befreunden. Wenige Tage darauf erhielt sie den Befehl zu sterben, obschon sie sich als Wittwe und nur als Schwester des Nero erklärte und die Germanici als die gemeinsamen Ahnen, zuletzt Agrippina's Namen anrief, bei deren Lebzeiten sie zwar eine unglückliche Ehe geführt habe, doch nicht mit dem Tode bedroht worden sei. Sie wird mit Stricken gebunden und ihr an allen Gliedern die Adern geöffnet, und weil das Blut durch den Schrecken gehemmt langsamer floß, wird sie durch den Dampf eines kochend heißen Bades erstickt. Dazu kam noch die grauenvollere Scheußlichkeit, daß Poppaea an dem abgeschnittenen und nach Rom gebrachten Haupte ihre Augen weidete. Wegen dieses Ereignisses wurden Gaben an die Tempel beschlossen, was ich zu dem Ende erwähne, damit Alle, welche dies Unheil jener Zeiten bei mir oder anderen Historikern lesen, ein für alle Mal wissen, daß, so oft der Fürst Verbannungen oder Morde anbefahl, den Göttern Dank gebracht wurde und, was ehemals Zeichen glücklicher Vorfälle, jetzt die des öffentlichen Unheils waren" (XIV, 63—64).

Ein Trauerereigniß suchte Rom heim, ungewiß ob durch Zufall oder durch des Fürsten Bosheit: eine Feuersbrunst, die an Unheil und Entsetzen Alles übertraf, was je durch des Feuers Gewalt Rom widerfuhr. Die lebendige Schilderung läßt erkennen, wie hier Tacitus als Augenzeuge berichtet. „Der Brand nahm seinen Anfang in dem Theile des Circus, der an den palatinischen und caelischen Berg stößt, wo in den mit solchen Waaren, die der Flamme Nahrung geben, gefüllten Kaufläden das Feuer ausbrach und, sofort erstarkt und vom Winde angefacht, gleichzeitig die ganze Länge des Circus erfaßte; denn es lag kein Haus mit Brandmauern oder mit Mauerwerk umgebene Tempel, oder was sonst die Flamme aufhalten konnte, dazwischen. Mit Ungestüm durchzog die Feuersbrunst zuerst die Ebene, dann zu den Höhen ansteigend und wieder die Niederungen verheerend, kam sie allen Rettungsanstalten zuvor durch die Schnelligkeit des Uebels, dem die Stadt wegen der engen und hin und her sich krümmenden Straßen und der ungeheueren Häusermassen, wie sie das alte Rom hatte, besonders ausgesetzt war. Dazu das Geheul der zagenden Weiber, die Altersschwachen und unerfahrenen Kinder, dann Leute, die für sich oder für Andere auf Rettung bedacht waren und die, während sie Schwache fortschleppten oder erwarteten, theils durch ihr Zaudern, theils durch ihre Eile überall den Weg sperrten.

Und oft, während sie rückwärts schauten, waren sie schon seitwärts oder von vorn von den Flammen umringt, oder, wenn sie sich in die Nachbarschaft geflüchtet hatten, war auch diese schon von dem Feuer ergriffen, ja sie fanden selbst solche Viertel, die sie für entlegen gehalten hatten, schon in derselben Noth. Zuletzt in der Ungewißheit, was sie meiden oder wohin sie sich wenden sollten, füllten sie die Straßen und lagerten sich auf den Aeckern. Einige suchten nach Verlust ihrer ganzen Habe, Andere aus Liebe zu den Ihrigen, die sie nicht hatten retten können, ihren Tod, wenn ihnen auch ein Rettungsweg offen stand. Niemand wagte dem Brande Einhalt zu thun in Folge der häufigen Drohungen Vieler, die das Löschen verboten, und weil Andere vor Aller Augen Feuerbrände schleuderten und dabei ausriefen: sie thäten es auf höheren Befehl, sei es, um frecher rauben zu können, oder weil es ihnen wirklich geboten war. Nero weilte zu dieser Zeit in Antium und kehrte nicht eher in die Stadt zurück, als bis das Feuer sich seinem Hause näherte. Dennoch konnte man dem Feuer keinen Einhalt thun, daß es nicht auch sein Haus und den Palast und die ganze Umgebung verzehrte. Indeß öffnete er zur Linderung für das obdachlos umherirrende Volk das Marsfeld, die Gebäude des Agrippa, ja selbst seine eigenen Gärten und ließ in der Eile Baulichkeiten zur Aufnahme des hülflosen Volkes errichten; auch wurde Hausgeräth aus Ostia und den benachbarten Landstädten herbeigeführt und der Preis des Getreides herabgesetzt. Jedoch diese volksfreundlichen Anstalten verfehlten ihren Zweck, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, daß Nero während des Brandes der Stadt seine Hausbühne betreten und die Zerstörung Troja's gesungen habe, das gegenwärtige Unglück mit dem unheilvollen Ereignisse im Alterthume vergleichend. Erst am sechsten Tage that man am Fuße des esquilinischen Hügels dem Brande Einhalt, nachdem man in weiten Strecken Gebäude eingerissen hatte, damit ein freies Feld und gleichsam ein leerer Himmel dem Fortschritte der Feuersgewalt begegne. Und noch hatte sich die Furcht nicht gelegt, als zum zweiten Male der Brand nicht minder heftig zu wüthen begann in den mehr offenen Stadtvierteln, und deshalb war auch der Menschenverlust geringer, indeß Göttertempel und dem Vergnügen geweihte Säulengänge in weiterer Ausdehnung einstürzten. Dieser Brand gab noch mehr Veranlassung zu bösen Gerüchten, da er in den aemilianischen Besitzungen des Tigellinus ausgebrochen war, und es schien, als strebte Nero nach dem Ruhme, eine neue Stadt zu gründen und nach seinem Namen zu benennen. — Um diesen Gerüchten zu begegnen, schob Nero Schuldige unter und belegte mit den ausgesuchtesten Strafen diejenigen, die wegen ihrer Abscheulichkeit verhaßt vom Pöbel Christianer genannt wurden. Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter des Tiberius Regierung von dem Procurator Pontius

Pilatus mit dem Tode bestraft worden. Der für einen Augenblick unterdrückte Aberglaube brach wieder aus nicht nur in Judaea, dem Ursprunge dieses Unheils, sondern auch in Rom, wo von allen Seiten her alles Scheußliche und Schmähliche zusammenströmt und Anhang findet. Man ergriff zuerst diejenigen, welche sich dazu bekannten; dann wurde auf die Anzeige derselben eine ungeheure Menge nicht sowohl in Ansehung der Brandstiftung, als des allgemeinen Menschenhasses für schuldig befunden. Ihre Hinrichtung war mit Hohn begleitet, indem man sie in Thierfelle gehüllt unter den Bissen der Hunde oder ans Kreuz geschlagen umkommen ließ oder sie, zum Brennen vorbereitet, wenn das Tageslicht verschwunden war, zur nächtlichen Beleuchtung anzündete. Nero hatte zu solchem Schauspiele seine Gärten hergegeben, und er ließ ein Circusspiel aufführen, wobei er in der Tracht eines Wagenlenkers sich unter das Volk mischte oder auf einem Wagen einherfuhr. Daher regte sich gegen Schuldige, die allerdings die unerhörtesten Strafen verdient hatten, das Mitleid, als ob sie nicht dem öffentlichen Wohle, sondern der Grausamkeit des Einen geopfert worden wären" (XV, 38—44). — Tacitus liefert uns hier ein betrübendes Beispiel, wie selbst die gebildetsten und wohlwollendsten Männer, wenn sie von Volksvorurtheilen geblendet es nicht vermögen, aus ihrem nationalen und religiösen Ideenkreise in einen fremden sich zu versetzen, zu den augenscheinlichsten Irrthümern und daher zu den ungerechtesten Urtheilen und zur Billigung der empörendsten Gräuel verleitet werden.

Die Entdeckung der Verschwörung des Piso steigerte die Wuth des Tyrannen, und ihr fielen die edelsten Männer, schuldig oder unschuldig, zum Opfer (XV, 48—74). Auch nachdem die Theilnehmer der Verschwörung bestraft waren, war der Blutdurst Nero's noch nicht gestillt. „Wie in vereinter Schlachtheerde fielen die Würdigsten und Angesehensten." Der edle Thrasea Paetus ist der Letzte, von dessen Tode uns Tacitus meldet. Ein Quaestor hatte ihm den Befehl des Senats zu sterben überbracht. Er ließ sich die Adern an beiden Armen öffnen, und als das Blut floß, besprengte er den Boden mit dem Blute, rief den Quaestor zu sich heran und sagte: „Wir bringen dem Befreier Juppiter den Weihetrank dar! Blicke her, junger Mann! Zwar mögen die Götter die schlimme Vorbedeutung abwenden; doch bist du zu solchen Zeiten geboren, wo es frommt, die Seele mit Beispielen der Standhaftigkeit zu stärken." Als ihm hierauf das langsame Eintreten des Todes schwere Qualen verursachte, wandte er sich zu Demetrius . . . Hier bricht die Erzählung ab. — In dem fehlenden Reste des 16. Buches wurden die letzten zwei Regierungsjahre des Nero, die Aufstände des Vindex und Galba und der Tod Nero's erzählt.

IV. Kurze Uebersicht der absterbenden Literatur, von Hadrian bis zum sechsten Jahrhundert.

Während der Regierung des Hadrian (117—138), des Antoninus Pius (138—161) und des Antoninus Philosophus (161—180) tritt die Erschöpfung des römischen Geistes zu Tage. Bis jetzt hatte die Opposition gegen die Despotie der Kaiser und gegen die Entsittlichung des Volkes die Gemüther in einer gewissen Spannung erhalten; doch die nach Trajan noch fortdauernde gesetzliche Herrschaft des Hadrian und der beiden Antonine machte die politische Opposition gänzlich verstummen, und nachdem die Sittenlosigkeit den höchsten Grad erreicht hatte, trat eine moralische Erschlaffung ein, die selbst zur Rüge kaum mehr Kraft besaß. Die Kaiser förderten nach ihrer Weise die Bildung. Sie besoldeten und begünstigten Gelehrte und Künstler; doch vermochten sie nicht der Literatur ein neues Leben einzuhauchen. Sie fühlten selbst, daß der römische Geist erstorben war. Hadrian glaubte ihn dadurch von Neuem erwecken zu können, daß er das Beispiel gab, die fast vergessene archaistische Literatur wieder hervorzuziehen, um aus ihr das Römerthum zu restauriren; allein diese Reaction kam nur den pedantischen und geistlosen Alterthümlern zu Gute, die den wenigen Männern von Bildung und Geschmack das römische Schriftwesen so gründlich verleideten, daß sie sich dem Griechischen zuwandten, das gerade um diese Zeit einen neuen Aufschwung genommen hatte. Rom hörte allmälig auf, der Mittelpunct der Literatur zu sein, und so konnte sich eine provinziale Literatur, zuerst in Afrika, später in Gallien, geltend machen, die von dem römischen Geiste kaum noch Spuren in sich trug und von dem römischen Ausdrucke sich immer weiter entfernte. Daneben dauerte die künstliche Nachahmung früherer Muster, besonders poetischer, fort, die mit wenigen Ausnahmen nur Zeugniß von dem tief gesunkenen Geschmacke und dem geringen Verständnisse der Classiker Zeugniß geben.

Hadrian, ein vielseitig, aber nicht gründlich gebildeter Mann, suchte den Umgang mit Philosophen, Gelehrten und Künstlern weniger aus einem geistigen Bedürfnisse, als um in eitler Selbstüberschätzung sein Wissen vor ihnen geltend zu machen und seinen Spott mit ihnen zu treiben (Spart. Hadr. 15). Dabei zeigte er sich gegen sie mit Titeln und Geldspenden freigebig (ib. 16). Er hatte früher eine besondere Vorliebe für das Griechische gezeigt, daher man ihn spottweise Graeculus nannte (ib. 1); als Kaiser aber affectirte er den Römer von altem Schlage (ib. 5) und den Liebhaber der archaistischen Literatur: er zog den Cato dem

Cicero, den Ennius dem Virgil und den Caelius dem Sallust vor (ib. 16). Dadurch gab er den Anstoß zu der alterthümelnden Richtung der Frontonianer. Er declamirte Controversen, schrieb Gedichte, von denen noch einige kleine Proben erhalten sind (ib. 16; 25), und stellte schriftliche Wettkämpfe in poetischer und prosaischer Form mit Philosophen, Rhetoren und Dichtern an. Seine Selbstbiographie ließ er unter dem Namen seines gelehrten Freigelassenen Phlegon veröffentlichen (ib. 16).

Der bedeutendste Schriftsteller der hadrianischen Zeit ist C. Suetonius Tranquillus, geboren um 75 n. Chr. als Sohn eines Kriegstribunen Suetonius Lenus, der im Bürgerkriege zwischen Otho und Vitellius gefochten hatte (Suet. Oth. 10). Wie er schon als junger Mann unter Domitian in Rom lebte (Ner. 57; Domit. 12), so begegnet er uns auch unter Trajan in der Hauptstadt als Sachwalter und Lehrer der Rhetorik und im intimsten Verkehre mit Plinius (ep. I, 24), der mehrere Briefe an ihn gerichtet hat (I, 18; III, 8; IV, 10; IX, 34) und ihm, „dem redlichsten, ehrenhaftesten und gelehrtesten Mann“, das ius trium liberorum erwirkte (ad Trai. 94; 95). Unter Hadrian war er Geheimschreiber des Kaisers, fiel aber nebst einigen anderen Hofbeamten in Ungnade, weil sie in Hadrian's Abwesenheit die schuldige Ehrerbietung gegen die Kaiserin Sabina außer Acht gelassen hatten, 121 (Spart. Hadr. 11). Gestorben ist er, wie es scheint, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. — Suetonius war ein fleißiger Sammler, der über geschichtliche, literarhistorische, archäologische, sprachliche und naturwissenschaftliche Gegenstände werthvolle Zusammenstellungen von Notizen aus den verschiedensten Quellen geliefert hat, wahrscheinlich zum Theil auch in griechischer Sprache. Die Titel seiner zahlreichen Schriften, die von den Späteren vielfach benutzt und ausgezogen worden sind (besonders das encyklopädische, prata betitelte Werk in mindestens 10 Büchern), kennen wir aus Suidas und den Anführungen Anderer. Erhalten sind von seinen Werken nur die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser und ein Theil der Schrift de illustris viris. Die acht Bücher de vita Caesarum, von denen die sechs ersten je einen der Kaiser von Caesar bis Nero behandeln, das siebente Galba, Otho, Vitellius, das achte Vespasianus, Titus und Domitianus, sind im Jahre 120 veröffentlicht und dem damaligen Praefecten der praetorianischen Cohorten Septicius Clarus gewidmet. Die Lebensbeschreibungen, von denen die des Caesar im Anfange verstümmelt ist, sind biographische Memoiren, die nicht sowohl die Geschichte, als die Charakterbilder der Kaiser geben sollten. In einem lockeren Zusammenhange liefern sie eine Masse von Notizen, theils aus anderen Historien und Commentarien, theils aus Archiven gezogen, über das öffentliche und Privatleben der Kaiser, über ihre äußeren und inneren Eigen-

thümlichkeiten, über ihre politische und militärische Tüchtigkeit, untermischt mit Anekdoten und Aussprüchen derselben, ohne Beobachtung der Chronologie und ohne Sonderung des Bedeutenderen von dem Unbedeutenderen, in einer einfachen, gedrängten und correcten Sprache und in rein objectiver Darstellung. Von Vespasianus an bemerkt man eine Abnahme der Reichhaltigkeit der Notizen, wahrscheinlich weil dem Verfasser die Quellen für die Geschichte seiner Gegenwart dürftiger flossen. Das Werk ist das Vorbild für die Biographen der späteren Kaiser, die sogenannten scriptores historiae Augustae gewesen und fand auch im Mittelalter Nachahmer, besonders an Einhard in seiner vita Caroli Magni. — Die Schrift de viris illustribus handelte wahrscheinlich de poetis, oratoribus, historicis, philosophis, grammaticis et rhetoribus. Vorausgeschickt war den chronologisch geordneten biographischen Notizen, welche auch nur bis auf Domitian hinabgeführt zu sein scheinen, eine kurze Vorgeschichte des betreffenden Faches. Wir besitzen außer Auszügen des Grammatikers Diomedes und des Hieronymus in seiner lateinischen Bearbeitung der Chronik des Eusebius aus dem Buche de poetis die Biographien des Terenz und Horaz und ein Fragment von der des Lucanus, aus dem de historicis das Fragment der Biographie des älteren Plinius und von dem Abschnitte de grammaticis et rhetoribus den größten Theil.

Ein anderes historisches Werk aus derselben Zeit ist die Uebersicht sämmtlicher Kriege der Römer bis auf Augustus von Julius Florus. Der überlieferte Titel des Buches lautet: Iuli Flori epitomae de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC libri II; doch ist es keineswegs ein bloßer Auszug aus Livius, der allerdings oft wörtlich ausgeschrieben, aber nicht ausschließlich benutzt ist, sondern ein Panegyricus auf Rom, wie es scheint, weniger zur Belehrung, als zu dem rhetorischen Zwecke einer öffentlichen Vorlesung oder zur unterhaltenden Lectüre bestimmt, in einer declamatorischen, schwülstigen und oft poetischen, an Virgil, Horaz, Lucan und Silius Italicus erinnernden, doch correcten Sprache, ohne gründliche Kenntniß der Geschichte und mit häufigen Verstößen gegen die Chronologie. In der Vorrede äußert der Verfasser: weil eine Darstellung der Großthaten des römischen Volkes und der Ausbreitung seines Weltreiches, bei dessen Bildung Tapferkeit und Glück gewetteifert zu haben schienen, wenn irgend Etwas der Mühe verlohne, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes aber die Uebersichtlichkeit erschwere, so wolle er wie diejenigen, welche die Welt bildlich darstellten, gleichsam auf einer kleinen Tafel das ganze Bild der römischen Geschichte zusammenfassen, in der Erwartung, dadurch Einiges zur Bewunderung des Hauptvolkes beizutragen, wenn er seine

ganze Größe in einem Ueberblicke zeige. Er betrachtet das Römervolk wie einen Menschen und nimmt daher vier Lebensstufen in seiner Entwicklung an: die Kindheit, die Königszeit umfassend; die Jugend, von den ersten Consuln bis zum Consulate des Appius Claudius und Q. Fulvius, unter denen die Unterwerfung Italiens zu Ende geführt wurde; das Mannesalter der kräftigen Reife bis Caesar Augustus; das Greisenalter, nicht viel weniger als zweihundert Jahre bis auf seine Zeit, in der nur unter Trajan wider Aller Erwarten das alternde Reich gleichsam in einer neuen Jugend wieder aufgeblüht sei. — Das erste Buch umfaßt in 37 Abschnitten die Königszeit, die Umwandlung der Monarchie in die Republik und die Kriege gegen die auswärtigen Völker bis zum Partherkriege unter Crassus. In dem Schlußcapitel ist von dem sittlichen Verfalle der Römer die Rede, durch den die bürgerlichen Zwistigkeiten und Kriege herbeigeführt wurden. Von diesen handelt das zweite Buch, das, in 34 Abschnitte zerfallend, mit den gracchischen Unruhen beginnt und die inneren und äußeren Kriege von den Aufständen der Gracchen bis zu dem cantabrischen und asturischen Kriege unter Augustus bespricht; das Schlußcapitel preist den Augustus als Wiederhersteller des Friedens, der den Janustempel geschlossen habe. — Das Buch ist in späterer Zeit und im Mittelalter viel gelesen und benutzt worden; namentlich haben es Orosius und Jordanes ausgebeutet.

Nicht unwahrscheinlich hat man unter der Annahme falscher Ueberlieferung des Vornamens Julius vermuthet, daß dieser Florus derselbe ist als der Rhetor und Dichter P. Annius Florus, von dem außer einigen leidlichen Gedichten die Einleitung eines Dialoges über die Frage, ob Virgil ein Redner oder Dichter sei (Vergilius orator an poeta), erhalten ist. Nach diesem Bruchstücke hatte sich der Verfasser, ein Afrikaner, in ganz jungen Jahren bei den capitolinischen Wettkämpfen des Domitian um den Preis beworben, war aber aus Parteilichkeit nicht gekrönt worden, hatte dann aus Verdruß darüber Rom verlassen, sich auf Reisen begeben und endlich in Tarraco angesiedelt, wo er unter Trajan eine Schule hielt. Unter Hadrian war er wieder in Rom, wo er mit dem Kaiser in engerem Verkehre stand und scherzhafte Gedichte wechselte (Spart. Hadr. 16; Charis. p. 53; 140 K).

Einen hervorragenden Vertreter der Grammatik hatte die hadrianische Zeit neben Sueton an Q. Terentius Scaurus, der außer Commentaren zu Plautus und Virgil eine ars grammatica verfaßte. Erhalten ist von ihm eine kleine Schrift de orthographia, wie auch von den ungefähr derselben Zeit angehörigen Grammatikern Velius Longus und Flavius Caper, von Letzterem noch eine Abhandlung de dubiis verbis.

Epochemachend ist Hadrian und seine Zeit für die römische

Rechtswissenschaft. Auf seine Veranlassung redigirte Salvius Julianus, aus Adrumet in Afrika, das edictum perpetuum, eine geordnete Zusammenstellung der Edicte der Praetoren aus der Zeit der Republik, die erste wissenschaftliche Gesetzsammlung. Derselbe verfaßte unter Hadrian und seinem Nachfolger 90 Bücher Digesten, von denen noch zahlreiche Fragmente erhalten sind. Sein etwas jüngerer Zeitgenosse war Sextus Pomponius, der noch nach dem Tode des Antoninus Pius im Alter von 78 Jahren schriftstellerisch thätig war. Er war Verfasser mehrerer juristischer Schriften, darunter des enchiridion, eines Abrisses der römischen Rechtsgeschichte bis auf Hadrian, der in die Digesten aufgenommen und so erhalten ist.

Als Dichter dieser Zeit ist außer Hadrian und Annius Florus noch zu nennen Annianus, ein gelehrter Mann, der die Freuden des Landlebens in dem nach seinem Landgute bei Falerii benannten Falisca besang und Fescenninen verfaßte. Vielleicht gehört hierher auch M. Pomponius Bassulus, der in seiner erhaltenen Grabschrift berichtet, er habe, um nicht wie das Vieh seine Muße hinzubringen, einige Stücke des Menander übersetzt und selbst neue gedichtet.

Die nächsten Nachfolger Hadrian's fuhren fort, die Gelehrten durch Ehren, Immunitäten und reiche Besoldungen auszuzeichnen; doch stand Antoninus Pius der Literatur fern, und M. Aurelius fühlte sich mehr zu den Griechen hingezogen und schrieb seine Selbstbetrachtungen *(τὰ εἰς ἑαυτόν)* griechisch. Der den beiden Kaisern befreundete M. Cornelius Fronto übte den größten Einfluß auf die Richtung seiner Zeit aus. Zu Cirta in Afrika um das Jahr 100 geboren, erwarb er sich in Rom als Sachwalter und Rhetor ein hohes Ansehen und ein bedeutendes Vermögen. Hadrian und Antoninus Pius waren seine Gönner, und ihm wurde die Erziehung des M. Aurelius und L. Verus übertragen. Er erhielt 143 das Consulat auf zwei Monate; an der Verwaltung einer proconsularischen Provinz hinderte ihn seine Kränklichkeit. Hieronymus setzt seine Blüthezeit um das Jahr 165. Gebeugt von körperlichen Leiden und manchem Familienunglücke, hatte er zuletzt den Schmerz, seinen Ruhm hinschwinden zu sehen, da die Dialektiker und Philosophen den Rhetoren mit Erfolg den Einfluß streitig machten. Er starb um 170. Als Haupt einer eigenen Schule, der Frontonianer, erstrebte er auf geist- und gemüthlose Weise und in pedantischer Nüchternheit eine Wiederbelebung des altrömischen Geistes durch Nachahmung alterthümlicher Ausdrücke und Sprachformen, in die er, wie Bernhardy sagt, die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken verhüllte. Niebuhr nennt ihn einen Dummkopf, der lieber ein mechanisches Gewerbe, als den Beruf eines Redners und Schriftstellers hätte

erwählen sollen. Bei seinen Zeitgenossen und noch bei den Späteren stand er in hohem Ansehen. Gellius war sein Schüler und Bewunderer, und Eumenius (paneg. Const. 14) setzt ihn als ebenbürtig dem Cicero zur Seite; Sidonius Apollinaris (epist. IV, 3) und Hieronymus (epist. XII) legen ihm würdevollen Ernst bei, indeß Macrobius (sat. V, 1) richtiger seinen Stil trocken nennt. Da man früher nur eine werthlose grammatische Schrift de differentiis vocabulorum unter seinem Namen kannte, so wies man ihm im Vertrauen auf jene lobpreisenden Urtheile einen hohen Rang unter den römischen Schriftstellern an, bis die Auffindung seiner Schriften ihn seines Nimbus beraubten. Den Hauptbestand dieser Schriften bilden Briefe, und zwar die Correspondenz zwischen ihm und Antoninus Pius (1 B.), L. Verus (2 B.) und M. Aurel als Thronfolger (5 B.) und als Kaiser (2 B. von mindestens 5), an letzteren noch die Briefe de feriis Alsiensibus und ein längeres Antwortschreiben auf einen Trostbrief desselben wegen des Verlustes seines Enkels, zwei Bücher Briefe an Freunde und einige Briefe in griechischer Sprache. Dazu kommen noch die Abhandlungen de eloquentia und de orationibus, zwei historische Schriften, de bello Parthico und principia historiae, und die rhetorischen Declamationen laudes fumi et pulveris, laudes neglegentiae, Arion. Die Briefe sind wichtig für die Kenntniß der Zeit und der Personen und legen Zeugniß ab von der Beschränktheit des Fronto und der Liebenswürdigkeit des M. Aurel. Von den Reden des Fronto sind nur einzelne Bruchstücke erhalten; von seinen grammatischen Forschungen und Gesprächen hat Gellius einzelne Notizen aufbewahrt.

Während die Geschichtschreibung unter den Antoninen in den Hintergrund gedrängt zu sein scheint — von dem annalistischen Werke des Granius Licinianus ist schon oben erwähnt (S. 149), daß es in diesen Zeiten wo nicht entstanden ist, so doch wenigstens die Gestalt erhalten hat, in der uns seine Trümmer vorliegen —, hat die Jurisprudenz mehrere namhafte Vertreter aufzuweisen, insbesondere den Asiaten Gaius, um 110—180, dessen um 161 verfaßte Einführung in die Rechtswissenschaft, institutionum libri IV, wir zum größten Theile noch besitzen. — Auch die grammatischen Studien erfreuten sich des regsten Interesses, das hauptsächlich der archaistischen Literatur zugewendet war. Der Hauptvertreter derselben ist C. Sulpicius Apollinaris aus Carthago, von dem sich jedoch nur metrische Inhaltsangaben zu den Comödien des Terenz und den 12 Büchern der Aeneide erhalten haben. Ein anschauliches Bild von dem außerordentlichen Eifer, mit dem diese Studien betrieben wurden, geben die attischen Nächte von seinem und des Fronto Schüler A. Gellius. Dieser hatte sich, nachdem er seine grammatische und rhetorische Ausbildung in Rom

erhalten, als junger Mann der philosophischen Studien wegen nach Athen begeben, wo ihn Herodes Atticus freundlich aufnahm (I, 2) und er den Unterricht des Philosophen Calvisius Taurus genoß (XII, 5; XVII, 8) und den Peregrinus Proteus kennen lernte (XII, 11). Hier begann er in den Winternächten Excerpte aus verschiedenen griechischen und lateinischen Schriftstellern zu machen und die mündlichen Belehrungen und Aeußerungen gelehrter Männer über geschichtliche, antiquarische, grammatische und literarhistorische Gegenstände in zufälliger Ordnung aufzuzeichnen. Nach seiner Rückkehr setzte er in Rom die Sammlung fort, und so sind die noctium Atticarum libri XX entstanden, von denen Buch VIII bis auf die Inhaltsanzeige verloren gegangen ist. Das in nüchterner, vielfach mit archaistischen Ausdrücken versetzter Sprache geschriebene Werk ist eine reiche Fundgrube wichtiger Notizen, und daher von Späteren, wie Nonius und besonders Macrobius, ausgeschrieben worden.

Den Gegensatz zu den nüchternen und pedantischen Frontonianern bilden die üppigen und phantastischen Afrikaner, als deren erster Repräsentant L. Apuleius (Appuleius) erscheint. Unter Hadrian um 130 zu Madaura in Numidien geboren, erhielt er seine erste Bildung in Carthago, studirte platonische Philosophie in Athen, begab sich, nachdem er bedeutende Reisen gemacht und überall sich in die Mysterien hatte einweihen lassen, nach Rom, wo er als Sachwalter auf dem Forum auftrat, und kehrte dann nach Afrika zurück. Die Heirath mit der bedeutend älteren Mutter seines Freundes Pontianus, Aemilia Pudentilla, zog ihm die Anklage zu, daß er durch Zaubermittel die Hand der reichen Wittwe erworben und den Tod ihres Sohnes veranlaßt habe. Er vertheidigte sich mit vielem Witze in der Rede de magia. Darauf ließ er sich in Carthago nieder, wo er großes Ansehen genoß und von wo aus er in Afrika umherreiste, um sich als Redner hören zu lassen. Sein Todesjahr ist unbekannt. — Apuleius ist ganz ein Kind seiner Zeit und seiner Heimath. Er ergreift mit dem Feuer eines Afrikaners alle Richtungen seiner Gegenwart: er vereinigt in sich den platonischen Philosophen und den Nebenbuhler der griechischen Sophisten, wie sie damals die römische Welt durchzogen und durch geistreiche Declamationen und piquante und paradoxe Vorträge blendeten; er huldigt den Superstitionen seiner Zeit, selbst für einen Magier geltend, und offenbart eine sinnliche Natur, die an den üppigsten Darstellungen Gefallen findet, und ist doch von einem sittlich-religiösen Gefühl durchdrungen, das ihn treibt, in der Weihe der Mysterien die Reinigung von den irdischen Flecken zu suchen. Er ist der originellste Schriftsteller seiner Zeit, der sich von allen Fesseln der Ueberlieferung frei gemacht und künstlich eine Sprache gebildet hat, die nicht blos seine Zeitgenossen,

sondern auch Kenner des Alterthumes wie Casaubonus und Lipsius zu blenden vermochte. „Unterstützt von Weltkenntniß und einem sehr entwickelten Talent der Erzählung, das er nur zu häufig in Malerei von Stillleben und gehäuftem Detail mißbraucht, schuf er mit völligem Bewußtsein einen Stil und Sprachschatz, der allem Herkommen zuwiderläuft. Diese Form, so manierirt und gespreizt sie ist, in Schwulst und Wortschwall, in Pleonasmen, gemachte Phrasen und Wortbildnerei gehüllt, weiß zu blenden und schmeichelt mit parodischem Klang, indem sie den Provinzialismus durch den Duft des Archaismus und mit dem Reiz der freien griechischen Structur hebt; sie mildert sogar den Luxus der Farben, je nach dem Stande des Leserkreises, woher die Ungleichheit der Schreibart: immer aber bleibt sie von Natur, Geschmack und Ebenmaß weit entfernt" (Bernh.). Er ward so der Gründer der afrikanischen Latinität, worin schon die Bildungsanfänge der romanischen Sprachen zu erkennen sind. — Sein Hauptwerk, das er in seinem reiferen Alter unter M. Aurel verfaßt hat, ist der humoristisch-phantastische Sittenroman metamorphoseon libri XI (de asino aureo), nach dem Vorbilde von Lukian's *Λούκιος ἢ ὄνος*. Der Held Lucius wird auf einer Reise durch Thessalien nach manchen Abenteuern durch den unvorsichtigen Gebrauch einer Zaubersalbe in einen Esel verwandelt und erhält nach wechselvollen Schicksalen endlich durch den Genuß von Rosen aus der Hand eines Priesters die vorige Menschengestalt wieder. Ehe er nach seiner Vaterstadt zurückkehrt, empfängt er die Weihen der Isis und wird in Rom in die Mysterien des Osiris und in das Collegium der Pastophoren aufgenommen. Das Ganze ist eine phantastische Dichtung, die uns ein Bild der damaligen sittlichen und religiösen Zustände giebt und mit der glänzenden Schilderung der aegyptischen Mysterien und ihrer heiligenden Wirkung schließt. Unter den vielen Episoden ist das allegorische Märchen von Amor und Psyche (IV, 28 — VI, 24) die ausgeführteste und von späteren Dichtern und Künstlern häufig benutzt worden. — Von anderen Werken des Apuleius besitzen wir noch die erwähnte Vertheidigungsrede gegen die Anklage der Zauberei (apologia sive de magia), eine Blüthenlese aus declamatorischen Vorträgen (floridorum libri IV), einen improvisirten Vortrag über die Dämonenlehre und ihren Einfluß auf das sittliche Leben (de deo Socratis), eine Schrift de mundo nach der angeblichen Schrift des Aristoteles *περὶ κόσμου*, eine Einleitung in die platonische Philosophie (de dogmate Platonis) in zwei Büchern: de philosophia naturali und morali; das dritte Buch, de philosophia rationali, welches die Logik nach Aristoteles in trockener Weise behandelt, ist ihm wahrscheinlich untergeschoben, wie noch Manches, so der Asclepius, ein Gespräch zwischen diesem und Hermes trismegistus über Gott, Welt und

den Menschen. Verloren sind neben mancherlei prosaischen seine poetischen Schriften bis auf einige Kleinigkeiten.

In dieselbe Zeit dürfte auch das pervigilium Veneris zu setzen sein. Es ist ein aus 93 trochäischen Tetrametern mit wiederkehrendem Schaltverse bestehendes Gedicht, bestimmt zur Nachtfeier der Venus im Frühlinge, vielleicht nach einem griechischen Muster. Man hat seinen Werth früher überschätzt. Bürger hat es in seiner „Nachtfeier der Venus" nachgebildet.

In die Zeit der Antonine fallen auch die Anfänge der lateinischen Patristik. Die Reihe der lateinischen Kirchenväter eröffnet M. Minucius Felix mit seinem Dialog Octavius; ihm folgt Q. Septimius Florens Tertullianus aus Carthago, um 150—230, und auf diesen sein Bewunderer, der Afrikaner Thascius Caecilius Cyprianus, gest. 257.

In dem Jahrhundert von dem Tode des M. Aurelius bis zum Regierungsantritt des Diocletianus, von 180—284, bewahrt nur noch die Rechtswissenschaft ein selbstständiges Leben. Sie erhält ihre Vollendung und ihren Abschluß unter Septimius Severus und seinen Nachfolgern durch Aemilius Papinianus, den Caracalla 212 enthaupten ließ, Domitius Ulpianus aus Tyrus, unter Alexander Severus 228 ermordet, und Julius Paulus. Von den Schriften der beiden Letzteren ist Einzelnes erhalten. — Die Despotie des Commodus, der häufige Wechsel der Herrscher nach ihm, die inneren Kriege und der Andrang der Barbaren, das immer mehr sich verbreitende Christenthum neben dem Wachsen der fremden Superstitionen verwischten die letzten Spuren des römischen Geistes. Die furchtbare Pest unter M. Aurelius hatte die wenigen Reste altrömischer Familien fast gänzlich weggerafft, und durch die constitutio Antoniniana des Caracalla, 212, wurden die Provinzen der Stadt Rom völlig gleichgestellt. Die Kaiser, größtentheils aus den Provinzen, meist rohe und verworfene Wüstlinge, hatten keinen Sinn für die Literatur; die wenigen, die eine bessere Bildung besaßen, regierten entweder zu kurze Zeit, oder vermochten höchstens einige höfische Schriftsteller anzuregen.

L. Septimius Severus (193—211), aus Leptis in Afrika, war in der griechischen und römischen Literatur wohl unterrichtet und zeigte schon als Knabe eine Vorliebe für das Richteramt, hielt im achtzehnten Jahre öffentliche Declamationen und begab sich später der Studien wegen nach Rom (Spart. Sev. 1). Als Kaiser zeigte er ein besonderes Interesse für Philosophie und Beredtsamkeit und besuchte die Hörsäle griechischer Sophisten. Er hat sein Leben mit Unparteilichkeit selbst beschrieben, nur daß er seinen Hang zur Grausamkeit zu entschuldigen suchte (ib. 18). — An seinem Hofe lebte der gelehrte Arzt und Schriftsteller Se-

renus Sammonicus, der 212 von Caracalla ermordet wurde. Von dessen Sohne, Q. Serenus Sammonicus, dem Lehrer des zweiten Gordian, dem er die reiche Bibliothek seines Vaters vermachte (Capit. Gord. 18), rührt wahrscheinlich das noch vorhandene Lehrgedicht de medicina praecepta her, eine im Mittelalter häufig benutzte Sammlung von Hausmitteln, meist nach Plinius, in 1115 guten Hexametern und gewandter Sprache. — Gleichzeitig ungefähr dichteten Alfius Avitus, Verfasser von libri excellentium in jambischen Dimetern, und Septimius Serenus, der ländliche Gedichte, opuscula ruralia, in verschiedenen, zum Theil seltenen Versarten geschrieben hat. Von beiden sind nur einige Bruchstücke erhalten. — Clodius Albinus, der Nebenkaiser des Septimius Severus, schrieb ein Buch über die Landwirthschaft (georgica) und soll auch milesische Märchen gedichtet haben, die trotz ihrer Mittelmäßigkeit ihr Publicum hatten (Capit. Clod. Alb. 11).

Der Kaiser Alexander Severus (222—235), in seiner Jugend in allen Künsten des Krieges und Friedens wohl unterrichtet, zeigte mehr Vorliebe für die Griechen, obschon er auch gelehrte Römer, besonders Juristen, an sich zog. Horaz und Serenus Sammonicus, den er gekannt und hochgeschätzt hatte, waren seine Lieblingsdichter, und neben den Lebensbeschreibungen Alexander's des Großen las er fleißig Plato's Staat und Cicero's Schriften de republica und de officiis (Lampr. Alex. 3; 30). In seinem Lararium standen die Bilder von hervorragenden Männern, denen er göttliche Ehre erwies (ib. 29). — Auch die drei Gordiane (238—244), die Sprößlinge altrömischer Familien, zeichneten sich durch eine feinere Bildung aus. Der erste Gordianus hatte als junger Mann ein historisches Gedicht in 30 Büchern: Antoninias, das beide Antonine feierte, verfaßt und war später als Rhetor aufgetreten (Capit. Gord. 3). Sein Sohn, der zweite Gordianus, schrieb in Prosa und Versen nicht ohne Geist, doch ohne sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben (ib. 20). — In diese Zeit fallen die Leistungen des Gargilius Martialis, Verfassers eines landwirthschaftlichen, auch die Thierheilkunde umfassenden Werkes, wovon noch Fragmente erhalten sind; der Grammatiker Helenius Acro und Pomponius Porphyrion, bekannt als Commentatoren des Horaz, C. Julius Romanus, aus dessen Schriften Charisius ganze Abschnitte wörtlich in sein Werk aufgenommen hat, und Censorinus, von dem wir noch ein im Jahre 238 verfaßtes astrologisches Buch de die natali, wichtig wegen mancher aus Varro, Sueton und anderen guten Quellen gezogenen, für Geschichte und Chronologie werthvollen Notizen, besitzen; der Historiker Marius Maximus, der als Fortsetzer des Sueton eine viel gelesene Sammlung von allerlei

Notizen und Anekdoten über die Kaiser Nerva bis Elagabal (gest. 222), zusammentrug, und Junius Cordus, der in noch kleinlicherer Manier das Leben einzelner Kaiser beschrieb: beide sind die Hauptquellen der scriptores historiae Augustae.

Der Kaiser Gallienus (259—268) hatte den Ruf eines ausgezeichneten Dichters und Redners. Trebellius Pollio (Gallien. 11) führt einige hübsche Verse aus einem Epithalamium an, das er bei Gelegenheit der Vermählung seiner Neffen gedichtet hat. — Auch der Kaiser Numerianus (282—284) war Redner und Dichter (Vopisc. Num. 1). Er wetteiferte mit M. Aurelius Olympius Nemesianus aus Carthago, von dem noch ein kleines, am Schlusse lückenhaftes Lehrgedicht über die Jagd (cynegetica), in einer leichten, rhetorisch gefärbten Sprache, und vier dem Calpurnius Siculus nachgebildete Eclogen erhalten sind. — In dieser Zeit verfaßte wohl auch Terentianus Maurus aus Mauretanien sein Lehrgedicht über Prosodie und Metrik (de litteris, syllabis et metris), das den Gegenstand in wechselnden Versarten und reiner Sprache mit Kenntniß, aber großer Trockenheit behandelt, der Rhetor Aquila Romanus sein später von Julius Rufinianus ergänztes Schriftchen de figuris sententiarum et elocutionis, der Epitomator des Plinius C. Julius Solinus die collectanea rerum memorabilium und Nonius Marcellus, ein Afrikaner, sein lexicalisches Werk (Nonii Marcelli peripatetici Tiburticensis de compendiosa doctrina per litteras), eine geist- und kritiklose, jedoch wegen der zahlreichen Belegstellen aus alten, meist verlorenen Schriftstellern namentlich der archaistischen Zeit für uns höchst wichtige Sammlung seltener Wörter und Phrasen in 19 Abschnitten, zusammengeschrieben aus den Arbeiten Früherer, namentlich des Gellius, die jedoch nicht genannt werden.

In dem Jahrhundert von Diocletian's Regierungsantritte bis zur Theilung des Reiches nach Theodosius des Großen Tode, von 284—395, wird das staatliche und religiöse Band, das die Römer noch an die Vergangenheit knüpfte, gänzlich zerrissen. Die Theilung der Herrschaft, die Diocletian vornahm, mehr noch das nach orientalischem Muster von Constantin dem Großen eingerichtete Hof- und Verwaltungswesen, die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, die Verlegung der Residenz von Rom nach Konstantinopel (330) waren Ereignisse, die von dem bereits völlig erstorbenen antiken Geiste zeugten; daher die Reaction unter Julianus Apostata (361—363), auch wenn ihm eine längere Frist zu ihrer Durchführung gestattet gewesen wäre, eine vergebliche sein mußte. Die Unwissenheit war allgemein. Ammianus Marcellinus klagt, daß selbst in den wenigen Häusern, die früher durch Vorliebe für die ernsten Studien berühmt waren, jetzt nur Tändeleien, Gesang und Musik, getrieben

werden; statt des Philosophen hole man den Sänger, statt des Redners den Lehrer leichtfertiger Künste, und die Bibliotheken seien wie die Gräber verschlossen (XIV, 6, 18); gelehrte Kenntnisse werden wie Gift gemieden, und selbst in der tiefsten Muße nehme man außer Juvenal und Marius Maximus kein Buch in die Hände (XXVIII, 4, 14). Die Kaiser waren theils selbst unwissend, theils aus Politik gegen alle Bildung, wie Licinius, der die Wissenschaften die Pest und das Gift des Volkes nannte (Vict. epit. 41). An öffentlichen Lehranstalten fehlte es nicht. Die kaiserlichen Schulen, wie das schon von Hadrian gestiftete Athenaeum in Rom und die nach der constitutio Valentiniana 370 eingerichtete höhere Schule für Grammatik, Rhetorik und Rechtskunde, waren Anstalten zur Heranbildung der nothwendigen Beamten, wobei mehr auf eine äußere Zucht, als auf ein freies Wissen gesehen wurde. Besser waren die Schulen, welche die Magistrate reicher Städte gründeten und erhielten; sie waren die einzigen Bewahrerinnen der früheren Bildung und Pflegerinnen des gegenwärtigen Wissens. In ihnen wurden die Texte der alten Autoren revidirt und commentirt, und aus ihnen gingen die Nachahmer früherer besserer Muster hervor. Solche Schulen blühten in Carthago und Madaura in Afrika, in Massilia, Burdigala, Augustodunum und anderen Städten Galliens, wo seit der Mitte des vierten Jahrhunderts der Hauptsitz des wissenschaftlichen und literarischen Lebens war. Hier bildete sich die eigenthümliche gallische Latinität, anfangs sich durch Lebendigkeit und Fluß der Rede empfehlend, dann sich aber in hochtrabenden Schwulst (cothurnus Gallicus), gezierte Dunkelheit und wortreichen Dunst verlierend. Die Schriftsteller, die außerhalb der Schule standen und jede Verbindung mit der früheren Literatur abgeschnitten hatten, bedienten sich der gewöhnlichen Umgangssprache (lingua vulgaris), reichlich mit Elementen der Volkssprache (sermo plebeius) und fremder Idiome versetzt und nach den verschiedenen Localitäten eine verschiedene provinzielle Färbung tragend.

Während der geistige Gehalt in den meisten profanen Schriften ein sehr geringer ist, zeigt sich bei den christlichen Schriftstellern ein frischer, durch die neuen Ideenkreise geweckter Geist, wie unvollkommen auch bei vielen die Form erscheint. Das vierte Jahrhundert ist die classische Zeit der lateinischen Patristik, als deren Hauptvertreter zu nennen sind: Arnobius, um 295, Lactantius Firmianus, gest. um 330, der Cicero der Kirchenväter, Julius Firmicus Maternus, um 346, Hilarius Pictaviensis, gest. um 367, Ambrosius, Bischof von Mailand, um 340—397, Hieronymus, um 340—420, der Verfasser zahlreicher Schriften, unter denen hervorzuheben sind: die Uebersetzung der Bibel ins Lateinische, die erweiternde Uebersetzung der Chronik des Eusebius,

de viris illustribus oder de scriptoribus ecclesiasticis (christliche Literaturgeschichte) und die Briefe, und Aurelius Augustinus, 354—430 (confessionum libri XIII; de civitate dei libri XXII). — Unter den christlichen Dichtern nehmen C. Vettius Aquilinus Juvencus, um 330, und Aurelius Prudentius Clemens, 348 bis um 410, die erste Stelle ein.

In der profanen Literatur finden die Schulwissenschaften: Grammatik, Metrik, Rhetorik, viele, mehr durch Sammlerfleiß, als durch eigene Forschungen ausgezeichnete Bearbeiter. Erhalten sind uns aus diesem Zeitraum grammatische Schriften von Marius Plotius Sacerdos (3 B.), Atilius Fortunatianus (Uebersicht der Metrik), C. Marius Victorinus, um 350 (4 B., vorwiegend über Metrik), Aelius Donatus, um 350 in Rom als Lehrer thätig (Commentar zu Terenz und eine Grammatik in 3 Büchern, von Späteren vielfach commentirt, so von Servius, Sergius, Cledonius, Pompeius u. A.), Flavius Sosipater Charisius (5 B., aber nicht vollständig), Diomedes (3 B.), Maurus (oder Marius) Servius Honoratus, um 380 Lehrer in Rom (Commentare zu Virgil, aber nicht in ursprünglicher Gestalt erhalten, und zur Grammatik des Donatus, centimeter libellus u. A.), Dositheus, Flavius Mallius Theodorus, Consul 399 (de metris). — Rhetorische Lehrbücher besitzen wir von Messius Arusianus (exempla elocutionum ex Vergilio, Sallustio, Terentio, Cicerone, verfaßt 395), C. Chirius Fortunatianus (3 B.), Sulpicius Victor, C. Julius Victor und Julius Rufinianus. — Zum praktischen Gebrauch für Juristen legte Gregorianus eine Sammlung der Constitutionen von Septimius Severus oder schon Hadrian bis Diocletian und Maximian an. Diesen codex Gregorianus ergänzte der codex Hermogenianus, eine von dem Juristen Hermogenianus veranstaltete Zusammenstellung der Constitutionen von Diocletian bis Valens und Valentian I.; beide sind nur auszugsweise in den späteren Sammlungen enthalten. Eine amtliche Zusammenstellung der von den Kaisern seit Constantin erlassenen Constitutionen enthält der 438 unter Theodosius II. nach neunjähriger Vorbereitung vollendete codex Theodosianus in 16 Büchern. — Eine Darstellung der römischen Militärverfassung nach früheren Schriftstellern und kaiserlichen Verordnungen gab Flavius Vegetius Renatus (epitoma rei militaris), wahrscheinlich zwischen 384 und 395. — Ueber Astrologie schrieb Julius Firmicus Maternus Junior (matheseos libri VIII) zwischen 334 und 354; über Landwirthschaft Palladius Rutilius Taurus Aemilianus, um 350 (de re rustica libri XIV; das 14. Buch de insitione in elegischem Versmaße); über Krankheiten der Hausthiere P. Vegetius (mulomedicina). Schon in das folgende Jahrhundert gehören die me-

dicinischen Schriftsteller Marcellus Empiricus, Placitus, Theodorus Priscianus, Caelius Aurelianus u. A. und vielleicht auch das Kochbuch des Caelius Apicius.

Die Geschichtschreiber sind meist nur Compilatoren und Epitomatoren, die den historischen Stoff für die Kaiser und Großen oder für die Schule zusammentrugen. So die zu einer die Kaiser von Hadrian bis Numerian, 117—284, mit Ausnahme der Jahre 244—253, umfassenden Sammlung vereinigten scriptores historiae Augustae, die theils unter Diocletian — Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus und Trebellius Pollio —, theils unter Constantius und Constantin — Flavius Vopiscus Syracusius, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus — ihre Compilationen aus Marius Maximus, Junius Cordus u. A. verfaßten; Aurelius Victor, bei Julian und seinen Nachfolgern angesehen (Caesares, kurze Kaisergeschichte bis Constantius; von einem Anderen epitomirt und weiter geführt bis zu dem Tode von Theodosius I. im libellus de vita et moribus imperatorum; von Späteren rühren her die Schriftchen de viris illustribus urbis Romae und origo gentis Romanae); Eutropius, der seinen Abriß der römischen Geschichte bis zum Tode Jovian's (364) (breviarium ab urbe condita) in 10 Büchern (in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts von Paulus Diaconus auf 16 erweitert) Valens widmete, wie auch S. Rufus Festus seine ähnliche Arbeit (breviarium rerum gestarum populi Romani). — Vielleicht gehören in diese Zeit auch des Julius Obsequens aus Livius excerpirter prodigiorum liber, des L. Ampelius liber memorialis, eine kurze Sammlung astronomischer, geographischer und besonders historischer Notizen, und des Julius Exuperantius dürftige Darstellung des ersten Bürgerkrieges nach Sallust. — Eine wichtige Geschichtsquelle ist der sogenannte Chronograph vom Jahre 354, ein historisches Handbuch für die Stadt Rom, unter Anderem enthaltend das vollständigste und zuverlässigste handschriftlich erhaltene Consularverzeichniß vom Anfange des Consulates bis zu dem genannten Jahre, und eine Liste der römischen Stadtpraefecten von 258 bis eben dahin. — Um das Ende des 3. Jahrhunderts verfaßte Julius Valerius die Uebersetzung des Romanes von Pseudo-Callisthenes über Alexander den Großen (res gestae Alexandri Macedonis translatae ex Aesopo Graeco). — Aus dem 4. Jahrhundert rührt ferner her die angeblich aus dem Griechischen von einem L. Septimius übertragene Geschichte des trojanischen Krieges von dem Kreter Dictys (Dictys Cretensis ephemeridos belli Troiani libri sex), wie es heißt, eines Augenzeugen der Ereignisse, dessen in phönicischer Sprache geschriebene Aufzeichnungen in seinem Grabe unter Nero gefunden und auf Befehl desselben ins Griechische übersetzt sein sollen. Diese Schrift

und noch mehr die wahrscheinlich erheblich späterer Zeit angehörige Geschichte der Zerstörung Troja's von einem ebenfalls angeblichen Augenzeugen, dem Phrygier Dares (Daretis Phrygii de excidio Troiae historia), nach dem an Sallustius Crispus gerichteten Widmungsschreiben von Cornelius Nepos wie jene aus dem Griechischen übersetzt, waren die Quellen, woraus die Dichter des Mittelalters, welche die trojanische Sage behandelten, schöpften.

Weit über seinen Zeitgenossen steht Ammianus Marcellinus, der letzte römische Geschichtschreiber. Ein Grieche aus Antiochien trat er früh in den Kriegsdienst, kämpfte unter Julian gegen die Alemannen und Perser, zog sich dann nach Rom zurück und begann hier um 390 seine Kaisergeschichte (rerum gestarum libri XXXI) als Fortsetzung des Tacitus, von Nerva (96) bis zum Tode des Valens (378), auszuarbeiten. Wir besitzen nur noch B. XIV—XXXI, die Zeit von 353—378 umfassend, von der der Verfasser meist als Augenzeuge berichtet. Tacitus ist sein Vorbild, und er gleicht ihm an gesundem Urtheil, politischem Scharfblick und Wahrheitsliebe — obgleich ein Heide, ist er doch gegen die Christen unparteiisch —, steht ihm aber an gründlicher Bildung weit nach, obschon er sein Wissen gern in ethnographischen und geographischen Schilderungen zur Schau trägt. Das Lateinische ist ihm eine fremde Sprache, deren er nicht Meister ist; daher die Unbeholfenheit und Härte des Ausdrucks, der durch geschmacklosen Schwulst und störenden Bilderschmuck noch ungenießbarer wird.

Wichtiger als des Vibius Sequester alphabetisches Verzeichniß der bei den gelesensten Dichtern vorkommenden Ortsnamen, die aus dem Werke des Redners Julius Honorius gezogene Aufzählung geographischer Namen und dergl. sind die Reisebücher: die beiden aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts stammenden itineraria Antonini (provinciarum, Landreise; maritimum, Seereise), das itinerarium Hierosolymitanum (Pilgerfahrt von Bordeaux nach Jerusalem) vom Jahre 333, das für den Feldzug des Constantius gegen die Perser um 340 abgefaßte itinerarium Alexandri (Abriß des persischen Zuges von Alexander dem Großen). Die Copie einer alten Reisekarte, aus diesem oder noch dem 3. Jahrhundert, welche die ganze den Römern bekannte Welt umfaßte, ist die tabula Peutingeriana (sogenannt nach dem früheren Besitzer, dem augsburger Rathsherrn Peutinger; jetzt in der Hofbibliothek zu Wien). Erst dem 7. Jahrhundert gehören an die unter dem Namen des Aethicus Ister erhaltene Kosmographie in 6 Büchern und der sogenannte geographus Ravennas. — Werthvoll für die Statistik des späteren römischen Reiches ist das gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts verfaßte Verzeichniß der Hof-, Civil- und Militärbehörden, notitia dignitatum et administrationum omnium tam civilium quam militarium in partibus orientis et occidentis.

Die Beredtsamkeit beschränkt sich meist auf das Lob der Kaiser. Wir besitzen noch eine sich an das älteste Beispiel dieser Gattung, den Panegyrikus des Plinius, anschließende Sammlung von 11 Lobreden meist gallischer Rhetoren (XII panegyrici Latini). Die beiden ältesten dieser Reden sind von einem Claudius Mamertinus zum Preise von Diocletian's Mitregenten Maximian 289 und 291 in Trier gehalten; von dem Redner Eumenius aus Augustodunum, geb. um 250, stammt die Rede pro restaurandis scholis vom Jahre 296, von demselben wahrscheinlich auch 3 in Trier auf Constantius Chlorus, 296, und Constantin, 310 und 311, gehaltene; letzterem sind auch gewidmet die gleichfalls in Trier 307 und 313 gehaltenen Reden zweier Unbekannten und die des Nazarius vom Jahre 321; vor Julian ist 362 in Constantinopel gehalten die Rede eines jüngeren Claudius Mamertinus, vor Theodosius 389 in Rom die des Galliers Latinus Drepanius Pacatus. Gleich hier möge als poetisches Beispiel des panegyrischen Stiles aus dieser Zeit Erwähnung finden das um 330 verfaßte, durch seine ans Ungeheuerliche streifende Künstlichkeit ausgezeichnete Lobgedicht des Publilius Porfirius Optatianus an Constantin, durch das sich der Dichter nicht allein die Rückberufung aus der Verbannung erwirkte, sondern auch die Gunst des Kaisers gewann. — Als der bedeutendste Redner der Zeit erscheint Q. Aurelius Symmachus, geboren um 350, ein vornehmer Römer, der seine Bildung in Gallien erhalten und das Amt eines Proconsuls in Afrika, 373, eines Praefecten von Rom, 384, und eines Consuls, 391, bekleidet hatte. Er war Heide und trat sogar in dem Gesuche um Wiederherstellung des Altares der Victoria im Sitzungssaale des Senats (ep. X, 61) als Vertheidiger des hinsterbenden Heidenthums auf; doch achteten selbst die Christen in ihm den charaktervollen und humanen Staatsmann und Gelehrten. Von 9 seiner Reden besitzen wir Bruchstücke, die ganz in der Manier der panegyrici gehalten sind. Wichtiger sind seine Briefe, die wahrscheinlich sein Sohn in eine Sammlung von 10 Büchern gebracht hat. Das 10. Buch enthält die officiellen Schreiben (relationes), die Symmachus und sein Sohn als praefecti urbi an die Kaiser gerichtet haben. Symmachus hat sich als Epistolograph den jüngern Plinius zum Muster genommen; die Briefe sind sorgfältig ausgearbeitete Stilübungen in lebhafter, oft piquanter, zuweilen geschraubter Sprache, die jedoch nicht uninteressante Beiträge zur Kenntniß des Mannes und seiner Zeit liefern.

Gleich dürftig sind die Leistungen in der Poesie. Der namhafteste Dichter des vierten Jahrhunderts ist D. Magnus Ausonius aus Burdigala, um 309 geboren, Sohn des Leibarztes Kaisers Valentinian I. und Praefecten in Illyrien. Er widmete sich

grammatischen, rhetorischen und juristischen Studien, trat als Sachwalter auf, lehrte später in seiner Vaterstadt Rhetorik, wurde vom Kaiser Valentinian zum Erzieher seines Sohnes Gratian berufen, bei welcher Gelegenheit er wahrscheinlich zum Christenthum übertrat, und erhielt von seinem dankbaren Schüler 379 das Consulat. Er starb um 390. Einen eigentlichen Beruf zum Dichter hatte Ausonius nicht; er war ein gewandter Rhetor, der Epigramme, Gedichte auf verstorbene Verwandte (parentalia) und Fachgenossen (commemoratio professorum Burdigalensium), Idyllien, Episteln und noch Mancherlei in verschiedenen Metren nicht ohne technisches Geschick gedichtet hat. Unter den 20 Idyllien ist das siebente auf die Bissula, die geliebte alemannische Sclavin des Ausonius, nicht ohne Verdienst, und das zehnte, Mosella, eine Beschreibung der Mosel in 483 Hexametern, das bekannteste. Alexander von Humboldt urtheilt über das Gedicht: „Die Mosella, in dem alten Trier gedichtet, besingt in einzelnen Stellen nicht ohne Anmuth die schon damals rebenbepflanzten Hügel eines der schönsten Ströme unseres vaterländischen Bodens; aber die nüchterne Topographie des Landes, die Aufzählung der der Mosel zuströmenden Bäche, die Charakteristik der Fischgattungen in Gestalt, Farbe und Sitten sind Hauptgegenstände dieser ganz didaktischen Composition.“ Das dreizehnte Idyll, cento nuptialis, aus virgilischen Versen, ist ein schlüpfriges Machwerk, das der Verfasser, wie er sich selber entschuldigt, wider seinen Willen auf Befehl des Kaisers Valentinian hat anfertigen müssen. Spielereien mit voces monosyllabae enthält das 12. Idyll, technopaegnion betitelt. Außer den Dichtungen ist noch eine prosaische Danksagungsrede des Ausonius auf den Kaiser Gratian erhalten.

Als ein nicht ungeschickter Dichter erscheint Rufius Festus Avienus aus Volsinii in Etrurien, ein Abkömmling des Musonius Rufus und zweimal Proconsul, 366 und 372. Von ihm sind noch freie, mit dichterischem Geiste und historischer und mythologischer Kenntniß in Hexametern verfaßte Uebersetzungen der Phaenomena des Aratus und der Periegesis des Dionysius (descriptio orbis terrae) vorhanden, außerdem ein Bruchstück der ora maritima (von Gades bis Massilia) in 703 Jamben. Verloren sind seine Bearbeitungen der Mythen des Virgil und der Geschichte des Livius in Jamben.

Schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts scheint die während des ganzen Mittelalters viel gebrauchte Spruchsammlung des sogenannten (Dionysius) Cato existirt zu haben. Dieselbe enthält in 4 Büchern 164 Sprüche von je 2 Hexametern; die drei letzten Bücher haben jedes noch einen Prolog. Voransteht der Sammlung eine prosaische von 56 ganz kurzen Sprüchen mit einem Vorworte von einem anderen Verfasser und aus späterer Zeit.

Das nächste Jahrhundert, von dem Tode Theodosius' des Großen bis Theoderich, von 395—493, war womöglich für die Literatur noch ungünstiger als das vorige. Die Kaiser in Konstantinopel und Ravenna, absolute Herrscher unter dem Einflusse der Geistlichkeit und beengt von den Fesseln des Hofceremoniells, fühlten keinen Beruf, ein geistiges Leben zu fördern; ihre Unterstützungen kamen nur Anstalten und Personen zu Gute, die zur Heranbildung des bedeutenden Beamtenheeres beitrugen; für Erziehung des Volkes geschah Nichts. Die inneren Zwistigkeiten der beiden Höfe, der Druck der Regierungen, die das Volk ausbeuteten, der immer heftigere Andrang der Barbaren, die theologischen Streitigkeiten und Verfolgungen hatten die Völker so abgestumpft, daß selbst der Untergang des Weströmischen Reiches, 476, spurlos an ihnen vorüberging und der Fall Roms den Bewohnern Italiens mehr wie ein Glück erschien, da sie von den kräftigeren und menschlicheren Barbaren eine größere Sicherheit und eine gerechtere Herrschaft hoffen durften.

Die Noth der Zeit wirkte selbst erschlaffend auf die kirchliche Literatur. Die großen Kirchenlehrer des vorigen Jahrhunderts hatten keine würdigen Nachfolger; das Mönchsthum fand immer mehr Anhänger und Lobredner. Vom christlichen Standpuncte aus erfaßten in ihren geschichtlichen Schriften die Vergangenheit und Gegenwart der Aquitanier Sulpicius Severus, um 365 bis 425 (chronicorum l. II), und der Spanier Orosius, um 417 (historiarum libri VII). — Unter den christlichen Dichtern dieser Zeit ragen Pontius Meropius Anicius Paulinus aus Burdigala, Bischof von Nola, 353—431, und Sedulius, um 460, hervor. In einem Cento aus virgilischen Versen behandelte die Römerin Proba Faltonia die biblischen Geschichten.

In der profanen Literatur erheben sich zwei Persönlichkeiten, die Dichter Claudianus und Namatianus, durch Talent und Studium über ihre Zeit. Claudius Claudianus, in Alexandrien geboren und in der griechischen und römischen Literatur wohl bewandert, kam gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach Rom und erwarb sich die Freundschaft des Stilicho, durch den er mit dem Hofe des Honorius in Berührung kam. Er wurde durch Aemter und ein Standbild in Rom geehrt. Den Sturz seines Gönners Stilicho, 408, scheint er nicht überlebt zu haben. Durch das sorgfältigste Studium der römischen Schriftsteller, besonders der Dichter der augustischen Zeit und des Statius, hatte er sich eine große Fertigkeit und Gewandtheit der Sprache und des Versbaues angeeignet. Auch war er in den Geist des Alterthums eingedrungen und fühlte sich in der jämmerlichen Gegenwart unheimlich. Er hatte das Verständniß der großen Vorzeit Roms, und die Kriegsthaten Stilicho's, der Italien vor den Barbaren schützte

und die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, mochten in ihm die freilich eitle Erwartung einer Wiederherstellung des vorigen Glanzes und der alten Größe Roms erregen; daher seine Begeisterung für Stilicho und sein Haß gegen das byzantinische Kaiserthum und seine Leiter Rufinus und Eutropius. Daß er Heide war und beständig Heide geblieben, versichern Augustinus und Orosius ausdrücklich. In einer besseren Zeit und einer besseren Umgebung hätte Claudian bei seinem poetischen Talente ein vorzüglicher Dichter werden können; am Hofe des Honorius ward er nur ein Hofpoet, der alle mythologischen und rhetorischen Mittel aufbieten mußte, um seinen unpoetischen Stoffen einen poetischen Glanz zu geben; nur wo er nicht den Hofmann zu zeigen braucht, erkennt man den wahren Dichter. Seine größeren Dichtungen sind politische Lob- und Schmähgedichte: in consulatum Olybrii et Probini (395); de III (396), IV (398), VI (404) consulatu Honorii; de consulatu Flavii Mallii Theodori (399); de laudibus Stilichonis libri II; de consulatu Stilichonis (400); laus Serenae Reginae (der Gemahlin Stilicho's); de bello Gildonico (398); de bello Getico (Stilicho's Kämpfe gegen die Gothen, 400—403); in Rufinum libri II; in Eutropium libri II. Mehr Gemüth und Wahrheit spricht sich in den beiden Epithalamien: de nuptiis Palladii et Celerinae (der Tochter Stilicho's) und de nuptiis Honorii et Mariae (398) und den darauf folgenden 4 fescennina aus. Auch in der unvollendeten epischen Erzählung de raptu Proserpinae, libri III, und den Bruchstücken der Gigantomachia, so wie in den 5 Briefen und sogenannten Eidyllia, meist naturhistorischen Inhaltes, zeigt sich sein Dichtertalent von einer vortheilhafteren Seite. Unter den ihm beigelegten Epigrammen scheinen einige unecht; entschieden sind es die auf Christus bezüglichen. Von anderen Kleinigkeiten, wie von den griechischen Gedichten, ist die Echtheit ebenfalls zweifelhaft.

Aehnlich von der Erinnerung an das Alterthum erfüllt, dichtete Claudius Rutilius Namatianus sein poetisches Itinerarium: de reditu suo libri II, in elegischem Versmaße. Praefectus urbi unter Honorius, kehrte er aus dem durch Alarich verwüsteten Rom 416 zur See nach Gallien, seiner Heimath, die damals von den Gothen verheert wurde, zurück und beschrieb seine Reise in einer reinen, dem Virgil nachgebildeten, doch zuweilen gesuchten Sprache. Daß er ein Heide war, davon zeugt seine Eingenommenheit gegen Juden und Christen. Das Gedicht ist nur unvollständig auf uns gekommen. Von dem ersten Buche fehlt der Anfang und von dem zweiten sind nur 68 Verse erhalten.

Ohne poetischen Werth, aber in der Form correct sind die Ueberreste von den Dichtungen des Rhetors Flavius Merobaudes aus Spanien: außer einem kurzen Gedichte de Christo

Fragmente von 6 weltlichen Gedichten, das längste (197 Hexameter) von einem Panegyricus auf das dritte Consulat des Aëtius, 446, mit einem Vorworte in Prosa. — Ein nicht unbegabter und fruchtbarer Dichter ist der gegen Ende des 5. Jahrhunderts in Carthago lebende Blossius Emilius Dracontius, von dem neben einem christlichen Lehrgedichte de deo in 3 Büchern eine Reihe von weltlichen, meist Stoffe der alten Mythologie oder der rhetorischen Schulübungen behandelnden Dichtungen erhalten sind.— Aus derselben Zeit stammt wohl auch das epische Gedicht Orestis tragoedia eines Unbekannten; einer früheren gehören wahrscheinlich die 100 Räthselgedichte von je 3 Hexametern des Symphosius an.

Durch seine poetischen und prosaischen Leistungen stand bei seinen Zeitgenossen und während des Mittelalters C. Sollius Sidonius Apollinaris in hohem Ansehen. In Lyon um 430 geboren, aus einer der vornehmsten christlichen Familien Galliens, bekleidete er mehrere hohe Aemter und ward zuletzt, um 472, Bischof zu Clermont Ferrand. Seinen Tod setzt man um das Jahr 487. Er übertraf seine Zeitgenossen an gelehrter Bildung und hatte eine damals seltene Kenntniß der früheren Schriftsteller. Wir besitzen von ihm noch eine aus der Zeit vor seinem Episkopat stammende Sammlung von 24 Gedichten, darunter 3 panegyrici auf die Kaiser Avitus, seinen Schwiegervater, Maiorianus, dessen siegreichen Gegner, und Anthemius und zwei Epithalamien, in heidnisch-antikem Tone, ziemlich formgewandt, aber gedankenarm und in schwülstiger, schwer verständlicher Sprache. Statius und besonders Claudian waren seine Vorbilder; doch stand er ihnen an Talent und Geschick bei Weitem nach. Auf dem Gebiete der Prosa ist er durch 9 Bücher Briefe nach dem Muster des Plinius und Symmachus vertreten, die trotz ihrer geschmacklosen Form für die Kenntniß der Geschichte und der Zustände seiner Zeit nicht ohne Interesse sind.

Im Anfange des 5. Jahrhunderts lebte und schrieb Ambrosius Theodosius Macrobius, ein Mann von hohem Range, nach seiner eigenen Angabe kein geborener Römer und wahrscheinlich ein Heide. Wir besitzen von ihm einen Commentar in zwei Büchern zu Cicero's somnium Scipionis und ein zum Theil lückenhaftes antiquarisches Sammelwerk, Saturnaliorum conviviorum libri VII, in Form von Tischgesprächen zwischen dem im Jahre 385 verstorbenen Philosophen Vettius Praetextatus und seinen Freunden während des Saturnalienfestes, in einem schlechten Latein, doch wichtig wegen zahlreicher historischen, mythologischen, grammatischen und antiquarischen Notizen, die aus verschiedenen Schriftstellern, vorzugsweise aus Gellius, aber ohne Namennennung der ausgebeuteten Schriftsteller geschöpft sind. Von der grammatischen Schrift de differentiis et societatibus Graeci Latinique

verbi ist nur ein Auszug des Johannes Scotus aus dem 9. Jahrhundert erhalten.

Eine Encyklopädie des gesammten Schulwissens schrieb Martianus Minneius Felix Capella, ein Afrikaner aus Madaura, der in Carthago als Sachwalter lebte, wahrscheinlich noch vor der Eroberung Nordafrika's durch die Vandalen, 429, unter dem Titel de nuptiis Philologiae et Mercurii. Von den 9 Büchern des Werkes enthalten die beiden ersten die mythisch-allegorische Einkleidung: Mercur vermählt sich mit der Jungfrau Philologia und schenkt ihr unter den Brautgeschenken sieben Mägde, die freien Künste, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Harmonie (Musik). Von diesen läßt der Verfasser jede in je einem der nachfolgenden Bücher ihre Lehren selbst vortragen. Wie der größte Theil des Stoffes von Varro entlehnt ist, so wechseln auch nach seinem Vorgange in den Satiren Verse in mannigfachen Metren mit der allerdings entschieden überwiegenden Prosa. Die Schreibart ist bald trocken, bald schwülstig in der Weise des Apuleius. Wie das Werk schon im folgenden Jahrhundert als Schulbuch begegnet, so ist es noch lange Zeit im älteren Mittelalter die Hauptgrundlage des Schulunterrichts gewesen.

Gleichfalls ein Afrikaner war der Grammatiker Fabius Planciades Fulgentius, der gegen Ende des 5. Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Wir besitzen von ihm außer einer Art von Weltgeschichte (de aetatibus mundi) eine allegorische Deutung der antiken Mythologie (mythologiarum libri III) in einer an Martianus Capella erinnernden Einkleidung, eine allegorische Erklärung der Aeneis des Virgil (Vergiliana continentia) und eine expositio sermonum antiquorum cum testimoniis, Erklärungen von 63 veralteten und seltenen Wörtern mit vielen gefälschten Citaten.

Einen gewissen Aufschwung nahm im sechsten Jahrhundert die Literatur am Hofe des Königs Theoderich durch zwei gelehrte Staatsmänner, Boethius und Cassiodorus. Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius (Boetius), um 470 aus einer angesehenen Familie geboren, kam in seinem zehnten Jahre nach Athen, wo er sich lange mit dem Studium der griechischen Literatur und Philosophie beschäftigte. Er war ein Schüler des Neuplatonikers Proclus. Nach Italien zurückgekehrt, erwarb er sich die Gunst des Königs Theoderich, der ihn 510 zum Consul machte und ihm einen bedeutenden Antheil an der Regierung ließ. Er fiel als Opfer seiner Gerechtigkeitsliebe: da er den des Einverständnisses mit dem byzantinischen Kaiser beschuldigten Senator Albinus vertheidigt und sich dadurch dem Theoderich ebenfalls verdächtig gemacht hatte, wurde er nach Pavia verwiesen, später eingekerkert und im Jahre 525 enthauptet. Boethius war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der für die Schule theils populäre

philosophische, mathematische und rhetorische Schriften selber ausarbeitete, theils die Schriften Anderer, namentlich des Aristoteles, übersetzte und commentirte. Am berühmtesten ist seine im Kerker verfaßte Schrift de consolatione philosophiae libri V. Die Einkleidung ist dialogisch; Verse wechseln mit Prosa. Die Philosophie tröstet den unschuldig Leidenden, indem sie ihn auf die Unbeständigkeit des Glückes und auf die gerechte, wenn auch dem Menschen oft räthselhafte Waltung einer göttlichen Vorsehung hinweist, woraus uns die Ueberzeugung werden müsse, daß nur in der Tugend das wahre Glück und die wahre Ruhe zu finden sei. Die Schrift zeugt, wenn auch nicht von einem tiefen philosophischen Wissen, doch von einer edelen Gesinnung, daher das hohe Ansehen, in welchem sie bis in die neuere Zeit stand, und die vielen Uebersetzungen in alle möglichen Sprachen, worunter eine englische der Königin Elisabeth. Die Prosa des Boethius ist im Ganzen rein und fließend; seine Verse in mannigfaltigen, oft künstlichen Metren wohlklingend. Die theologischen Schriften, die unter seinem Namen existiren, sind ihm untergeschoben. Ob Boethius ein Christ gewesen, ist zwar bezweifelt worden, doch, wie es scheint, mit Unrecht.

Magnus Aurelius Cassiodorus (Cassiodorius) Senator war um 480 in Bruttien geboren; er stammte aus einer altrömischen Familie. Schon sein Vater und Großvater hatten sich in Krieg und Frieden ausgezeichnet, und er selbst bekleidete unter Theoderich und dessen Nachfolgern hohe Staatsämter, besonders das eines Geheimschreibers und ersten Ministers. Um 540 zog er sich in das von ihm gestiftete Kloster Vivarium in Bruttien zurück, wo er seinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten lebte. Gestorben scheint er zu sein um 575. Aus der Zeit seiner weltlichen Thätigkeit, wie aus der seiner klösterlichen Zurückgezogenheit ist uns eine Reihe von Werken von ihm erhalten. Aus der ersteren stammen die chronica, eine Art Weltgeschichte von Adam an bis auf das Jahr 519, deren Hauptbestandtheil eine Consularchronik bildet, und variarum (epistolarum) libri XII, eine für die Zeitgeschichte wichtige Sammlung von Rescripten, die er theils im Namen des Theoderich und seiner Nachfolger (B. I—V, VIII—X), theils im eigenen Namen als praefectus praetorio (B. XI—XII) erlassen hat, nebst einer Zusammenstellung von Formularen zu Ernennungsdecreten (B. VI—VII); den Titel wählte er nach seiner eigenen Angabe wegen des je nach der Bildung und dem Stande der Personen, an welche die Edicte gerichtet sind, verschiedenen Stiles. Die 12 Bücher seiner gothischen Geschichte sind nur im Auszuge und in der Bearbeitung des Jordanis aus dem Jahre 551 erhalten. Im Kloster verfaßte er für seine Mönche neben einer Reihe theologischer Schriften um 544 eine Art Encyklopädie, die

noch im Mittelalter häufig gebraucht wurde, institutiones divinarum et saecularium lectionum (oder literarum), deren erste Abtheilung eine Einführung in das theologische Studium und die zweite ein Abriß der 7 freien Künste ist, und noch in seinem 93. Jahre als Anhang dazu eine auf Auszügen der Werke Früherer beruhendes Schriftchen de orthographia. Mit lobenswerthem Eifer sorgte er auch für die Abschriften früherer Autoren.

Am Hofe der oströmischen Kaiser verdrängte die griechische Sprache immer mehr die lateinische, zu deren Studium nur noch die Rechtsgelehrten eine Veranlassung hatten. Unter Justinianus I. (527—565) wurde die letzte und vollständigste römische Gesetzsammlung durch eine Commission, die der Kaiser ernannt und an deren Spitze er den Rechtsgelehrten Tribonianus gestellt hatte, zusammengetragen. So entstand das sogenannte corpus iuris civilis mit seinen vier Theilen: codex Justinianeus (repetitae praelectionis genannt, weil es die Umarbeitung eines schon im Jahre 529 erschienenen, jetzt verlorenen codex ist), eine Zusammenstellung der Constitutionen der Kaiser von Hadrian an in 12 Büchern, publicirt 534, pandectae oder digesta, Auszüge aus den Werken der alten Juristen in 50 Büchern, publicirt 533, und institutiones, ein juristisches Lehrbuch in 4 Büchern von demselben Jahre, hauptsächlich nach Gaius; dazu kamen später noch nachträgliche Verordnungen Justinian's, novellae (constitutiones), zum größten Theil in griechischer Sprache, erhalten in drei Sammlungen verschiedenen Umfanges, deren eine, das sogenannte authenticum (oder liber authenticorum) die griechischen in lateinischer Uebersetzung giebt.

Unter den Grammatikern, die an den Schulen zu Konstantinopel lehrten, nimmt Priscianus aus Caesarea in Mauretanien den ersten Rang ein. Er lebte unter der Regierung des Kaisers Anastasius (491—518). Sein aus früheren Grammatikern zusammengetragenes, im Mittelalter fast ausschließlich benutztes Lehrbuch: institutionum grammaticarum libri XVIII, giebt das ausführlichste System der lateinischen Grammatik, und zwar die 16 ersten Bücher die Formenlehre, die beiden letzten die Syntax, meist nach Apollonius Dyskolos. Es empfiehlt sich durch fleißige Zusammenstellung des Vorgefundenen, zeugt aber von Mangel an Kritik und Sprachsinn. Hierzu kommen noch kleinere Schriften: institutio de nomine, pronomine et verbo (Auszug aus dem größeren Werke); de accentibus; de metris fabularum Terentii; de praeexercitamentis rhetoricis; de figuris numerorum; eine Probe der damaligen Schulpraxis giebt die Schrift partitiones XII versuum Aeneidos principalium, grammatische Fragen über die Anfangsverse der einzelnen Bücher der Aeneide. Von des Priscianus metrischen Arbeiten ist eine Uebersetzung der Periegesis des Dionysius und ein Panegy-

ricus de laude imperatoris Anastasii erhalten; mit Unrecht hat man ihm beigelegt das carmen de ponderibus et mensuris.

Von anderen Dichtern des 6. Jahrhunderts verdienen Erwähnung Ennodius aus Gallien (473—521), Bischof von Pavia, von dem auch Briefe, Reden und ein Panegyricus auf Theoderich erhalten sind; der Etrusker Maximianus, Verfasser von sechs sich an die alten Muster anlehnenden Elegien; Venantius Fortunatus aus Tarvisus (Treviso), um 535—600, zuletzt Bischof von Poitiers, von dessen zahlreichen Gedichten die 11 Bücher miscellanea bedeutenden historischen Werth haben (am bekanntesten als Seitenstück zu Ausonius Mosella X, 10 de navigio suo, Moselreise von Metz bis Andernach), und der Afrikaner Flavius Corippus, der eine Johannis s. de bellis Libycis (Krieg gegen die Mauren, um 550 von Johannes Patricius geführt) in 7 Büchern und in 4 Büchern de laudibus Justini um 570 mit byzantinischer Lobhudelei schrieb. — Aus diesem Jahrhunderte stammt auch noch die im Mittelalter viel gelesene historia Apollonii regis Tyri, die freie Bearbeitung eines griechischen Romanes.

Das gesammte Wissen der Zeit führte Isidorus, Bischof von Sevilla (st. 636), in den etymologiarum (s. originum) l. XX vor, der wichtigsten seiner zahlreichen Schriften historischen, grammatischen und theologischen Inhalts. Das Werk giebt eine meist freilich sehr unvollständige encyklopädische Uebersicht der einzelnen Materien der Wissenschaft mit einer Definition der wissenschaftlichen Begriffe und Objecte durch eine oft wunderliche und willkürliche Etymologie ihrer Bezeichnungen. Die ersten 3 Bücher haben die freien Künste zum Gegenstande, B. IV die Medicin, B. V Jurisprudenz, Chronologie und Geschichte, die in einer kurzen Weltchronik vorgeführt wird; B. VI—VIII handeln von der heiligen Schrift und den theologischen Dingen; B. IX von den Sprachen, von den Völkern, Regierungen, Aemtern und Würden im Krieg und Frieden, von den bürgerlichen und verwandtschaftlichen Verhältnissen; B. X—XX enthalten Worterklärungen, zuerst in alphabetischer Ordnung, dann in verschiedenen Rubriken. Das Werk ist im Mittelalter das verbreitetste Lehrbuch gewesen, woraus man die Kenntniß des Alterthums schöpfte; für uns ist es ein merkwürdiges Document, das uns zeigt, was durch despotischen und hierarchischen Druck zuletzt aus der hohen antiken Bildung geworden war: ein todter Gedächtnißkram, der wenigstens das Gute hatte, daß er die Erinnerung an das Alterthum erhielt, bis die Zeit kam, in welcher es wieder aus dem Grabe erstand und die Welt zu einem neuen geistigen Leben anregte.

Register.

Die römischen Ziffern bezeichnen die beiden Theile des Werkes, die arabischen geben die Seitenzahl an.

A.

B.

C.

H.

J.

N.

O.

P.

Q.

U.

V.

Verzeichniß der Druckfehler.

Band I.

Seite	11	Zeile	4	v. o.	lies	„strengen"	für	„strenge"
″	20	″	19	″	″	„der augustischen"	″	„die aug."
″	29	″	16	v. u.	″	„Entspross'nen"	″	„Erspr."
″	34	″	6	v. o.	″	„139"	″	„130"
″	35	″	6	″	″	„80"	″	„90"
″	38	″	3	v. u.	″	„intestabilis"	″	„testabilis"
″	49	″	7	″	″	„Novius:"	″	„Novius"
″	50	″	9	v. o.	″	„kommt."	″	„komm"
″	52	″	16	v. u.	schalte nach	„verspottet"	ein	„(Tib. 45)"
″	59	″	7	v. o.	lies	„85"	für	„87"
″	61	″	11	v. u.	″	„et"	″	„e"
″	63	″	20	v. o.	″	„Rost"	″	„Rest"
″	68	″	6	″	″	„608"	″	„618"
			16	v. u.	″	„214"	″	„210"
			13	″	″	„ludi"	″	„udi"
″	74	″	4	″	″	„VI"	″	„IV"
″	82	″	11	v. o.	″	„hier?"	″	„hier!"
″	98	″	8	v. u.	″	„heus"	″	„heos"
″	100	″	7	v. o.	″	„Naevius"	″	„Ennius"
″	105	″	21	″	″	„ἐξαπατῶν"	″	„ἐξακατῶν"
″	107	″	11	″	″	„vorkommenden"	″	„vorkommende"
			2	v. u.	″	„534"	″	„554"
″	110	″	22	v. o.	tilge	„er"		
″	113	″	20	″	lies	„große"	″	„großer"
″	116	″	6	″	″	„Hat die"	″	„Hat"
″	122	″	9	″	″	„Standpunct"	″	„Stadpunct"
			8	v. u.	″	„portasque"	″	„portasoue"
″	142	″	9	v. o.	″	„630"	″	„650"
″	143	″	19	″	″	„locum"	″	„loco"
″	175	″	14	v. u.	″	„Heirath"	″	„Heimath"
″	177	″	2	v. o.	″	„Menedemus"	″	„Menemedus"
″	178	″	12	″	″	„den"	″	„dem"
″	180	″	7	″	″	„Praetextendichtung"	″	„Praetextenbildung"
″	188	″	10	″	″	„709"	″	„708"
″	189	″	10	″	″	„Stimme"	″	„Simme"
″	201	″	14	v. u.	″	„dactylische"	″	„dactylsche"
″	217	″	13	v. o.	″	„Prob."	″	„Suet."
″	240	″	8	″	″	„widerlegt"	″	„wiederlegt"

Seite 242	Zeile 2	v. o.	lies „Cassius“	für „Crassus“
„ 252	„ 14	„	„ „einen Tanz“	„ „ein Tauz“
„ 254	„ 23	v. u.	„ „allem“	„ „dem“
„ 263	„ 12	v. o.	„ „Widerspruches“	„ „Wiederspruches“
„ 271	„ 15	v. u.	„ „Praeconinus“	„ „Praeconius“
„ 272	„ 9	v. o.	„ „60“	„ „50“
„ 285	„ 22	„	„ „VI“	„ „IV“
„ 306	„ 16	„	„ „weißt“	„ „weist“
„ 331	„ 19	„	tilge „nur immer“	
	20	„	lies „gewinnt“	„ „geminnt“
„ 347	„ 11	„	„ „29“	„ „20“
	19	v. u.	„ „einzige“	„ „einige“
„ 351	„ 17	„	schalte nach „16“ „Bücher“ ein	
„ 390	„ 14	v. o.	lies „catilinarischen“	für „catilinischen“
„ 421	„ 14	„	„ „einem“	„ „enem“
„ 441	„ 3	„	„ „Rührte“	„ „Rührt“

Band II.

Seite 6	Zeile 21	v. o.	lies „Tischgast?“	für „Tischgast.“
„ 21	„ 4	v. u.	„ „anziehet“	„ „anzieht“
„ 30	„ 11	„	„ ausführlicher“	„ „ausührlicher“
„ 38	„ 4	v. o.	„ „ländlichen“	„ „landlichen“
„ 55	„ 25	„	„ „Welchem“	„ „Welchen“
„ 57	„ 18	„	„ „Und das“	„ „Das“
„ 73	„ 19	„	„ „zeugt“	„ „zeigt“
„ 77	„ 5	v. u.	„ „noch auch“	„ „noch“
„ 110	„ 3	v. o.	„ „Krank“	„ „rank“
„ 114	„ 10	„	schalte vor „(V)“ „IV“ ein	
„ 137	„ 5	„	lies „Macer“	für „Marsus“
„ 143	„ 5	v. u.	„ „Obsequens“	„ „Obsequenz“
„ 177	„ 15	v. o.	„ „der“	„ „die“
„ 183	„ 19	v. u.	„ „das“	„ „der“
„ 184	„ 13	„	„ „von“	„ „mit“
„ 261	„ 22	v. o.	„ „112“	„ „102“
„ 280	„ 14	„	„ „und“	„ „um“
„ 324	„ 4	„	„ „in der Elegie wie“	„ „wie in der Elegie“
„ 325	„ 10	„	„ „Muse“	„ „Muße“
„ 329	„ 19	„	„ „verletzender?“	„ „verletzender“
„ 330	„ 11	„	„ „Enkel“	„ „Ekel“
„ 347	„ 13	v. u.	„ „Ansehen“	„ „Anlehen“
„ 359	„ 11	v. o.	tilge das Komma nach „Bande“	
„ 379	„ 18	„	tilge „auch“	
„ 398	„ 15	„	lies „den“ für „dem“	

Weimar. — Hof=Buchdruckerei.

Munk, Eduard,

Geschichte der römischen Literatur für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte

Bd.: 2

Berlin 1877